[...]e Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

46. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 5 Sgr. = 50 Pf.



Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Achter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Die Blauen und Gelben.



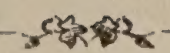
Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Die Blauen und Gelben.

Venezuelanisches Charakterbild.

Von

Friedrich Gerstäcker.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

1.

Der Morgen eines Finanzministers.

Im Hause der Firma Gonzales & Co. in Caracas und in dem luftigen und hohen Lagerraum des Geschäfts, der viel kühler war als das Comptoir, saß der Chef des Hauses, der alte Gonzales, hinter einem Pult mit seinen Büchern beschäftigt, während ab- und zugehende Cargadores eine Reihe von Karren abluden, welche Waaren von Laguayra, der Hafenstadt, heraufgebracht, und nun gleich wieder aus dem Innern gekommenen Kaffee aufladen und zur Verschiffung an die Seeküste führen sollten.

Der alte Herr achtete aber gar nicht darauf; denn zwei seiner jungen Leute waren mit dem Empfang des einen Theils der Güter, wie mit der Auslieferung des andern betraut, und er hatte sich in der That so in ein vor ihm aufgeschlagenes Conto vertieft, daß er nicht einmal die Gegenwart eines fremden Herrn bemerkte, der mit dem Hut auf dem Kopf zwischen den Lastträgern eingetreten und an seinem Pult stehen geblieben war. Erst als sich dieser räusperte und mit einem Buenos dias, Señor, die Hand auf sein Pult legte, sah er, über seine Brille hinweg, nach dem Besuch hinüber und erkannte — gar nicht etwa zu seinem Erstaunen, aber noch viel weniger zu seiner Freude, keine geringere Person als den Finanzminister der Vereinigten Staaten von Venezuela, der ihm vergnügt zunickte und besonders guter Laune zu sein schien.

„Nun, Señor Gonzales, wie geht's?" sagte der kleine, etwas wohlbeleibte Herr, indem er dem Geschäftsmann die Hand über den für ihn ein wenig zu hohen Tisch hinüberreichte — „immer so fleißig bei der Arbeit? Das ist wahr, Ihr Geschäftsleute habt es in der jetzigen Zeit am besten. Ihr thut Eure regelmäßige Arbeit, während wir bei der Regierung manchmal gar nicht wissen, wo uns der Kopf steht und wo wir anfangen und aufhören sollen."

„Nun, Señor Silva," erwiderte der alte Herr, indem er die dargebotene Hand des Ministers ziemlich gleichgültig nahm und ein eigenes, fast sarkastisches Lächeln dabei um seine Lippen zuckte, „Sie haben sich doch wahrhaftig vor allen Anderen nicht zu beschweren, daß Sie mit Arbeiten überladen wären. Alles, was Sie thun, wenn man von Ihnen etwas haben will, ist, daß Sie mit den Achseln zucken."

„Zugegeben, Señor," meinte der Kleine, „habe auch verwünscht gute Ursache dazu, aber — können Sie mir nur einen einzigen Menschen in der ganzen Stadt nennen, der nichts von mir haben wollte?"

„Und doch bekommt keiner etwas," antwortete lachend Don Pedro — wie er gewöhnlich, der spanischen Sitte nach, genannt wurde. „Das Einzige, was mir ein Räthsel bleibt, Señor, ist, daß noch irgend eine Seele dem Staat borgt, denn man könnte es eben so gut hinaus auf die Straße werfen."

„Aber, Don Pedro, Sie gehen zu grausam mit uns um," bemerkte der Finanzminister — „es ist schlimm, ja, aber so schlimm doch noch wahrlich nicht. Unsere Bonds an die Douane —"

„Und wenn man hinkommt und will sie einlösen, so sind die Zahlungen suspendirt —"

„Das war einmal der Fall, weil wir das Geld nothwendig selber brauchten," sagte achselzuckend der Minister, „und ließ sich eben nicht ändern. Es that uns selber leid und wird auch nicht wieder vorkommen."

„Quien sabe! Wunderlichere Dinge sind in den Staaten hier vorgefallen, und das würde mich wenig in Erstaunen setzen, wohl aber, wenn die Regierung einmal einen der von ihr selber ausgestellten Wechsel honorirte."

„Caramba, Señor, Sie nehmen uns stark mit,“ entgegnete der Finanzminister etwas verlegen — „wenn alle Leute so dächten, woher sollten wir dann die nöthigen Fonds bekommen?“

„Es wundert mich eben,“ erwiderte Don Pedro, „daß nicht alle Leute so denken; denn sonst sagt man doch gewöhnlich, daß der Mensch durch Schaden klug würde.“

„Hm,“ sagte Señor Silva, dem das Gespräch unangenehm wurde — „Sie haben gerade viel zu thun — ich sehe, die Waare geht und kommt bei Ihnen, als ob wir mitten im Frieden nnd in den geregeltsten Verhältnissen lebten —“

„Lieber Gott, alle Adern des Geschäfts sind noch nicht unterbunden und wir hoffen eben auf bessere Zeiten, denn diese Zustände können ja nicht mehr lange dauern.“

„Da haben Sie Recht,“ rief Silva rasch — „Sie wissen doch, daß die Revolution in Barcelona völlig unterdrückt ist, und mit unserer Nachbarschaft wird General Colina auch bald fertig werden. Falcon muß ihnen eben den starken Arm und die Faust daran zeigen, nachher werden sie bald genug einsehen, daß sie nur unnützer Weise gegen den Stachel lecken, und den Versuch selbst aufgeben.“

„In der That? Ich hörte heute Morgen gerade das Gegentheil von Barcelona.“

„Von wem?“ frug Silva rasch.

„Que importa,“ meinte der alte Herr, mit den Achseln zuckend, „der Fremde kam gerade vom Osten und behauptete, daß es mit der ganzen Provinz, das Wenigste zu sagen, sehr zweifelhaft stünde, während in den Hauptstädten die Blauen schon vollständig Herr wären.“

„Geschwätz,“ rief unwillig der Finanzminister, „die Regierung muß es doch vor allen Anderen wissen, und der Dampfer Bolivar ist heute Morgen um sechs Uhr erst mit Regierungs-Depeschen in Laguayra eingetroffen. Sie werden mir zugeben, daß die zuverlässiger sind, als was eben ein müßiger Reisender schwatzt. Nein, lieber Freund, die Revolution, wenn wir die Aufhetzungen von einigen Godos*)

*) Godos, die Partei der Aristokraten oder Besitzenden, die in der letzten Revolution den sogenannten Liberalen unterlagen. Godo

überhaupt mit dem Namen belegen können, ist vollständig unterdrückt, und die Regierung hat die Zügel des Landes noch nie fester in der Hand gehabt, als gerade jetzt — nur — in — in mancher andern Hinsicht befindet sie sich ein wenig in Verlegenheit."

„Geld," sagte Don Pedro lakonisch.

„Da Sie es gerade erwähnen, nun ja! — Just im gegenwärtigen Augenblick sind wir etwas knapp und werden genöthigt sein, ein kleines Anlehen zu machen, um vor allen Dingen die Truppen zu bezahlen."

„Und wozu brauchen Sie so viele Truppen, wenn der Aufstand unterdrückt ist?"

„Wir dürfen uns nichts vergeben, lieber Freund. — Wir müssen den Godos zeigen, daß wir jeden Augenblick die Macht und den guten Willen haben, ihnen den Daumen auf's Auge zu setzen, sobald sie nur halbwegs übermüthig werden sollten. Dazu genügt der Bestand eines kleinen Heeres, und mit unseren vortrefflichen Führern, die wir haben —"

„Mein guter Señor," unterbrach ihn der alte Herr, der sonst eigentlich stets außerordentlich höflich und rücksichtsvoll auftrat und es gern mit keiner Partei verderben wollte, in Geldsachen aber eben so gut wie andere Leute ungemüthlich wurde — „allen Respect vor zweien oder dreien von ihnen, aber sonst besteht Ihr Officiercorps gerade gegenwärtig aus einer Bande, der ich wahrhaftig kein halb Dutzend silberne Löffel anvertrauen möchte."

„Sie übertreiben, lieber Freund. Ich gebe Ihnen zu, daß einige rauhe Burschen darunter sind —"

„Neger," sagte Don Pedro.

„Seien Sie nicht ungerecht — ich erinnere Sie an General Colina —"

„El Cólera, wie ihn das Volk nennt," bemerkte der Kaufmann.

„Ich möchte Niemandem rathen, den Namen in seiner Gegenwart auszusprechen."

---

ist im spanischen Südamerika der gehässige Beiname der Altspanier, und derer, die die Tendenzen und Ansichten derselben beibehielten.

Gonzales rückte ungeduldig auf seinem Stuhl umher; er hatte viel zu thun und wußte außerdem, was der Beamte von ihm wollte — Geld — weiter nichts. Weshalb kam er nicht zur Sache und hielt ihn auch noch außerdem so lange von seinen Geschäften ab?

Einer seiner jungen Leute kam und legte ihm ein Papier vor.

„Sie müssen mich entschuldigen, Señor," bat der Kaufmann, „die Leute wollen abgefertigt werden und noch heute nach Laguayra abgehen."

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören," erwiderte der Minister, „ich möchte Sie nur nachher noch um fünf Minuten bitten — ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen."

„Nur nicht wegen Geldes, Señor, denn mein Geldschrank ist in diesem Augenblick fast so leer wie Ihre Staatskasse."

„Wir vereinigen uns vielleicht doch," erwiderte der Staatsmann, ohne sich so leicht abweisen zu lassen — er war an Schwierigkeiten gewöhnt, und während Gonzales erledigte, was eben zu erledigen war, ging er zwischen den aufgelegten Kaffeeproben umher und prüfte die verschiedenen Sorten, als ob er überhaupt etwas davon verstanden hätte. Erst als er sah, daß Gonzales wieder allein an seinem Pult saß, kehrte er zu diesem zurück und begann nun auch ohne weitere Vorrede:

„Sie erwähnten vorhin Geld, lieber Freund."

„Ja, aber nur in abwehrender Weise."

„Aber Sie wollen die Regierung doch nicht im Stich lassen."

„Wären Sie vielleicht so freundlich, sich dieses Conto einmal anzusehen," fragte Gonzales statt jeder andern Antwort, indem er das vor ihm aufgeschlagene große Geschäftsbuch nur einfach herumdrehte, so daß es Silva lesen konnte, — „wie Sie hier bemerken, habe ich die Regierung wahrhaftig nicht im Stich gelassen, aber sie wohl mich, und zwar in unverantwortlicher Weise. Für alle diese Summen: da eintausend, da zwei — hier sogar einmal viertausend, habe ich Anweisungen an das Zollamt, aber das Zollamt zahlt nicht, und

wenn ich dem Lumpengesindel da unten fünfzig Procent bewilligt hätte, würde ich die Hälfte vielleicht als Vollzahlung herausbekommen haben — so aber nicht —"

„Und daß Sie die Anweisungen zurückbehielten, beweist doch gerade wieder, daß Sie Vertrauen zur Regierung hatten und vorher wußten, Sie würden richtige Zahlung dafür erhalten. Jener Zustand war aber vorübergehend, und da wir in nächster Zeit nur durch schon angezeigte Ladungen etwa neunzigtausend Pesos sichere Einnahme erwarten, so können Sie überzeugt sein, daß Ihre Ansprüche dann augenblicklich befriedigt werden."

„Ich wollte, ich hätte das im Vermögen," erwiderte Gonzales trocken, „was Sie schon über die neunzigtausend Pesos an die Douane Checks ausgestellt haben. Doch wie dem auch sei, ich habe augenblicklich kein Geld, wenn ich wirklich den guten Willen hätte, mir noch weiter die Finger zu verbrennen. Da drüben das Kistchen, — das kleine da, was gleich hinter Ihnen steht, ist mein vorläufiger ganzer Kassenbestand, und das soll Ihnen zu Diensten stehen, wenn Sie mir noch eine Anweisung dafür an die Douane geben. Habe ich so viel riskirt, kann ich die Kleinigkeit auch noch daran wagen."

„Und was enthält die Kiste," fragte der Finanzminister, der schon einen verlangenden Blick danach warf.

„Hundert Pesos in Centavos (Kupfer)," erwiderte Gonzales die Achseln zuckend, „ein Schelm giebt mehr als er hat."

„Caramba, Señor," rief der Finanzminister, dem das doch ein wenig stark erscheinen mochte, obgleich ihm in seiner Stellung und ohne Kasse schon Manches geboten war, „ich will Ihr Anbieten für einen Scherz halten, denn Se. Excellenz würden sehr böse werden, wenn sie etwas erführen, was sie nicht gut anders als eine Beleidigung nehmen können."

„Que quiere, Señor," meinte der alte Herr, wiederum die Schultern in die Höhe ziehend, „wie können Sie verlangen, daß wir Geld haben sollen, wo uns der Staat selber das nicht bezahlt, was er uns schuldig ist. Ich bin ebenfalls nicht gewohnt, meine Leute in Kupfer auszuzahlen, und trotzdem wird mir zuletzt nichts Anderes übrig bleiben. Besser in Kupfer, als gar nicht."

„Guten Morgen, Señor!“ sagte der Minister kurz, wandte sich ab und verließ den Laden, denn er war sichtlich durch die letzte Zumuthung gekränkt worden. Der alte Gonzales aber lächelte still vor sich hin, schloß sein Buch und ging an eine andere Arbeit.

Der Minister hatte kaum des Haus verlassen, als ein junger Mann in den Laden trat und auf das Schreibpult des alten Herrn zuschritt.

„Vater!“

Gonzales sah rasch und fast erschreckt empor, als diese Stimme sein Ohr traf.

„José! Du hier? Junge, ich freue mich, daß Du da bist, denn nun ist es doch nicht wahr, was mir mein Bruder gestern von Dir geschrieben hat. Wie geht es Dir?“

„Gut, Vater — aber was hat Dir der Onkel geschrieben?“

„Daß Du den Blauen offen beigetreten und sogar in Victoria gesehen wärest, und zwar in der besten Arbeit, um das Volk gegen Falcon aufzuwiegeln.“

„Jedes Wort davon ist wahr, Vater,“ antwortete lachend der junge Mann, indem er sein schwarzes breites Hutband ein wenig verschob und dem Vater die darunter versteckte blaue Cocarde entgegenhielt.

„Und bist Du wahnsinnig, selbst mit diesem Abzeichen an der Stirn hier in Caracas herumzulaufen?“ rief Gonzales von seinem Sitz emporfahrend und den Blick scheu umherwerfend, „weißt Du, was Dir bevorsteht, wenn es durch irgend einen Zufall entdeckt wird? Der Strick — und hast Du denn nicht einen Augenblick daran gedacht, in welche schwierige, ja gefährliche Lage Du sogar Deinen Vater durch solche Unvorsichtigkeit bringst?“

„Bist Du mit der jetzigen Regierung — mit unserem Präsidenten zufrieden, Vater, und wünschest Du, daß er noch länger so fort regiere, um das Land bald vollständig zu ruiniren?“

„Unsinn, kein vernünftiger Mensch wünscht das,“ erwiderte der alte Mann, „und je eher er zum Teufel gejagt würde, desto besser wäre es für Venezuela — aber —“

„Wer soll ihn fortjagen, wenn nicht eine Partei gegen

ihn die Waffen ergreift?" fuhr José rasch fort. „Das ist ganz richtig, und deshalb haben wir auch die Sache nach besten Kräften in die Hand genommen. Je energischer wir es aber betreiben, desto rascher kommen wir zu Ende, und glaube mir, Vater, Falcon's Creaturen ausgenommen, und die, die er direct besoldet, ist die ganze Stadt, ja das ganze Land gegen ihn."

„Und woher kommst Du jetzt? Ich habe Dich wenigstens seit vier Monaten nicht gesehen — von der Hacienda? — Du warst verreist?"

„Allerdings — ich habe einen großen Theil des Innern durchstreift; direct komme ich jetzt eigentlich von der Hacienda. Da aber dort im Augenblick gar nichts zu thun oder zu versäumen ist, wollte ich Euch doch auch wieder einmal besuchen."

„Eben war der Finanzminister bei mir."

„Ich habe ihn noch aus dem Hause kommen sehen. Er wollte jedenfalls Geld haben; gieb ihm nur um Gottes willen keinen Centavo mehr."

„Ich habe ihm eben die ganze Kiste voll angeboten."

„Und er hat sie nicht genommen?"

„Nein."

„Desto besser. Wenn es gut geht, schneiden wir in Laguayra und Porto Cabello die Douanen ab und hungern dann die Gesellschaft in ihrem eigenen Nest aus."

„Und wer bezahlt mir nachher die Summe, die ich der Regierung schon vorgestreckt habe?"

„Quien sabe! Hoffentlich ist es nicht übermäßig viel; aber wahrscheinlich wirst Du sie in den Schornstein schreiben müssen, denn Falcon rückt von seinem Raube nichts heraus, und wer jetzt von den Beamten, mit der wachsenden Revolution vor sich, nur noch etwas in der Tasche hat, hält das ebenfalls fest. Die Herren werden in der nächsten Zeit nicht einmal mehr etwas zu stehlen finden."

„Und glaubst Du wirklich, daß die Revolution siegen wird?" frug der Vater. „Das Volk haßt schon den Namen der Godos."

„Aber gerade deshalb haben wir die Parteien diesmal

ganz bei Seite gelassen," rief der junge Mann. „Es heißt nicht mehr Godos gegen Liberale, es heißt die Union gegen Falcon. Unsere Hauptanführer und die einflußreichsten Männer gehören theils den Godos, theils den Liberalen an, und von Beiden strömen uns unsere Anhänger zu. Du solltest nur sehen, welche Aufregung im innern Lande herrscht, während im Araguathal die Revolution schon in aller Form organisirt ist."

„Und die Racen? Du bist noch jung und kennst noch nicht die Eifersucht des gemischten Blutes gegen die Weißen. Falcon ist kluger Weise in der Ernennung seiner Generale gar nicht wählerisch gewesen. Die meisten, wenigstens sehr viele von ihnen, haben Negerblut in den Adern, und darum kann er fest auf die untere Klasse rechnen."

„Das wird sich zeigen," sagte José; „übrigens solltest Du einmal bei uns den Generalstab sehen. Reines weißes Blut findet sich nur bei den wenigsten, aber desto mehr indianisches."

„Kommst Du jetzt von der Hacienda?"

„Ja, Vater — ich habe sie wenigstens besucht."

„Und wie steht es draußen?"

„Wie soll es stehen? Was die Regierungstruppen nicht früher weggefangen hatten, um eine Muskete zu tragen, das läuft jetzt zu den Blauen. Unkraut haben wir genug in den Kaffeegärten, weiter nichts, und deshalb schon drängt es Alle, los zu schlagen, um diesem unerträglich werdenden Zustand ein Ende zu machen."

„Und ich wollte doch, er dauerte wenigstens noch eine Weile länger."

„Aber weshalb, Vater — er ruinirt das Land." —

„Ich möchte erst mein Geld von der Regierung haben, ehe sie aus dem Lande gejagt wird."

„Und wie lange müßte das dauern, bis Du von dieser Regierung auch nur einen Centavo wiederbekommst?"

„Wer weiß — die Douane hat Geld und die Freunde Falcon's wissen sich zu verschaffen, was sie brauchen."

„Und gehörst Du zu denen?"

„Nein, aber — ich kenne die Hausgelegenheit, und das ist bei uns die Hauptsache."

„Hausgelegenheit? — wie versteh' ich das?"

„Du brauchst es gar nicht zu verstehen, mein Junge, denn je weniger davon gesprochen wird, desto besser — später erzähle ich Dir die Geschichte vielleicht einmal. Aber weshalb bist Du eigentlich nach Caracas gekommen und nicht lieber draußen auf der Hacienda geblieben? Du kannst hier nichts nützen."

„Ich wollte Euch Alle nur gern einmal wiedersehen und zugleich hören, wie die Stimmung in der Stadt ist."

„Die ist entschieden blau, aber das hat nicht die geringste Bedeutung, denn die Stadt selber erhebt sich nicht, darauf kannst Du Dich verlassen; und blos um zu conspiriren? — Ich sage Dir, José — ich wollte Dich lieber draußen auf der Hacienda, als hier in der Stadt wissen, denn Du kannst hier nichts nützen und — Dich und mich nur in Verlegenheit bringen."

„Aber so schnell kann ich gar nicht wieder fort."

„Du kannst nicht? Also hast Du hier noch einen andern Zweck. Darf ich ihn erfahren?"

José zögerte mit der Antwort. „Lieber Gott," sagte er endlich, „ich bin so lange fort von hier gewesen und — möchte doch auch manche von meinen alten Bekannten wiedersehen."

Der Vater sah den Sohn über seine Brille eine Weile schweigend an. Dieser hatte jedenfalls etwas, das er ihm verheimlichte, denn das ehrliche, offene Gesicht des jungen Mannes konnte nicht lügen — aber er mochte auch nicht in ihn dringen — dazu blieb noch Zeit.

„Warst Du schon drüben bei der Mutter?"

„Nein, ich bin eben erst angekommen."

„Gut — dann geh hinüber — sie hat sich lange nach Dir gesehnt und wird sich freuen, Dich wieder zu sehen. Ich komme auch bald nach."

„Also hasta luego, Vater," rief José, dem es selber lieb schien, die Unterhaltung für jetzt abzubrechen. — Der alte Mann aber blieb noch eine Weile, die Stirn in die Hand gestützt, an seinem Pult sitzen, und Manches war es auch in der That, was ihm herüber und hinüber durch den Kopf ging.

Nicht so ruhig verbrachte indessen Señor Silva seinen Morgen, denn ihm lag die schwere Aufgabe ob, ehe er in

das Ministerium hinaufging, Geld herbei zu schaffen — Geld um jeden Preis, und doch hätte es jeder Hacendero draußen im Lande leichter bekommen, als eben der Finanzminister des Staates selber. Bekam er es aber nicht, dann wußte er auch gewiß, daß er oben vor seinem Bureau schon zehn oder zwölf Menschen traf, die ihn seit acht Uhr da ungeduldig und sehnsüchtig erwarteten. Keiner von allen denen brachte ihm Etwas — im Gegentheil, sie alle wollten von ihm haben, und ausweichen konnte er ihnen nicht mehr, noch sie vertröſten, denn damit hatte er sie schon die letzten vier Wochen immer und immer wieder abgespeist. — Es war rein zum Verzweifeln, und doch spielte die nämliche Scene jetzt fast jeden Tag.

„Da soll ja der Teufel Finanzminister sein!" brummte er, als er an dem dritten venezuelanischen Geschäftshaus mit nichts als „festen Versprechungen" abgefertigt war, und was er von denen zu halten hatte, wußte er nach den eigenen, so oft und oft gegebenen. „Die Canaillen haben Geld, aber sie trauen der eigenen Regierung nicht mehr, weil sie selber alle verrätherische Gesinnungen mit herumtragen. Wenn ich Präsident wäre, wüßte ich wohl, was ich thäte, aber der verdammte Falcon ist nur immer so mit seinen eigenen Plänen beschäftigt, daß er keinen Augenblick mehr für den Staat über hat. — Und wer kann's ihm verdenken," setzte er halblaut und außerdem gegen das ganze Menschengeschlecht erbittert hinzu — „Recht hat er — ganz entschieden, und wenn ich an seiner Stelle wäre, machte ich es genau so. — Ich wollte nur, er wäre jetzt an der meinen" — und mit einem Seufzer betrat er eins der ersten Geschäftshäuser der Stadt, das aber nicht einem Landsmann, sondern einem Deutschen angehörte.

Das Resultat war freilich genau das nämliche, wie bei Gonzales, nur daß ihm hier nicht einmal eine Kiste mit Centavos angeboten wurde.

„Thut mir leid, Señor — nicht ein Peso baar Geld in der Kasse, denn das Letzte hat unser Haus in Laguayra erst gestern an die Douane ausgezahlt. Warum lassen Sie es nicht von da heraufkommen?"

„Aber Sie müssen doch etwas baar Geld in Ihrem Geschäft haben!“ entgegnete der Minister trostlos.

„Haben Sie welches in dem Ihrigen?“

„Caracho, nein, deshalb komme ich ja gerade zu Ihnen.“

„Wir werden bald in ganz Caracas kein Geld mehr haben, Señor, denn wenn das so fortgeht, so begreife ich nicht recht, wo es herkommen soll.“

„Wenn was so fortgeht?“

„Das — Geld. Wo bleibt alles, was die Douanen einnehmen, was in der Stadt geborgt wird? Es verschwindet wie Wasser auf einem heißen Stein, oder in ein Faß mit Löchern geschöpft, und nicht einmal die Soldaten bekommen ihren Sold, viel weniger die Kaufleute ihre geborgten Capitalien wieder. Ich werde in den nächsten Tagen mein Geschäft ganz schließen, um nur gar nichts mehr von der unangenehmen Sache zu hören.“

Señor Silva schob die Hände in die Taschen, drehte sich auf dem Absatz herum und verließ das Haus. Er sah wohl, daß er hier doch nichts bekommen würde, und versäumte nur seine kostbare Zeit, aber er war an anderen Stellen nicht glücklicher. Noch vier andere Häuser, zwei spanische und zwei deutsche, versuchte er mit dem nämlichen Erfolg. Es schien sich heute Alles gegen ihn verschworen zu haben, und in wahrer Verzweiflung die Calle del Comercio hinabschreitend, sah er als letzte Hoffnung eine deutsche Buchhandlung vor sich, mit der er insofern bekannt war, als er dort manchmal Papier borgte und dafür ebenfalls Anweisungen an die Douane gab. Diese aber, da sie nur kleine Summen betrugen, waren ziemlich regelmäßig ausgezahlt worden, und es galt jetzt, dort einmal einen Versuch im Größeren zu machen.

Der Deutsche, ein jovialer Preuße, hatte aber schon an dem Morgen in der Stadt gehört, wie die Sachen standen, und daß der Finanzminister auf der Jagd sei. In der Thür seines Ladens lehnend, die linke Hand in der Tasche, den Hut auf dem Kopf, zuckte ein Lächeln um seine Lippen, als er den Finanzmann herankommen sah.

„Señor Rothe, wie geht es?“ frug der Staatsminister,

als er an ihn hinan kam und ihm freundlich zunickte — „wie machen sich die Geschäfte?"

„Wie Sie sehen, Señor," lautete die Antwort, „ich polire hier meinen Pfeiler mit der Schulter, denn weiter giebt es doch nichts zu thun; aber es ist mir sehr lieb, daß ich Sie heute Morgen sehe; ich wollte selber zu Ihnen hinaufkommen."

„In der That? Kann ich Ihnen mit etwas dienen, Señor?" frug der Minister freundlich, denn eine Liebe ist der andern werth, und wo er zuerst um irgend etwas gebeten wurde, durfte er auch um so leichter auf einen günstigen Erfolg seiner eigenen Sendung hoffen — „was wünschen Sie?"

„Ich habe gerade eine Zahlung zu leisten," erwiderte der Deutsche und mußte sich Mühe geben, ernsthaft zu bleiben, denn der Andere machte ein gar zu bestürztes Gesicht, „und wollte Sie ersuchen, ob Sie mir nicht etwa tausend Pesos vorstrecken könnten. Ich gebe Ihnen vollständige Sicherheit und gute Zinsen. Die Regierung hat in der letzten Zeit so bedeutende Einnahmen gehabt —"

„Caramba, Señor! bedeutende Einnahmen?" rief aber Señor Silva, dem das doch über den Spaß ging, „in meine Kasse ist nichts davon gekommen, — aber Sie machen nur Scherz. Ich wollte gerade bei Ihnen anfragen, ob Sie mir nicht, gegen eine Anweisung an die Douane, ein- oder zweitausend Pesos leihen könnten. Sie wissen, daß diese Checks prompt honorirt werden."

„Von mir Geld?" fragte lächelnd der Buchhändler, — „is nich — no hay — ich zahle nur in Papier und — Siegellack. Ne, das ist zu gut, — jetzt will das Finanzministerium von mir Geld haben."

„Mein lieber Freund," flüsterte Silva geheimnißvoll, „wir gehen großen Ereignissen entgegen, und ich kann Ihnen so viel sagen, daß Sie sich nicht im Licht stehen werden, wenn Sie dem Staat aus — einer augenblicklichen Verlegenheit helfen."

Der Deutsche lachte still vor sich hin. „Macht sich nicht; aber was meinen Sie, Señor, wenn wir zusammen gingen? Wir brauchen Beide Geld, und zusammen haben wir vielleicht mehr Credit als einzeln."

„Ich danke Ihnen, Señor, der Staat weiß sich dann noch auf andere Weise Geld zu verschaffen, — guten Morgen," — und Don Silva schritt steif und verdrießlich die Straße hinab.

„Auf andere Weise?" sagte der Deutsche leise und vergnügt vor sich hin, indem er dem Finanzminister mit den Augen folgte, — „oh ja wohl, die Weise kennen wir genau. Er stiehlt es einfach. Ist das eine Gesellschaft. Wir scheinen hier gerade nicht heidenmäßig viel Geld zu haben."

Gonzales war eben vom Frühstück zurückgekehrt und saß wieder an seinem Pult, als ein Regierungs-Beamter mit zwei Soldaten, aber ohne Gewehre, in das Lagerhaus trat, eine Empfehlung von Señor Silva ausrichtete und ihn bat, ihm — die Kiste mit Centavos auszuliefern. Er legte dabei ein paar Zeilen des Ministers — die einfach die Bitte dahin aussprachen, auf den Tisch.

Gonzales nahm das Papier und betrachtete es aufmerksam.

„Ja, lieber Freund," meinte er dann, „das ist Alles recht schön und die Kiste können Sie bekommen — ich habe es einmal versprochen, aber Señor Silva muß mir dafür erst eine Anweisung an die Douane einschicken, denn ohne Sicherheit geb' ich nicht gern Geld aus den Händen."

„Gut, Señor," erwiderte der Beamte, „da ich aber die Leute gerade hier habe, können sie wohl das Kistchen gleich mitnehmen? Señor Silva war in Eile. Ich bringe Ihnen nachher das Papier, wenn ich wieder vorbeikomme."

„Bringen Sie mir erst das Papier, lieber Freund; in einem Geschäft muß Alles seine Ordnung haben, und die Leute mögen indessen hier bleiben. Es ist viel besser, die warten, als ich; sie haben doch nichts zu thun."

Der Beamte biß sich auf die Lippe, aber es war eben nichts zu machen, denn mit Gewalt konnte er nicht vorgehen. Er befahl den Soldaten, dort zu bleiben, bis er wieder zurückkehre oder den Zettel schicke, und schritt eilig die Straße hinab. Etwa eine Viertelstunde später kam ein anderer Soldat, der die Anweisung vor Señor Gonzales auf den Tisch legte und schweigend davor stehen blieb. Der alte Herr prüfte sie aufmerksam durch seine Brille, und sie dann vor sich unter einen Briefbeschwerer legend, sagte er:

„So, Leute — das kleine Kistchen dort, das da hinter Euch steht — es ist ziemlich schwer. Nehmt Euch damit in Acht. Meine Empfehlung an Señor Silva!“

Die Leute hoben das Kistchen auf und verließen damit den Laden. Der Soldat, der den Zettel gebracht hatte, blieb aber noch stehen und sah den Handelsherrn halb verlegen, halb lächelnd an.

„Nun, Amigo?“ fragte dieser, „ist sonst noch etwas auszurichten?“

„Un realito, Señor — nada mas, por comida.“*)

Gonzales lachte, griff in die Tasche, gab dem Burschen einen Real, und dieser folgte jetzt mit einem vergnügten „Dios lo pague“ (der liebe Gott möge es Ihnen wieder bezahlen) seinen Kameraden die Straße hinab.

2.

Señora Corona.

Nahe der Plaza de San Francisco stand ein sehr großes, aber besonders freundliches und selbst elegantes Haus, das mit seinen grau angestrichenen und in den reichen Verzierungen sogar vergoldeten Fenstergittern wie mit Oelfarbe gemalten Wänden sehr zu seinem Vortheil gegen die Nachbarhäuser abstach. Ebenso konnte man auch schon von außen erkennen, daß das Innere desselben dem ersten Eindruck vollkommen entsprach, denn die blitzenden Fensterscheiben mit den reichgestickten weißen Gardinen dahinter ließen vermuthen, daß ein recht wohlhabender Kaufmann oder vielleicht ein reicher Hacendero, der sich von seinen Geschäften nach der Hauptstadt

---

*) Ein Realchen, Señor, nichts weiter, für Mittagbrod — realito, Diminutiv von Real — gewöhnlich von Bettlern gebraucht.

zurückgezogen, dort seine Heimath und diese so geschmackvoll als möglich hergerichtet habe. Und doch bewohnte das Haus nur die Wittwe eines in Angostura verstorbenen Kaufmanns mit ihrer einzigen Tochter. Wenn die Damen aber auch ziemlich zurückgezogen lebten und besonders selten auskamen, so sahen sie doch sehr vielen Besuch bei sich und gaben sogar dann und wann kleine Tertulias, zu denen natürlich auch junge Herren gezogen wurden.

Señora Corona war noch eine stattliche Frau, vielleicht achtundvierzig Jahre alt, und mußte einmal in ihrer Jugend bildhübsch gewesen sein, ja zeigte sogar die Spuren selbst jetzt noch in ihren Zügen und großen, schwarzen Augen, wie den fein geschnittenen Lippen. Von kräftigem Körperbau war sie dabei, mit einem sehr resoluten Zug um den Mund und in den etwas zusammengezogenen Brauen, zu dem ein kleiner leichter Anflug eines schwarzen Schnurrbarts auf der Oberlippe recht gut paßte; auch entsprach ihr Charakter vollkommen ihrem Aeußern und ließ an Festigkeit nichts zu wünschen übrig.

Sie hatte auch schon Beweise davon gegeben, und es hieß sogar in der Stadt, daß sie bei der letzten Revolution, kurz vor der sie nach Caracas gezogen, den gegenwärtigen Präsidenten Falcon einmal aus wirklicher Lebensgefahr gerettet habe. — Das Nähere darüber erfuhr man freilich nicht, möglich auch, daß es ein bloßes Gerücht war. Ebenso blieb auch ihr früheres Leben, über das sie nie selber sprach — in Dunkel gehüllt. Nur so viel stand fest: sie hatte anfangs in großer Zurückgezogenheit und außerordentlich einfach, man wollte sogar behaupten, dürftig gelebt. Möglich, daß sie ihre Gelder erst nach und nach einbekommen konnte, jetzt dagegen schien sie das Versäumte nachzuholen.

Ebenso aber, wie ihre Vermögensverhältnisse, schienen sich auch ihre politischen Gesinnungen geändert zu haben, etwas, das in der Welt leider nur zu häufig vorkommt. So lange sie selber in anscheinender Dürftigkeit lebte, war sie entschieden föderal und gegen die Godos oder Besitzenden erbittert gewesen. Jetzt dagegen hatte sich das so vollkommen geändert, daß sie sogar gegen Falcon Partei nahm und für eine der

eifrigsten Anhängerinnen der Revolution galt, wie sich denn auch in ihrem Hause nur Solche versammelten, die ganz entschieden der revolutionären oder „blauen" Richtung angehörten.

Es ist wahr, viele sehr anständige Familien in Caracas hatten einen näheren Verkehr mit ihr abgelehnt, ohne einen andern Grund als ganz unbestimmte Gerüchte über den zweifelhaften Charakter der Dame angeben zu können, — andere aber, besonders wenn sie der extremen Richtung angehörten, verkehrten wieder sehr gern mit ihr, und zumal für die jungen Leute hatte sie in ihrem Hause einen Magnet, dessen Zauber sich nur wenige entziehen konnten — ihre Tochter Isabel.

Isabel war wirklich eine Schönheit, selbst unter den vielen und reizenden Jungfrauen der Stadt. Hoch und schlank gewachsen, von üppigen Formen, mit schneeweißem Teint und großen blitzenden schwarzen Augen, zeigte sie ein tadellos edles Profil, während ihr, wenn sie lächelte, zwei Grübchen in den Wangen und eins am Kinn einen ganz hinreißenden Zauber verliehen.

Schon manches Unheil hatte sie auch unter der jungen Männerwelt angerichtet. Ein junger Kaufmann, den sie erst zu begünstigen schien und dann abwies, schoß sich eine Kugel durch den Kopf — ein paar Officiere sollten sich sogar ihretwegen gefordert haben, wenn es auch nicht zum wirklichen Duell gekommen war — und gegenwärtig wurde sie wieder von einer ganzen Schaar von Anbetern umgeben, die sie, wie Motten ein Licht, umschwärmten und sich aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls die Flügel verbrannten. Freundlich blieb sie jedenfalls mit Allen, lachte mit ihnen und hatte ihre Kurzweil, wich aber allen ernsten Gesprächen rasch und geflissentlich aus — und doch war der Charakter dieses wunderlichen und wunderlieblichen Wesens weit eher ernst als heiter.

Es gab Stunden, wo sie sich in ihr Zimmer einschloß und Niemandem den Zutritt verstattete — selbst nicht ihrer Mutter, und trat sie dann wieder heraus, so schien es fast, als ob sie verweinte Augen habe. Nagte ein geheimer Kummer an ihrem Herzen? Niemand konnte es ahnen, oder es ihr noch weniger ansehen, wenn sie Abends, zum Tanz geputzt — und geschminkt, wie leider die meisten Damen in Caracas — bei

den munteren Tönen des Instruments, von allen Fröhlichen die Fröhlichste, dahin flog und ihr silberhelles Lachen dann durch die Räume drang.

Ihrer Mutter konnten diese einzelnen trüben Stunden allerdings nicht entgangen sein — aber sie sprach nie mit ihr darüber, oder frug sie nur danach. Wußte sie den Grund? — jedenfalls nahm sie die Sache außerordentlich kaltblütig und quälte sich keinesfalls darum. Señora Corona hatte mehr zu thun, als sich um Mädchenlaunen zu bekümmern, und über Tag ließen ihr die zahlreichen Besuche oft kaum Zeit zum Nachdenken.

Auch heute gegen Mittag hatte sich wieder ein kleiner Kreis von Damen in ihrem Boudoir versammelt, und es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß gerade die Damen in Venezuela so lebendigen Antheil an der Politik nahmen und — sonderbarer Weise fast Alle, wenigstens in der ungeheuern Mehrzahl — der revolutionären Partei angehörten. Aber man hatte heute auch wichtige Nachrichten zu besprechen; denn während in Barcelona der Sieg der Revolution schon nicht mehr zweifelhaft war, sollten sich nun auch in Valencia Schwärme bilden. Also drohte der Regierung im Osten und Westen zugleich Gefahr, und jetzt war auch Kunde über die Stimmung im Süden angelangt.

„Señora Corona (die eigentlich in der Stadt ihres robusten Aeußern sowohl, als einer Angewohnheit wegen, den spanischen Ausruf „Caramba“ etwas mehr als nöthig zu gebrauchen, auch häufig Señora Caramba genannt wurde) bestritt diese Angaben auf das Lebhafteste. Sie wollte erst kürzlich Briefe aus Barcelona selber, wie von der Lagune im Thal von Valencia erhalten haben, und denen nach sollte gerade im Gegentheil ein Umschlag in der Stimmung stattfinden. Die Leute bekamen es satt, in der ewigen Unruhe zu leben und wollten wieder daran gehen, ihre Aecker zu bebauen und Vieh zu züchten, denn das Verlangen nach Producten stieg, und nirgends waren Vorräthe, um es zu befriedigen.

„Und für wen sollen sie das Land bauen?“ fragte Señora Hierra, deren Gatte Caracas hatte verlassen müssen, weil ihn

die Regierung hochverrätherischer Handlungen wegen wollte verhaften lassen. „Für die Gelben, nicht wahr? für das Lumpengesindel, das den Leuten in die Häuser bricht und ihnen die letzte Kuh aus dem Stall, die letzte Stange Zuckerrohr aus dem Felde holt? — Sie wären Thoren, wenn sie's thäten, bis sie nicht den Blutsauger, den Falcon, erst einmal aus dem Land gejagt haben."

„Caramba! Señora," rief die alte Dame lachend — „Sie gebrauchen starke Ausdrücke, und wenn die Sr. Excellenz zu Ohren kämen, möchte ich nicht in Ihren Schuhen stehen. — Aber Sie thun ihm auch Unrecht — Sie wissen, ich bin keine Anhängerin des jetzigen Systems und wünschte wohl selber, daß Manches anders und besser stände, aber Falcon ist nicht immer daran schuld, und ich weiß aus guter Quelle, daß er gerade jetzt dabei ist, eine Menge von Mißständen entweder gründlich abzuschaffen oder wenigstens zu mildern. Caramba! man muß dem Mann doch auch Zeit lassen, um seine Reformen durchzuführen, und wenn er es dann nicht thut, nun gut, dann sind wir im vollen Recht, dagegen zu protestiren und meinetwegen auch zu handeln."

„Beste Señora," warf eine der anderen Damen ein, „ich glaube, wir können das recht gut den Reconquistadoren *) überlassen, denn die werden wohl bald mit dem braven Herrn Falcon fertig werden."

„Meinen Sie wirklich?"

„In der That." —

„Aber jedenfalls noch Geheimniß?"

„Gar nicht," sagte die bezeichnete Dame, „wenigstens nicht hier. Im Osten und Westen ist die Revolution offen ausgebrochen, und jetzt fängt es im Süden auch an. Mein Mann ist dort. In Calabozo haben sie sich offen für die Revolution erklärt und wollen in der nächsten Zeit auf San Juan del Morro und von da auf Ortiz, Villa da Cura und

*) Reconquistadores oder Wiedereroberer nannte sich die revolutionäre Partei, die man nach ihrem blauen Band um den Hut auch kurzweg die blaue nannte, während die Regierungstruppen ein gelbes Band um die Hüte trugen und danach im Gegensatz die Gelben genannt wurden.

Victoria marschiren, um Caracas von drei Seiten einzuschließen. Aber bitte, erwähnen Sie noch nichts davon in der Stadt, damit Falcon nicht gewarnt wird, denn die Depeschen von daher fangen die Blauen alle auf."

„Caramba!" rief Señora Corona erstaunt aus, „ja, dann steht es freilich schlecht mit der Regierung und Señor Falcon wird wohl die längste Zeit regiert haben. Nun, mir ist's gewiß recht; wenn sich die Godos nur auch der gestellten Aufgabe gewachsen zeigen!"

„Aber die Godos allein haben mit der Revolution gar nichts zu thun," bemerkte Señora Paez, eine andere Dame — „das Parteiwort ist „die Union", die Godos in Verbindung mit den Liberalen, um nur dies Plünderungssystem zu brechen, das jetzt im Lande ausgeübt wird. Denken Sie nur, mein Mann hat schon seit drei Monaten eine Anweisung auf die Douane für fünfzehnhundert Pesos, und glauben Sie, daß sie ihm ausgezahlt wird? — Gott bewahre! Fünfzehn Procent haben ihm die Schufte da unten geboten, dann wollen sie ihm das Geld geben, und das andere stecken sie natürlich in die Tasche."

„Nun natürlich," meinte Señora Hierra, „wenn der Präsident stiehlt, weshalb sollen sich die unteren Beamten einen Maulkorb vorbinden? Ich verdenk's ihnen gar nicht; aber daß das nicht länger so fortgehen kann, sieht ein Kind ein."

„Aber die Revolution hat da unten im Süden keinen Kopf," sagte Señora Corona; „die Hauptführer sind alle in Barcelona, und ohne Haupt können sie nichts ausrichten."

„Andres Alvarado steht an der Spitze der dortigen Reconquistadoren," erwiderte Señora Hierra, nicht wenig stolz auf ihre genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse, „und Adolfo Garcia befehligt die Streifcorps, die jetzt gerade zusammengezogen werden sollen."

„Caramba! — Alvarado, der Indianer?" rief Señora Corona; „was versteht ein Indianer von der Kriegführung?"

„Entschuldigen Sie, Señora," entgegnete die Dame Hierra, die selber ein wenig indianisches Blut in ihren Adern hatte, während ihr eigener Mann fast der vollen Race angehörte —

jedenfalls Mestize war — „unter den Indianern finden Sie außerordentlich tüchtige Leute, und die Zeit ist vielleicht gar nicht so fern, wo gerade die Indianer die Stellung im Lande wieder einnehmen werden, aus der sie nur für eine Zeitlang durch die Schwärme der Eroberer verdrängt wurden. Glauben Sie mir, daß gerade diese Hoffnung eine Menge von wackeren Kräften unter die Fahne der Reconquistadoren versammelt hat, und wenn es einmal zum Kampfe kommt, werden Sie sie in den ersten Reihen finden."

„Oh, daran zweifle ich sicher nicht, Señora," antwortete die alte Dame, die an die Abstammung von Señor Hierra in dem Augenblicke gar nicht gedacht hatte und wohl merkte, daß sie da eine wunde Stelle berührte. „Die Indianer sind jedenfalls eine tapfere Nation, und ich will recht von Herzen wünschen, daß sie ihren Zweck erreichen. Sie wären auch wahrscheinlich in mancher Hinsicht vortheilhafter zu verwenden, denn unter der weißen Race haben wir da schon bittere Erfahrungen."

Sie horchte auf, denn draußen wurde an die Thür geklopft und sie hörte, wie einer der Diener hinging, um zu öffnen — kam noch ein neuer Besuch? — sie wäre so gern den alten losgewesen, und jetzt wurde sie hier noch immer länger zurückgehalten, wo ihr der Boden schon anfing unter den Füßen zu brennen. — Sie hatte so viel zu thun.

Gleich darauf meldete der Diener Señor Oleaga, Minister der Justiz und des Innern, und die Damen fuhren bestürzt von ihren Sitzen empor, denn was hatte gerade der Minister hier zu thun, wo sie sich noch inmitten des revolutionärsten Gespräches befanden. Selbst Señora Corona war überrascht, rief aber auch gleich darauf mit ihrer tiefen, sonoren Stimme nach außen zu:

„Entre, Vd. Señor — entre! Caramba, Sie wollen doch nicht draußen vor der Thür stehen bleiben?"

Señor Oleaga betrat das Gemach. Es war eine hohe, vornehme Gestalt in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, den schwarzen kleinen Schnurrbart leicht gekräuselt und ein ewiges Lächeln auf den glatten Zügen.

„Señoritas, ich würde unendlich bedauern, wenn ich glauben müßte, gestört zu haben.“

„Caramba, Señor, machen Sie keine Umstände,“ rief die Señora vom Haus, jede weitere Antwort abschneidend. — „Sie sind uns Allen willkommen. Nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich, und dann erzählen Sie uns, was Sie zu mir führt, denn Geheimnisse haben wir ja doch wohl nicht mit einander?“

„Geheimnisse? Nein,“ erwiderte der Señor, der durch die unceremoniöse Anrede der Dame doch ein wenig außer Fassung gekommen war und den Blick dabei im Kreis umherschweifen ließ. Er schien noch nicht recht zu wissen, wo er sich eigentlich befand. Die Anwesenheit der Señora Hierra, die er genau kannte, ließ ihm zwar über den Charakter der Gesellschaft kaum noch einen Zweifel; die Aufforderung der Dame vom Hause war aber so bestimmt gewesen, sie mußte am besten wissen, was sie zu thun hatte; ein Geheimniß konnte die Sache außerdem nicht bleiben, und so förmlich gezwungen, einmal in seinem Leben gerade heraus zu reden und die Wahrheit zu sagen, fuhr er fort: „Eigentlich sollte ein anderer Bote mit dem ehrenvollen Auftrag bedacht werden; da ich mir aber das Vergnügen nicht versagen wollte, der Träger einer außergewöhnlichen Auszeichnung zu sein, die Ihnen Se. Excellenz unser großmüthiger Präsident Falcon zugedacht, so habe ich dies freudige Amt selber übernommen und überreiche Ihnen hiermit im Namen Sr. Excellenz, in Anerkennung Ihrer loyalen Gesinnung und früherer, dem Präsidenten selber und persönlich geleisteter Dienste, das Diplom als Generala erster Klasse mit einem monatlichen Gehalt von dreihundert Pesos ohne Abzug.“

„Als General!“ rief Señora Corona, bald das große Couvert, das er ihr entgegenhielt, bald den Mann selber erstaunt betrachtend, und die übrigen Damen saßen dabei, als ob sie aus Stein gehauen wären.

„Als Generala,“ wiederholte aber der Minister mit seinem freundlichsten und wohlwollendsten Lächeln, „eine Auszeichnung, die Sie nur noch mit zwei anderen Damen Venezuelas, viel-

leicht des ganzen Continents theilen, und die gerade durch ihre Seltenheit um so viel werthvoller wird.“

„Aber ich begreife noch immer nicht,“ stammelte die Dame.

„Bitte, lesen Sie nur das Document,“ bat aber der Höfliche, „Sie bekleiden von jetzt ab Generalsrang im Staate. Die Auszeichnung liegt gleich dabei, die Soldaten müssen vor derselben in's Gewehr treten, und der monatliche Gehalt wird Ihnen an jedem Ersten regelmäßig ausgezahlt.“

Señora Corona, sonst gar nicht so leicht außer Fassung gebracht, war doch durch das Neue dieser Situation und die Verleihung einer Würde, von der sie bisher auch noch nicht die entfernteste Ahnung gehabt, wirklich überrascht worden; aber das dauerte nicht lange. Sie riß das Couvert auf, und der erste Ausruf, der ihr entfuhr, als ihr eine Medaille darin entgegenblickte, war allerdings: „Caramba!“ — aber sie faßte sich rasch, und selbst noch während sie das Schreiben, kaum den Sinn verstehend, durchlas, wanderten ihre Gedanken zu dem Kreis zurück, in dem sie sich befand, und ob es nicht doch am Ende besser gewesen wäre, gerade diesen Brief privatim entgegengenommen zu haben. Das aber war einmal geschehen und sie selber auch bald entschlossen, wie sie handeln müsse.

„Mein lieber Herr,“ sagte sie, indem sie das Papier wieder zusammenfaltete, „Se. Excellenz legt viel zu großen Werth auf eine Handlung, die fast eben so sehr der Menschlichkeit als seiner Person galt, aber es gefällt mir von ihm. Es zeigt, daß er ein dankbares Gemüth hat, und ich bitte Sie, ihm in meinem Namen einen herzlichen Dank für die Ehre auszusprechen.“

„Ich werde nicht ermangeln. Also Sie nehmen es an?“

„Ich? — nun gewiß — aber, Caramba! was mir noch einfällt: Uniform brauche ich hoffentlich nicht zu tragen?“

Der Hofmann sah sie ganz verdutzt an; jetzt aber hielten sich die übrigen Damen auch nicht länger, denn schon das unter Gewehrtreten und die Medaille war ihnen komisch vorgekommen. Dem Fasse wurde aber der Boden ausgestoßen, als Señora Corona mit ihrem gewöhnlichen Caramba frug, ob sie auch Uniform tragen müsse, und wie sie sich das Bild

nur oberflächlich ausmalten, da brach der Damm und sie platzten gerade heraus. Oleaga selber versuchte natürlich ernsthaft zu bleiben, denn der Scherz vertrug sich nicht mit der ganzen Botschaft — aber es ging nicht. Er nahm die Unterlippe zwischen die Zähne; vergebens. Erst lächelte er, aber die Augen wurden ihm immer größer; er brachte kein Wort der Erwiderung über die Lippen, bis er sich auch nicht länger halten konnte. Er lachte wirklich — aber nur ganz kurz, und hielt dann augenblicklich wieder wie erschreckt inne, denn er durfte seiner Stellung nichts vergeben.

„Nein, das ist zu göttlich!" — rief Señora Paez — überdies eine muntere und sehr lebhafte Frau — „wenn ich mir unsere Corona in Uniform, das gelbe Band um die Mütze, den Schleppsäbel an der Seite denke — hahahaha!"

„Und wenn die Soldaten präsentiren, muß sie wieder grüßen," rief Señora Hierra, — „kostbar, dann geh' ich den ganzen Tag mit ihr spazieren und an allen Wachen vorbei, — hahahaha!"

„Muß sie denn auch eine kurze Jacke tragen?" frug jetzt eine kleine, etwas runde Dame aus der Nachbarschaft, die noch gar nicht gelacht und sich nur im Geist, und wirklich entsetzt, die Figur ausgemalt hatte; und jetzt ging das Gelächter von Neuem los, in das nun auch Señor Oleaga mit einstimmte, denn der Gedanke war wirklich zu komisch.

„Aber, Señoritas," rief er endlich, sich gewaltsam zusammennehmend, denn er durfte sich ja bei seiner Sendung keine solche Blöße geben, — „wo denken Sie nur hin? Es wird doch wahrhaftig von keiner Dame verlangt werden, Uniform zu tragen. Es ist ja nur eine Auszeichnung, die ihr zugedacht wurde, ohne ihr dadurch die geringste Pflicht aufzuerlegen. Der Staat rechnet nicht auf die Dienste, sondern nur auf die guten Wünsche und freundlichen Gesinnungen der Señora, und in diesem Sinne bitte ich das Geschenk aufzunehmen. Aber Sie entschuldigen mich, meine Damen, — meine Zeit ist gemessen, und ich muß mir erlauben, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen. Señora, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu Füßen zu legen," — und mit einer allgemeinen Verbeugung, der sich eine tiefere gegen die Dame des Hauses

anschloß, verließ Señor Oleaga das Zimmer und gleich darauf das Haus.

Isabel war ebenfalls mit gegenwärtig gewesen, aber sie hatte keine Silbe gesprochen, noch weniger in das Lachen der Uebrigen mit eingestimmt. Ein merkwürdiger Ernst lag auf dem Antlitz des schönen Mädchens, und einmal war es sogar, als ob sich ein Zug von Bitterkeit und Zorn um ihre Lippen legte. Wenn so, verschwand er aber bald wieder und ließ nur dem früheren Ernst Raum, und als Señor Oleaga das Zimmer verlassen hatte, entfernte sie sich ebenfalls, ohne daß ihr Fortgehen von den Uebrigen bemerkt worden wäre.

Die Damen hatten übrigens jetzt auch Anderes zu thun, als auf das junge Mädchen zu achten, denn selbst das Komische der Situation war im Nu vergessen, und man fing an die Sache von der andern Seite zu betrachten: Was hatte diese ganz außergewöhnliche Auszeichnung einer Frau, die, so viel man wußte, vollständig auf Seiten der Revolution stand, zu bedeuten? War sie für die andere Partei gewonnen, oder sollte das erst dadurch bezweckt werden — und Beides ließ sich denken, denn der eigene Vortheil leitete ja doch nur zu häufig die Politik des Landes.

Señora Hierra gab diesen Gedanken zuerst Worte:

„Was in aller Welt hat das zu bedeuten, Amiga?" rief sie, die Hände zusammenschlagend, aus. „Verkehren Sie denn mit diesem Falcon, daß er ihnen so auf einmal einen Generalsrang an den Hals wirft? General eine Frau! Es ist noch gar nicht dagewesen und wird großen Eindruck machen. Sie werden jetzt etwa der Zweitausendste sein."

„Verkehren? ich?" erwiderte Señora Corona, die Lippe emporwerfend; „was hätte ich mit Falcon zu verkehren? Es ist die alte Geschichte von damals, ein etwas sonderbares Zeichen von Dankbarkeit für einen geleisteten Dienst, das außerdem ein wenig spät kommt, denn bei mir hatte Falcon bis jetzt seinen Beinamen: „Der Großmüthige" noch nicht bewährt."

„Nein, das ist mehr als das!" rief aber Señora Hierra lebhaft aus, „wenn Sie nicht mit ihm verkehren, so hat das auch einen andern Grund, denn Falcon ist klug genug. Um-

sonst hat er nicht diese Unmasse von Generalen geschaffen; die Städte wimmeln ja von ihnen, und kein Steuerbeamter, kein Polizeidiener fast läuft in den verschiedenen Orten herum, der nicht den Generalsrang hätte. Aber was bezweckt er damit? — nur sich einen festen Anhang in der Bevölkerung zu sichern, nur um Leute aller Art zu haben, die zu ihm stehen, weil sie von ihm bezahlt werden, oder doch von ihm bezahlt zu werden hoffen, denn bekommen thun die wenigsten etwas."

„Das ist richtig," meinte Señora Paez, „überall, wo er glaubt, daß irgend ein Mann Einfluß auf seine Umgebung besaß, und wenn es ein erbärmlicher Neger war, der nur unter der niedrigsten Volksklasse seine Freunde hatte, wurde er gleich zum General gemacht."

„Der Zollschreiber unten in Laguayra," sagte die andere Dame, „hat ebenfalls den Rang bekommen, nur weil sein Bruder eine große Pulperia hält und viele Menschen dort verkehren und politisiren. Oh, der ist schlau, das kann ich Ihnen sagen!"

„Ja wohl," bestätigte Señora Hierra, „und das ist auch die Ursache, weshalb Sie zum General befördert wurden — General! es klingt zu lächerlich. Falcon hat seine Spione ja überall — der weiß recht gut, welche politische Farbe hier in Ihren Kreisen vertreten ist, und daß ihm das nicht gleichgültig sein kann, versteht sich von selbst. Jetzt hat er einen Haken ausgeworfen, und noch dazu mit einem recht hübschen Bissen daran, dreihundert Pesos monatlichen Gehalt, und angebissen haben Sie schon."

„Ja," erwiderte lachend Señora Corona, auf das Gleichniß eingehend, „die Lockspeise hab' ich genommen, aber den Haken nicht — kluge Fische sind nicht so leicht zu fangen, und er wird noch oft frischen Köder aufstecken müssen, ehe er mich zu seiner Partei hinüberziehen kann."

Die Damen waren unruhig geworden und fingen an nach ihren Hüten zu suchen. Natürlich! Die Neuigkeit brannte ihnen auf der Zunge, und sie konnten die Zeit nicht erwarten, um sie unter günstigen Verhältnissen los zu werden. Die Señora Caramba General geworden — es war zu kostbar und mußte so rasch als möglich verwerthet werden.

„Und Sie wollen schon fort?“

„Ach, liebe Corona, ich habe zu Hause so viel zu thun — mein ältestes Mädchen hustete, als ich fortging — das Kind ist immer so zart; man darf es kaum aus den Augen lassen.“

„Und mein Mann klagt auch über Halsschmerzen — es ist ein wahrer Jammer, was man in jetziger Zeit mit den Männern für Noth hat.“

„Und ich habe in Gedanken die Schlüssel zu der Speisekammer eingesteckt. Wenn „Meiner“ jetzt nach Hause kommt, kann er nicht einmal etwas zu essen haben, und die Sitzung muß bald aus sein.“

„Auf Wiedersehen, liebe Freundin.“

„Morgen fragen wir einmal wieder vor, wie Sie in Ihrer neuen Würde geschlafen haben —“

„Ja wohl, und ob Sie nicht durch die Epauletten genirt wurden — hahaha!“

„Aber wo ist denn Isabel geblieben? — Sie war doch vorhin hier.“

„Ich weiß es nicht, ich habe sie nicht hinausgehen sehen.“

„Also auf Wiedersehen, beste Freundin, auf Wiedersehen,“ und die kleine Gesellschaft brach gemeinschaftlich auf, zerstreute sich aber schon vor der Hausthür nach allen Seiten. — Keine nöthigte auch die Andere mit ihr zu gehen, denn jede hatte ihre besonderen Wege und Keine von Allen schlug, trotz den vorgeschützten dringenden Geschäften, trotz Husten des Kindes, Halsschmerzen des Mannes oder eingestecktem Speisekammerschlüssel, den nächsten Weg nach Hause ein.

Die Folge davon blieb nicht aus. Noch an dem nämlichen Abend gab es kein einziges Haus in ganz Caracas — die ärmlichste Negerwohnung eingerechnet —, wo nicht das Tagesereigniß besprochen worden wäre, und das Thema drehte sich überall um die Worte:

„Señora Caramba ist General geworden.“

Señora Corona blieb indessen, als ihre „Freundinnen“ Abschied von ihr genommen, noch in tiefes Nachdenken versunken im Zimmer stehen.

„Ob sich denn das nicht auf eine andere, bessere Weise hätte bewerkstelligen lassen?“ sprach sie leise vor sich hin —

„aber dann freilich," setzte sie mit einem verächtlichen Zug um den Mund hinzu — „hätte der Staat nicht die Zahlungspflicht zu übernehmen brauchen, sondern Falcon selber in die Tasche greifen müssen. Wo warst Du, Isabel?" fuhr sie empor, als das junge Mädchen plötzlich das Zimmer wieder betrat und ihren gewohnten Platz am Fenster einnehmen wollte.

„Wo ich war — auf meiner Stube. Weshalb?"

„Du hast doch noch gehört, was mir Oleaga gebracht hat?"

„Ja."

„Und was hältst Du davon?"

„Ich begreife Falcon nicht —"

„Ich begreife ihn recht gut," erwiderte die alte Dame — „aber ein so auffallender Schritt —"

„Sagen Sie lieber ein so lächerlicher. Die Stadt wird sich herrlich darüber amüsiren."

„Bah, was mich das kümmert!" erwiderte achselzuckend die Señora; „acht Tage sprechen sie davon, dann denkt kein Mensch weiter daran, und daß die Woche recht bald anfängt, dafür werden die Hierra, Paez und die Anderen sorgen, denn sie brannten darauf, hier fort und zu ihren Freundinnen zu kommen. Aber ich muß augenblicklich an Falcon schreiben — um ihm für die Ehre zu danken, versteht sich — das kann nicht auffallen. Ist Juan draußen?"

„Er sattelt gerade mein Pferd."

„Du willst ausreiten? Allein?"

„Und warum nicht? Mir thut der Kopf so weh."

Die Señora war, ohne selbst die Antwort abzuwarten, an ihren Schreibtisch getreten und hatte rasch ein paar Zeilen auf einen großen Bogen geworfen — den Dank für die Auszeichnung, der aber außerordentlich kurz und bündig auszufallen schien. Mehr Fleiß dagegen verwandte sie auf ein kleines Blatt, das sie dem Brief einschloß und auf das sie eng aneinandergerückt Zeile auf Zeile schrieb. Das Blatt schloß sie in den Brief ein, siegelte ihn und klingelte dann dem Burschen.

Dieser kam eben über den Hofraum, als es wieder an das Thor klopfte, und wie er zuerst dorthin ging und öffnete, stand ein junger Mann draußen und verlangte die Damen zu sprechen.

„Ihr Name, Señor?“

„Ein alter Bekannter — melde mich nur so an, weiter nichts.“

Der Bursche gehorchte, und gleich darauf steckte Señora Corona den Kopf selber aus der Thür und schien etwas betreten, als sie den Besuch erkannte, aber sie konnte sich jetzt nicht mehr verleugnen, und mit einem nicht gerade freiwilligen Lächeln rief sie:

„Ah, Señor Gonzales! entra — entra — Isabel! da ist Don José wieder, von dem wir schon glaubten, daß er nach dem Continent hinüber wäre — und wo haben Sie die ganze Zeit gesteckt, Señor?“

„Auf dem Lande, Señora — aber ich freue mich herzlich, Sie wieder begrüßen zu können, und Sie, Señorita, wie blühend Sie aussehen — Sie wissen nicht, wie glücklich es mich macht, Sie so wohl zu finden.“

Isabel hatte den ganzen Tag über eine etwas bleiche, leidende Gesichtsfarbe gehabt, jetzt stand sie vor dem jungen Freund wie mit Purpur übergossen, und ihm die Hand entgegenstreckend, sagte sie herzlich:

„Es freut mich Sie wiederzusehen, Señor — wir haben Sie in unserer kleinen Abendgesellschaft oft vermißt.“

„Wenn ich das wirklich glauben dürfte, Señorita,“ erwiderte José, und seine Augen hefteten sich fest auf die reizenden Züge des jungen Mädchens — „aber das ist wohl nur eine jener tausend freundlichen Redensarten, an denen unsere Sprache so reich sein soll.“

„Ich habe die Wahrheit gesprochen — aber setzen Sie sich.“

„Ich sehe, Sie sind im Begriff auszureiten —“

„Das eilt ja nicht; das Pferd mag warten — ich glaube, daß meine Mutter den Burschen eben fortgeschickt hat. Bis er zurückkehrt, habe ich Zeit — aber wo waren Sie?“

Die alte Dame hatte allerdings den Burschen Juan draußen an der Thür mit dem Brief, wobei sie ihm Einiges zuflüsterte, abgefertigt. Jetzt kehrte sie zu den beiden jungen Leuten zurück.

„Nun, Señor, wo haben Sie gesteckt? Caramba, in der Stadt gingen schon die tollsten Gerüchte über Sie, und wir erwarteten nichts Geringeres, als Sie in nächster Zeit an der

Spitze eines blauen Regimentes gegen Caracas marschiren zu sehen."

„An der Spitze wohl nicht, Señora," entgegnete lächelnd der junge Mann, „aber Capitan bin ich allerdings geworden. — Sehen Sie hier meine Cocarde?"

„Bei den Blauen?" rief die Dame rasch und erwartete mit Spannung die Antwort des jungen Mannes.

„Glauben Sie, daß ich mich werde bei den Gelben anwerben lassen?"

„Aber haben sie denn wirklich schon ein organisirtes Heer? Wie uns hier erzählt wurde, desertiren ihnen die Leute, sobald sie gepreßt und eingesteckt worden sind."

„Wenn die Regierung das noch glaubt, desto besser, aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß das ganze Land auf unserer Seite steht und wir mehr Soldaten haben, als wir brauchen — wenigstens mehr bekommen können."

„Aber Calabozo soll sich für Falcon erklärt haben?"

„Calabozo," rief José, „ist durch und durch blau, und von dort her erwarten wir unsern stärksten Zuzug."

„Aber setzen Sie sich nicht einer großen und ganz unnöthigen Gefahr aus," fragte Isabel, die dem Gespräch mit einem peinlichen Ausdruck in den Zügen gefolgt war — „wenn Sie die blaue Cocarde hier in Caracas fast offen und nur von dem dünnen Hutband bedeckt tragen? — Wenn das sich nun verschiebt — wenn Sie Jemand verräth. Man wird Sie für einen Spion halten, und die militärischen Gesetze sind entsetzlich streng — ja grausam."

„Fürchten Sie nichts für mich, Señorita," antwortete José freundlich, „ich hüte mich schon, und übrigens ist meine Zeit in Caracas auch gemessen. Nur einige Freunde wollte ich hier wiedersehen, — nur Sie einmal wieder begrüßen," setzte er leiser hinzu — „und dann ruft mich die Pflicht wieder in das Land zurück. Der Ausbruch muß bald erfolgen."

„Also doch — nun, dann kann sich Falcon auch nicht lange mehr halten, wenn er nicht bei Zeiten Vorsichtsmaßregeln trifft."

„Und ich glaube selbst die nutzen ihm nichts mehr — die Stimmung gegen ihn ist allgemein, und wahrlich, sie hat Recht.

Oh, Sie hätten die Hütten der armen, unglücklichen Menschen sehen sollen, Isabel, in deren Nähe das gelbe Gesindel gehaust hat; es war ein Jammer! Die letzte Kuh ist ihnen nicht gestohlen, nein offen fortgetrieben, der letzte Esel, auf dem sie sich Wasser holen mußten. — Die kleinen Zuckerfelder sind zerstört, und das Hausgeräth, was die Hütten bargen — und Gott weiß, es ist wenig genug — theils zerschlagen, theils geraubt. Und natürlich! Die Soldaten selber bekommen keine Löhnung, selbst die Officiere nur in seltenen Fällen, und Beide sind einzig und allein auf Plünderung angewiesen."

„Aber das viele Geld, das von Laguayra heraufgekommen," sagte Isabel mit zitternder Stimme — „es war doch Alles für das Militär bestimmt?"

„Ja, das glaub' ich," erwiderte bitter José, „das Militär hat es auch wohl bekommen, das heißt die Tausende von Generalen, die jener Bursche, der noch immer zur Schmach des Landes Präsident ist, ernannt hat, aber die Soldaten nichts — und was hat Falcon selber wieder auf dem letzten Dampfer fortgeschafft. Den Großmüthigen nennen ihn seine Creaturen, und im Lande selber heißt er der „Blutsauger"."

„Aber wie viel Mann haben die Blauen jetzt wohl unter Waffen?" fragte die alte Dame, die sich weit mehr für die Details, als das interessirte, was man im Lande von Falcon hielt.

„Noch nicht sehr viel," lautete die Antwort, „weil wir die Leute noch nicht brauchen und die Districte nicht auch verwüsten wollen, wie die Gelben. Doch nur das Zeichen erwarten sie, und ich bin überzeugt, daß wir dann auf achttausend Mann schlagfertiger Männer zählen dürfen."

„Bah!" rief spöttisch die alte Dame, „achttausend — wenn Sie achthundert zusammenbringen, will ich's loben. Falcon hat noch viele Anhänger im Lande — mehr als man gewöhnlich glaubt, und ich fürchte, daß die ganze Sache fehlschlagen wird."

„Seien Sie unbesorgt, Señora. Hier selbst in Caracas ist die Partei der Reconquistadoren besonders thätig, und selbst im Palast haben wir unsere Spione."

„Im Palast?" rief die alte Dame aus — „das ist nicht möglich!"

„Und in der allernächsten Nähe des Präsidenten," meinte der junge Mann.

„Sie haben sich etwas aufbinden lassen, Señor," sagte kopfschüttelnd die alte Dame, „gerade die Männer hat sich Falcon zu viel zu großem Dank verpflichtet, und ich fürchte, Ihre Freunde lassen sich da durch falsche Nachrichten täuschen und zu unüberlegten Schritten verleiten."

„Entschuldigen Sie, Señora," erwiderte José, „ich kann Ihnen allerdings nichts Bestimmtes mittheilen, weil ich der Sache zu fern stehe, und hier oder in Victoria — nur Andeutungen gehört habe; aber ein fester Plan scheint entworfen zu sein, und gelingt er, so ist die ganze Revolution im Nu fertig und Hunderte, vielleicht Tausende von Menschenleben werden geschont."

„Und der Plan ist?"

„Falcon selber gefangen zu nehmen."

„Caramba! das ist keck — und welchen Zweck verbinden die Herren damit?"

„Vor allen Dingen, wie ich glaube, den," versetzte José, „die zahllosen politischen Gefangenen zu befreien, die jetzt in den Kerkern schmachten, und dann auch Falcon zur Abdankung zu zwingen. Die Reconquistadoren sind keine Freunde von Blutvergießen. Doch, wie gesagt, Genaueres weiß ich selber nicht über die Sache, da ich nicht zu den Eingeweihten gehöre."

„Und giebt es deren in Caracas?"

„Jedenfalls, aber ihre Namen wurden mir in Victoria nicht genannt."

„Lieber junger Freund," sagte die alte Dame ruhig, „das klingt Alles sehr romantisch, und Ihr jungen Hitzköpfe habt Euch das untereinander sehr hübsch ausgedacht. Es ist kein Kinderspiel, den Löwen in seiner eigenen Höhle anzugreifen, und Einige werden sich wohl daran die Finger verbrennen."

„Wenn es nur die Rechten trifft, Señora. Der ganze Plan scheint mir aber von allen Seiten zu gut unterstützt, und mit der Hülfe im Palais —"

„Und wer ist das?"

José schwieg — die alte Dame hatte so rasch gefragt und sah ihn dabei so schroff und forschend an — es war ja

eine Frau — konnte sie schweigen und entfuhr ihr nicht doch vielleicht einmal unversehens ein Wort gegen eine andere Freundin?

„Trauen Sie mir nicht, Señor?“ fuhr aber die Dame fort, als sie sah, daß er mit der Antwort zögerte — „ich dächte doch, ich hätte bewiesen, daß ich es gut mit der Sache meine — und werde es noch mehr beweisen,“ fügte sie hinzu, „wo gerade jetzt Falcon selber den Versuch gemacht hat, mich für seine Partei durch Bestechung zu gewinnen.“

„Hat er das in der That gethan? Durch Versprechungen natürlich, denn das ist so ziemlich Alles, was er hergiebt.“

„Nicht durch Versprechungen nur, sondern durch einen monatlichen Gehalt von dreihundert Pesos und einen Rang mit Auszeichnung.“

„Sie haben es doch natürlich zurückgewiesen?“

„Daß ich eine Thörin wäre! Es ist das die einzige Art, wieder etwas von dem Raub aus ihm heraus zu bekommen, und ich kann das Geld — wenn er es mir auch zu einem andern Zweck giebt — recht gut zum Besten der Revolution verwenden. Geld brauchen die Blauen sowohl als die Gelben — aber — mir liegt daran, zu wissen, wen sie in der Wohnung des Präsidenten haben; es ist sogar möglich, daß ich ihm nützen kann, und ich muß eingeweiht werden, wenn ich Hand in Hand mit Ihnen gehen soll. Daß ich aber nicht ohne Einfluß in Caracas bin — ich dächte, ich hätte Ihnen das schon bewiesen.“

„Und versprechen Sie mir den Namen geheim zu halten? — eigentlich weiß ich nicht einmal den Namen, sondern nur den Stand.“

„Bin ich denn so schwatzhaft, daß Sie meine Unvorsichtigkeit fürchten?“ rief die Dame halb beleidigt.

„Und halten auch Sie es für nöthig oder zweckmäßig, Señorita, daß ich Ihnen die Person nenne?“ frug José.

„Ich bitte Sie darum,“ sagte das junge Mädchen, und ihr Antlitz war dabei so bleich geworden, daß es selbst José auffiel. Weshalb in aller Welt lag den beiden Frauen so daran, bei der Verschwörung betheiligt zu sein? Und war das mehr als bloße Neugierde? Kaum wohl. José lächelte still vor sich

hin, aber trotzdem war ein, wenn auch nicht ganz bestimmtes Mißtrauen in sein Herz eingezogen.

„Bueno,“ rief er — „wenn Sie es denn durchaus wissen wollen — aber natürlich muß die Sache sehr geheim bleiben. Es ist Falcon's Koch.“

„Caramba,“ rief die alte Dame — „der Mulatte?“

„Ja, ich kenne ihn gar nicht, und das nur wurde mir gesagt.“

„Und soll der Plan schon in der nächsten Zeit zur Ausführung kommen?“

„Auch das kann ich Ihnen nicht sagen, aber wahrscheinlich bleibt es, daß die Verschworenen nur eine günstige Gelegenheit abwarten, um danach zu handeln. Bestimmen läßt sich ja in einer solchen Sache nichts.“

Draußen kam Juan zurück und frug in der Thür, ob er das Pferd vorführen solle.

„Hast Du den Brief richtig besorgt, Muchacho?“

„Alles in Ordnung, Señora.“

„War er zu Hause?“

„Ja.“

„Ich werde draußen aufsteigen,“ sagte Isabel — „laß es im Hof. Señor, Sie entschuldigen mich — ich habe versprochen, eine Freundin abzurufen.“

Isabel's Mutter war hinausgegangen, um noch einige Fragen an Juan zu richten.

„Isabel,“ fragte José leise, aber herzlich — „ist es denn nicht möglich, Sie nur einmal auf eine kleine Viertelstunde allein zu sprechen. Ich habe Ihnen so Vieles — so Wichtiges zu sagen.“

„Ueber Politik?“ meinte lächelnd Isabel — aber das Lächeln war erzwungen.

„Nein, wahrhaftig nicht,“ betheuerte José, „dieser unglückselige Zwiespalt in unserem schönen Lande wird bald beseitigt sein, aber mich ruft schon in allernächsten Zeit — vielleicht zu bald — die Pflicht von hier ab. Lassen Sie mich mit frohem Herzen zu ihr zurückkehren.“

„Ich verstehe Sie nicht —“

„Sie haben mich verstanden, als ich das letzte Mal mit Ihnen sprach — Sie waren damals so lieb — so gut —“

„Und jetzt?"

„Ich weiß es nicht — Sie kommen mir verändert vor — recht verändert, und wie ich Sie genauer ansehe, liegt solch ein trüber Zug um Ihre Lippen, daß es mir selber das Herz im tiefsten Innern ergreift. Sind Sie nicht glücklich, Isabel?"

„Ein ander Mal, lieber Freund — ein ander Mal," wich Isabel aus. „Da kommt meine Mutter wieder. Vielleicht treffen Sie mich morgen früh. — Es — sollte mich recht freuen, Sie wieder zu sehen, und dann müssen Sie mir auch viel erzählen — ich bin so neugierig."

Und ohne ihm weiter Zeit zu geben, noch ein Wort an sie zu richten, trat sie hinaus in den Hof, sprang leicht, von einem hingeschobenen Stuhl aus, in den Sattel, grüßte noch einmal freundlich, und trabte dann zu der schon geöffneten Hofthür hinaus auf die Straße.

Als sie sich noch einmal umschaute, sah sie, daß José ebenfalls das Haus verlassen hatte und ihr von der Thür desselben aus nachsah, so lange er ihr mit den Blicken folgen konnte.

3.

Der neue General.

Wenige Leguas von Caracas entfernt und unmittelbar am Meer liegt Laguayra, der Hafenplatz der Hauptstadt, die von den alten Spaniern — wie viele andere Städte Südamerikas — eine Strecke weit in das Land hineingelegt wurde, um nicht ewig den Angriffen umherstreifender und die Küsten absuchender Piraten ausgesetzt zu sein.

Der Platz ist freilich ungünstig genug für einen Hafen gewählt, denn die Schiffe haben dort keine weitere Bequemlichkeit, als ziemlich festen und nicht zu tiefen Ankergrund. Sonst sind sie aber in nichts gegen die häufig und oft sehr heftig

wehenden Nordwinde geschützt und müssen dann stets so rasch als möglich ihre Anker heben und von der Küste abzukommen suchen. Auch ihre Fracht sind sie genöthigt, in kleinen Lichterfahrzeugen an Land zu schaffen oder von da einzunehmen, und nicht einmal eine sichere Landung für diese besteht.

Wohl hat man einen kleinen steinernen Damm vor dem Zollgebäude hinausgelegt, der vielleicht sechzig bis achtzig Schritt lang, aber nirgends gegen die Dünung des Oceans geschützt ist. Selbst bei Windstille kann man dort nicht bequem in ein, oder aus einem Boot kommen, und bei rauher Witterung wird eine Landung nicht allein gefährlich, sondern manchmal sogar ganz unmöglich. Oft schon sind Menschen dabei ertrunken.

Trotzdem ist Laguayra, als das Thor der Hauptstadt, einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste Hafenplatz Venezuelas. Viele reiche Häuser, mit Zweiggeschäften durch das ganze Land, haben sich dort etablirt, und unter diesen nehmen die Deutschen den ersten Rang ein.

Ueberhaupt haben die Deutschen in fast allen spanischen Colonien den größten Theil des Importhandels in Händen — in manchen sogar beinahe ausschließlich, und doch sind sie ohne politische Vertretung — denn was hatten bis jetzt unsere deutschen Consuln im Ausland zu bedeuten und was konnten sie ausrichten — sie mußten sich nur in geschickter Weise durch die ewigen Revolutionen dieser Länder hindurchwinden. Wenn sie dann einen Schaden litten, so suchten sie es in anderer Weise wieder beizubringen; geschützt blieben sie aber gewöhn- nur durch die Unwissenheit der dortigen Landeskinder, die nicht im Stande waren, einen Unterschied zwischen den verschiedenen Flaggen zu machen, und nur ausnahmsweise ein mit einer solchen versehenes Haus plünderten. Deutsche aber fanden nur in dem guten Willen der gerade am Ruder befindlichen Regierung ihren Schutz, und wo sie im Land mißhandelt oder beraubt wurden, da konnte der Consul wohl protestiren — wenn er nicht gerade selber mit der Regierung in vortheilhafter Geschäftsverbindung stand — aber weiter auch nichts für sie thun, und die Proteste wurden dann einfach zu den Acten gelegt.

In Venezuela bestand bis zur allerneuesten Zeit der nämliche Zustand, und wenn die Hafenstadt auch gerade nicht im Centrum der Bewegung lag, so war der Punkt doch schon durch seine Douane oder das Zollamt viel zu wichtig für die Hauptstadt. Gerade von dorther bezog die jeweilige Regierung ihre einzige Einnahme, und der Platz war schon in früheren Revolutionen ein paar Mal gestürmt und genommen worden. Auch jetzt hielt die Regierung von Caracas dort eine Besatzung, die noch verstärkt wurde, als die Nachricht oder vielmehr erst Gerüchte von dem ausgebrochenen Aufstand in dem östlich liegenden Barcelona Caracas erreichten. Gewißheit mußte allerdings erst der Dampfer bringen, aber der konnte auch jede Stunde eintreffen, denn fällig war er an diesem Tag und kam sonst gewöhnlich mit Sonnenaufgang in Sicht.

Unten in der Nähe der Landung und der Hauptgeschäftsstraße der Stadt lag eins der größeren Geschäfte, das dem —schen Consul, einem Herrn Behrens, gehörte. Die stille Zeit jetzt wurde benutzt, um alte Waarenvorräthe einmal gründlich aufzuräumen, zu säubern und ihnen bestimmte Stellen anzuweisen. Es waren das natürlich nur Import-Artikel — deutsche Waaren, die in den ewigen Unruhen noch keine Käufer gefunden hatten. Jetzt wurden sie nur wieder einmal hervorgesucht, um später vielleicht nach dem Innern transportirt zu werden und frischen Gütern Raum zu geben.

Die jungen Leute waren zum Theil damit beschäftigt und hatten Peons zum Arbeiten, welche die oft schweren Kisten hervorziehen, öffnen, wieder zuschlagen und dann an ihre bestimmten Stellen schaffen mußten. Einzelne der Vorübergehenden traten wohl auch manchmal herein und sahen eine kurze Weile zu, ohne daß von ihnen besonders Notiz genommen wurde. Das waren doch keine Käufer und standen höchstens eine Zeit lang im Wege. Dann gingen sie wieder, wie sie gekommen.

In das Geschäftslocal trat jetzt ein junger Mann — augenscheinlich ein Deutscher, der sich aber gar nicht umsah, sondern nur nach dem „Herrn Consul“ frug. Er wurde in das Comptoir bedeutet, auf das er, mit seinem Hut in der Hand — zuschritt.

„Herr Consul," redete er hier, in größter Aufregung und selbst seinen Gruß vergessend, den Kaufmann an — „ich komme, Sie um Hülfe zu bitten — um Schutz. — Ich bin königlich baierischer Unterthan."

„Und was ist Ihnen geschehen, daß Sie Consulats-Hülfe anrufen?" fragte der Kaufmann, indem er sich zu ihm wandte, ruhig.

„Mir nichts," rief der junge Mann, der vielleicht eine größere Theilnahme erwartet haben mochte, — „aber meinem Bruder. Er betrieb im Lande seine Profession, er ist Schneider, und wurde, wie ich heute durch einen Brief erfahre, den er mir heimlich geschickt hat, vor vierzehn Tagen von den Gelben aufgegriffen und unter die Soldaten gesteckt."

„Wie lange ist er schon im Land?"

„Kaum zwei Jahre — er spricht noch nicht einmal ordentlich Spanisch."

„Und den haben sie gepreßt?"

„Nein, gepreßt nicht," sagte der junge Bursch, der den Ausdruck nicht verstand, — „aber mit fortgeschleppt und ihm einen Säbel angehangen und eine Muskete in die Hand gedrückt, und jetzt sitzt er in Victoria, bekommt nichts zu essen als gesalzenes Fleisch und Casavebrod, und muß den ganzen Tag exerciren oder Posten stehen."

„Und hat er nicht gesagt, daß er ein Deutscher — ein Fremder wäre?"

„Versteht sich, hat er das, aber sie haben ihn ausgelacht."

„Wie heißt Ihr Bruder?"

„Caspar Vollmeier."

„Aus?"

„Nürnberg."

„Wann ist das vorgefallen?"

„Vor etwa vierzehn Tagen."

„Und Sie wissen bestimmt, daß er jetzt in Victoria liegt?"

„Sein Brief kam daher, und dorthin haben sie ihn geschleppt."

Herr Behrens notirte sich die betreffenden Punkte auf ein Blatt und legte es dann neben sich hin. Der Deutsche blieb aber noch stehen und schien eine Antwort zu erwarten.

„Haben Sie sonst noch etwas zu bemerken?“ fragte der Consul.

„Ich?“ erwiderte der königlich baierische Unterthan erstaunt, „na, machen Sie ihn denn nun nicht frei? So etwas geht ja doch unmöglich an. Wir haben unsern Paß von daheim, Alles in Ordnung, wie sich's gehört und gebührt, sind nicht mehr militärpflichtig in Baiern und sollen uns nun hier unter die schwarzen Kerle stecken lassen und am Ende gar noch todtgeschossen werden? Das leidet doch unsere Regierung wahrhaftig nicht, und deshalb sind ja doch die Consuln da.“

„Lieber Freund,“ erwiderte der Consul sehr ruhig, „ereifern Sie sich nicht ganz unnöthiger Weise. Wir Consuln hier können doch nur einen solchen ungehörigen Fall zuerst zur Anzeige der betreffenden Behörde bringen. Ist das aber geschehen, dann müssen wir selbstverständlich abwarten, was diese thut.“

„Aber das Königreich Baiern —“ rief Herr Bollmeier.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und werden Sie nicht langweilig. Was verlangen Sie denn von Ihrem Königreich Baiern, wenn nun der Kriegsminister Ihren Bruder, was ich Ihnen noch gar nicht verbürgen kann, jetzt *nicht* gleich herausgäbe, oder ihm indessen ein Unglück passirt wäre? Soll es sich etwa irgendwo ein halbes Dutzend Kriegsschiffe miethen und hier herausschicken, weil Herr Caspar Bollmeier ausgewandert und dadurch in Verlegenheit gerathen ist? Oder soll ich etwa mit meinen Leuten gegen die venezuelanische Armee marschiren, denn das Königreich Baiern wird doch wohl schwerlich Truppen hier herüber schicken. Alles, was ich thun *kann*, ist, daß ich ein Gesuch an den Kriegsminister einreiche und ihn bitte, den widerrechtlich zum Soldaten genommenen Deutschen wieder freizugeben.“

„Und wenn er es nicht thut?“

„Nun — dann bitte, sagen Sie mir einmal selber, was ich in dem Fall machen soll.“

„Ja, aber wo bleibt denn da die Obrigkeit?“ rief der arme Teufel ganz verdutzt — „wir haben es doch in unserem Passe gedruckt stehen, daß alle Civil- und Militärbehörden ersucht werden, uns frei und ungehindert passiren und uns

allen nöthigen Schutz angedeihen zu lassen, und nun stecken die Militärbehörden Einen auch noch ein."

„Hat sich Ihr Bruder vielleicht bei irgend einem Krawall betheiligt?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der junge Bursch, „er hat nichts davon geschrieben, aber er ist ein bischen leicht bei der Hand. In Deutschland hatte er wenigstens oft Krakehl mit der Polizei."

„Dann wird er aller Wahrscheinlichkeit nach wohl selber Veranlassung gegeben haben, denn sonst kommen sehr selten Klagen über derartige Willkür vor. Wie dem aber auch sei, ich werde die Eingabe machen und Sie können — wohnen Sie hier?"

„Ja."

„Gut — Sie können dann in etwa vierzehn Tagen wieder einmal vorfragen, ob eine Entscheidung in der Sache gekommen ist."

„Aber in vierzehn Tagen kann er zehnmal erschossen sein."

„Lieber Freund, ich habe Ihnen jetzt gesagt, was ich in der Sache thun kann, und ohne Zögern thun will. Sind Sie damit nicht zufrieden; so wenden Sie sich selber an den Präsidenten."

„Sakerment," rief der Baier, indem er seinen Filzhut zwischen den Händen zusammenrollte, „wär' ich nur nie in dies verdammte Land gekommen!" Der Kaufmann achtete aber schon nicht mehr auf ihn — er hatte andere Dinge im Kopf, und Joseph Bollmeier verließ in einem noch viel größeren Grimm, als er es betreten hatte, das Haus. Sonderbarer Weise war aber sein Zorn gerade jetzt weit mehr gegen die Regierung daheim, als die von Venezuela gekehrt, und er dachte in dem Augenblicke ganz undruckbare Dinge.

Wie er auf die Straße kam, riefen sich die Arbeiter zu, daß der sehnsüchtig erwartete Dampfer in Sicht komme. Der aber mußte die wichtigsten Neuigkeiten bringen. Bestätigte sich die Nachricht, die gestern schon ein kleiner Küstenfahrer gebracht, daß Barcelona, die große Nachbarprovinz, wirklich im Aufstand sei, so gab das der Revolution allerdings einen un=

geheuern Vorschub, und es war vorauszusehen, daß sie dann wachsen und um sich greifen würde.

Unterhalb der kleinen Plaza der Stadt und dicht am Seestrand, denn weiter hinauf liefen die Straßen so steil den Hang hinan, daß sich dort kein offener Platz anlegen ließ, stand eine der kleinen Pulperias oder Branntweinläden, in der auch wohl schlechter Wein verabreicht, die aber nur großentheils von den unteren Klassen und vorzugsweise von Negern besucht wurde.

Die „gemischte Race" hat überhaupt in allen diesen spanischen Colonien, Chile vielleicht ausgenommen, das Uebergewicht und gewinnt es mit jedem Tage mehr. Mischlinge von Indianern und Weißen (Mestizen), Indianern und Negern (Sambos), und selbst Weißen und Negern (Mulatten) bemächtigen sich mehr und mehr einflußreicher Stellen, und selbst die reinen Neger nehmen schon jetzt in Venezuela eine bevorzugte Stellung ein, und haben es, wenn sie wirklich noch hier und da zurückgesetzt werden, sicher nicht ihrer eigenen Bescheidenheit zu danken. General Colina, ein ziemlich voller Neger, oder doch wenigstens ein Abkömmling von Mulatte und Neger, war einer der einflußreichsten Generäle im ganzen Falcon'schen Heer, und der Präsident selber setzte das größte Vertrauen in ihn, wie er sich denn überhaupt in seiner Armee weit mehr auf das „gemischte Blut" zu stützen schien, als auf das weiße, und doch war zu den Zwecken, wozu er die Leute brauchte, wenig Unterschied zwischen beiden zu finden.

Hier unten hatte sich aber heute, wie schon gesagt, vorzugsweise das Negerelement versammelt, und zwar galt es, die Standeserhöhung eines der Ihrigen zu feiern, der an dem nämlichen Morgen sein Decret als General bekommen und nun dafür die Genossen in Branntwein tractirte.

Samuel Brown, der Sohn eines aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika glücklich entkommenen Negersclaven, war hier in Laguayra geboren worden, aber ein so richtiger Aethiopier, wie nur je einer mit einem Wollkopf und langen

Hacken Baumwolle gezupft oder Zuckerrohr abgehauen. Schon als Packträger, welchem Geschäft er von früh auf folgte, zeichnete er sich, als er heranwuchs, durch seine riesige Körperkraft, später in der Revolution als Soldat durch seine Tapferkeit aus und avancirte zum Sergeanten. Seine liebsten Gesellschafter blieben aber immer die Leute, mit denen er früher gelebt hatte — die Packträger, die auch noch jetzt gern seine Autorität anerkannten. Und solche Leute benutzte Falcon nicht selten, um sich einen Anhang im Volk zu schaffen.

Samuel Brown war plötzlich durch ein etwas rasches Avancement zum General ernannt worden, und eine lärmendere Gesellschaft hatte vielleicht der Strand nicht gesehen, seit die Wogen des Caraibischen Meeres dagegen peitschten und Branntweinbuden ihnen gegenüber errichtet wurden.

Das sang und schrie und plapperte untereinander, und kreischende, jauchzende Töne drangen manchmal aus dem engen Raum, in dem auch Damengesellschaft nicht fehlte, denn des Generals Mutter spielte dabei eine hervorragende Rolle.

Des Generals Mutter war aber auch eine wichtige Persönlichkeit, und ein komischeres kleines Frauenzimmer gab es — als Mutter eines Riesen — vielleicht nicht weiter auf der ganzen Welt.

Wenn sie aufrecht stand, reichte sie ihrem Sohn etwa gerade bis an die Herzgrube, aber sie stand nie aufrecht, sie war wie ein kleines perpetuum mobile, das in einem fort auf und nieder hüpfte, bald mit lautem Lachen die Hände auf die Kniee stützte, den Kopf vorschob und in also gebückter Stellung die Umstehenden mit dem alten, verschrumpften Gesicht und den großen Augen so drollig ansah, daß sie alle laut auflachen mußten, bald herüber und bald hinüber hüpfte und keine volle Minute still auf einem Platze stand.

Es ist wahr, sie ging so zerlumpt, wie nur irgend Eine aus der Hefe des Volkes solcher Hafenstädte, und wenn es nicht gerade regnete, berührte wohl kaum je ein Tropfen Wasser ihre Haut. Sie trug dabei nur ein altes braunes, traurig mitgenommenes Kattunkleid, ging natürlich barfuß und hatte ein altes Tuch um den Hals gebunden, das ihr auch zugleich als Schnupftuch diente. Aber sie war stolz auf ihren Sohn,

und als die Mutter eines Generals trank sie ihr Glas Grog so gut wie alle Uebrigen. Außerdem war sie um so komischer, als sie, bei der winzig kleinen und schmächtigen Gestalt, eine der tiefsten Baßstimmen besaß, so daß man wirklich gar nicht begreifen konnte, wie die Stimme aus dem Körper kam.

Die ganze Gesellschaft schien in der heitersten Stimmung zu sein, und Samuel Brown wurde dabei von seinen früheren Kameraden gar nicht mehr anders als „General" titulirt. „General, komm! schenk' noch einmal ein, alter Junge — Caracho! wie lange wird's dauern, so bist Du General en chef, oder gar Kriegsminister, und hast dann all' die Uebrigen zu commandiren."

„Zum Teufel!" rief ein Anderer, „jetzt wird's hübsch hier in Venezuela, denn wenn man es so geschwind zu 'was bringen kann, dann gehe ich auch unter die Soldaten."

„Und wie viel Gehalt kriegst Du?"

„Dreihundert monatlich! versteht sich!" und ein solches Jubelgeheul antwortete dieser kaltblütig ausgesprochenen Summe, daß ein gerade vor der Thür vorbeischlendernder Hund den Schwanz einkniff und in voller Flucht die Straße hinunterrannte.

„Aber Du kriegst es nicht," rief ein alter Neger, der in der einen Ecke auf einem Faß saß, „dem Francisco haben sie's auch Monate lang versprochen, und wenn er Geld haben will, sind die Kassen immer leer."

„Werden's schon kriegen, Compañero," erwiderte selbstbewußt der riesige Schwarze. „Der Francisco ist auch nur Capitan und thut das Maul nie auf. Bei mir kämen sie aber an den Unrechten."

„Wird es schon kriegen, Caballeros," sagte die kleine Alte, indem sie unter dem Arm ihres Sohnes vortauchte, als ob sie aus einer Versenkung gekommen wäre. „Der kriegt's, darauf können Sie sich verlassen. Hat noch Alles gekriegt, was er wollte, und wenn es das schönste Mädchen in Laguayra wäre. Er ist gerade, wie sein Vater selig war."

Ein wieherndes Gelächter antwortete dem zarten Scherz, aber ein Kanonenschuß draußen unterbrach die Heiterkeit und kündete in diesem Augenblick den einlaufenden Dampfer an.

Ein Theil der Gäste strömte hinaus, um zu hören, was es dorten Neues gäbe.

Indessen wurde drinnen das Gelage fortgesetzt und eine unglaubliche Quantität des scharfen Getränks durch die Kehlen gejagt, bis nach etwa einer halben Stunde die Abtrünnigen zurückkehrten und die Bestätigung des schon seit gestern verbreiteten Gerüchts brachten.

Barcelona, Stadt und Provinz, hatte sich wirklich für die Revolution erklärt, Falcon's Beamte ab- und eine neue Regierung eingesetzt. Der Dampfer selber brachte den größten Theil der flüchtigen Beamten mit nach Laguayra. Was aber kümmerte das die halbtrunkene Schaar, ja im Gegentheil jubelten sie der Nachricht entgegen, denn es verstand sich ja von selbst, daß die Soldaten nun augenblicklich nach Barcelona eingeschifft wurden und das „Nest" mit Sturm nahmen und plündern durften. Gab es denn einen besseren Präsidenten in der weiten Welt als Falcon war? Verstand der nicht auch mit dem armen Mann umzugehen und ihn zu erheben, und hatten sie etwa je von Steuern oder Abgaben zu leiden? Nie. Daß er die Godos pflückte, geschah ihnen recht. Die hatten es nicht besser verdient, und wenn sie jetzt wieder Unfrieden im Land anzetteln wollten, so sollten sie sehen, daß man ihnen noch eben so gut und vielleicht besser heimleuchten könne, als vor vier Jahren.

Uebrigens brachten die Leute auch eine andere Neuigkeit vom Boot herauf. Es war nämlich unterwegs an Bord Streit ausgebrochen und einer der „gelben" Officiere von einem „blauen" Spion erschossen worden. Natürlich hatten sie den Schuft aber gleich zusammengehauen und in Ketten gelegt, und nachher eine Menge wichtiger und verrätherischer Papiere bei ihm gefunden. Die Nacht sollte er nach Caracas geschafft und dort gehangen werden.

Der neue General, der sich für die letztere Neuigkeit sehr wenig interessirte, gab jetzt das Zeichen zum Aufbruch, denn er hatte, zugleich mit seinem Patent, Ordre erhalten, so rasch als möglich nach Caracas hinauf zu kommen, da seine Dienste dort vielleicht gebraucht würden. Zu Fuß aber durfte er natürlich seinen Einzug als General in die Hauptstadt nicht

halten — er besaß auch gerade noch Geld genug, um seine Passage in dem Wagen zu bezahlen. Nur was hier getrunken war, blieb er vorläufig schuldig. Mit dreihundert Pesos monatlich war er aber bald im Stande, das wieder abzuzahlen, und sein schon bereit gelegtes Bündel unter den Arm nehmend — der Kopf war ihm doch ein wenig schwer geworden — eine frisch angebrannte Cigarre zwischen den dicken Lippen zerkauend, zog er, von seiner Mutter und dem größten Theil der Freunde begleitet, dem Hotel neben der Wache zu, von dem aus die Diligence pünktlich jeden Tag zweimal von vier kräftigen Maulthieren nach Caracas hinaufgezogen wurde.

Er kam aber auch eben im letzten Augenblick an. Der Kutscher hatte schon die Zügel in der Hand zusammengenommen und wollte, des zu späten Passagiers wegen, gar nicht anhalten. Ein paar der Neger warfen sich aber gleich vor die Pferde: Caracho! er konnte doch nicht etwa einen General zurücklassen, den der Präsident ganz besonders nach Caracas bestellt und nothwendig mit ihm zu sprechen hatte? — Samuel taumelte in das Hotel und löste sein Billet, kroch wenige Minuten später in den engen Wagen, in dem er kaum Platz hatte, und fand hier zu seiner Ueberraschung noch einen andern Passagier, und zwar eine junge Dame vor. Scheu drückte sich diese wohl in die andere Ecke, und schien nicht übel Lust zu haben, ihren Sitz im Stiche zu lassen, denn draußen, rund um die Diligence her, entstand jetzt ein wahres Kriegsgeheul der Abschied nehmenden Schwarzen. Aber dadurch scheuten die Maulthiere, und der Kutscher hieb scharf auf sie ein, um diesem heidnischen Lärm zu entgehen. Die Diligence that einen Ruck und rasselte im nächsten Augenblick schon mit solcher Gewalt über das erbärmliche Pflaster der Stadt, daß die beiden Passagiere nur Mühe hatten, sich festzuhalten, um nicht mit den Köpfen gegen die eisernen Seitenstäbe geworfen zu werden.

Hinter ihnen drein gellte noch das Jubelgeheul der trunkenen Bande, die Maulthiere jagten, was sie nur laufen konnten, am Strand dahin, und vergebens suchte der Kutscher jetzt sie einzuzügeln. Es war nicht möglich, und er mußte sie eben laufen lassen, wobei auch gerade keine Gefahr war, so lange sie nur wenigstens die Straße hielten. Kamen sie

dann erst gegen den Berg an, so gingen sie schon von selber wieder langsam.

Der neugebackene General fing indessen an, sich in dem Wagen häuslich einzurichten und kümmerte sich verwünscht wenig um die durchgehenden Thiere. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er in einer solchen Diligence fuhr, und er glaubte natürlich, daß sie dies Tempo fortwährend einhalten würden; nur das furchtbare Schütteln war ihm unangenehm. Es machte ihm den Kopf noch ärger brummen, und sein rundes Bündel, das er vor sich auf den Rücksitz lehnte, blieb nicht liegen, sondern sprang fortwährend hinunter und wäre ihm beinahe einmal aus dem Wagen geflogen. Er hatte deshalb keine andere Wahl, als es zwischen die Kniee zu nehmen und da festzuhalten.

Jetzt warf er einen Blick auf seine Reisegefährtin hinüber und mußte sich gestehen, in seinem Leben — und so viel er von ihr zu sehen vermochte — nie ein schöneres weißes Mädchen getroffen zu haben, denn daß sie mit einigen schwarzen Damen seiner Bekanntschaft nicht concurriren konnte, verstand sich von selbst. Sie mochte vielleicht siebzehn oder achtzehn Jahre zählen und hatte einen schneeweißen Teint, der vielleicht durch die schwarze Kleidung und Mantille nur noch mehr gehoben wurde. Die Mantille trug sie aber, nach spanischer Sitte, um den Kopf und das halbe Gesicht geschlagen, und hüllte sich so fest dahinein und drückte sich so ängstlich in die Ecke, um nur dem widerlichen Menschen an ihrer Seite recht fern zu bleiben, daß der neue General wohl merken konnte, sie fürchte sich vor ihm. Das wenigstens glaubte er, und doch war es bei dem jungen Geschöpf viel mehr Ekel vor der widerlichen, nach Branntwein duftenden Fleischmasse des halbtrunkenen Negers.

Samuel Brown, sich seiner neuen Würde bewußt, machte allerdings einen Versuch, sie anzureden — er war ein Beschützer aller Damen. So lange die Maulthiere aber dies Tempo auf diesem Pflaster einhielten, zeigte sich das unmöglich, denn er brachte beim Sprechen seine eigene Zunge in Gefahr, und das Rasseln der Räder auf den Steinen machte auch einen zu furchtbaren Lärm. Ein paar Mal versuchte er

wohl, sich aus dem Schlag hinaus zu lehnen, um dem Kutscher zuzurufen, langsamer zu fahren — sie hielten das hier drinnen nicht aus — aber das ging ebenfalls nicht. Sowie er sich nur etwas überbog, merkte er, daß er das Gleichgewicht verlor, und dem durfte er sich nicht aussetzen. Das Pflaster konnte ja doch nicht ewig dauern.

Und die Maulthiere hatten sich noch immer nicht einzügeln lassen, so daß der Kutscher manchmal wirklich besorgt nach den Rädern hinunter sah, ob sie die furchtbaren Stöße auch aushalten würden; um die Passagiere bekümmerte er sich nicht. Aber sie hielten.

Jetzt sausten sie durch das alte Laguayra, daß die Kinder im Weg erschreckt zur Seite sprangen und die Eseltreiber mit ihren Thieren dem durchgehenden Gespann kaum freie Bahn machen konnten. Rechts und links flogen die Trümmer der alten zerstörten und dann verlassenen Stadt vorüber, die Ruinen der alten Kirche, auf deren eingestürzten Mauern wieder Bäume wuchsen, die kaum noch erkennbaren Ueberreste früherer menschlicher Wohnungen — und nun endlich schnitt das Pflaster ab, und es war fast, als ob die scheuen Thiere, da sie doch sahen, daß sie das Fuhrwerk nicht zertrümmern konnten, auch den Versuch dazu aufgegeben hatten. Vor ihnen lag übrigens auch der sich lang aufwindende Gebirgsweg, für den sie ihren Athem sparen mußten, und wie sie der Kutscher nur erst einmal wieder in die Hand bekam, brach er ihren Galopp oder Carrière und ließ sie jetzt nur lang austraben, der Höhe entgegen.

Hier schüttelte der Wagen auch nicht mehr so sehr. Der General konnte sein Bündel, das ihm bis jetzt Last genug gemacht hatte, wieder ablegen, um die Hände frei zu bekommen und sich eine frische Cigarre anzuzünden — die alte hatte er lange zerkaut und fortgespuckt, und nur seitwärts warf er manchmal den stieren Blick nach der neben ihm sitzenden Jungfrau.

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde — und sollte man es für möglich halten, daß es auf der weiten Welt zwei so verschiedene menschliche Wesen geben könne, als die beiden, die hier der Zufall in einem engen Raum zusammengeworfen hatte und darin auch für kurze Zeit hielt?

Ungleicheres in Aussehen, Farbe, Charakter, in Gefühlen und Empfindungen konnte es nichts geben, und doch gehörten sie beide dem Geschlecht der Menschen an, und hatten, menschlicher Lehre nach, auch ein und dasselbe einstige Ziel — und doch wie weit von einander entfernt lag ihre Bahn.

Das junge Wesen in dem schwarzen Kleid war fein und zart gebaut, die kleine schneeweiße Hand, die sie vorstreckte, um die Mantille etwas fester um sich zu ziehen, sah aus, als ob sie der Neger mit zwei Fingern hätte zerdrücken können, das bleiche, aber engelschöne Antlitz, das bei dem Schütteln für einen Moment vollkommen sichtbar wurde, war edel geformt, aber von einem tiefen Schmerz durchzogen, und in den großen dunkelbraunen, mit langen Wimpern beschatteten Augen lag ein ganzer Himmel von Unschuld.

Neben ihr saß der Neger, breit und aufgedunsen, die großen, stieren Augen fast aus ihren Höhlen quellend, die eine riesige, schmutzige Hand mit der helleren Innenfläche auf die Knie gebreitet, die andere die Cigarre haltend, während er den Rauch des ordinären Blattes wohlgefällig zwischen den Wulstlippen hervorblies. Der Hut — ein alter mißhandelter Filz — saß ihm schräg auf dem Wollkopf, der schmutzige Hemdkragen war ihm auf der einen Seite unter dem Halstuch vorgerutscht. In dem, wer weiß wie lange getragenen Hemde stak aber trotzdem eine unächte Tuchnadel, über der gefleckten und zerrissenen Weste hing eine Bronze-Uhrkette und selbst die dicken Finger „zierten" zwei solche Ringe mit Glassteinen. — Und wie gemein — wie thierisch war der ganze Ausdruck seines Gesichts, — wie voll von Sinnlichkeit und wilder roher Leidenschaft, in die sich aber trotzdem ein Zug von Gutmüthigkeit mischte. Der Koloß kämpfte auch eine ganze Weile mit sich selber, ehe er es wagte, seine Nachbarin anzureden. Er fühlte sich als General, ja — aber ein solcher Adel, ein solcher Zauber holder Jungfräulichkeit lag in dem ganzen Wesen des armen unbeschützten Kindes, daß er es empfand, — wenn er es sich auch wohl nie eingestanden hätte — wie hoch, wie unerreichbar hoch sie über seiner Sphäre stehen mußte.

Das Doggenartige in seiner Natur gewann aber doch zu-

letzt die Oberhand. Er qualmte stärker und achtete gar nicht darauf, daß der stinkende, von der Seebrise getroffene Rauch gerade nach seiner Nachbarin hinüberzog. Die Frauen, mit denen er umging, waren es ja gewohnt.

„Ei zum Teufel,“ brummte er dabei in den Bart, „sollen wir Zwei denn hier so stumm wie ein paar Fische neben einander die ganze Strecke im Wagen sitzen und den Mund nicht aufthun? Mutter würde mich schön auslachen, wenn ich ihr das nachher erzählte,“ und wieder warf er einen halb scheuen, halb trotzigen Blick nach dem jungen Mädchen hinüber, denn er fühlte zugleich, daß es ihm nicht leicht werden würde, eine Unterhaltung anzuknüpfen und in Gang zu halten. — Wie schwer war ihm in der letzten halben Stunde der Kopf geworden, wie furchtbar schwer, und ebenso die Zunge, über die er alle Controle verloren hatte. Das mußte nichtswürdig starke aguardiente gewesen sein, die er getrunken hatte.

So lange das Fuhrwerk noch im scharfen Trab blieb, ging es an; der frische Luftzug wie die starke Bewegung thaten ihm wohl. Jetzt aber hatten sie den Fuß des Gebirges erreicht, an dem sich der Weg emporzog, die Maulthiere fielen an den steileren Stellen in einen langsamen und steten Schritt, und die Sonne brannte wie Feuer auf die Erde nieder. Aber es konnte trotzdem nichts helfen, die Dame mußte jedenfalls erfahren, mit wem sie fuhr und daß sie sich in anständiger Gesellschaft befand, sie konnte ja sonst das Schlimmste von ihm denken.

„Señorita,“ wandte er sich an seine Nachbarin, die aber scheu den Kopf zum Wagenschlag hinausstreckte, obgleich sie nichts sehen konnte, als den steilen, unmittelbar von der Straße ab emporsteigenden Berghang, „Señorita sind wohl recht tüchtig durchgeschüttelt auf dem verdammten Pflaster?“

Das junge Mädchen legte die Hand auf den Wagenschlag und bog sich noch ängstlicher ab. — Der Neger glaubte, daß sie ihn nicht gehört habe, und schrie etwas lauter:

„Die nichtswürdigen Maulthiere liefen wie besessen, als meine Freunde vom Hotel etwas laut wurden. — Waren ein bischen fidel gewesen, da wir meine Ernennung zum General der Armee feierten.“

Die junge Fremde **konnte** nicht mehr so thun, als ob sie die Worte nicht vernommen hätte, — sie wären auf hundert Schritt weit hörbar gewesen, und die Ohren dröhnten ihr davon. Sie neigte leise den Kopf und ihre Lippen bewegten sich, aber ein Laut kam nicht darüber, und der halb trunkene Neger fing auf einmal so laut an zu lachen, daß sich der Kutscher draußen nach ihm umdrehte. Das junge Mädchen bebte schüchtern zusammen, aber sie hatte für sich nichts zu fürchten. — Dem neuen General fiel irgend ein heiterer Scherz ein, der bei ihrem letzten Gelage gefallen war, und dabei kam ihm der Cigarrendampf in die Kehle, so daß er heftig zu husten anfing und hustete, bis der ganze Wagen schüttelte, — dann bekam er den Schlucken und die Unterhaltung war damit abgebrochen. Den Schlucken suchte er allerdings durch Athemanhalten zu vertreiben, aber sein Gesicht erhielt dadurch etwas furchtbar Stieres — die großen Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn und die Cigarre war ihm ebenfalls dabei ausgegangen. Endlich hatte er es überwunden, aber die Anstrengung war zu groß gewesen — die Hitze that ebenfalls das Ihrige. Er fing an zu gähnen und wurde schläfrig, und ehe weitere zehn Minuten vergangen waren — mit dem albernen Ding an seiner Seite konnte er ja doch keine Unterhaltung führen — schnarchte er laut in seiner Ecke und streckte sich quer durch den ganzen Wagen, daß sich die arme junge Fremde auf den möglichst kleinen Raum zusammendrückte.

Und doch vergaß sie fast ihre trostlose und widerliche Gesellschaft, ihre trüben Gedanken in dem wunderbar schönen Anblick, der sich ihr bot, als sich der Weg von da ab, wo er den äußersten Hang verläßt und in die Schlucht einbiegt, über einen Vorsprung hinwand und ihr beim Umlenken den vollen Anblick des prachtvoll gelegenen und tief unten am Seestrand ausgebreiteten Laguayra bot. — Es war eine herrliche Tropenlandschaft.

Weit aus gen Norden breitete sich das blaue Meer, dessen weiße Brandung man deutlich erkennen konnte, während es dort, wo die Hafenstadt lag, bei seichterem Grunde eine erst dunkle und dann lichte grüne Färbung annahm und scharf

die Rhede von Laguayra abzeichnete. Innerhalb dieser Abgrenzung ankerten die verschiedenen Fahrzeuge, die aber von hier aus winzig wie schmale Nußschalen aussahen, während rechts die kleine Stadt mit ihren hellen Häusern, bis hoch hinauf an den Bergeshang und in die steilen Schluchten hineingebaut, von reicher, üppiger Vegetation und im flachen Land am Strand hin von breiten Cocospalm-Pflanzungen und Platanaren eingeschlossen war. Und darüber spannte sich der reine blaue Himmel, daran hin zog sich der mächtige Gebirgsrücken, der dicht bewaldet bis in die Kuppen hinein den Nordstürmen des Caraibischen Meeres seinen Damm entgegensetzte.

Aber das Bild verschwand — der Wagen lenkte in die Schlucht selber ein, durch die sich der Weg in die Berge hinauf, Caracas entgegen wand, und die Maulthiere setzten sich wieder, den schräg nicht sehr steil anlaufenden Pfad hinan, in einen leichten Trab.

Und der Neger schlief, das dicke Kinn auf die Brust gesenkt, die wulstigen Lippen noch mehr und fast unnatürlich vorgepreßt — das widerlichste, ekelhafteste Menschenbild, das sich auf der Welt nur denken ließ — ein aufgedunsener Koloß von schwammigem Fleisch und Branntwein, und die Atmosphäre, die er um sich her verbreitete, war erstickend. Aber was konnte das arme Kind thun, das neben ihm im Wagen saß? Sie dankte noch Gott, daß er wenigstens schlief und ihr nicht weiter lästig fiel. Hatte sie denn noch eine Wahl? Sie mußte nach Caracas, so rasch sie die Thiere bringen konnten, und schwerere Sorge lag vor ihr, als die Pein, wenige Stunden in der Gesellschaft eines solchen Menschen zu verbringen.

Anderthalb oder zwei Stunden mochten sie so gefahren sein, vielleicht mehr; dem jungen Mädchen kam es wie eine Ewigkeit vor, als sie die Station erreichten, wo die Thiere gewechselt werden mußten, denn ihre Kräfte hätten nicht ausgereicht, den Wagen über den fünftausend Fuß hohen Bergrücken hinüber und dann wieder zweitausend Fuß hinab bis nach der Hauptstadt zu ziehen. Dicht vor der dort befindlichen Schenke fuhr aber der Kutscher so ungeschickt mit dem Hinterrad über einen im Weg liegenden Stein, daß das

leichte Fuhrwerk einen scharfen Ruck that und den schlafenden Neger weckte.

„Caracho!“ fluchte er und sah sich erstaunt dabei um — seine Träume hatten ihn wohl mit anderen Bildern umgeben — „wo sind wir denn eigentlich? Er sah seine Begleiterin an, aber diese zog die Mantille fest um sich her und lehnte sich in ihre Ecke zurück, als ob sie selber schlafen wollte, und leise vor sich hinbrummend: „Hier wird man ja doch wohl etwas zu trinken bekommen,“ kletterte er über den Schlag weg aus dem Wagen und schritt auf die dicht daneben befindliche Pulperia zu.

Indessen wurden die Maulthiere ausgeschirrt und freigelassen — sie suchten ja auch von selber ihre Krippe — und andere dafür herbeigeführt. Der ganze Aufenthalt dauerte etwa zehn Minuten, und der General hatte sich indessen den Kutscher herbeigeholt, der mit ihm trinken mußte. Sein eigener Durst war aber größer als die wenige Zeit, die man ihm lassen wollte, um ihn zu löschen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich noch eine volle Flasche mit auf den Weg zu nehmen. Die zwei Stunden, die die Fahrt noch dauern sollte, konnte er, wie er erklärte, nicht trocken sitzen.

Und wieder rasselte der Wagen, jetzt mit frischen Kräften, den Berg hinan, die junge Fremde fuhr erschreckt empor, als er zuerst mit einem plötzlichen Ruck gegen einen Stein fuhr, und der General, der gerade die Flasche an die Lippen hob, goß sich einen Theil des Inhalts über die Brust, was seine Toilette nicht verbesserte. Wie er aber sah, daß die Dame sich umschaute, bot er ihr, ohne es der Mühe werth zu halten, sie vorher abzuwischen, sehr artig die Flasche an, die sie aber mit einem kaum bezwingbaren Schauder zurückwies.

„Eine von den Godos,“ knurrte der dicke Neger mürrisch vor sich hin, denn er fühlte sich beleidigt, daß er abgewiesen war, und setzte nun einen kräftigen Schluck selber darauf. Und die Gedanken wechselten in seinem Hirn — er wollte sich um das „alberne Ding“ gar nicht mehr bekümmern. Er nahm die Flasche, deren Kork er verloren hatte, offen zwischen die Kniee und holte aus der Brusttasche der alten

Jacke sein neues Generalspatent, das er aber selber nicht einmal lesen konnte. Er wußte nur, daß die große Schrift oben hingehöre und die Stelle, wo der Wirth der Pulperia in Caracas den schmutzigen Finger darauf gedrückt und einen großen Fleck hinterlassen hatte, seinen eigenen Namen bedeute. Er wollte den Fleck mit dem nassen Rockärmel abwischen, aber es ging nicht — er machte ihn nur noch ärger und hielt jetzt das Papier, indem er es von der Seite betrachtete, so, daß seine Nachbarin, hätte sie den Blick ein einziges Mal herübergeworfen, es auch hätte lesen können — aber sie that es nicht, und ärgerlich über sie und die ganze Welt, faltete er das Blatt wieder zusammen und schob es in die Tasche zurück.

Jetzt fing er an den Kork zu suchen, und fühlte mit den breiten bloßen Füßen auf dem ganzen Boden der Kutsche umher, was seine Nachbarin nur noch mehr ängstigte — aber er fand ihn nicht. Jetzt zündete er sich — die Flasche wieder zwischen den Knieen — eine frische Cigarre an, die leider keine Luft hatte. Das Deckblatt war in der Tasche abgescheuert. Er nahm eine andere, dann wieder einen Zug aus der Flasche, und mit der reineren Luft in den Bergen schien eine heitere Stimmung über ihn zu kommen. Er fing an zu singen, Kriegslieder natürlich, wie sie sich für seinen Stand schickten, und mit so dröhnender Stimme brüllte er sie zu seinem Wagenschlag hinaus und über das Thal hinüber, daß die Maulthiere vorn scheu die Ohren spitzten und der Kutscher, der erstaunt zu solcher Musik den Kopf schüttelte, die Thiere auf dem gefährlichen Weg aufmerksam im Zügel halten mußte.

Das mochte er etwa eine Stunde so getrieben haben, und die Flasche war zu drei Viertheilen geleert — da wurde er wieder schläfrig. Schon halb bewußtlos lallte er vor sich hin — die Flasche rutschte ihm zwischen den Knieen heraus, fiel auf den Wagenboden und entleerte sich dort ihres Inhalts, der glücklicher Weise gleich durch die Spalten des trockenen Holzes in's Freie lief. Die Cigarre entfiel ihm ebenfalls — sie war schon lange ausgegangen, und als der Wagen durch die Straßen von Caracas rollte und vor dem gewöhnlichen Aus-

schirrplatz anhielt, schlief er fest. — Von ihm fort aber, mit einem aus tiefster Brust heraus strömenden Dankgebet, schlüpfte die schlanke Gestalt des Mädchens. Nur ein kleines Bündel, das sie bis dahin auf dem Schooß gehalten, trug sie in der Hand und eilte damit raschen Schrittes, und ohne den Kopf auch nur zurück zu wenden, vorwärts, während die Kellner des Hotels herauskamen und sich den unangenehmen Gast betrachteten, den ihnen die Diligence gebracht hatte.

Das war aber keine Persönlichkeit für ihr Haus. Wie kam überhaupt der trunkene Neger als Passagier in den Wagen? — er starrte von Schmutz und stank nach Fusel. Der Kutscher mochte sehen, wie er ihn aus dem Fuhrwerk brachte. Sie schlugen ihre Thür zu und ließen ihn draußen.

Der Kutscher hatte allerdings mit der ihm obliegenden Arbeit Mühe, aber es gelang ihm doch endlich, den jetzt völlig Trunkenen wenigstens aus dem Wagen zu bringen und ihm sein Bündel unter den Arm zu drücken. Der „General“ taumelte damit auch eine kurze Strecke, aber er kam nicht weit. Kopf und Füße waren ihm wie Blei — an einer der Ecken knickte er zusammen und fiel neben dem Trottoir auf die Steine nieder, wo er liegen blieb. Ein kleiner Negerjunge, der ihn da bemerkte, schob ihm das Bündel unter den Kopf, aber er fühlte es gar nicht. Die Vorübergehenden kümmerten sich auch nicht um ihn, — wer hätte den schmutzigen, betrunkenen Neger anfassen mögen! — und da die Nacht jetzt einbrach, ließ man ihn eben in der doch jetzt trockenen Straßenrinne seinen Rausch ausschlafen. Das war der Einzug des neugebackenen Generals in der Hauptstadt des Reiches.

4.

Chacao.

Kaum eine halbe Stunde von der Hauptstadt entfernt, die noch auf wellenförmigem Terrain mehr oben in das Thal

hineingebaut ist, öffnet sich dieses zu einer weiten, fruchtbaren, allerdings von Bergen eingeschlossenen Ebene, und hier, auf dem Wege nach Los Dos Caminos, von den herrlichsten Haciendon begrenzt, und selber von Fruchtbäumen und Palmen überschattet, liegt das freundliche kleine Städtchen Chacao.

Früher herrschte hier auch ein bedeutender Verkehr, den besonders die reichen Grundbesitzer mit der Hauptstadt unterhielten; Züge von Maulthieren wie Caravanen von Karren kreuzten herüber und hinüber, und es gab kaum etwas Freundlicheres, als diesen stillen, friedlichen Platz mit seinen wohnlichen Häusern, gutgepflegten Gärten und schattigen Bäumen.

Jetzt hatte die Regierung etwa hundertfünfzig Mann „gelber" Truppen in den Ort geworfen, und wie die Revolution Handel und Verkehr zerstörte, so zerstörte diese Einquartierung den stillen Frieden des Städtchens und machte daraus ein Kriegslager. Ja die Bewohner wagten sich kaum auf der Straße zu zeigen, während alle, die nur irgend ihr Haus verlassen konnten, es zuschlossen und sich lieber nach der Hauptstadt selber hineinzogen. Dort hatten sie doch wenigstens eine Regierung zum Schutz, und wenn es auch die „gelbe" war, während sie hier den Chicanen und Erpressungen der unteren Officiere ausgesetzt blieben und bei Niemandem dagegen Klage führen durften.

Die Soldaten übrigens sahen für südamerikanisches Militär ziemlich anständig aus und waren wenigstens uniformirt, das heißt sie trugen Jacken und Hosen von Zwillich, ein Hemd, eine kleine Mütze oder einen Strohhut, um den ein gelbes Band mit der Bezeichnung ihrer Division befestigt war, und die meisten von ihnen sogar Sandalen, sogenannte Alpargates an den Füßen. In Schuhe oder Strümpfe wäre natürlich kein einziger von ihnen hinein zu bringen gewesen, und nur die Generale betrachteten einen solchen Luxus als Uniform.

Bewaffnet waren sie übrigens eben so gut wie die in der Hauptstadt stationirten Truppen. Sie alle hatten gute Bajonnetflinten und Seitengewehre, und Colina, der hier commandirte, obgleich er eigentlich in Caracas wohnte, hielt die Leute auch

so ziemlich in Ordnung — aber ein eigentlich militärisches Leben war nicht in dem ganzen Corps, denn was hätte die Leute für den Krieg begeistern sollen? Liebe zu ihrem Oberhaupt? — Sie waren von Haus aus gewohnt, Falcon nur als einen Blutsauger bezeichnen zu hören. — Vaterlandsgefühl? Es war das ein Wort, das sie entweder gar nicht kannten, oder das sich allein auf ihre eigene Hufe Land beschränkte. — Welches Interesse hatten diese Leute auch für Falcon oder irgend einen andern Mann, der auf dem Stuhl des Präsidenten saß? Ihnen brachte es doch keinen Nutzen, noch übte es auf ihren Erwerb einen Einfluß aus. Gedrückt wurden sie, die Armen, von der einen wie der andern Partei, aber nie gefragt, zu welcher sie eigentlich halten wollten, und doch lebten sie in einer Republik.

Die Constitution von Venezuela sagt ausdrücklich, daß Niemand wider seinen Willen zum Kriegsdienst gezwungen werden könne; wer aber frug in Zeiten, wo gerade Soldaten gebraucht wurden, nach einem solchen Gesetz? wer nach dem, was die Constitution dem Volk an Rechten sicherte. Man griff die jungen Burschen auf, wo man sie eben fand, und nicht einmal die gesetzliche Löhnung bekamen sie ausgezahlt, die sie nothwendig zum Leben brauchten. Aber Hunger hatten sie, und um ihn zu stillen, mußten sie entweder stehlen oder betteln, und thaten denn auch redlich Beides, wo sich ihnen irgend die Gelegenheit dazu bot. Machten es doch die Officiere nicht um ein Jota besser.

Und wie sah eben dieses Officiercorps aus? — Zu den hundertfünfzig Mann schienen wenigstens einige dreißig Officiere zu gehören, von denen auch sicher zwanzig Generalsrang bekleideten. Mit schmutzigen, abgetragenen Uniformen, die sie Tag und Nacht nicht auszogen, einen Säbel oder Degen oder Pallasch, was sie sich gerade verschaffen konnten, umgeschnallt, oder die Waffe in der Hand tragend, wenn sie keinen Gurt besaßen — hier und da noch mit einem Revolver an der Seite, schlenderten sie müßig in dem Ort umher, lagen hier und da auf einer Veranda in ihrer eigenen oder auch einer fremden Hängematte und rauchten ihre selbstgedrehten Cigarretten.

Manchmal traf eine kleine Truppe von Soldaten ein, die ein paar mit Futter (meist Zuckerrohr) beladene Esel vor sich her trieben. Sie hatten aber die Esel wie das Futter gestohlen und ließen die Thiere gewöhnlich nach dem Gebrauch wieder laufen, damit sie sich selber nach Hause finden könnten. Der arme Teufel aber, dem die Thiere gehörten, keuchte gar häufig hinter ihnen drein, und wurde dann von den übrigen tapferen Kriegern, an denen er vorüber mußte, noch überdies ausgelacht. Daß er für die Ladung Zuckerrohr und den Gebrauch seiner Esel nichts bezahlt bekam, verstand sich von selbst. Er frug auch nicht einmal danach.

In dem Soldatenleben der kleinen Stadt herrschte aber, wie es schien, vollkommene Ruhe. Man wußte allerdings, daß sich einzelne Banden sogenannter „Blauer" im Land gebildet und vorzugsweise an der Lagune von Valencia festgesetzt hatten, aber sie brauchten von diesen nichts direct zu fürchten, denn kleine Piquets waren auf der Straße vorgeschoben und konnten jedenfalls rechtzeitig Kunde bringen.

Hier und da wurden ein paar unglückliche Rekruten eingeübt, und besonders ungeschickt stellten sich diese in der Führung der Schußwaffe an, denn mit Gewehren wissen alle diese Leute nur selten umzugehen. Die Officiere überließen dies Exercitium aber allein ihren Unterofficieren — was sollten sie sich selber damit abquälen. Höchstens stand einer oder der andere von ihnen einmal eine kurze Zeit zum Zusehen daneben und schlenderte dann, wenn er es satt bekam, langsam wieder die Straße hinab.

Chacao selber wurde eigentlich nur durch eine breite Hauptstraße gebildet, die ziemlich von Norden nach Süden lief. Nicht ganz am äußern Ende, aber kaum hundert Schritt davon entfernt, lag ein kleines freundliches Häuschen, weiß angestrichen und ziemlich ordentlich in seinem ganzen Aeußern gehalten. Ein großer, aber jetzt verwilderter Garten schloß sich daran — und welcher Garten in Chacao wäre nicht verwildert gewesen, wo die „Gelben", wenn sie eben Lust hatten, ihre Thiere hineintrieben. Auch ein kleines, mit Zuckerrohr bepflanztes Feld gehörte dazu — jetzt freilich ohne eine Stange darauf, und außerdem ein schmaler Streifen Land

mit Kaffeebäumen bepflanzt, in dem aber das Unkraut hoch aufwucherte und umsonst eine sichtende Hand verlangte. Wer hätte sich in dieser Zeit die Mühe genommen, Unkraut auszurotten, wo das „gelbe“ Unkraut ja doch Alles um sich her erstickte.

Das Haus und Grundstück gehörte einem Indianer, Namens Tadeo Vasquez, der hier allein mit seiner Frau lebte, und wohl hatte er sein kleines Besitzthum wacker bestellt und sich auch außerdem ein paar Kühe gehalten, die ihm Milch und Butter gaben — aber die Soldatenwirthschaft machte dem bald ein Ende. Seine Felder wurden geplündert, seine Kühe weggetrieben und geschlachtet, und wie er früher in einem gewissen, wenn auch sehr bescheidenen Wohlstand lebte, gerieth er jetzt mehr und mehr in Dürftigkeit — ja sogar in Noth.

Und doch hatte der Indianer noch einen Gast im Hause — und zwar einen unheimlichen Gast, einen blödsinnigen weißen Mann, den er, als er nach Chacao vom Süden heraufkam, mit hierher gebracht hatte. Dieser Mann von weißen Haaren, aber anscheinend noch nicht von sehr hohem Alter, bewohnte eins der kleinen Zimmer vorn heraus und hatte bis jetzt eine vollkommen harmlose Natur gezeigt, die sich nur abwechselnd bald dieser, bald jener fixen Idee hingab, sie für einige Monate festhielt, bis er auf etwas Anderes verfiel. — So hielt er sich augenblicklich für einen sehr reichen Mann, befahl Tadeo jeden Morgen, seine Kutsche anzuspannen, weil er ausfahren wolle, und wartete dann den ganzen Tag auf das nie eintreffende Fuhrwerk, bis die Nacht anbrach und er sich in seine Hängematte warf, um am nächsten Morgen dasselbe Spiel zu wiederholen. Er sprach dabei mit keinem Menschen, gab wenigstens nur selten auf eine an ihn gerichtete Frage Antwort, hatte aber besonders Kinder — und unter diesen vorzüglich kleine Mädchen — lieb, streichelte ihnen, wenn sie zu ihm kamen, den Kopf und nannte alle, mit den süßesten Schmeichelnamen, Manuelita.

Er mußte auch jedenfalls früher einmal in besseren Verhältnissen gelebt haben, denn außer dem Befehl mit der Kutsche gab er dahin manche andere Andeutungen. Fremde verkehrten aber wenig oder gar nicht mit ihm, denn er zog sich jedes-

mal scheu von ihnen zurück, und Tadeo selber war fast eben so schweigsamer Natur, ließ sich wenigstens nie auf ein Gespräch über den alten Mann ein.

Der Unglückliche, der sich selber den Namen Perdido (Verlorener) gegeben, hatte seine Hängematte und seinen Wasserkrug in seinem Stübchen, und verbrachte auch dort den größten Theil seiner Zeit; aber seine Thür war nicht verschlossen und er konnte im ganzen Haus herum, ja auf die Straße gehen, und saß dann oft Stunden lang vor der Thür, nickte den vorübergehenden Kindern zu und griff, wenn sie bei ihm stehen blieben, in die Tasche, wobei er that, als ob er ihnen Geld gäbe. Die Kinder wußten das auch und fürchteten sich nicht im Mindesten vor ihm, ja sie lachten über ihn und liefen oft zu ihm, um ihn anzubetteln.

„Perdido — un realito — bitte, bitte.“ — Und dann nickte er freundlich und verschenkte eingebildetes Geld nach allen Seiten.

Früher hatte er viel auf sein Aeußeres gehalten. Er ging allerdings auf das Aermlichste gekleidet, war aber außerordentlich stolz auf reine Wäsche. Er kämmte sich halbe Stunden lang den vollen, schneeweißen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte, und das lange lockige graue Haar. In der letzten Zeit aber fing er an nachlässig darin zu werden. Er sprach viel mit sich selber, wurde mürrisch gegen Andere und kümmerte sich nicht mehr um die Kinder, ja zeigte sogar Ungeduld, daß die Kutsche nicht vorfuhr, die er nun schon seit langen Jahren erwartete, und zankte mit Tadeo. Er müsse, wie er sagte, zum Präsidenten und dürfe nicht über seine Zeit ausbleiben.

Die Soldaten kannten ihn ebenfalls. Wenn er draußen saß, nickten sie ihm zu. — „Buenos dias, Perdido“ — aber er achtete nicht auf sie und starrte sie nur manchmal mit einem so wilden Blick an, daß sie sich wohl hüteten, ihn weiter zu belästigen. Das ungebildete Volk betrachtet ja überhaupt sehr häufig derartige Menschen mit einer Art abergläubischer Furcht, und würde es nie wagen sie zu reizen.

Heut Abend saß der Alte wieder vor der Thür, nach der Straße zu, hatte das eine Knie heraufgezogen, das er mit

beiden zusammengefalteten Händen hielt, und stierte dabei gedankenlos in die Weite. — Gedankenlos? Wer kann sagen, was in dem Hirn eines solchen Unglücklichen arbeitet und bohrt und drängt, und welche Bilder da vorübergleiten! Aber diese schienen jetzt wenigstens harmloser Natur. Seine Züge hatten fast ganz das Wilde, Unheimliche verloren, was sie sonst entstellte, und nur ein tiefer Schmerz gab sich in ihnen kund. War das Bewußtsein seiner Lage ihm zurückgekehrt?

Ein kleines, etwa siebenjähriges Mädchen kam die Straße herab und blieb neben ihm stehen.

„Perdido," sagte sie lächelnd — „un realito," und hielt ihm die schmale Hand entgegen. Der „Verlorene" drehte den Kopf nach ihr um, und wie lichter Sonnenschein glitt es über seine Züge.

„Manuelita," sagte er leise und herzlich, indem er die Hand des Kindes ergriff und dieses freundlich an sich zog — „meine liebe, liebe Manuelita! Nicht wahr, Du hast Deinen alten Vater nicht verlassen? — Du willst bei ihm bleiben und ihn pflegen, wenn Krankheit in seine Glieder zieht, und mit Deinen lieben Augen über ihn wachen — mit Deinen lieben Händchen die bösen Träume fortscheuchen, die ihn sonst niederdrücken?"

Dabei nahm er das Kind, dem es bei der Liebkosung doch etwas ängstlich wurde, hob es auf das Knie und preßte einen heißen Kuß auf seine Backe.

„Perdido," sagte die Kleine, „laß mich los. Ich muß fort. Mutter wartet auf mich daheim."

„Du hast auch nie ein böses Wort für Deinen alten Vater gehabt," fuhr der Unglückliche leise fort — „Du warst immer lieb und gut mit ihm, und wenn Du nur jetzt bei ihm bleibst, dann kann er alles Andere entbehren — Glück und Reichthum, Glanz und Pracht, die uns hier umgeben."

„Perdido, laß mich gehen" — bat die Kleine, die anfing sich zu fürchten, „Du thust mir ja weh."

„Komm — laß uns zusammen fortgehen in die weite Welt, Manuelita — die Mutter braucht nichts davon zu wissen" — fuhr der Alte flüsternd fort, indem er das Kind

fester an sich preßte, „sie hat nie ein Herz weder für Dich noch mich gehabt. — Stolz ist sie nur und hochmüthig, aber kalt wie der Schnee der Cordillere. Laß uns fortgehen, Manuelita — ich weiß den Weg — ich führe Dich, und draußen, weit, weit fort von hier, werden wir wieder glücklich sein.“

Die Kleine fing jetzt an zu schreien, und Tadeo kam aus dem Haus gesprungen und fuhr den Alten an.

„Schämst Du Dich nicht, Perdido! willst Du das Kind gleich gehen lassen? Da kommt Deine Frau, die wird schön zanken, wenn sie Dich mit der Kleinen sieht. Du weißt, wie oft sie es Dir schon verboten hat.“

Der Alte ließ erschreckt das Kind los, das weinend und bleich vor Furcht die Straße hinablief — und blieb mit gesenktem Kopf auf der Bank sitzen. Dann murmelte er leise vor sich hin. „Sie ist wieder fort — oh, wie mir mein Kopf brennt! wie mir mein Kopf brennt!“ Er leistete aber keinen Widerstand, als ihn Tadeo in sein Zimmer führte, legte sich dort auch gleich in seine Hängematte, barg das Gesicht in den Händen und stöhnte laut. —

Nach Chacao sprengte ein Reiter mit verhängten Zügeln herein. Es war ein Officier der Regierungstruppen, der nur sein schaumbedecktes Thier einzügelte, als er die ersten Soldaten in der Straße antraf.

„Wo ist der General Jefe?“ (en chef) frug er diese, die stehen blieben, aber gar nicht daran dachten, zu salutiren.

„In der Calle Piedra — gleich rechts das dritte Haus.“

„Komm mit, mein Bursche, und bringe mich zu ihm. Ich muß ihn sprechen. Wie viel Truppen seid Ihr hier im Ort?“

„Quien sabe,“ sagte der Mann, mit den Achseln zuckend, indem er aber doch dem Befehl Folge leistete und neben dem jetzt langsam gehenden Thier hinschritt. Er hatte sich auch wohl schwerlich je darum gekümmert oder danach gefragt, und die Beiden verfolgten schweigend ihren Weg, bis sie vor dem bezeichneten Hause anhielten. Und eine wichtige Meldung mußte es gewesen sein, welche die Ordonnanz gebracht hatte, denn der General Jefe ließ sich augenblicklich sein Pferd satteln und ritt selber die Hauptstraße hinauf, wo man die meisten

Soldaten einquartiert hatte, und wo sich auch die befestigte Wache befand.

Jedenfalls ging irgend etwas im Lager der Gelben vor, — aber was kümmerte das die Bewohner von Chacao. Waren sie doch schon daran gewöhnt, daß unter den Truppen fortwährend Bewegungen stattfanden, über welche die Officiere nicht einmal immer Rechenschaft geben konnten.

Tadeo nun gar, mit Sorgen genug im Haus, dachte nicht einmal daran, was die Soldaten vorhatten: ob sie einen Feind erwarteten, oder ihn im Gegentheil angreifen wollten. Bei ihm plünderten sie nichts mehr, denn was sie gebrauchen konnten, hatten sie schon mitgenommen.

Tadeo war ein stiller, ruhiger Mann, wie es eigentlich fast alle Indianer sind, und in Chacao von den Bewohnern der kleinen Stadt schon wegen seines Fleißes wie der Sorgfalt für den Kranken geachtet.

Woher er kam, hatten sie auch bald erfahren: — vom Orinoco, denn er brachte von dort her eine Frau mit, die aus der nächsten Nachbarschaft, aus Mariperez stammte. Nur der Frau zu Liebe, die sich nach ihrer Heimath sehnte, war er hierhergezogen, aber selbst die Frau, so oft sie auch darum gefragt wurde, wußte nicht, wer der alte weiße Mann eigentlich sei, denn Jahre lang hatte ihn Tadeo schon in seinem Hause gehabt, ehe sie selber dort einzog. Sie frug ihn allerdings mehrmals danach, erhielt aber nie eine andere Antwort, als: „Der Mann, der mich vor dem Tod und der Schande gerettet hat" — und demnach konnte nur Dankbarkeit der Grund sein, daß er sich eine so furchtbare schwere Pflicht auferlegt hatte. Das begriff aber die Frau wieder nicht, und obgleich sie selber sonst gutmüthig und weichen Herzens war und mit großer Liebe an ihrem Gatten hing, konnte sie sich doch nicht denken, daß irgend Jemand einzig und allein aus Dankbarkeit sein ganzes Leben lang eine solche Last tragen würde.

Tadeo hatte wirklich schon recht viel Sorge mit dem alten Mann ausgestanden, aber die schwerste schien eigentlich erst anzugehen, denn so ruhig er sich sonst das ganze Jahr hindurch gezeigt hatte, so unruhig wurde er jetzt. Der Indianer stand noch an seinem Fenster und schaute auf die Straße hin-

aus, als er die Stimme Perdido's hörte, der laut und heftig seinen Namen rief.

„Es geht wahrhaftig bei ihm los," seufzte der Indianer vor sich hin, indem er stehen blieb und dem ganz ungewohnten Laut horchte — „was soll ich nur in aller Welt anfangen, um ihn ruhig zu halten."

„Tadeo! Tadeo!" rief die Stimme wieder, „hörst Du nicht, Halunke? Meinen Wagen will ich haben, aber rasch. Schon heute Morgen hab' ich ihn bestellt, und er ist noch nicht da. Nach der Moriche muß ich hinaus und Manuelita abholen. Mach' rasch, die Zeit vergeht — es wird schon dunkel."

Tadeo eilte zu ihm hinüber und fand den alten Mann in der furchtbarsten Aufregung, denn dieser hörte gar nicht, was der Indianer zu ihm sagte, sondern rief nur immer nach seiner Manuelita und daß der Fluß stiege und er an Ende, wenn er zögerte, nicht mehr über den Lagunenarm könne. Er war im Geiste jedenfalls bei anderen Scenen und Oertlichkeiten, und Tadeo hatte die größte Mühe, ihn nur endlich wieder in seine Hängematte zu bringen, wo er — heut Abend wenigstens — die Kutsche und Manuelita vergaß.

Indeß wirbelten im Städtchen die Trommeln und schmetterten die Trompeten, und die Soldaten liefen mit ihren Gewehren, die gefüllten Patrontaschen mit der Hand haltend, herbei, denn sie glaubten nicht anders, als daß die „Blauen" im vollen Anrücken wären und der Kampf jeden Augenblick beginnen könne.

Der Sammelplatz war natürlich auf der Hauptstraße, und der eben angekommene Officier hielt dort schon mit dem General. Es sollte aber heute nichts weiter als eine Musterung sein, und die Soldaten wurden einzeln aufgerufen, ob sie alle da seien. Es fehlten auch in der That nur vier, die jedenfalls desertirt sein mußten — aber das schadete nichts und kam fast alle Tage vor.

Im Ganzen, die Officiere mitgerechnet, lagen hier hundertsechsundfünfzig Mann, denn man hatte erst gestern wieder einen kleinen Trupp Freiwillige, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, eingebracht. Die meisten Soldaten waren

aber mit Schießwaffen versehen, und fünfzig wurden jetzt ausgesucht und zu einer Compagnie zusammengestellt, dann bekamen sie ihre Officiere und die Ordre, sich morgen früh mit Tagesanbruch bereit zu Abmarsch zu halten.

„Wohin geht's?" frug einer der Soldaten, denn von Disciplin und Subordination haben diese Leute nur einen sehr unbestimmten Begriff. Die Antwort lautete:

„Quien sabe! Außerdem geht es Euch nichts an, und haltet Euch Alle fertig, denn Ihr wißt recht gut, General Colina spaßt nicht, und hat schon manchen nichtsnutzigen Burschen erschießen lassen."

Dann durften die Leute wieder abtreten, um an dem Abend noch irgendwoher — es blieb sich gleich — Lebensmittel für den morgenden Marsch aufzutreiben. Die ausrückende Mannschaft bekam außerdem, und zwar sehr zu ihrem Erstaunen — Jeder zwei Realen in baarem Gelde ausgezahlt.

Die in Garnison blieben, erhielten nichts.

Während die Soldaten gemustert wurden und einige der einfachsten Evolutionen machen mußten, hatte ein kleiner, sehr anständig und sehr behäbig aussehender Herr einen Spaziergang aus der Stadt hierher gemacht, dem Exercitium mit dem augenscheinlichsten Vergnügen zugesehen und sich, seinen Spazierstock unter dem Arm, vor lauter Entzücken die Hände gerieben. Ausrufe voller Befriedigung entschlüpften ihm zuweilen dabei, wie: grandioso! magnifico! delicioso! und er schien wirklich in Bewunderung aufgelöst. Von Zeit zu Zeit nur nahm er schnell ein Blatt Papier und einen Bleistift aus der Tasche und notirte sich etwas, das aber doch zuletzt die Aufmerksamkeit des Generals erregte, dem der kleine Mann von einem andern Officier gezeigt wurde.

Die Regierung — wenn sie auch nicht die gegen sie herrschende Stimmung in ihrem ganzen Umfang kannte, oder glauben wollte — wußte doch recht gut, daß es viele „Böswillige" im Lande gab, die gemeinsame Sache mit der Revolution machten, oder ihr doch jeden möglichen Vorschub leisteten, und daß sich unter diesen viele wirkliche und vielleicht gefährliche Spione befanden, unterlag eben so wenig einem Zweifel. Gehörte dies Individuum aber zu der Klasse, so

trieb er sein Geschäft mit einer außergewöhnlichen Frechheit, und es war deshalb schon der Mühe werth, ihm einmal auf die Finger zu sehen.

Der General behielt ihn auch im Auge, bis die Musterung vorüber war, — denn entwischen konnte er ihm jetzt nicht mehr — beobachtete ihn jedoch aus der Ferne, ohne daß der Fremde etwas davon bemerkte. Dieser schien aber auch wirklich in den Anblick des „pompösen Heeres" so vertieft, daß er auf weiter gar nichts achtete und noch viel weniger an Flucht dachte, denn kaum war das Exerciren zu Ende, als er, mit dem Papier noch immer in der Hand, einige Schritte zurückging, wo eine hohe Cocospalme stand, unter dieser, nachdem er vorher — der Ameisen wegen — sein Taschentuch ausgebreitet hatte, Platz nahm und dann emsig weiter schrieb.

„Caracho!" sagte der General zu seinem Adjutanten, „der Bursche da drüben nimmt es kühl, und wir wollen doch einmal zusehen, was für wichtige Notizen er sich da — noch dazu vor unseren Augen — aufschreibt. Kommen Sie Toques — er soll uns einmal die Papiere zeigen."

Er gab dabei seinem Pferd die Sporen und sprengte auf den Schreibenden zu, der aber so vertieft in seine Arbeit war, daß er die herangaloppirenden Pferde erst bemerkte, als sie dicht vor ihm hielten. Dann aber schob er auch, wie erschreckt, die Papiere, ohne sich nur die Mühe zu nehmen, sie ordentlich zusammen zu falten, in seine Brusttasche, stand jedoch zugleich auf, zog sehr artig den Hut und sagte:

„Guten Abend, meine Herren — es war wirklich ein Genuß, zu sehen, wie sich diese tapferen Soldaten schon so kriegstüchtig benahmen. Mit einem solchen Heer werden Sie die Rebellen zerstreuen wie Spreu vor dem Winde."

„Hat es Ihnen gefallen?" frug der General trocken, indem er den kleinen Mann von oben bis unten aufmerksam betrachtete.

„Ausnehmend — ausnehmend, Señor General," rief der Höfliche, „und mein Spaziergang ist mir heute überreich bezahlt worden."

„In der That? aber in welcher Weise?"

„Nun, durch den Genuß, diesem Exercitium beiwohnen zu dürfen."

„Durch weiter nichts?“

„Wie so?“ entgegnete der kleine Mann, durch die Frage stutzig gemacht, denn sie wurde mit einem ganz besondern Ton gestellt. Der General hatte aber keine Lust, sich lange mit dem Menschen einzulassen, sondern direct zur Sache kommend, frug er ihn, und nicht einmal besonders artig:

„Wer sind Sie und wie heißen Sie?“

Der kleine Señor wurde mehr durch den barschen Ton als die Frage selber überrascht und zögerte deshalb vielleicht einen Moment mit der Antwort. Endlich sagte er:

„Ich heiße Enano — Horacio Enano.“

„Und mußten Sie sich darauf so lange besinnen?“

„Bitte — ganz und gar nicht,“ lautete die jetzt schon nicht mehr so sehr höfliche Antwort, denn weshalb fuhr ihn der General so an — „ich werde jederzeit meinen Namen im Gedächtniß haben.“

„Und wer sind Sie? — welchem Beruf folgen Sie?“

„Ich arbeite im Finanzministerium,“ erwiderte Señor Enano mit Würde.

„Im Finanzministerium?“ sagte der General kopfschüttelnd und noch halb ungläubig — „und was hatten Sie sich da hier so eifrig zu notiren? Etwa Geschäftssachen? — wie?“

Der kleine Mann wurde bis hinter die Ohren roth und erwiderte nur zögernd: „Nein — Geschäftssachen allerdings nicht.“

„Und was sonst, wenn ich fragen darf?“

„Sie werden mich entschuldigen,“ sagte Enano, aber ziemlich bestimmt, „das sind Privatangelegenheiten, die mich ganz allein angehen.“

„Glauben Sie?“ fragte lachend der General — „lassen Sie mich einmal die Papiere sehen — die da, meine ich, die Sie in Ihrer Brusttasche stecken haben.“

„Ich bedauere sehr,“ erwiderte Señor Enano, „Ihnen damit nicht dienen zu können, denn es sind einzig und allein Privatangelegenheiten.“

„So? Bitte, Toques, rufen Sie doch einmal ein halb Dutzend von den Leuten her — irgend welche, es ist einerlei. Wenn der Herr die Papiere nicht gutwillig herausnehmen will, werden wir ihm wohl den Rock abziehen müssen.“

„Aber, Herr General," rief Enano jetzt empört, „ich begreife nicht, welches Recht Sie haben, mich gewaltsam meiner Schriften zu berauben."

„Ich will Sie nicht berauben, wenn ich nicht das finde, was ich vermuthe; nur sehen, welche Notizen Sie sich über unser Militär gemacht haben."

Das Gesicht des kleinen Mannes klärte sich auf.

„Ach," sagte er, „das ist etwas Anderes — Sie glauben in mir einen Spion zu finden — Sie thun mir allerdings da bitteres Unrecht, denn Se. Excellenz hat vielleicht keinen treueren Verehrer als mich — aber jetzt muß mir selber daran liegen, Sie über meine Gesinnungen aufzuklären. Herr General, die Papiere sind zu Ihrer Disposition" — und noch während er sprach, hatte er in die Tasche gegriffen und sämmtliche Blätter dem General hingereicht. Wenn er aber geglaubt — und möglicher Weise sogar gehofft hatte, daß der General sie lesen würde, so sah er sich darin getäuscht. Er entfaltete sie zwar, hatte aber kaum einige flüchtige Blicke darauf geworfen, als er in ein lautes Lachen ausbrach.

„Gedichte, Toques," rief er dabei — „kostbar — der Herr ist ein Dichter!" und ohne sich weiter auch nur die Mühe zu nehmen, dem Eigenthümer die Papiere zurück zu geben, öffnete er nur die Hand, stieß dann seinem Thier die Sporen wieder ein und sprengte, von seinem Adjutanten gefolgt, die Straße hinab.

Enano sah ihm erstaunt und empört nach. — „Allerdings ein sehr unhöfliches Benehmen für einen hohen Officier," meinte er dann — „ich habe von Falcon's Generalen etwas Anderes erwartet — aber weshalb soll es unter so vielen weißen Schafen nicht auch ein schwarzes geben!

Die lieblichste Rose muß Dornen verstecken —
Das Licht hat den Schatten — die Sonne selbst Flecken."

und mit einem Seufzer, denn das Bücken wurde ihm etwas schwer, suchte er sich die durch den Luftzug zerstreuten Papiere wieder zusammen und folgte dann den vorangesprengten Reitern langsamer in die Stadt hinein.

5.

Die Blauen.

Wenn es in Südamerika, mit all' seinen prachtvollen tropischen Scenerien, seinen Gebirgsstöcken, endlosen Ebenen und dichtbewaldeten Stromgebieten einen wundervollen und paradiesischen Punkt giebt, der fast Alles vereinigt, was das Auge entzücken und die Sinne mit staunender Bewunderung erfüllen kann, so ist es die Umgebung der Lagune von Valencia, die sich an das fruchtbare Araguathal schließt. Der schönste Punkt Venezuelas — der schönste vielleicht des ganzen südlichen Continents.

Dicht umher liegen die hohen zerklüfteten Gebirgsrücken — eine Auszweigung der Cordilleren — nicht weit südlich davon die monotonen Llanos, mit ihren niederen Palmen und verkrüppelten Chaparro-Büschen, aber hier, fest hineingeschmiegt in das hohe Land, an einer weitgedehnten Lagune, die durch ihr silbernes Blinken nur den Glanz der Landschaft erhöht und ihr eine eigenthümliche und wohlthuende Frische giebt, keimt und blüht eine so üppige Vegetation in allem Reichthum tropischer Natur, wie sie sich die reichste Phantasie nur denken und ausschmücken könnte — und doch wieder wie verschieden von den aufeinander gedrängten Pflanzenmassen des Orinoco-Deltas und seinen weiten, wunderbar schönen, aber dem Menschen furchtbaren und gefährlichen Sümpfen.

Hier wiegt die Cocospalme ihre zierlichen gefiederten Wipfel in der Brise; hier raschelt die Banane mit ihren breiten Blättern und trägt kaum die Last der würzigen Früchte; hier breiten sich weite Anpflanzungen von Kaffee, Zucker und Cacao aus, und in den tiefen Schatten fruchtbedeckter Orangenhaine hineingebaut, von Blüthenbüschen dicht umgeben, von prachtvollen Schlingpflanzen umrankt, liegen lauschig und versteckt die Wohnungen von Menschen, die zu den glücklichsten der Erde gehören könnten, wenn nicht fast ununterbrochen Ehrgeiz, Eigennutz und Herrschsucht Einzelner das Volk zu endlosen

Parteikriegen zwänge, und dadurch — selbst das Thal von Valencia zu einem Schauplatz der Noth und des Elends machten.

Aber die jetzige Revolution war nicht muthwillig, wie manche frühere, über das Land gebracht worden. Falcon, der Präsident — wie manche gute Eigenschaft er auch sonst wohl haben mochte — hatte in seiner Gier, nur immer mehr und mehr Schätze anzuhäufen und Creaturen um sich zu sammeln, die ihn darin unterstützen oder doch schützen konnten, das reiche schöne Land so ausgesogen und an den Rand eines allgemeinen Bankerotts gebracht, daß sich endlich die besten Männer Venezuelas — und es gab deren doch noch in genügender Zahl — zusammen thaten und erklärten, sie könnten und wollten diesen Zustand nicht länger ertragen.

Ihre erste und Hauptforderung war dabei: daß Falcon friedlich abdanken solle, und in diesem Fall wäre kaum ein Schuß im weiten Reich gefeuert worden; aber — wer verläßt gutwillig einen Thron, und wenn es nur der Präsidentenstuhl einer Republik wäre.

Falcon antwortete mit der Ernennung zahlloser Generale, die ihm jetzt nützen und einem möglichen Nachfolger nicht abzusehende Schwierigkeiten in den Weg werfen mußten. Daß er das Land dabei durch das Füttern nutzloser, ja oft schädlicher Menschen überbürdete, kümmerte ihn wenig — was er herausziehen konnte, hatte er schon gezogen, und nur der Möglichkeit strebte er entgegen, seine Macht jetzt zu behaupten und dann vielleicht noch einmal — und wenn auch nur auf kurze Zeit — von Neuem zu plündern.

Im Guten — so viel stellte sich heraus — war es also nicht möglich, eine Aenderung dieser unerträglich gewordenen Zustände herbeizuführen, so sollte denn Gewalt Gewalt vertreiben, und nicht allein die Godos stellten sich diesmal der früher siegreich gewesenen Patei der Föderalen entgegen, sondern diese selber lieferten der Revolution wackere und tüchtige Kräfte, die sich unter dem Wahlspruch: Dios, Union y Libertad dem gemeinsamen Feind entgegenstellten. Die Insurgenten nannten sich dabei Reconquistadores oder Wiedereroberer und wählten die blaue Farbe als Abzeichen für ihre Schaaren.

Immer noch hatte man aber mehr gedroht, als wirklich

gehandelt, weil man noch glaubte, daß Falcon es doch am Ende gerathen finden würde, solchen wachsenden Anzeichen zu weichen. Dieser aber nahm das langsame Vorgehen des Feindes, von seinen Anhängern fortwährend darin bestärkt, für Schwäche und trat nur immer rücksichtsloser auf. Da beschlossen denn endlich die Reconquistadoren, auch nicht mehr Zeit zu verlieren. Falcon wich nicht gutwillig, so viel stand fest, und die Schaaren wurden zu den Waffen gerufen.

Mit einer Schwierigkeit, die Falcon auch recht gut kannte, aber überschätzte, hatten sie freilich zu kämpfen: mit dem Mangel an Waffen und Munition, der sich bald aller Orten fühlbar machte, während die Regierung über ein verhältnißmäßig brauchbares, wenn auch geringes Arsenal verfügen konnte. Die Führer der Partei waren aber schon lange thätig gewesen, besonders Revolver und Carabiner herbeizuschaffen. Musketen wurden ebenfalls aufgekauft, wo man deren fand, und Amerikaner waren darin die besten Lieferanten. Pulver hatte man auf kleinen Küstenfahrern von St. Thomas und Trinidad eingeschmuggelt, und Blei war außerdem in genügender Menge vorhanden, denn lange Zeit konnte der Krieg, wenn es nur überhaupt zum Schlagen kam, ja doch nicht dauern.

Das Thal von Valencia — der Garten Venezuelas — wurde natürlich wieder zum Sammelplatz ausersehen, denn dort waren Lebensmittel am leichtesten zu finden und hätten für eine größere Armee ausgereicht. Dort war auch ein dichtbesiedeltes Land, das reichlich Mannschaft lieferte, und überhaupt fehlte es den „Blauen" nirgends an Soldaten.

Was wollten die armen Teufel auch machen! Krieg war einmal wieder im Lande ausgebrochen, und wenn sie nicht freiwillig zu den Blauen gingen, wurden sie von den „Gelben" gepreßt. Daß sie dort nie Sold bekamen, oder höchstens dann und wann einen Real, hatten sie schon von vielen Ueberläufern gehört, die desertirten wo sie eben konnten. Gutwillig bekamen die „Gelben" von der Bevölkerung ebenfalls keinen Bissen Brod und keinen Schluck Aguardiente. Den „blauen" Soldaten gab man dagegen Alles, was sie brauchten, denn das ganze Land stand fast auf ihrer Seite, und nur noch durch den Zwang seiner Generale und Truppen herrschte und regierte

Falcon in der Hauptstadt. Von den Führern der Reconquistadoren wurde deshalb auch nichts gewaltsam beigetrieben, wie es leider in der Nähe der von den Gelben besetzten Plätze ununterbrochen geschah und geschehen mußte. Verhungern konnte man ja doch die Leute nicht lassen, und hungern thaten sie schon. Dann wurden auch bei den Blauen nicht so viel Umstände mit dem Exerciren gemacht. Weshalb auch? Feldschlachten hatten sie nicht zu liefern. Der ganze Kampf beschränkte sich auf Vertheidigen oder Stürmen eines festen Platzes, meistens, oder häufig doch, auf den Einzelkampf, und wenn sie nur ihre Waffen gehörig zu brauchen wußten, so kam es nicht darauf an, ob sie auch den linken Fuß einmal niedersetzten, während ihr Nebenmann mit dem rechten dasselbe that.

Aber die Leute waren fast Alle außer Arbeit und Verdienst, und sahen selber ein, daß es keine Ruhe und keinen Wohlstand wieder im Lande geben würde, wenn nicht dieser Wirthschaft in der Regierung ein Ende gemacht und ein vernünftiger — oder vielmehr rechtlicher Mann an die Spitze kam. Wo sie den herbekommen wollten, wußten sie allerdings selber noch nicht, aber das kümmerte sie auch wenig. Das mußten die Leute besorgen, die den Aufstand hervorgerufen hatten und befehligten, und denen konnten sie es mit gutem Gewissen überlassen — überließen es ihnen wenigstens. Was wußten sie von den Rechten eines Republikaners? Sie hatten noch nie Gebrauch davon gemacht.

In dem kleinen, reizend gelegenen Städtchen Maracay, dicht am Ufer der Lagune und von den prachtvollsten Gärten eingeschlossen, hielten an dem nämlichen Tage, dessen Scenen in den vorigen Capiteln geschildert wurden, einige hervorragende Führer der Reconquistadoren eine Versammlung, um die Schritte, die unternommen werden mußten, und die dazu nöthigen Mittel zu berathen. Ein Zusammenwirken war zur Nothwendigkeit geworden, und es wimmelte an dem Tag von blauen Soldaten in der Stadt.

Den Soldaten sah man ihnen freilich, sobald sie ihre Waffen ablegten, nicht mehr an, denn keiner von ihnen trug irgend welche Uniform. Sie sollten ja auch keine Stunde länger Soldaten bleiben, sobald ihr Zweck erfüllt, der Prä=

sident zum Lande hinausgejagt und die Macht seiner zahllosen Generale gebrochen war. Es war eine Landwehr im wahren Sinne des Worts, und die bedurfte nichts weiter als der Wehr.

Die meisten gingen in lichtblauen oder grauen Jacken von gewöhnlichem amerikanischen oder deutschen Baumwollenzeuge, trugen Hosen, je nach Phantasie oder Laune, Alpargates an den Füßen und fast durchschnittlich Strohhüte. Kaum die Hälfte von allen hatte sich schon das blaue Band beschaffen können, denn wenn auch die Händler in Maracay dafür gesorgt haben mochten, daß hinlänglicher Vorrath davon vorhanden war, so fehlte doch den meisten das baare Geld, um dafür zu zahlen, und ohne das bekamen sie nun einmal kein Band. — Sehr gemischt war auch dabei noch ihre Bewaffnung. Manche hatten allerdings Musketen mit Bajonnet und Patrontaschen, die meisten aber nur alte Carabiner, die jedenfalls einmal von einer europäischen Regierung ausrangirt und dann — nach dem einzigen Markt dafür — nach Südamerika geschafft waren. Viele führten sogar nur Lanzen und lange Messer im Gürtel, konnten dem Feind aber damit gewiß viel gefährlicher werden, als ihre Kameraden mit den Carabinern, denn sie wußten diese Waffe vortrefflich zu führen.

Gleichmäßiger bewaffnet waren die Officiere, die jeder einen Säbel an der Seite — allerdings von sehr verschiedener Form, und wenigstens einen, oft auch zwei Revolver im Gürtel trugen. Als Abzeichen führten sie an ihrem Hut eine aus blauem Band rosenartig zusammengelegte Cocarde.

In der großen Posada, unfern von der Plaza, sollte die Versammlung der Führer stattfinden. Officiere sprengten schon vom frühen Morgen an durch die Straßen, und überall standen Gruppen von Soldaten, die oft mit den lebendigsten Geberden die Tagesereignisse besprachen und erhaltene Neuigkeiten austauschten. Sie politisirten auch auf das Eifrigste mit einander, und zwar über die Verdienste der verschiedenen Präsidentschafts-Candidaten — nur daß ihnen selber eine Entscheidung dabei zustehen könne, fiel ihnen nicht ein — hätten sie sich selbst für eine bestimmte Persönlichkeit begeistern können. Das aber war nicht der Fall und auch wohl mit die Ursache, daß die aller Orten gährende Revolution nur so

langsame Fortschritte machte. Es fehlte ein Führer, dem man sich blindlings anvertrauen konnte, und die Neigung der Leute zersplitterte sich deshalb nach allen Seiten.

Dieselbe Frage beschäftigte aber heute die Officiere, von denen sich ein buntes Corps gesammelt hatte. Die Meisten von ihnen waren auch gemischten Blutes, von der dunkleren Farbe des Indianers an, durch den Mestizen und bis zu dem fast weißen Quadroon. Von wirklich rein spanischer Abkunft befand sich nur einer unter ihnen, aber doch manche Creolen*) aus den besten Familien des Landes.

Vor allen Dingen galt es nun, ihren Operationsplan festzustellen und vereint gegen Caracas zu wirken, und Abgesandte sollten darum augenblicklich nach Barcelona gehen, damit sie von dort her in ihren nächsten Plänen unterstützt würden. Die Hauptsache war, die Regierungspartei in Caracas, die das Innere noch fast gar nicht besetzt hielt, zu isoliren und von dem Lande abzuschneiden. Dann konnte man sich auch darauf verlassen, daß die größeren Binnenstädte, wie z. B. Calabozo, augenblicklich zu ihnen stehen und sich offen für die Revolution erklären würden. Zu dem Zweck mußten die in das Innere führenden Städte, wie Ortiz, Victoria ꝛc., besetzt werden, und wenn dann von Osten her die Truppen aus Barcelona einrückten, so blieb dem Präsidenten nichts Anderes übrig, als eben der Uebermacht zu weichen.

Für diese verschiedenen Unternehmungen, die sich von dort aus theils gen Osten, theils gegen Südosten zu richten hatten, wurden die betreffenden Führer ausgewählt — nicht mit Epauletten und Ordenssternen gezierte Officiere, sondern schlichte Bergbewohner oder auch Llaneros, ihre Alpargates an den Füßen und den Strohhut auf dem Kopf. Aber es waren kräftige, geschmeidige Gestalten, im Sattel zu Hause, und mit ihren Waffen auch vertraut genug.

„Und welchen Präsidenten haben die Reconquistadoren in Barcelona aufgestellt?" frug einer der höheren Officiere, General Alvarado, beim Schluß der Versammlung den General

---

*) Creolen sind stets die von weißen Eltern im Lande geborenen Kinder.

Jefe (oder en chef) Miguel Antonio Rojas, der das Ganze leitete. „Hat man noch nichts darüber erfahren?"

„Einen Präsidenten scheinen sie noch gar nicht zu haben," lautete die Antwort, „aber wie ich höre, sollte vor allen Dingen Monagas mit der Führung des Aufstandes betraut werden."

„Was?" schrieen Andere, — „haben sie das Franciskanerkloster in Caracas vergessen? — Den Schlächter der Deputirten wollen sie zum Führer und nachher am Ende wieder gar zum Präsidenten wählen?"

„Er hat erklärt, daß er auf die Ehre verzichte; er will sein Vaterland nur von dem jetzt auf ihm lastenden Druck befreien und Vergangenes damit sühnen."

„Redensarten! Weshalb nehmen wir nicht Dalla Costa, den Präsidenten von Guyana. — Giebt es einen Besseren im Land?"

„Der hat abgelehnt."

„So ist ihm schon der Antrag gemacht?"

„Indirect — er will Guyana nicht verlassen."

„Er wird nachgeben, wenn es zum Wohl des Ganzen ist."

„Und weshalb hält er dann mit seinen Leuten zurück? Er will neutral bleiben."

„Verdenken kann ich's ihm nicht — Guyana ist überdies zu schwach bevölkert."

„Und er duldet auch noch Falcon'sche Truppen in seinem Staat," sagte Rojas. „Doch lassen wir das, Ihr Herren. Wir hier bestimmen doch nicht den künftigen Präsidenten und werden das den zu wählenden Deputirten überlassen müssen. Also auf Ihre Posten. Je mehr Soldaten Sie von jetzt an zusammen bringen können, desto besser; und Sie, Hauptmann Teja, holen Sie nachher Ihre Depeschen ab — kommen Sie nicht zu spät."

Damit ging er hinaus, wo sein Pferd angebunden stand, schwang sich hinauf und trabte seinem Quartier, auf einer der Hacienden draußen, zu.

„Dem haben Sie auf den Fuß getreten, Alvarado," rief lachend Hauptmann Teja, ein junger Spanier, der neben ihm stand. — „Er wäre selber nicht böse, wenn er gewählt würde."

„Wer? Miguel Rojas? — Nun, er hat einen großen Anhang im Lande und ist ein wackerer Soldat.“

„Das ist er, und ich wünsche mir keinen besseren General — aber er ist zu ehrgeizig.“

„Bah — das wäre kein Fehler, Ehrgeiz schadet nichts, wenn er nur dabei auch ehrlich bleibt, und deshalb gerade hätte ich Dalla Costa gern hier bei uns gesehen. Ueberhaupt ist der auch klüger als alle die anderen. Aber das geht uns nichts an. Wir ändern's doch nicht und haben nur drein zu schlagen, wenn sich die Herren in Caracas nicht vernünftiger Weise fügen wollen. Die Constitution soll leben!“

„Und womit wollen Sie dreinschlagen?“ frug Teja.

„Womit? Mit Soldaten!“ rief Alvarado.

„Und woher wollen Sie die nehmen, wenn sie nicht freiwillig kommen?“

„Ei, Caracho! dann nehmen wir sie mit Gewalt. Machen es die Gelben etwa besser, oder gehen sie zarter mit ihnen um?“

„Aber Sie ließen eben die Constitution leben, und danach kann in Venezuela Niemand zum Dienst gezwungen werden.“

„Unsinn! Die Constitution ist recht gut in Friedenszeiten und muß dann aufrecht erhalten werden; aber im Krieg kann man doch wahrhaftig keine Umstände machen, wenn so ein Lumpenkerl zu faul ist eine Muskete zu schultern oder eine Lanze in die Hand zu nehmen? Ich bin gewiß für Volksfreiheit, aber es muß Alles seine Grenzen haben.“

„Sie sind wenigstens ehrlich,“ lachte Teja, „und doch auch nicht viel besser als die Uebrigen; Freiheit wollt Ihr in Eurer Republik haben, aber nur Jeder für sich selber und in seinem eigenen Kreis; den Nachbar mag nachher der Teufel holen. Kommen Sie und lassen Sie uns ein Glas vino seco trinken, denn wir haben scharfe Arbeit und einen langen Ritt vor uns, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich das faule Leben hier satt bekomme. Seit vier Wochen schon treiben wir uns in diesem kleinen Paradies herum und thun nichts, als den Hacenderos ihre Lebensmittel aufzuzehren und ihre Leute von der Arbeit abzuhalten. Selbst ein Paradies kann Einem da langweilig werden.“

„Sie hätten mit der Familie Castilia bekannt werden sollen — gerade da draußen, wo Rojas sein Hauptquartier hat — das sind liebenswürdige Menschen, und mir ist die Zeit dort wie im Sturm verflogen.“

„Ich bin überall ein Fremder geblieben,“ erwiderte Teja düster, „aber vamonos — der Wein ist meine einzige Erholung.“ Und den Freund unter den Arm nehmend, schlenderte er mit ihm die Straße hinab und einer der zahlreichen Posaden zu, in denen auch spanischer Wein feilgeboten wurde. —

Draußen vor der Stadt, und kaum eine halbe Legua von den letzten Außengebäuden entfernt, lag die prachtvolle Hacenda der Familie Castilia, auf der Alles noch in der alten spanischen Zeit angelegt war.

Schon wenn man von der Straße aus unter die alten mächtigen Bäume einbog, die das Thor beschatteten und eine Strecke weit durch eine dichte Kaffeepflanzung hinführten, sah man in der breiten, aristokratischen Allee das stattliche Herrenhaus vor sich mit seinen luftigen Verandas und massiv steinernen Treppen und Portalen. Hier hinein fiel auch nie ein Sonnenstrahl, denn die Wipfel waren fest in einander gewachsen und bildeten ein förmliches Dach. Aber kaum hundert Ellen schritt man darin hin, da öffnete sich plötzlich der hochgewölbte, laubige Gang, und ein zauberschönes Bild bot sich dem Auge dar.

Wie in einem Wald lag das schloßähnliche Gebäude, aber in einem Wald von blühenden Bäumen, unter denen der regelmäßig gepflanzte Kaffeestrauch das Unterholz bildete, während sich eine stattliche Allee von Königspalmen den riesigen Laubholzbäumen anschloß und, ihre Fortsetzung bildend, durch einen Orangenhain dem Portal entgegenführte. Um den breiten Fuß dieser wunderlichen Palmenart aber — von einer hohen, seitwärts daran hinführenden und aus Stein gebauten Wasserleitung getränkt — blühten Rosen, Vanille, Granaten und andere prachtvolle tropische Blumen, und wunderbar belebend lag der Duft der Orangen auf der herrlichen Umgebung.

Dahinein lenkte der General Jefe, Miguel Antonio Rojas, begleitet von seinem Adjutanten, sein Thier, und gab ihm schärfer die Sporen, als er schon im Portal die Damen vom

Hause stehen sah. Es war spät geworden und er wußte, daß man sie mit dem Essen erwartet hatte. Thaten die guten Menschen doch Alles, um ihren selbsteinquartierten Gästen das Leben angenehm zu machen, denn sie betrachteten sie ja auch nicht als Fremde, sondern als wackere Kämpen für die Freiheit ihres schönen Landes.

Die Begrüßung war eine herzliche. „Sie haben uns lange warten lassen, General," rief ihr freundlicher Wirth, der alte Castilia, ein Gentleman im vollen Sinn des Wortes, sie an. „Die Frauen sind schon böse geworden, denn sie behaupteten, das Essen wäre verdorben."

„Wir müssen wirklich tausendmal um Entschuldigung bitten, Señor," erwiderte der General, indem er zugleich mit seinem Adjutanten, Obrist Bermuda, aus dem Sattel sprang, während herbeieilende Diener die Pferde abnahmen, „aber der Dienst geht vor, und wir hatten heute Wichtiges zu berathen. Meine Damen, wir legen uns Ihnen zu Füßen — zürnen Sie uns nicht, uns armen hungrigen Sündern."

„Wenn Sie hungrig sind, soll Ihnen vergeben sein," meinte lachend ein junges blühendes Mädchen von kaum siebzehn Jahren, mit schelmischen Grübchen im Kinn, und die Augen vor Lust funkelnd, daß sie wie zwei schwarze Diamanten blitzten.

Rosa, Castilia's zweites Töchterlein, war in ein weißes einfaches Gewand gekleidet, das aber mit Blau eingefaßt und durch eine blaue Schärpe zusammengehalten wurde. Blaue Blumen trug sie ebenfalls im Haar und bekannte damit die Farbe der Reconquistadoren. Aber auch mit vollem Herzen hing sie an deren Sache, wie sich denn überhaupt die ganze Familie auf Seite der Revolution gestellt und schon große Opfer für ihre Förderung gebracht hatte.

Auch die Frau vom Haus begrüßte die Gäste oben an der Treppe, und so jugendlich erschien sie noch, daß man sie kaum für Rosa's Mutter gehalten hätte. Und trotzdem war Rosa nicht das älteste von ihren Kindern, sondern diese hatte noch eine um zwei Jahre ältere Schwester und einen um sieben Jahre älteren Bruder, wie auch noch ein paar jüngere Geschwister. — Aber wie häufig finden wir das in Venezuela,

wo sich — ungleich in anderen tropischen Ländern — die Mütter so lange jugendlich erhalten und in vielen Fällen für Schwestern ihrer eigenen Töchter gelten könnten.

Man ließ die Officiere übrigens nicht lange in der Thür stehen; sie mußten doch erst ein wenig Toilette machen, und das Essen wurde schon aufgetragen. Kaum zehn Minuten später fand auch die heute etwas späte Mittagstafel Alle um den großen runden Tisch in der Vorhalle versammelt, und das Gespräch drehte sich bald — denn wovon hätte man jetzt anders sprechen sollen — um den gegenwärtigen Stand der Revolution und die Aussichten, die einen baldigen Sieg der guten Sache versprachen.

Obrist Bermuda saß neben Rosa.

„Und Sie tragen heute unsere Farbe, Señorita?“ fragte er freundlich, „das ist sehr lieb und gut von Ihnen, und ich danke Ihnen von Herzen dafür.“

Rosa erröthete tief. „Möchte es bald die Farbe des ganzen Landes werden,“ erwiderte sie, — „es ist die Farbe des Glaubens, und alle guten Venezuelanerinnen sollten sie tragen.“

„Wenn Alle so dächten wie Sie — aber es giebt auch Abtrünnige.“

„Hoffentlich nicht Viele, und sie werden auch zu uns gehören, sobald sie sehen, daß es dem Vaterland zum Heil gereicht.“

„Wir haben vor kaum einer Stunde einen Brief aus Barcelona erhalten, General,“ sagte der alte Castilia.

„Ich selber erhielt eine Depesche,“ antwortete Rojas — „aber sie ist schon sechs Tage alt.“

„Dann wird sie mit demselben Segelboot nach Laguayra gekommen sein, das auch meinen Brief mitgebracht. Sie wissen also, wie es dort steht?“

„Die Bestätigung muß erst der Dampfer bringen, der, wenn ich nicht irre, heute in Laguayra eintrifft.“

„Allerdings heute, wenn er seine Zeit einhält, und dann muß er schon dort sein. Und damit bekommen wir noch genauere Nachrichten, als sie uns ein einfacher Brief bringen kann. Ich erwarte mit ihm meine Kinder, meinen Sohn und meine Tochter, die schon seit zwei Monaten in der Nähe von Barcelona waren und jetzt zu mir zurückkehren.“

„Ihr Sohn ist Soldat?"

„Nein, Jurist, aber ein warmer Anhänger unserer Sache, wenn er sich auch natürlich in seinen Briefen außerordentlich vorsichtig äußern mußte. Man weiß ja nie, in wessen Hände sie gerathen."

„Und sie werden hierher kommen?"

„Gewiß — so rasch sie können. Man wird ihnen doch in Caracas keine Schwierigkeiten in den Weg legen?"

„Bis jetzt habe ich nicht gehört, daß man Reisende belästigt hat, und glaube es auch kaum. Keinenfalls geschieht es von unserer Seite."

„Und auch nicht von Falcon's," sagte die Señora, „noch dazu, da eine Dame in Begleitung meines Sohnes ist. Wir dürfen sie fest auf morgen Abend erwarten, denn unser Sohn nimmt doch jedenfalls gleich ein eigenes Fuhrwerk."

„Wenn er es nicht vorzieht, mit dem Dampfer nach Porto Cabello zu gehen, um von da eine kürzere Landreise zu haben."

„Ich glaube nicht; der Dampfer hat immer Aufenthalt in Laguayra. Dann erfahren wir auch Genaues über den Stand der Dinge im Osten, und ich glaube, die Sache ist schon jetzt zu einer Entscheidung gelangt. Ich wollte aber, sie wären da. Ich weiß nicht, seit gestern überkam mich eine gewisse Angst, der ich eigentlich keinen rechten Ausdruck geben kann."

„Das schwüle Wetter, Señora," entgegnete der General; „die Küstenfahrt unseres Dampfers auf der kurzen Strecke zwischen Barcelona und Laguayra, noch dazu Wind und Strömung stets zu Gunsten, ist eine äußerst gefahrlose und Sie haben nichts zu fürchten."

„Aber die Landung in Laguayra ist so übel."

„Nur bei stürmischem Wetter. Wenn es aber dort draußen stürmte, müßten wir doch hier auch etwas davon fühlen, und die Brise bewegt, wie Sie sehen, kaum die gefiederten Blätter der Palmen."

„Nein, mein Kind," meinte auch der alte Herr vom Hause, „Du ängstigst Dich da sehr nutzloser Weise. Der eigentliche Krieg ist noch nirgends ausgebrochen; es kocht

und gährt nur überall, und vor dem Wasser brauchst Du keine Angst zu haben. Du hast die Reise ja schon selber drei- oder viermal gemacht — aber da kommt der Kaffee. Ich glaube, wir setzen uns damit am besten hinunter in die Laube — der Orangenduft zieht so prachtvoll darüber hin, und der Aussicht nach der Lagune wird man nie müde."

Die kleine Gesellschaft brach dahin auf, und einen reizenderen Platz als diese von Passionsranken umwachsene kleine Laube gab es wahrlich nicht auf der ganzen Hacienda.

Um die Stelle zu erreichen, mußte man zuerst durch den Orangenhain gehen, dann aber öffnete sich auch plötzlich die Aussicht auf den weiten funkelnden Wasserspiegel, mit den blauen Gebirgszügen im Hintergrund, während die dazwischen liegende kurze Strecke, auf etwas tiefer liegendem Land, mit Bananen und niederen Fruchtbäumen bepflanzt war und einen prachtvollen Anblick gewährte. Alles hohe Holz war hier ausgehauen oder niedergehalten worden, um die Aussicht nicht zu beschränken, aber links und rechts hoben sich, wie eine hohe dichte Mauer, coulissenartig die dem Kaffee beigegebenen Schattenbäume, mit korallenrothen Blüthen bedeckt, empor und rahmten dadurch das Bild der Lagune mit ihren Ufern vollständig ein.

Dem General und seinem jungen Begleiter verging auch hier die Zeit so rasch, daß er ganz die Depeschen vergaß, die er noch zu schreiben hatte, als plötzlich ein fester Schritt hinter ihnen laut wurde und Hauptmann Teja, von einem kleinen Jungen hierher geführt, um den Rand der Laube trat und die Gesellschaft militärisch grüßte.

„Die Herrschaften entschuldigen," begann er sehr artig, „aber der Dienst zwingt mich Sie zu stören — General, ich melde mich eingetroffen."

„Ah, Hauptmann Teja!" rief der General, von seinem Stuhl emporspringend — „Caramba! ich habe ja wahrhaftig vergessen Ihnen die Papiere zurecht zu machen; aber kommen Sie mit, oder warten Sie hier einen Augenblick, wenn es die Damen erlauben. — Ich bin gleich wieder da und Sie sollen keine Viertelstunde aufgehalten werden. Sie



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

47. u. 48. Lieferung.

II. Serie.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.



haben auch noch Zeit," setzte er mit einem Blick nach der Sonne hinzu, „Ihren Bestimmungsort vor Abend zu erreichen, und weiter bedarf es nichts. Die Ausführung muß doch bis morgen früh aufgeschoben werden. Sie entschuldigen mich wohl, meine Damen," und mit den Worten verließ er rasch die Laube und schritt dem Wohnhaus zu.

Ein kleiner Bursche war indessen auf einen Wink der Hausfrau schon fortgelaufen, um eine Tasse für den neuen Gast zu holen, und Teja's Blick hing indessen staunend und bewundernd an der holden Erscheinung des jungen Mädchens, das, mit dem blauen Band der Reconquistadoren geschmückt, in Liebreiz und jungfräulicher Verschämtheit vor ihm stand. Aber er fühlte dabei, daß Aller Augen auf ihn geheftet waren, und wie ein Mädchen fast erröthend, stammelte er:

„Ich fürchte, daß ich die Herrschaften hier störe."

Er hätte nicht gut etwas Ungeschickteres sagen können.

„Hauptmann Teja ist im Dienst," nahm da, wie ihn entschuldigend, der Obrist Bermuda das Wort, denn ihm war das Anstarren der jungen Dame unangenehm geworden. „Der General wird augenblicklich zurückkehren."

„Bitte, machen Sie um Gottes willen keine Umstände," rief der alte Herr nun freundlich, denn er bemerkte die jetzt noch gesteigerte Verlegenheit des jungen Mannes. „Wir haben hier Feldlager. Wenn dem aber auch nicht so wäre, so ist uns auf unserer Besitzung doch jeder Officier Ihrer Armee herzlich willkommen und darf sich nicht als Fremder hier betrachten. Da kommt auch Sinto schon mit einer Tasse. Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Herr, und lassen Sie es sich bei uns gefallen."

Teja hatte die erste Verlegenheit rasch überwunden und ärgerte sich schon, daß er sich so ungeschickt benommen — doppelt vielleicht, weil Obrist Bermuda Zeuge gewesen war. Aber daran war nichts mehr zu ändern und Teja, aus einer guten und altspanischen Familie, viel zu sehr Weltmann, um sich lange befangen zu fühlen.

Er nahm dankend die ihm gebotene Tasse, und wie von selber entwickelte sich rasch ein Gespräch — zuerst über die prachtvolle Scenerie dieser Gegend, das aber auch, fast un=

bewußt, weiter führte und zu Vergleichen mit anderen Ländern Veranlassung gab.

Teja war, so jung er noch sein mochte, doch schon viel gereist und hatte manches ferne Land gesehen, besonders Mexiko, den Norden des südlichen Continents und die Westküste, überhaupt die altspanischen Colonien durchstreift, und die Familie fand bald Gefallen an den lebendigen Schilderungen, die er ihnen von eigentlich in ihrem Bereich liegenden, und doch noch nicht von ihnen gekannten Ländern gab.

Bermuda amüsirte sich am wenigsten dabei. Es konnte ihm nicht entgehen, daß Rosa dem Spanier mit größter Spannung zuhörte, und er ärgerte sich außerdem, daß hier der junge, kaum bärtige Hauptmann über Sachen das Wort führte, über die er als Obrist nicht einmal mitreden konnte. — Und wo der General nur blieb! Er schrieb auch ewig an seinen paar Depeschen! — Endlich kam er. Teja sprang auf, um die Befehle zu empfangen, und war dann im Begriff, sich zu verabschieden.

„Sie wollen schon fort?" fragte Rosa in ihrer fast kindlichen Unbefangenheit — „oh wie schade — ich hätte so gern noch mehr über Peru gehört."

„Ich will nicht, ich muß, Señorita," erwiderte der junge Mann freundlich, „aber wenn Sie es mir erlauben, kehre ich vielleicht bald einmal wieder hierher zurück, um das Wenige, was ich Ihnen über jenes Land sagen konnte, zu ergänzen."

„Das wäre zu hübsch."

„Die Depeschen eilen, nicht wahr, General?" fragte Obrist Bermuda.

„Nicht übermäßig," meinte dieser, mit dem Kopf schüttelnd. Der junge Capitain aber, mit keiner Entschuldigung mehr, länger zu bleiben, grüßte wieder militärisch die Gesellschaft und sprengte wenige Secunden später die breite Allee entlang hinaus auf den großen Weg, dem er in einem scharfen Trab gen Osten folgte.

„Wer war der junge Hauptmann, General?" fragte der alte Señor Castilia, als die Hufschläge hörbar wurden — „er hatte etwas Vornehmes in seinem ganzen Benehmen und muß viel gesehen haben, so jung er ist."

„Ein Spanier,“ nahm Obrist Bermuda, der sich wieder zu Rosa gewandt hatte, das Wort, „der hier, Gott weiß aus welchem Grunde, in Venezuela seinen Aufenthalt genommen hat.“

„Aber kämpft er jetzt nicht mit für die gute Sache, Herr Obrist?“ fragte das junge Mädchen.

„Er hat sich wenigstens dafür engagiren lassen,“ meinte Bermuda, „und wir müssen nun abwarten, wie er sich benimmt. Ich selber traue den Spaniern nie weiter, als ich sie sehen kann.“

„Caramba, Señor,“ rief der alte Herr — „wir stammen Alle von Spanien her, und sogar meine Eltern waren geborene Spanier, wenn ich selber auch auf diesem Boden geboren bin.“

„Das ist etwas Anderes,“ erwiderte Bermuda etwas verlegen, denn er selber, wenn auch ziemlich weiß, konnte seine theilweise indianische Abkunft nicht verleugnen. — „Wir Alle aber sind von unserer Geburt an in venezuelanischer Luft groß gezogen, von dem Boden ernährt worden und haben Liebe zum Lande selber, aber die Spanier sind uns nie freundlich gesinnt gewesen — sie hatten nie ein Herz für Venezuela, und deshalb — traue ich ihnen auch nicht!“

„Teja ist ein sehr brauchbarer und, wie ich glaube, auch treuer junger Officier,“ sagte der ältere General ruhig. „Er verfügt auch über ziemlich viel Geld, und ich glaube, er ist aus guter Familie.“

„Ein Abenteurer, der von einem Land zum andern streift,“ bemerkte Bermuda, fest entschlossen, den Fremden nicht zu loben oder gelobt zu hören. „Man kann sich nie auf solche Leute verlassen, denn sie haben kein Vaterland.“

Rosa zog die Unterlippe ein wenig ein und klopfte mit dem kleinen Fuß den Boden — sie ärgerte sich, daß Obrist Bermuda so gar nichts für den Abwesenden zu sagen hatte, und doch gab sie sonst viel auf sein Urtheil und unterhielt sich gern mit ihm. — Aber der General brach das Gespräch ab. Er hatte mit seinem Adjutanten noch Manches zu besprechen, denn die verschiedenen Beschlüsse der heutigen Versammlung mußten ausgeführt werden, und verabschiedete sich

von den Damen, um die Geschäfte auf seinem eigenen Zimmer zu erledigen.

6.

Die Gelben.

Am nächsten Morgen, lange vor Tagesdämmerung, herrschte in Caracas wilder militärischer Lärm und schreckte die der Plaza nahe Wohnenden aus dem Schlaf empor. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten und Pferde galoppirten in voller Hast die Straßen auf und ab, als ob ihr Leben von ihrer Eile abhinge — und wie das auf dem Pflaster in den sonst leeren und stillen Straßen klapperte!

War die Stadt von den Blauen überrumpelt worden? — aber es fiel kein einziger Schuß, und was es auch gewesen, es wurde friedlich abgemacht. Uebrigens ließ sich auch kein Bewohner der Stadt auf der Straße sehen, oder öffnete selbst nur die Fensterläden, denn dem übermüthigen Soldatenvolk war nicht zu trauen und man hielt sich lieber selber fern davon. Aendern konnte man doch nichts an den Vorgängen; sie mußten eben ertragen werden, und was überhaupt geschehen war, erfuhr man noch zeitig genug nach Sonnenaufgang.

Es konnte aber kein Ueberfall oder irgend welche feindliche Bewegung stattgefunden haben, denn ein Theil der Truppen war nur auf der Plaza aufgestellt worden und schien sich zum Marsch zu rüsten. Die Soldaten hatten einen Beutel mit Lebensmitteln umgehängt, und solche, die Cobijas oder Mäntel (Ponchos) besaßen, dieselben zusammengerollt und über die Schultern, oder auch zum Theil schon übergeworfen, je nach Bequemlichkeit. Der Morgen war frisch und man konnte, besonders in so dünner Kleidung, eine solche Bedeckung schon vertragen.

Jetzt endlich schien Alles geordnet, was übrigens sehr lange gedauert hatte. Die Officiere verstanden eben so wenig zu befehlen, wie die Soldaten zu gehorchen, so daß immer wieder Aenderungen vorgenommen werden mußten. Mitten auf der Plaza aber hielt der Neger-General Colina, der von allen Führern der „Gelben" am meisten gefürchtete Officier, und schickte den Säumigen ein Caracho nach dem andern über den Hals, bis sich zuletzt der Zug formirte und nun das Zeichen zum Abmarsch gegeben wurde.

Colina selber, eine gedrungene Gestalt mit ächter Neger-Physiognomie und breiten gemeinen Zügen, ritt ein stämmiges und reichgesatteltes Maulthier und hatte seinen Säbel an der Seite, wie im Gürtel seine zwei Revolver, aber nur eine militärische Mütze auf und eine blaue Uniform mit einigen Goldschnüren an. Um die Mütze trug er aber, statt des gelben Bandes der Soldaten, einen breiten Goldstreifen.

Drei bepackte Maulthiere, die neben ihm hielten, waren das einzige Zeichen, daß es heute einen längeren Marsch galt, aber Niemand von den Leuten wußte wohin; die ganze Sache war geheimnißvoll betrieben worden, und in der Stadt sollten sie vielleicht nicht einmal erfahren, daß so viel Militär auszog. Ohne Musik kann aber nun einmal kein südamerikanisches Militär ausrücken, und die Trompeter bliesen deshalb, als das Zeichen zum Abmarschiren gegeben wurde, durch die stillen Straßen von Caracas einen lustigen Tanz.

Hinter ihnen ritt Colina auf seinem Maulthier, dann kamen einige andere Officiere, ebenfalls im Sattel, und hinter diesen die Soldaten, vier Mann hoch, im Ganzen etwa hundertzwanzig Mann, die von der Plaza ab einbogen, um ihre Richtung jetzt nach Süden zu nehmen.

Es ging auf sechs Uhr, als sie sich in Bewegung setzten, und eben dämmerte der Morgen und warf seinen grauen Schein über die noch stillen Straßen der Stadt.

Links am Wege, den die Truppe passirte, und zwar so, daß man nicht vorüber konnte, ohne sie zu bemerken, da sie mit dem Kopf auf dem Trottoir ruhte und die Füße gegen den Fahrweg ausstreckte, lag eine dunkle, unförmliche Gestalt — ein riesiger Neger, wie ihn das matte Dämmerlicht eben

erkennen ließ, und schlief auf seiner harten Steinmatratze sanft und süß, ja schnarchte, als die Trompeter, die nach ihm hinübersahen, vorbeimarschirten. Auch Colina hatte ihn bemerkt, aber nicht weiter auf ihn geachtet.

Das Schmettern der Instrumente, so dicht an seinem Ohr, mußte den Schlafenden aber doch wohl geweckt haben. Er fuhr wenigstens wie erschreckt empor, und als er die Soldaten an sich vorbeimarschiren sah, stützte er sich auf beide Arme und blickte verstört und seinen eigenen Augen kaum trauend umher.

Wo war er denn eigentlich? Was hatte er geträumt, und was war davon Wirklichkeit?

Die Soldaten, die jetzt an ihm vorüber marschirten, lachten. Er machte ein gar zu dummes und bestürztes Gesicht und sah überhaupt so schmutzig und verwahrlost aus. Hätten sie ahnen können, daß es einer ihrer Generale sei! Sie riefen ihm auch eine Menge Spottreden zu: „wie er geschlafen hätte, ob er keinen Durst habe, was er die Nacht wohl für Quartier und Bett zu bezahlen hätte, und ob er sich nicht anziehen wolle, um in die Messe zu gehen". Aber aufhalten durften sie sich nicht bei ihm, denn so locker die Disciplin auch im Quartier sein mochte, im Dienst verstand Colina keinen Spaß und alle seine Strafen fielen hart, ja oft grausam aus.

Samuel Brown, der neugebackene General, wurde aber ebenfalls nicht so rasch mit seinen Gedanken fertig. Der Kopf war ihm von dem gestrigen Trinken noch wüst, und es hämmerte darin wie auf einem Amboß. Hatte er denn das mit dem Generalsrang auch geträumt? Er griff in die Brusttasche und fühlte dort ein zerknittertes Papier — das mußte doch jedenfalls sein Patent sein, denn was hatte er sonst mit Papieren zu thun. — Und wohin marschirten die Soldaten, und weshalb nahmen sie gar keine Notiz von ihm? War er denn nicht General und gehörte er nicht zu ihnen?

Er verbarg das Gesicht ein paar Minuten in den breiten Händen und suchte noch einmal die Vorgänge des letzten Tages so klar und vollständig als irgend möglich zu überdenken — aber es ging nicht. Es war ihm, als ob er auf einer Schaukel säße, die mit ihm auf und nieder ging, während

die rund umgedrehten Stricke wieder zurückschnellten und ihn so rasch herumwirbelten, daß er sich erschreckt an den Steinen festhielt, um nicht umzufallen. — Was hatte er denn getrunken? So war ihm in seinem Leben noch nicht zu Muthe gewesen, und er konnte doch so viel vertragen als drei gewöhnliche Menschen.

Die Soldaten waren längst vorüber marschirt und Landleute kamen die Straße herab, Milchverkäufer, andere, die Gemüse oder Hühner zum Verkauf in die Stadt brachten. Ein paar von ihnen blieben auch wohl stehen und sahen sich den wüsten, übernächtigen und mit Schmutz bedeckten Neger an, der sich da die ganze Nacht auf der Straße herumgewälzt, aber sie hatten Geschäfte und konnten sich nicht bei ihm aufhalten.

Der neue General kam endlich etwas zu sich selber. Er erinnerte sich, mit der Diligence nach Caracas gefahren zu sein — ein junges Mädchen hatte neben ihm im Wagen gesessen. Das hier war jedenfalls Caracas, und als sie ankamen, hatte er noch ein Bündel bei sich gehabt — er griff um sich her nach dem Bündel, aber es lag nicht mehr neben ihm. Er drehte sich um, ja er sprang jetzt erschreckt auf die Füße — es war nirgends zu sehen, und sein nächster Gedanke, seine Uhr — fort — selbst mit der bronzenen Kette — und in der Westentasche hatte er noch etwas Geld gehabt — fort — Alles rein ausgeplündert — und da stand General Samuel Brown jetzt in der Straße am frühen Morgen, den Kopf wüst, schmutzig, ohne Kleider, ohne Geld, mit keiner Ahnung, was er mit sich anfangen sollte, und das Einzige, was er langsam und im verbissenen Grimm zwischen den Zähnen herausstoßen konnte, war das eine, Alles umfassende Wort: „Carrracho!“

Im Hause des Justizministers Oleaga waren, als etwas sehr Außergewöhnliches zu so früher Stunde, schon sämmtliche Bewohner auf und angekleidet, denn ein außergewöhnliches Erlebniß hatte auch das sonst so regelmäßige und formelle Leben der Familie gestört und ihr einen gänzlich unbe-

kannten und deshalb auch natürlich nicht willkommenen Gast in das Haus geworfen.

Am vorigen Abend, bald nach Sonnenuntergang, begehrte eine in Schwarz gekleidete Dame Einlaß und verlangte den Minister zu sprechen, und der junge Oleaga, der ihr öffnete, war von der Schönheit und dem vornehmen Anstand der Fremden so frappirt, daß er sie bat, einzutreten, und drin im Haus seinen Vater zu erwarten. Er sei noch beschäftigt, werde aber augenblicklich zu Diensten stehen.

Die Fremde betrat das Haus, aber ihre Kniee wankten — der junge Mann bemerkte es und bot ihr den Arm — sie schrak zurück und wollte die Hülfe ablehnen, aber sie hatte sich zu viel zugemuthet. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn er sie nicht unterstützt hätte, und behielt eben noch Kraft, das nächste Zimmer zu erreichen.

„Wenn ich Sie um ein Glas Wasser bitten dürfte,“ flüsterte sie.

Oleaga eilte hinaus, um einen Diener zu rufen; als er aber zurückkehrte, fand er die Fremde auf der Matte ohnmächtig ausgestreckt und hielt sie in seiner ersten Angst für todt. Natürlich rief er augenblicklich nach der Mutter, nach den Schwestern, und die Verwirrung, die jetzt in der Dämmerung entstand, läßt sich denken.

Es mußte Licht gebracht werden. Aber wer war die junge Fremde? Niemand wußte es, Niemand kannte sie; die Damen jedoch, die sich jetzt mit ihr beschäftigten und sie zum Leben zurück zu rufen suchten, fanden bald an ihrer Kleidung und Wäsche, daß sie den höheren Ständen angehören müsse. Und wie bleich sahen diese wunderbar schönen und edlen Züge aus! Allerdings kam sie nach einiger Zeit wieder zu einem halben Bewußtsein, aber eine solche Müdigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, daß sie nicht im Stande war, die Augen aufzuhalten.

Der Minister, der von dem Zufall gehört und erfahren hatte, die Kranke sei nur in das Haus gekommen, um *ihn* zu sprechen, frug nach ihrem Befinden und was man beschlossen habe, mit ihr zu thun. Es war aber gar nichts zu beschließen. Die Fremde gab auf alle an sie gerichtete Fragen keine Antwort und winkte nur manchmal abwehrend mit der

Hand. Auf die Straße konnte man sie natürlich nicht setzen, so blieb denn nichts übrig, als sie in eins der Fremdenzimmer zu schaffen und für die Nacht dazubehalten — wenn nicht vorher nach ihr geschickt wurde. Eine der Dienerinnen mochte dann bei ihr schlafen.

Indessen hatte man auch nach einem Arzt gesandt, der aber bald erklärte, vor der Hand nichts thun zu können. Der Puls ging regelmäßig, aber außerordentlich matt — also keine Spur von Fieber — jedenfalls trug übermäßige körperliche Anstrengung oder geistige Aufregung — vielleicht Beides zusammen — die Schuld dieses eigenthümlichen, halb wachenden, halb träumenden Zustandes. Er werde morgen in aller Frühe wieder vorfragen und hoffe dann eine bestimmte Erklärung abgeben zu können. Uebrigens rieth er, bevor er ging, der Kranken etwas Stärkendes und Nährendes vor das Bett zu setzen — möglich, daß sie lange nichts genossen und daß Hunger sie so geschwächt habe.

Die Vorschriften wurden pünktlich befolgt. Der Doctor hielt Wort, und nach einer ruhigen Nacht erwachte die Kranke am Morgen neu gestärkt. Von der Dienerin erst erfuhr sie, wo sie sich eigentlich befinde, und empfing bald darauf den Besuch der liebenswürdigen Frau vom Hause. — Aber etwas schien sie zu beunruhigen: alle Angst und Sorge, die auf ihrer Seele lag, war mit dem grauenden Morgen auch wieder erwacht, und sie bat nur aufstehen zu dürfen, um eine Unterredung mit Señor Oleaga zu haben, bei dem sie eine dringende Bitte vorzubringen habe. Zugleich frug sie, ob es nicht möglich sei, einen zuverlässigen Boten zu finden, den sie in das innere Land senden könne. Er sollte für seinen Weg reichlich entschädigt werden.

Señora Oleaga versprach sich danach erkundigen zu wollen, und kaum eine Viertelstunde genügte der jungen Fremden, nothdürftig ihre Toilette, wenigstens ihr Haar, zu machen und ihre jetzt glühenden Wangen, ihre brennende Stirn in frischem Wasser zu kühlen.

Der Minister erwartete sie in seinem Arbeitszimmer, und mit Zagen betrat sie das hohe, luftige Gemach, das aber nicht im Entferntesten dem glich, was wir daheim gewöhnlich unter

einem Studirzimmer verstehen. Von Büchern war fast keine Spur darin zu sehen, und nur auf dem mittleren Tisch lagen zerstreut einige Papiere und Zeitungen um ein riesiges Dintenfaß her, und daneben stand eine Kerze und lag ein großes Petschaft. Sonst aber war das Zimmer mit jedem erdenklichen europäischen Luxus ausgestattet, mit geschliffenen Spiegeln in breiten Goldrahmen, mit einer dunkeln Bronzewanduhr und eben solchen Armleuchtern, mit feingemalten Vasen und verschiedenen Marmorbüsten auf geschnitzten Consolen, mit plüschüberzogenen Mahagonimöbeln, gestickten Gardinen und zahlreichen kleinen Luxusgegenständen, die allerdings weit eher in das Boudoir einer Dame gepaßt hätten — aber Señor Oleaga liebte nun einmal dergleichen Kleinigkeiten.

Die junge Fremde sah freilich, als sie das Gemach betrat, von alledem nichts, sondern nur die hohe, aber nicht unfreundliche Gestalt des Ministers selber, der ihr artig entgegenkam und ihr einen Stuhl, sich gegenüber, anbot.

„Señorita," begann er, ehe jene nur ein Wort zur Einführung finden konnte, — „ich bedaure unendlich, daß Sie gestern in meinem Hause ein Unfall betroffen hat, aber ich sehe zu meiner Freude, daß Sie sich wieder vollkommen erholt haben."

„Ich muß beschämt um Entschuldigung bitten, verehrter Señor," erwiderte die junge Dame mit weicher, aber zitternder Stimme, „Sie solcher Art in Ihrer Häuslichkeit gestört zu haben — und bin den Ihrigen unendlich dankbar für —"

„Bitte, bitte, liebes Fräulein," unterbrach sie der Minister in der höflichen Weise Südamerikas — „reden Sie nicht davon. Das ganze Haus steht zu Ihrer Disposition — verfügen Sie darüber, wie Sie wollen. Aber bitte, nehmen Sie Platz — Sie scheinen mir doch noch etwas aufgeregt — und dann erzählen Sie mir, was Sie zu mir geführt hat. — Ich muß Sie jedoch ersuchen," setzte er, auf seine Uhr sehend, hinzu — „sich so kurz und bündig als möglich zu fassen, denn meine Zeit ist insofern beschränkt, als ich mehrere Berichte erwarte und hinauf zu Sr. Excellenz dem Präsidenten beordert bin. Mit wem habe ich die Ehre?"

„Mein Name ist Ana Castilia."

„Castilia, Castilia," wiederholte Oleaga, „sind Sie verwandt mit der Familie Castilia an der Lagune von Valencia?"

„Es sind meine Eltern," antwortete Ana leise.

„Caramba," rief der Minister etwas erstaunt, „gegenwärtig hat der Chef der Rebellen, Miguel Antonio Rojas, bei Ihrem Vater sein Hauptquartier. Und was führt die Tochter dieser Familie zu mir?"

„Ich weiß nicht, was zu Hause geschehen ist," erwiderte das junge Mädchen, um einen Schatten bleicher werdend, „ich komme nicht von dort. Ich war mehrere Monate mit meinem Bruder in der Nähe von Barcelona, und kehre eben zurück, um mich wieder der Heimath zuzuwenden."

„Und was, wenn ich bitten darf, verschafft mir also die Ehre Ihres Besuchs?" fragte der Minister, um Vieles kälter als vorher, denn die Verwandtschaft mochte ihm nicht allzu angenehm sein.

Ana schwieg ein kurze Zeit, ihr fehlte der Athem, zu beginnen, endlich frug sie schüchtern:

„Haben Sie noch keinen Bericht von dem gestern von Barcelona eingelaufenen Dampfer erhalten?"

„Gewiß — Depeschen — weshalb?"

„Aber noch keine Privatnachrichten über — über einzelne Vorfälle an Bord?"

„Nein, die unwichtigen Sachen werden wohl erst heute Morgen eintreffen. Aber was ist vorgefallen — Sie scheinen —"

„Etwas Furchtbares," unterbrach ihn zusammenschaudernd das junge Mädchen; „darf ich es Ihnen mit kurzen Worten — so wahr, als ob ich vor meinem Erlöser stände — erzählen?"

„Ich bitte darum — so wahr und so — kurz als Sie können."

„Als wir von Barcelona abfuhren — Sie wissen, was dort vorgefallen ist?"

„Allerdings — ein toller Streich von ein paar Hitzköpfen, die ihren Uebermuth theuer bezahlen werden — nun? —"

„Als wir von Barcelona abfuhren, hatten wir eine Anzahl von Regierungsbeamten und Officieren an Bord, die den — dortigen Verhältnissen auswichen, vielleicht auch gewaltsam aus ihrer bisherigen Stellung vertrieben waren, ich weiß es nicht, da wir auf der Hacienda draußen wenig von den Tages-

ereignissen erfuhren. Wir hörten nur, daß sich Barcelona für die Revolution erklärt habe."

„Bitte, verweilen Sie nicht dabei, mir sind die Tagesereignisse völlig bekannt."

„Einige von diesen Herren," fuhr Ana fort, „schienen in großer Aufregung. Sie hatten Flaschen und Gläser vor sich stehen und tranken viel. — Ich war mit meinem Bruder an Bord. In der von Passagieren gedrängt vollen Kajüte unten, denn es befanden sich auch viele Damen auf dem Dampfer, konnten wir es nicht aushalten und gingen auf das Deck, wo wir uns abgesondert von den Uebrigen hielten, bis ich unglücklicher Weise meinen Bruder bat, mir ein Glas Wasser zu besorgen. Ich konnte ja nicht ahnen, welche Folgen es für uns haben würde."

„Das Glas Wasser?" frug Oleaga.

„Mein Bruder," fuhr Ana nach einer kurzen Pause, in der sie tief Athem schöpfen mußte, fort, „blieb lange aus; er hatte das Wasser wohl nicht gleich von dem Mozo bekommen können. Einige der Officiere waren schon längere Zeit auf und ab und mehrmals an mir dicht vorbeigegangen. Ich drückte mich so eng als möglich zusammen, um ihnen nicht im Weg zu sein. Ihre Gänge wurden immer kürzer; es konnte mir nicht mehr entgehen, daß sie sich über mich unterhielten und dabei lachten. Mir wurde der Zustand unerträglich. Ich stand auf, um in die Kajüte hinunter zu gehen und Schutz bei meinem Bruder zu suchen, als einer der Herren, jedenfalls im halben Rausch, mir in den Weg sprang, mich umfaßte und ausrief: Halt, mein schönes Kind, so kommen Sie uns nicht davon — Sie gehören doch auch zu den Rebellen und müssen sich mit einem Kuß auslösen. — — Ich bat ihn, mich los zu lassen," flüsterte Ana jetzt mit kaum hörbarer Stimme, während Todtenblässe ihre Züge deckte, „ich versuchte mein Bestes, mich von dem Arm frei zu machen, der Bube zog mich gewaltsam an sich, und während die Anderen, die sich um uns gesammelt hatten, lachten, stieß ich in Todesangst einen lauten Schrei aus. — In dem Moment aber war ich frei und sah, wie mein Bruder meinen Feind gefaßt hatte und bei Seite schleuderte. Scheu flüchtete ich an seine Seite, aber der

Officier, den er so rauh behandelte, war — vielleicht weniger durch meines Bruders Kraft, als dadurch, daß er sich nicht mehr fest auf seinen Füßen fühlte — der Länge lang hingefallen. Er sprang jetzt wüthend empor, riß seinen Säbel aus der Scheide und führte, ohne daß ihn Jemand daran verhindert hätte, einen Schlag mit der scharfen Klinge nach meinem Bruder, der ihm aber den Säbel entwand und die Waffe über Bord schleuderte. Der unglückliche Mensch wurde dadurch zur Raserei entflammt. Er entriß einem der anderen Officiere den Säbel, und jetzt wäre mein Bruder verloren gewesen, wenn er nicht in demselben Augenblick einen Revolver gezogen und den Buben niedergeschossen hätte."

„Todt?" fragte Oleaga rasch.

„Ich fürchte, ja," flüsterte Ana — „er fiel, und Alle stürzten jetzt mit gezogenen Säbeln über meinen armen Bruder her, den sie zu Boden warfen, ihm den Revolver entrissen und unter den entsetzlichsten Verwünschungen und Flüchen die Hände auf den Rücken banden. Ich wollte mich über ihn stürzen, aber der Capitain des Dampfers verhinderte mich daran. Er ergriff meinen Arm und zog mich fast gewaltsam der Kajüte zu, indem er mir zuflüsterte, nur jetzt nicht den Wüthenden entgegen zu treten; ich hätte gesehen, wessen sie fähig wären, und es könne meine Lage nur verschlimmern. Ich rief, sie würden ihn umbringen. „Nein," antwortete Einer mit teuflischem Lachen, ich sehe ihn noch vor mir mit den kleinen tückischen Augen — „dann hätten wir den Spaß nicht, ihn in Caracas hängen zu sehen!"

„Bei diesen Worten schwanden mir die Sinne, aber der Capitain schaffte mich in die Damenkajüte hinunter, die ich nicht wieder verlassen durfte, bis wir Laguayra erreichten. In Laguayra endlich, aber noch an Bord, bat ich einen der Beamten flehentlich, mich zu meinem Bruder zu lassen; ich wurde höhnisch und rauh abgewiesen, ja bedroht, wenn ich sie länger belästigte; und nun in Todesangst, nachdem ich unsern Diener beauftragt, bei unserem Gepäck zu bleiben, und nachdem mich der Capitain hatte in seiner eigenen Jolle an Land rudern lassen, eilte ich zu dem Bureau der Diligence, warf mich in den Wagen, und nach einer furchtbaren Fahrt mit einem trunkenen

Neger kam ich hier, zum Tod erschöpft, an. Zwei Tage war kein Bissen Essen über meine Lippen, zwei Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und als ich Ihr Haus erreichte, Señor, schwanden mir die Kräfte."

„Kein Wunder, kein Wunder," erwiderte Oleaga nicht unfreundlich, „ich bedauere Sie in der That, Señorita, und werde die Sache auf das Strengste untersuchen lassen. — Kann ich sonst noch etwas für Sie thun?"

„Oh, weisen Sie mich so nicht ab!" bat Ana in Todesangst, als sie sah, daß er sich erheben wollte. „Mein Bruder liegt gebunden in der Gewalt seiner Feinde, vielleicht verwundet und in Ketten, ihren Mißhandlungen ausgesetzt. Sie haben die oberste Gewalt im Staat in Händen. Dulden Sie es nicht, daß er wie ein Verbrecher behandelt wird, wo er ja nur die Ehre seiner Schwester und das eigene Leben gegen ruchlose Buben vertheidigte."

„Es ist immer eine fatale Sache," meinte Oleaga verlegen. „Er hat einen Officier der Armee getödtet, und wenn auch angegriffen, — angenommen, daß sich Alles so verhält, wie Sie mir sagen —"

„Auf die Hostie kann ich es Ihnen schwören."

„Ich glaube Ihnen — ich glaube Ihnen — aber doch blieb ihm vielleicht noch ein anderes Mittel, sich zu vertheidigen, als gleich das äußerste und — verzweifeltste zu wählen. — Doch wir wollen sehen, was sich thun läßt. Ich muß jeden Augenblick Bericht erstattet bekommen, denn General Bajo, der mit Ihnen auf dem Dampfer in Laguayra und wohl in der Nacht in Caracas eingetroffen ist, hat sich schon bei mir melden lassen. Ich werde ihn augenblicklich hören, und Sie können sich darauf verlassen, daß Ihr Bruder mit jeder Rücksicht behandelt werden soll, die der Fall und das Gesetz erlaubt, — sind Sie damit zufrieden?"

„Wie soll ich Ihnen danken, Señor?"

„Eigentlich hat es Ihr Vater nicht um uns verdient, aber ich will vor der Hand — und bis ich eines Besseren unterrichtet werde — annehmen, daß er den Generalstab der Rebellen nur als Einquartierung, also gezwungen, in sein Haus bekommen hat, und" — fügte Oleaga gutmüthig hinzu — „ehe

ich das Gegentheil erfahre, kann vielleicht diese fatale Sache erledigt sein. Wo wohnen Sie?"

„Ich habe gestern Abend," erwiderte Ana erröthend, „mein kleines Paket, ehe ich zu Ihnen kam, in einer nur ein paar Häuser entfernten Pulperia abgelegt. Das Andere wissen Sie. Ihrer Güte verdanke ich das Obdach dieser Nacht."

„Ich würde Ihnen mein Haus zum Aufenthalt anbieten, wenn uns da nicht die eigenthümlichen Verhältnisse im Weg ständen. Haben Sie keine Freunde in Caracas?"

„Die Familie Gonzales ist unserem Hause befreundet. An sie werde ich mich wenden, bis ich meinem Vater Botschaft nach Maracay senden kann. — Und darf ich mir Antwort holen?"

Oleaga sah sinnend vor sich nieder. — „So rasch wird die Sache nicht gehen," meinte er endlich. „Schon die Untersuchung kann längere Zeit in Anspruch nehmen, aber ich hoffe, Ihnen in wenigen Tagen wenigstens meine Meinung über den Thatbestand mittheilen zu können. Das ist aber auch jetzt Alles, was ich Ihnen in der unangenehmen Sache sagen kann, und Sie werden mich entschuldigen, wenn ich —"

„Ich fühle, daß ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen darf," sagte Ana, sich erhebend, „gestatten Sie mir nur noch, daß ich Ihrer Frau Gemahlin, ehe ich Ihr gastliches Haus wieder verlasse, mit vollem Herzen für die liebevolle Pflege danken darf, die sie gestern der Fremden angedeihen ließ."

Oleaga winkte ihr freundlich mit der Hand, und doch wenigstens mit einem schwachen Hoffnungsstrahl im Herzen, verließ sie das Zimmer.

Kaum zehn Minuten früher war einer der gewöhnlichen Karren, auf denen die Producte des Landes: Kaffee, Cacao ꝛc. nach der Hafenstadt geschafft und andere Waaren daher heraufgeholt werden, an dem Haus vorbeigerasselt, und auf ein paar Kaffeesäcke ausgestreckt, den Kopf mit blutigen Tüchern umwunden, die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt, lag ein junger Mann, das bleiche, blutige Antlitz dem Himmel zugekehrt, die Augen geschlossen und die Lippen, wie in peinlichem Schmerz, zusammengepreßt. Aber kein Laut kam über

seine Lippen, und nur so fest er konnte, stemmte er sich gegen die Karrenwände, um nicht zu sehr durch das Rütteln des Fuhrwerks auf dem Pflaster hin und her geworfen zu werden.

Der Karren erreichte endlich das Gefängniß, rollte in den Thorweg ein und verschwand im Inn'ern, und die davorstehenden Posten lachten zusammen über die Jammergestalt, die da eben angelangt war.

Draußen auf der Landstraße marschirte indessen General Colina mit seiner kleinen Truppe dem Süden entgegen. Am Ende der Stadt hatte sich der Schaar noch ein mit Waffen und Munition beladener Karren angeschlossen, der sich neben den Packthieren und immer etwa hundert Schritt hinter den Soldaten hielt. Die Compagnie von Chacao war außerdem noch zu ihnen gestoßen, und ein paar Eseltreiber, die nach Caracas wollten, fanden sich plötzlich, mit einer Muskete auf der Schulter, in Reihe und Glied, während man ihren Thieren einen Theil der Cobijas aufpackte, die den Soldaten anfingen zu warm zu werden. Die Treiber wollten dagegen protestiren, aber Kolbenstöße belehrten sie bald, daß sie keinen eigenen Willen mehr haben durften, wo General Colina befahl, und so wuchs die Schaar allmälig an. Wo man in einzelnen Hütten oder in den kleinen Ortschaften noch junge Leute antraf, die nicht rasch genug aus dem Weg kommen konnten, oder auch wohl keine Ahnung von solchem gewaltthätigen Verfahren hatten, wurden sie eingereiht, ihnen ein gelbes Band um den Hut gebunden und ein Gewehr oder eine Lanze in die Hand gedrückt. Wenn sie dann jammerten, daß sie wenigstens nur noch einmal nach Hause müßten, um den Ihrigen Bescheid zu sagen, lachte man sie aus. Ein Soldat hat kein „zu Hause" mehr, und die Familie erfuhr schon zeitig genug, was aus ihnen geworden, oder konnte es sich doch wenigstens denken.

So zog Colina durch das Land — immer gen Süden, und der Schreckensruf ging bald vor ihm her. Wenn man von fern die aufwirbelnde Staubwolke erkannte, die den von Tag zu Tag wachsenden Zug verrieth, flüchteten die jungen Leute in die unwegsamsten Berge hinein und trieben die Alten mit zitternden Händen ihr Vieh aus dem Bereich der Räuber.

In den kleinen Städten wurden alle Läden geschlossen und keine Seele fast ließ sich in den Straßen blicken — aber den Händlern half das doch nichts. Selbst die Gepreßten wollten wenigstens leben, und da sie überall in den Straßen bekannt waren, brauchten sie nur die Stellen zu bezeichnen, wo sonst Lebensmittel oder Getränke feilgehalten wurden. Im Nu waren dann Thüren oder Läden erbrochen, und man nahm, was man gerade brauchte, ja oft was man vorfand, um wieder Vorrath auf den Weg zu haben. Ob der Verkäufer dabei war oder nicht, blieb sich ja vollkommen gleich, denn Bezahlung hätte er doch auf keinen Fall bekommen — ja, war es ein noch brauchbarer Mann, so wäre er sogar der Gefahr ausgesetzt gewesen, selbst mit fortgeschleppt zu werden, und da verlor er doch lieber einen Theil seiner Waaren und hielt sich aus dem Weg.

Es hieß auch nicht mehr: „El Colina kommt!“ wenn sich die Banden einem der stillen Binnenstädtchen näherten, sondern das Volk griff den alten Beinamen: El Cólera auf, und man floh ihn wie die Krankheit selber.

Allerdings befanden sich hier und da unterwegs kleine Recognoscirungs-Trupps der Blauen, die vorgeschoben waren, um sich zu rekrutiren und dann den Feind zu beunruhigen. Diese fühlten sich aber nie stark genug, um der jetzt schon fast zu dreihundert Mann angewachsenen Macht der Gelben die Stirn zu bieten, oder ihnen nur Stand zu halten, und wichen ihnen fortwährend aus. Jedoch Boten nach Boten wurden nach der Lagune gesandt, um den Durchzug der Feinde zu melden; vielleicht war es dann möglich, ihnen den Rückweg abzuschneiden und sie so lange von der Hauptstadt getrennt zu halten, bis man sich stark genug fühlte, sie anzugreifen und aufzureiben.

So passirte Colina's Schaar das ganze bergige Terrain südlich von Caracas, brandschatzte die kleinen Städte Villa da Cura, Ortiz, San Juan del Morro und wandte sich dann direct in die Llanos hinab, gegen Calabozo, wo die Nachricht von dem Nahen der Regierungstruppen nicht geringe Bestürzung verbreitete. Allerdings war Alles dort für die Reconquistadoren, und es wären auch Männer und Waffen genug

in der Stadt gewesen, um diese gegen eine stärkere Macht als die Colina's zu halten, aber der Südamerikaner ist entsetzlich indolenter Natur und wenn auch nichts weniger als feige, doch zu unentschlossen und träumerisch zu raschem Handeln.

Die Bürger und Einwohner von Calabozo traten zusammen, und von den jungen Leuten stimmten manche dafür, die Stadt augenblicklich in Vertheidigungszustand zu setzen. Belagerungsgeschütz führte der Neger-General keins bei sich, und wenn sie auch die dritte Schlacht*) hier schlagen sollten, so wollten sie sich doch ihre Unabhängigkeit wahren und am wenigsten dem Neger den Zutritt in die Stadt erlauben. — Aber es blieb bei den Redensarten. Die ruhigeren und älteren Leute hatten ihre Bedenken, die Reicheren fürchteten die Zerstörung ihrer Besitzungen, und ehe sie nur einig wurden, in welcher Weise sie handeln könnten, meldeten schon ausgeschickte Kundschafter, das Heer des gefürchteten Generals sei in Sicht.

Es war an der Sache nichts mehr zu ändern, und Colina rückte in Calabozo, obgleich ihm die Straßen offen standen und keine Demonstration auch nur versucht wurde, wie in eine feindliche Stadt ein. Er schrieb Contributionen aus, setzte andere Behörden ein, nahm verschiedene Häuser an der Plaza in Besitz, um von da aus im Nothfall die ganze Stadt zu beherrschen, und wirthschaftete dort, als ob er sie eben erobert und sie ihm nicht ohne den geringsten Widerstand ihre Thore geöffnet habe. Er erreichte dadurch vollkommen seinen Zweck, denn wenn auch in den nächsten Wochen eine große Anzahl der reicheren Familien, ja man kann sagen die Mehrzahl, auswanderte und sich lieber direct nach Caracas hineinzog, als hier den Chicanen einer gar nicht controlirbaren Militärbande ausgesetzt zu sein, so verhinderte diese rasche Bewegung des gefürchteten Generals und die Rücksichtslosigkeit, mit der er gegen Alle und gegen Alles auftrat, doch ein Zusammengehen der revolutionär gesinnten Massen. Man

---

*) Schon in den Freiheitskriegen gegen die Spanier wurden bei Calabozo zwei blutige Schlachten geschlagen.

konnte nicht anders glauben, als daß er noch eine starke Reserve hinter sich wußte, die ihn im Nothfall unterstützen würde und dann das Uebel nur noch schlimmer machte, und selbst die kleineren von der Lagune ausgesandten Piquets wagten sich nicht so weit vor, ebenfalls aus Furcht vor einem Hinterhalt.

So standen die Verhältnisse in diesen Wochen, und scheinbar hielt die Regierung das Heft noch immer fest in den Händen — aber auch nur scheinbar. Ihre eigenen Soldaten, die Einzigen, auf die sie sich noch verlassen mußte, standen im Herzen auf Seite der Reconquistadoren und desertirten, wo sie irgend konnten, natürlich nicht zu den „Blauen", wenn es sich irgend vermeiden ließ, denn sie wollten überhaupt nicht todtgeschossen werden. Die Schwärme der Blauen wuchsen aber trotzdem, wenn auch langsam, doch von Tag zu Tag. Sie lagen allerdings noch zerstreut — und oft selbst im Busch versteckt umher, aber sie waren doch da, und die Zeit mußte kommen, wo sie endlich vereint auch vorbrechen konnten gegen den gemeinsamen Feind.

7.

Die Familie Gonzales.

Die Familie Gonzales saß an jenem Morgen und in der nämlichen Zeit, in welcher sich der Justizminister Oleaga über die Vorgänge in Barcelona besonders und dann auch über die am Bord des Dampfers Bericht erstatten ließ, beim Frühstück, in einem luftigen und offenen Raum, der nach dem von den Gebäuden umschlossenen Hof hinausführte.

In dem Geschäftstheil der Stadt hatte man natürlich keinen Platz für einen wirklichen Garten entbehren können, und eben so wenig wäre es rathsam gewesen, diesen, wenn auch noch so klein, im Hof selber anzulegen, wo die Passage

dann in der Regenzeit nur in nasser Erde und Wasser bestanden hätte. Aber der Venezuelaner liebt es nun einmal, grüne Bäume und Blüthenbüsche um sich zu sehen, und man wußte deshalb das Angenehme mit dem Nützlichen in der einfachsten Weise zu verbinden.

Es ließ sich nicht vermeiden, den Hof zu pflastern, denn die Kinder sollten darin spielen und durch ihn hin lag die Verbindung zwischen den übrigen, durchaus einstöckigen Gebäuden. Der ganze offene und ungedeckte Raum deshalb, der sich zwischen den Gesellschafts- und Wohn- wie Schlafzimmern befand, war mit viereckigen Marmorplatten belegt, ebenso der nach der Straße hinaus führende Gang, da die Reitpferde hier nach den dahinter liegenden Ställen hindurch mußten, wie denn auch Ringe, um sie anzubinden, in der einen Mauer befestigt hingen. Aber die Marmorplatten deckten nicht den ganzen Hof, denn in bestimmten Zwischenräumen waren einzelne von ihnen herausgehoben worden, und diese Stellen hatte man dann mit guter Erde gefüllt und kleine Fruchtbäume und Blüthenbüsche hineingepflanzt, und so improvisirte man selbst aus dem Steinboden heraus einen wohl künstlichen, aber doch freundlichen Garten. Da standen ein paar prachtvolle Granatbüsche mit ihren in der Sonne leuchtenden rothen Blüthen, da standen Bananen oder Cambures*), die schon einen fast zu großen Schatten warfen und eben die Fruchttrauben ansetzten; da standen Feigen- und Mandelbäume und dazwischen, und wie unter dem dunkeln Grün versteckt, weiße und rothe Rosen in voller Blüthenpracht.

Da hinaus mündete das Frühstückszimmer, das noch außerdem durch die vorn hinlaufende Veranda vollständig gegen die Strahlen der Morgensonne geschützt wurde, und der Platz lag so getrennt von dem Lärm der Straße, so freundlich und versteckt, und war weniger prachtvoll als comfortabel eingerichtet, daß man sich kaum etwas Gemüthlicheres denken konnte, als die Familie hier um den Tisch versammelt zu sehen — und die Familie war nicht klein.

Gonzales, der nicht gerade zu den reichsten, aber doch recht

*) Zwergbananen.

wohlhabenden Bürgern der Stadt zählte, hatte sieben Kinder, und zwar fast jeden Alters. José war der Aelteste und zählte fünfundzwanzig Jahre; dann kamen zwei Töchter, die eine von zwanzig, die andere von siebzehn Jahren, dann wieder ein Sohn von vierzehn und zuletzt drei reizende allerliebste Mädchen von neun, sieben und fünf Jahren, die dem ganzen Hause Leben und Fröhlichkeit gaben. Auch Señora Gonzales erfreute sich des Vorrechts vieler anderer Mütter in Venezuela: sie sah, trotz der jungen Bevölkerung um sich her, die auf ihrem Schooße aufgewachsen, noch sehr rüstig, ja fast jugendlich aus — mit rabenschwarzen Haaren, tadellosen Zähnen und frischen Wangen, und trug sich genau wie ihre Töchter immer nach der neuesten Mode.

Außerdem befand sich noch ihre alte Mutter mit an dem Tisch, eine muntere, rüstige Dame, allerdings schon in den Sechzigen, aber noch mit keinem grauen Haar auf dem Kopf und lebhaft in allen ihren Bewegungen, selig in den Enkeln, aber nie sich in die Sorgen des Hauses mischend — eine Schwiegermutter, wie sie eigentlich sein *sollte*, aber leider nur so selten wirklich ist.

Und darüber spannte sich der reine blaue Himmel Venezuelas; darüber lag die wunderbar balsamische Luft und der Duft der Blüthen; auf dem Tisch prangten alle Gaben, die das reiche, herrliche Land bot, und um ihn her leuchteten glückliche Gesichter und tönte das fröhliche, herzliche Lachen und Jubeln der Kinder.

Es waren glückliche Menschen, und ob es auch in dem schönen Land selber wild und verworren genug aussah, und zwei Parteien sich in Haß und Leidenschaft einander gegenüber standen — es berührte nicht den Familienkreis. So wie sie sich von der Straße und dem Gewühl der Menschen abschlossen und nur hier im Innern ihre Welt und daran Genüge fanden, so ließen sie auch das politische Lärmen und Treiben nicht herein — wenn es sich nicht gewaltsam zu ihnen seine Bahn brach.

„Du bist gestern Abend spät nach Hause gekommen, José," sagte der Vater, der sich bis jetzt mit den Kleinen beschäftigt hatte — „Du hast wohl Freunde gefunden?"

„Allerdings, Vater, und unsere Sache steht vortrefflich. Die Ansicht, daß Falcon abtreten müsse, ist allgemein, ich habe *keine* Stimme dagegen gehört.“

„Weil Du Dich nur eben in einem bestimmten Kreise bewegt hast,“ lautete die Antwort, „in anderen würdest Du das Gegentheil erfahren. Aber Du kennst doch unser Hausgesetz, hier in den Wohnräumen wird nichts von Politik gesprochen, und wenn Du das nicht lassen kannst, so muß ich Dich bitten, Dich in das Gesellschaftszimmer zu bemühen.“

„Aber da ist Niemand, mit dem ich mich unterhalten kann,“ lachte José.

„Desto schlimmer für Dich und desto besser für uns; aber was ich Dich fragen wollte: wie sieht es denn auf unserer Hacienda aus?“

José schüttelte mit finsteren Blicken den Kopf. „Schlecht, Vater,“ antwortete er, „die Gelben wirthschaften da nach Herzenslust; in unseren Zuckerfeldern weiden ihre Thiere, und *das* Vieh ausgenommen, was wir noch bis jetzt vor ihnen verstecken konnten, haben sie so ziemlich alles abgeschlachtet.“

Señor Gonzales zuckte mit den Achseln. „Wir dürfen uns nicht beklagen, denn die *armen* Leute sind noch viel schlimmer daran als wir. Ihnen wird auch das Letzte genommen, uns nur ein Theil von unserem Ueberfluß, und einmal muß dieser Zustand doch auch ein Ende nehmen.“

„Du findest Dich sehr kaltblütig hinein.“

„Ich thue das Gescheidteste, was man unter solchen Umständen thun kann — ich winde mich so ehrlich als möglich hindurch.“

„Als *möglich*, Vater?“

„Wie man's nimmt. Den oft krummen Wegen der Gegner ist es in manchen Fällen gar nicht möglich, *gerade* zu begegnen, oder man müßte die ihrigen kreuzen — immer ein sehr undankbares und oft gefährliches Geschäft.“

„Dann läßt Du mit Dir machen, was sie wollen.“

„Doch nicht.“

„Aber Du duldest doch mehr, als ich an Deiner Stelle dulden würde,“ rief der junge Mann heftig aus. „Das Joch wird unerträglich!“

„Dürfte ich Dich vielleicht ersuchen, in das Gesellschaftszimmer hinüber zu gehen?"

José konnte nichts darauf erwidern, denn die Kinder lachten jetzt so laut und herzlich bei dem Gedanken, daß er sich dort mit sich selber unterhalten müsse, und Serafine, die Jüngste, rief, von ihrem Stuhl herunter kletternd:

„Komm, José, Fine wird Dich hinüber bringen."

„A propos," sagte der Vater, „trägst Du noch immer die blaue Cocarde?"

„Ja, weshalb?"

„Ich würde sie ablegen, José," bat auch die Mutter, „man kann in jetziger Zeit nie wissen, in welche Unannehmlichkeit man geräth, und gerade dieser hier ganz nutzlose Schmuck könnte Dir große Verlegenheit, ja große Gefahr bereiten."

„Also aus Furcht sollte ich sie ablegen, Mama?" rief José kopfschüttelnd, „thörichte Besorgniß, und außerdem brauche ich sie bei den Freunden als Legitimation, die mir rasch Thüren und Herzen öffnet."

„Und wenn es die Thür eines Gefängnisses wäre, José?" fragte die Großmutter.

José lachte. „Mit der Gegenpartei habe ich nicht zu verkehren und komme deshalb auch nicht mit ihr in Berührung, und von der andern brauche ich sicher nichts zu fürchten."

„Mein lieber Sohn," meinte der Vater, „ich glaube, ich kenne Venezuela besser als Du, und in solcher Zeit, wie der jetzigen, ist es oft außerordentlich schwer zu sagen, zu welcher Partei ein Mann gehört. Er weiß es oft selber nicht und es hängt eben von Umständen ab. — Aber pochte es da nicht am Außenthor?"

Die Familie horchte hinüber und ein leises Klopfen wiederholte sich, dem einer der aufwartenden Knaben rasch Folge leistete. Man kümmerte sich indessen nicht darum, denn um diese frühe Tagesstunde kam noch kein Besuch und nur Verkäufer gingen von Haus zu Haus, besonders Gemüsehändler, um ihre Waaren los zu werden.

„Aber der Leute, lieber Vater," sagte José, „mit denen

ich verkehre, bin ich gewiß. Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich da vorsichtig zu Werke gehe."

Der Vater antwortete ihm nicht, sondern blickte erstaunt nach dem Gang hinüber, dem er zugewandt saß, denn er erkannte in demselben eine schwarz gekleidete Dame, die eben in den Hof und querüber zu ihrem Frühstückstisch schritt.

„Ana Castilia," rief er aber plötzlich, von seinem Stuhl emporfahrend — „mein liebes Fräulein — das ist eine Ueberraschung!"

„Ana," riefen die beiden jungen Mädchen jetzt ebenfalls und flogen ihr entgegen, „meine liebe, gute Ana — wie lange haben wir einander nicht gesehen — aber wie bleich Du aussiehst — bist Du krank — nimm Dir den Stuhl hier, Herz. — Um Gottes willen, was ist vorgefallen?" so klangen die Fragen durcheinander, ehe die junge Fremde nur zu Athem kommen konnte. José hatte ihr auch augenblicklich einen Stuhl hingeschoben, und diesen Moment allgemeiner Verwirrung benutzte die Großmutter, die ruhig zu der Stelle ging, wo José's Hut lag, mit diesem in ein Nebenzimmer trat und dort rasch und geschickt mit einer kleinen Scheere, die sie immer bei sich trug, die blaue Cocarde heraustrennte und in die Tasche steckte. Dann schob sie ein Stückchen weißes Zeug unter das Band, daß es sich etwa so anfühlte, als ob die Cocarde noch darunter wäre, und legte den Hut wieder auf seine vorige Stelle. Das Ganze dauerte nur wenige Minuten, und Niemand hatte indessen auf sie geachtet.

Ana sollte jetzt erzählen — und es wurde ihr schwer, das Entsetzliche noch einmal zu wiederholen — lebte sie es ja dadurch auch noch einmal wieder von Neuem durch. — Doch es half nichts — sie erhoffte ja auch von den Freunden hier Hülfe, oder wenigstens einen guten und treuen Rath, und mit kurzen, gedrängten Worten beschränkte sie sich auf die Thatsachen. Sie erzählte ihre Begebnisse an Bord, das Schicksal ihres Bruders und ihr Entrée im Hause Oleaga's, wie die freundliche Aufnahme, die sie dort gefunden, und ihre Audienz heute Morgen mit dem Minister, aus der sie doch einige Hoffnung geschöpft. Seit sie ihn aber verlassen und allein durch die fremde Stadt geschritten, habe sich wieder eine un=

sagbare Angst ihrer bemächtigt, und sie wisse nicht, was sie thun, wie sie handeln solle.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte der alte Gonzales, der ihr aufmerksam zugehört hatte, während sie die Kinder dicht geschaart umstanden, „ich glaube gar nicht, daß Sie vor der Hand irgend etwas thun dürfen und handeln können. Die Hauptsache ist geschehen. Sie haben dem Justizminister selber die Thatsachen erzählt und — wenn ich nicht ganz irre — wie Sie die Audienz schildern, ihn auch dafür interessirt. Ich glaube demnach, daß Sie für das Leben Ihres Bruders nichts zu fürchten haben, denn Falcon selbst ist gutmüthiger Natur. Eine Gefangenschaft würde aber, wie unsere politischen Verhältnisse jetzt stehen, vielleicht nicht einmal von langer Dauer sein, und selbst eine solche wäre es möglich zu mildern — wenn man sich nur an die rechten Quellen wendet.“

„Aber ich kenne hier Niemanden.“

„Davon nachher. Haben Sie schon Ihren Eltern Mittheilung gemacht?“

„Señora Oleaga hatte sich anfangs dazu erboten, mir einen Boten zu besorgen, aber ich wagte nachher nicht, wieder danach zu fragen.“

„Das wären auch nicht die passenden Leute, die Ihnen Oleaga verschaffen könnte, um sie jetzt als Boten nach der Lagune von Valencia zu senden, wo das ganze Land in Aufruhr ist,“ meinte José. „Aber ich verschaffe Ihnen einen zuverlässigen Menschen und werde ihm selber zugleich einen Paß geben, der ihn sicher durch die Vorposten bringt.“

„Damit der nachher von den Gelben aufgefangen wird und man Deinen Namen — oder, was fast eben so viel bedeutet, den meinigen unter der Schrift findet. Du wärst leichtsinnig genug dazu. Der Bote braucht gar keinen Paß und kann den offenen Brief mitnehmen, dem sie keine Schwierigkeiten machen werden, und als Boten schicken wir den einarmigen Felipe, der gerade in der Stadt ist und dort draußen wohnt. Weißt Du sein Haus?“

„Gewiß, der wäre vortrefflich —“

„Und der ist auch zuverlässig und dabei mit allen Hunden

gehetzt. Liegt Ihnen daran, den Boten rasch — ungesäumt nach Hause zu schicken?"

„Oh, so rasch als möglich — so rasch als möglich!"

„Aber Ihr Vater kann hier gar nichts nützen — ich — weiß nicht einmal recht, ob er sich hier in der Stadt wird dürfen blicken lassen, denn der General en chef der Blauen wohnt in Ihrem Hause."

„Oh diese unglückselige Revolution!"

„Du kannst nachher gleich einmal mit an der Diligence nachfragen, José, ob heute kein Wagen nach Victoria geht. Ist dem so, so setzen wir den Felipe darauf, und er kommt rascher von der Stelle. Der Bursche ist aber selbst zu Fuß flüchtig wie ein Hirsch, und den können sie nicht unterwegs zum Soldaten pressen. Und nun, mein liebes Fräulein, essen Sie vor allen Dingen etwas. Sie haben doch noch nicht gefrühstückt, wie? Nein? Nun sehen Sie wohl; dann schreiben Sie nachher Ihren Brief nach Hause und indessen besorgt Ihnen José den Boten. — Du brauchst ihn nur zu mir zu schicken, José; den Auftrag will ich ihm nachher schon selber geben. Aber wo sind Ihre Sachen? Ihr Gepäck?"

„Unser Diener sollte es von Laguayra herauf besorgen — ich habe mich um gar nichts bekümmern können. Er hat den Auftrag, es in das Hotel zu schaffen und dort auf mich zu warten."

„Gut, dorthin werde ich selber gehen und die Sachen mit dem Burschen hierher dirigiren. Wie heißt er?"

„Luis — oh ich bin Ihnen so dankbar!"

„Nichts zu danken, mein liebes Kind. Sie haben große Sorgen genug zu tragen, daß wir Ihnen die kleineren recht gut abnehmen können. Du gehst, José?"

„Ja, Vater — ich habe noch mehrere Wege in der Stadt zu besorgen und kehre vielleicht nicht sogleich wieder zurück. Den Boten schicke ich aber vor allen Dingen her."

„Gut — aber halt, noch Eins — vielleicht könntest Du noch einen Weg besorgen. Ich sagte Ihnen vorher, mein liebes Fräulein, daß man Manches in der Stadt auszurichten vermag, wenn man sich an die richtige Quelle wendet. Es lebt eine alte Dame hier in der Stadt, die, wie ich ziemlich

bestimmt weiß, ohne freilich die Ursache zu kennen, großen Einfluß bei Falcon oder, was gleichbedeutend ist, bei der Regierung hat. Wenn Sie sich an diese wenden wollten, so wäre es möglich, falls Sie im Stande sind ihr Interesse zu erwecken, eine nicht unbedeutende Fürsprecherin in ihr zu gewinnen. Ich kann aber nicht sagen, ob sie sich gegenwärtig in Caracas aufhält, denn vor acht Tagen sah ich sie unten in Laguayra, und Du könntest vielleicht einmal vorfragen, ob sie sich noch in ihrem Hause befindet, José."

„Recht gern, Vater — wie heißt sie?"

„Señora Corona."

„Señora Corona?" rief José erstaunt aus — „eine starke Dame mit einem etwas tiefen Organ und einem kleinen leichten Schnurrbart auf der Oberlippe?"

„Die nämliche — aber wo hast Du die Dame kennen lernen?"

José erröthete, er wollte der Frage ausweichen und rief rasch:

„Und Señora Corona soll Einfluß bei der Regierung haben, Vater? Da bist Du aber in einem großen Irrthum befangen, denn sie gehört mit Leib und Seele den Blauen an. Ihr Haus ist ja der Mittelpunkt aller revolutionären Elemente in ganz Caracas, und sie scheint nicht einmal ein großes Geheimniß daraus zu machen."

„Willst Du einmal so gut sein und mir die Zeitung, den Federalista, herübergeben, der dort auf dem Seitentisch liegt — ja da — ich danke. Nun bitte, lies einmal hier. Was steht da?"

José las die bezeichnete Stelle: „Wir bringen hiermit zur Kenntniß des Publikums, daß Se. Excellenz der Präsident Falcon geruht hat, der sehr ehrenwerthen Señora Teodora Corona den Rang als Generala beizulegen und ihr die Medaille wie die damit verbundene Pension von dreihundert Pesos monatlich zu verleihen. — Hahahaha — aber Vater, das ist ein Scherz, den sich die Redaction gemacht hat, wenn auch ein etwas unzarter. Du hörst doch, daß der ganze Artikel ironisch geschrieben ist."

„Er mag ironisch sein," sagte der alte Gonzales, „denn

die Sache hat allerdings ihre sehr komische Seite, aber nichtsdestoweniger ist jedes Wort daran wahr, und ich habe es schon gestern Abend bei unserer Whistpartie erzählen und bestätigen hören."

„Aber ich gebe Dir mein Wort, daß ich aus sehr guter Quelle und sehr genau weiß, daß die alte Dame durchaus revolutionär gesinnt ist."

„Du wirst doch nicht glauben, daß ihr Falcon einen Generalsrang bei den Blauen verschafft hat?"

„Dann fürchtet die Regierung den Einfluß, den sie hier in der Stadt ausübt, und will sie damit kirren," rief José nach kurzem Ueberlegen — „doch sie wird nicht in die Falle gehen und die Ehre jedenfalls zurückweisen."

„Das wird sie nicht thun, denn sie hat sie schon angenommen," sagte der Vater. „So wenigstens wurde es gestern Abend erzählt, und ich weiß nur nicht, ob das mündlich oder brieflich geschehen ist — ich vermuthe aber danach fast, daß sie sich gegenwärtig in der Stadt befindet — doch das wirst Du bald genug in ihren Hause erfahren."

José hätte ihm nun gern darauf erwidert, daß er die ganze Geschichte nicht glaube, denn er sei gestern erst bei ihr gewesen und sie habe kein Wort davon gegen ihn erwähnt — von einer Auszeichnung hatte sie allerdings gesprochen, aber er selber hatte kein reines Gewissen und — er wollte sich nicht gern in Verlegenheit bringen.

„Gut," sagte er nach kurzer Pause — „ich werde die nöthigen Erkundigungen einziehen, aber Fräulein Castilia ginge da einen vollkommen vergeblichen Weg. Die alte Dame wird sich damit — besonders wenn das Gerücht begründet wäre, nicht befassen wollen. Näherte sie sich doch dadurch selber der feindlichen Regierung, und so darf und wird sie sich nicht compromittiren."

„Ich könnte Dir einen andern Beweis bringen," sagte der alte Gonzales, „aber — es ist vor der Hand nicht nöthig — überlaß das auch mir, denn ich werde die Dame doch in der nächsten Zeit einmal zu sehen bekommen und kann mich dann selber bei ihr verwenden. Also jetzt schick' uns vor allen Dingen den Felipe her; die ganze Sache ist

ohnedies nicht über's Knie zu brechen, und ein paar Tage werden wir immer abwarten müssen."

Die Damen und Kinder hatten sich indessen ausschließlich mit der jungen Fremden beschäftigt, und die venezuelanische Gastfreundschaft steigerte sich nur noch in dem Gefühl des Mitleids für die Arme. Man sann und dachte an weiter nichts, als wie man sie hier behaglich und freundlich einrichten könne, und während Beatriz, die älteste Tochter, sie bei dem Frühstück bediente und ihr Alles zuschob, was sie nur glaubte, daß es sie stärken könne, hatte die Mutter mit der zweiten Tochter schon das kleine, sehr hübsch eingerichtete Fremdenstübchen für sie in Ordnung gebracht, und daß sie dort zu Hause war, so lange sie eben in Caracas blieb, verstand sich ja ganz von selbst.

José verließ indeß das Haus, und wenn ihm auch selber eine ganze Menge der verschiedensten Dinge im Kopf herumgen, besorgte er doch vor Allem den Boten für die junge Fremde. Ihre Wünsche mußten so rasch als irgend möglich befriedigt werden, und dann gedachte er sich selber in der Stadt bei einigen politischen Freunden Rath zu holen, wie dem jungen Castilia, der ja doch ihrer Sache angehörte, geholfen werde könne. Ging es nicht im Guten, so ging es vielleicht mit Gewalt, und der junge Hitzkopf verlachte dabei alle Schwierigkeiten. Ihm hatte das Leben bis jetzt noch keine in den Weg geworfen, und er, wohin er auch ging, die Bahn überall frei gefunden — aber das ändert sich freilich zuweilen.

Es war jetzt elf Uhr geworden und damit Zeit, um Isabel aufzusuchen. Hatte sie es ihm nicht angedeutet? — und wie lieb und gut sie gestern war. Er schritt rascher aus, denn der Bursch, der Felipe, wohnte am äußersten Ende der Stadt, und er brauchte von da an eine gute Viertelstunde Zeit, um der Señora Corona Haus zu erreichen. Unterwegs aber gingen ihm eine Menge wunderliche Gedanken im Kopf herum, und besonders das, was sein Vater heute Morgen über die Señora Corona geäußert hatte und was ihm selber ganz unglaublich schien — das Geschenk oder die Auszeichnung Falcon's nämlich. Daß sich sein Vater in seinem politischen Urtheil

über die Dame geirrt, verstand sich von selbst. Der alte Herr hielt sich nur mit seinen Geschäften au fait und war darin zu Hause, aber in der hohen Politik schwamm er herum wie ein Süßwasserfisch in der See, und darin hatte José jedenfalls mehr Scharfblick, so weit er auch an Jahren hinter ihm sein mochte. Ueber den Generalsrang der Dame — die Sache war überhaupt absurd — schüttelte er also den Kopf und begriff nicht, daß es Señora Corona angenommen haben könnte — es war das auch gewiß nur ein in der Stadt verbreitetes Gerücht, und er wollte sich jetzt selber davon überzeugen.

„Vielleicht treffen Sie mich morgen früh — es sollte mich recht freuen, Sie wiederzusehen," hatte Isabel ihm gestern gesagt. Die Worte klangen ihm wieder und wieder in den Ohren, und ein eigenes Gefühl erfaßte ihn, als er jetzt den Klopfer an der Thür hob und ihn zweimal langsam ertönen ließ.

Es wurde ihm rasch geöffnet, und als er den Gang hinaufschreiten wollte, begrüßte ihn Isabel selber am Eingang vom Hofe, indem sie ihm freundlich lächelnd die Hand entgegenstreckte.

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie Wort halten."

„Mein liebes, liebes Fräulein," rief der junge Mann tief erregt, „wenn Sie wüßten, wie ich diese Zeit in Ihrer Nähe zu sein herbeigesehnt habe —"

„Bst — keine Schmeicheleien," wehrte sie lächelnd ab — „wir haben viel zu ernste Dinge zu besprechen."

„Ernste Dinge?"

„Ist unser ganzes Leben jetzt nicht ernst? Aber bitte, treten Sie hier ein. Mutter wird bald kommen. Sie hat nur noch einige nothwendige Briefe zu schreiben, und Sie müssen sich schon indessen mit mir genügen lassen."

„Sie sind grausam, Señorita."

„Wirklich?" fragte Isabel, und um ihre Lippen zuckte es wie ein Lächeln, dem sich aber auch ein eigenthümlich bitterer Zug beimischte. José aber bemerkte das nicht. Er sah nur in die klaren, wunderbar schönen Augen des Mädchens, sah nur die reinen, tadellosen Züge, die volle, blühende Gestalt, und vergaß darüber die Welt.

„Und wie haben Sie die Zeit Ihres Aufenthalts in Caracas verbracht?“ nahm Isabel das Gespräch wieder auf — „glauben Sie, daß Alles günstig geht?“

„Ich hoffe es bestimmt. Wenn sich die besten Kräfte fest vereinigen, so kann ein so von Lügen und Falschheit aufgebautes System doch nicht siegen — es ist nicht möglich.“

„Wenn Ihre Partei nur nicht zu weit geht!“ sagte Isabel nachdenkend. „Lieber Gott, ich verstehe mich ja nicht auf Politik und weiß nicht einmal, welche begründete Klagen das Land gegen diese Regierung hat oder zu haben glaubt, aber was ich von dem Präsidenten höre — und hier im Haus gewiß nicht das Beste — drängt mir immer den Gedanken auf, daß er von Herzen gut ist, es auch wirklich gut mit dem Lande meint, und vielleicht nur irregeleitet oder über den ewigen Widerstand erbittert sei. Denken Sie an das furchtbare Blutvergießen, das bei einem Bürgerkrieg ja unvermeidlich ist, und sollte es denn nicht der Mühe werth sein, erst noch einmal zu versuchen, ob nicht Alles in Frieden beizulegen wäre?“

„Und hat das nicht Falcon in der Hand?“ rief José. „Er braucht ja nur abzutreten, wie es das Volk verlangt, und Niemand denkt mehr an einen Bürgerkrieg, die Tausende von Generalen aber, die er geschaffen“ — er schwieg und Isabel erröthete leicht, denn sie wußte, was jetzt folgen mußte — „aber beantworten Sie mir eine Frage, Señorita: Ist es wahr, daß Ihre Mutter eine Auszeichnung von Falcon —“

„Erhalten? Allerdings. Es steht ja schon in der Zeitung.“

„Und angenommen?“

„Und weshalb nicht? Mutter zögerte allerdings, kann sie aber nicht vielleicht gerade dadurch der Partei, der sie sich nun einmal angeschlossen, mehr und bedeutender nützen, und wäre es vielleicht nicht möglich, durch ihre Vermittelung eine Versöhnung herbei zu führen, die alle Theile befriedigte und dem Lande den Frieden erhielte? Oh, wenn ich Sie auch dafür gewinnen könnte, wie glücklich wollte ich mich preisen!“

„Oh, Señorita,“ rief José, von dem herzlichen Ton tief ergriffen, „Ihr gutes, reines Herz täuscht sich in der Beurtheilung kalter, berechnender Staatsmänner, die kein Gefühl für das Volk, sondern nur für ihren eigenen Ehrgeiz haben. —

Versprechungen würden wir bekommen — Versprechungen die Hülle und Fülle, aber in der Sache selber würde nichts geändert, nur Zeit — kostbare, unwiederbringliche Zeit verloren, deshalb muß auch gehandelt werden. Doch überlassen Sie das den Männern, die darin rauher und rücksichtsloser verfahren. Auch die Politik selber, Isabel, ist nichts für Sie, und es kommt mir immer so vor, als ob es Ihre Lippen entweihte. — Oh, wie habe ich mich manchmal nach einer Stunde gesehnt, in der ich Ihnen allein, Auge in Auge gegenüberstehen dürfte — jetzt ist sie gekommen, und ich darf nicht länger schweigen. Isabel, ich liebe Sie recht von Herzen; meine ganze Seele gehört Ihnen — und Sie wissen das — es konnte Ihnen ja nicht verborgen bleiben."

„Señor —"

„Ich will vor der Hand keine entscheidende Antwort, Isabel," wehrte aber José jede Erklärung ab. — „Nur um die Hoffnung flehe ich Sie an, daß auch Sie mich lieb gewinnen können — und um die kleine Versicherung bitte ich Sie, daß auch ich Ihnen nicht ganz gleichgültig wie ein Fremder bin. Dann will ich froh mein schweres Werk beginnen, und wenn ich auch weiß, daß ich vielen Gefahren entgegengehe und die Möglichkeit vor mir habe, zu unterliegen, doch in dem seligen Gefühl meine Pflicht erfüllen, mir dereinst Ihren Besitz zu erringen und so glücklich zu werden, wie überhaupt ein Mensch nur werden kann."

Isabel hatte ihn ruhig ausreden lassen, und so von Leidenschaft hingerissen flossen seine Worte, daß er kaum selber wußte, was er sprach. Wieder zuckte jener eigenthümliche Zug um ihre Lippen, und nur das Auge hielt sie zu Boden gesenkt. Sie duldete auch, daß José ihre Hand nahm, daß er seinen Arm um ihre Taille legte und sie leise an sich zog; dann aber, wie das Gefühl abschüttelnd, das sie erfaßt hatte, sagte sie, indem sie sich von dem sie haltenden Arm freimachte:

„Ach, Señor, ich fürchte, ich fürchte, Sie sind auch nicht besser als alle Anderen. Sie schwärmen jetzt und schwören und betheuern, und haben in der nächsten Stunde, was Sie geschworen, wieder vergessen."

„Isabel!“ rief José mit schmerzlichem Vorwurf im Ton.

„Vielleicht meinen Sie es wahr,“ sagte das junge Mädchen nach einer Pause, in der sie still vor sich niedergesehen, „aber ich selber kann jetzt kein Versprechen geben.“

„Das sollen Sie ja auch nicht, Isabel,“ bat José, „nur sagen, ob Sie mir ein klein wenig gut wären.“

„Und wenn ich Ihnen das sagte?“ erwiderte Isabel, ohne aber irgend welche Aufregung zu zeigen.

„Dann würde ich dem Tod mit Jubel entgegenfliegen,“ rief José begeistert aus, „denn ich wüßte, daß ich dem höchsten Ziel entgegenstrebte.“

„Sie sind ein wunderlicher Mensch. Glauben Sie, daß irgend einer Seele mit Ihrem Tode gedient wäre? Sie sollen leben, aber leben um der Menschheit zu nützen, und die Liebe eines unbedeutenden Mädchens wäre das Wenigste, was Sie sich damit erringen könnten.“

„Und ist das nicht mein Streben?“ rief der junge Mann, „opfere ich nicht meine ganze Zeit nur dem einen Ziel, der Freiheit meines Vaterlandes?“

„Aber ich fürchte, in verkehrter Weise. Freiheit — das Wort muß immer und ewig dazu dienen, die rohe Masse zu begeistern, sei es unter der Tyrannei eines Königs, sei es in einer Republik. Der wirklich gebildete Mann sollte sich nicht von einem solchen Trugbild, von einer Phrase täuschen lassen, denn eine wirkliche Republik selbst, eine Regierung des Volkes ist ja doch ein undenkbares Ding und findet sich auf der ganzen Welt nicht. Den Klugen wird es immer überlassen bleiben, die Massen zu bewegen, und nur daß sie es zu deren eigenem Glück und Besten thun, ist das Höchste, was man von ihnen verlangen kann.“

„Aber wenn das nicht geschieht?“

„Dann ist es Pflicht wackerer Männer, sie darauf aufmerksam zu machen und, zeigen sie wirklich ein Streben zum Besseren, sie darin zu unterstützen, aber sie nicht zu verdrängen und das Land auf's Neue den Chancen auszusetzen, dasselbe Ungemach noch einmal durchzumachen, ohne ihm irgend welche Sicherheit dafür bieten zu können.“

„Ich verstehe Sie nicht, Isabel," sagte José, sie erstaunt ansehend.

„Sie verstehen mich nicht? Dann sagen Sie einfach, welches Ziel sie anstreben? Nur um jeden Preis die jetzige Regierung zu stürzen, oder dem Lande wirklich den Frieden zu geben?"

„Dem Lande den Frieden zu geben, gewiß, was aber meiner Meinung nach nur durch den Sturz der jetzigen Regierung geschehen kann."

„Ihrer Meinung nach," wiederholte Isabel, und wieder zuckte, aber fast unbemerkbar, ihre Unterlippe, „und würden Sie Ihre Meinung ändern, wenn man Sie überzeugen könnte, daß sie falsch wäre?"

„Gewiß und sicher, aber wie ist das möglich?"

„Sehen Sie, José," fuhr Isabel fort, und es war das erste Mal, daß sie ihn bei seinem Vornamen nannte, „Sie gehören zu den wenigen braven und uneigennützigen Männern im Lande, die mit ihrer Politik kein eigenes Interesse verbinden. Sie wollen Ihre Landsleute wirklich glücklich machen, sehen aber dabei nicht, daß Sie nur als Werkzeug in der Hand anderer ehrgeiziger Männer arbeiten, für die bei dieser Regierung kein Raum ist, und denen deshalb nichts übrig bleibt, als sie — unter jeder Bedingung — zu stürzen, wenn sie selber vorwärts kommen wollen."

„Ich begreife Sie nicht, Isabel; wenn ich nicht wüßte, wie fest Sie und Ihre Mutter an der Partei der Freiheit hängen, ich könnte jetzt ganz irre an Ihnen werden."

„Wieder das Wort Freiheit als Abwehr gegen alles Andere?" sagte das schöne Mädchen kopfschüttelnd, „und doch, wenn wir solche Männer mit im Rath des Präsidenten hätten, so glaube ich, daß Vieles, ja daß Alles besser werden könnte. Kennen Sie Falcon persönlich?"

„Nein, das heißt nur von Ansehen."

„Wenn Sie ihn nun näher kennen lernten, wenn Sie sich überzeugten, daß er es wirklich gut mit dem Lande meint?"

„Und wären Sie im Stande, mich da einzuführen?" fragte José, sie erstaunt ansehend.

„Ich? wie käme ich dazu?" entgegnete Isabel, und ein

leichtes Roth färbte ihre Wangen, — „aber es wäre doch vielleicht möglich, es zu bewerkstelligen. Oh, Alles, nur nicht diese furchtbare Revolution, die dem Lande schon so viele edle Leben gekostet hat und immer noch mehr, immer mehr verschlingen wird.“

José schüttelte mit dem Kopf. „Ihr gutes Herz führt Sie da irre, Isabel,“ sagte er freundlich. „Falcon hat kein weiteres Interesse als seine Geldtasche, als die Beute, die er aus dem Lande herausziehen kann. Aber wo sind wir hingerathen? Von Ihnen wollte ich in der kurzen, mir verstatteten Zeit sprechen — von Ihnen und meiner Liebe zu Ihnen, und jetzt —“

Draußen ging eine Thür, und als sich José danach umsah, stand Señora Corona's breite Gestalt selber auf der Schwelle und nickte dem jungen Mann freundlich zu.

„Nun? noch in Caracas, Señor Gonzales? Ich glaubte, Sie „Allerwärts und Nirgends“ wären schon wieder in das Land hinein, um die Revolutions-Armee organisiren zu helfen!“

Die Worte klangen fast eben so spöttisch als freundlich. José aber, wenig darauf achtend, warf einen wehmüthigen Blick nach Isabel hinüber. Wie hatte er sich auf sein erstes Alleinsein mit ihr gefreut, und jetzt war wieder Alles dahin, denn Señora Corona ließ sich, noch während sie sprach, ganz breit in ihren Stuhl am Fenster nieder — ein Zeichen, daß sie nicht daran denke, den so bald wieder zu verlassen.

„Ich hatte noch Geschäfte, Señora, die mich hier zurückhielten; es ist möglich, daß ich sogar noch einige Tage in Caracas bleiben muß,“ setzte er hinzu und suchte dabei Isabel's Blick zu begegnen; das junge Mädchen aber suchte in einer Arbeit herum, die auf ihrem Nähtisch lag, und schien selber über die Störung verdrießlich zu sein, — „wenn ich wüßte, daß ich hier nicht störte, so würde ich mir vielleicht morgen noch einmal erlauben —“

„Stören? — Sie stören nie,“ bemerkte die alte Dame gleichgültig, schob sich die Brille zurecht und nahm die vor ihr liegende Zeitung auf — Isabel aber nickte leise vor sich hin, doch ohne aufzusehen, mit dem Kopf, und José hätte laut aufjauchzen mögen über diese ihm verstohlen gegebene Zustim-

mung. Jetzt aber litt es ihn auch nicht länger hier — ein Gespräch mit der alten, immer sehr kategorisch sprechenden Dame gehörte nicht zu dem Angenehmsten, was das Haus bot — besonders nicht in seiner jetzigen Stimmung. Er nahm seinen Hut, empfahl sich der Señora, reichte noch Isabel die Hand, deren leisen Gegendruck er fühlte, und verließ dann, mit neuer frischer Hoffnung im Herzen, das Haus.

„Du kamst zu früh, Mutter," sagte Isabel, als sie hörte, daß die Hausthür draußen geschlossen wurde — „Du hast mir nicht Zeit gelassen."

„Ich glaube, ich kam gerade zur rechten Zeit," erwiderte die alte Dame, über die Brille hinweg nach der Tochter hinübersehend, ohne aber die Zeitung fortzulegen. „An dem Burschen ist auch nichts," fuhr sie dann fort, das Papier vor sich ärgerlich auf dem Knie glättend — „ein Faselhans und weiter nichts, und er kann nur dadurch gefährlich werden, daß er keinen Menschen zur Ruhe kommen läßt."

„Aber er meint es gut."

„Bah, so viel für seine gute Meinung!" und sie schnippte verächtlich mit den Fingern; „die Hauptsache aber ist, daß er uns hier gefährlich werden könnte, und das möchte ich mir doch verbeten haben — Du weißt, was ich meine — und das lohnt der sehr zweifelhafte Gewinn seiner werthen Person wahrhaftig nicht. Uebrigens," setzte sie, indem sie ihre Brille zurechtschob und ihre Lectüre wieder aufnahm, hinzu, „glaube ich, daß er uns wenigstens auf andere, wenn auch unfreiwillige Weise helfen soll, und dann ist er doch zu etwas gut gewesen."

„Wie meinst Du das, Mutter?"

„Laß es gut sein, das verstehst Du doch nicht," — und während sie in etwas determinirter Art das rechte Bein über das linke Knie legte, vertiefte sie sich, ohne daß Isabel das Gespräch weiter verfolgt hätte, in das vor ihr liegende Blatt.

José ging die Straße hinab und war dabei so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er gar nicht bemerkte, wie ihm zwei

junge Leute, die sich indessen gegenüber im Schatten der Häuser aufgehalten, folgten und eine Strecke lang mit ihm gleichen Schritt hielten. An der nächsten Ecke standen zwei Polizeidiener, als Abzeichen ihre Degen in der Hand haltend, in einer Art von Officiers-Uniform, die sich mit einander unterhielten und dadurch das ohnedies sehr schmale und durch den eisernen Vorbau der Gitterfenster noch beschränkte Trottoir unpassirbar machten.

José sah wohl, daß Jemand dort im Wege stand, achtete aber nicht darauf wer es sei, oder kümmerte sich wenigstens nicht darum. Er bemerkte nur eine schmale Passage, die er noch benutzen konnte, und wollte vorüber, als der Eine der Leute zur Seite fuhr und ausrief:

„Hallo, Señor, was soll denn das heißen? Wie können Sie mich hier vom Trottoir hinunterstoßen?"

„Ich habe Sie nicht gestoßen," brummte José und wollte vorüber.

„Na, das fehlte auch noch, daß sich die Polizei sollte so behandeln lassen!" rief der Andere, eilte ihm nach und faßte ihn am Arm. „Wer sind Sie denn eigentlich, doch nicht etwa der Präsident?"

„Was wollen Sie von mir? Ich habe Sie nicht gestoßen," sagte José mürrisch — „lassen Sie mich los, ich habe zu thun."

„Ja, er hat ihn gestoßen," mischte sich jetzt Einer der jungen Leute, die ihre Schritte beschleunigt hatten, in den Streit „ich habe es selber gesehen."

„Die Unverschämtheit ist doch zu groß," rief der Erste wieder — „kommen Sie einmal mit."

„Das ist einer von den Blauen," rief da der andere Fremde, „die zum Spioniren in die Stadt kommen und schon so übermüthig sind, als ob sie die Herren von Caracas wären."

„Lassen Sie mich los," bat jetzt José, dem die Sache anfing fatal zu werden. „Wenn ich Sie gestoßen habe, ist es aus Versehen gewesen. Ich wohne hier in der Stadt und habe Geschäfte."

„Hören Sie einmal," sagte der zweite Polizeidiener, der

jetzt ebenfalls seinen Arm ergriffen hatte, „die Sache kommt mir verdächtig vor; der Bursche hat kein gutes Gewissen.“

„Und was hat er denn da am Hut?“ frug der Andere und riß ihm, ehe es José verhindern konnte, den Hut vom Kopf. — „Caracho — was steckt denn da unter dem breiten Band?“ Er fuhr mit dem Finger darunter, und José wurde bleich. — Sein Vater hatte Recht gehabt und er sich selber in eine ganz unnöthige Gefahr gebracht.

Der Polizeidiener schob indessen sehr rücksichtslos das Band bei Seite, fühlte etwas darunter und zog es heraus, betrachtete es aber verblüfft, denn was er auch darunter erwartet haben mochte, er fand nichts als einen kleinen zusammengedrückten weißbaumwollenen Lappen.

„Hallo!“ rief er, den Lappen erstaunt betrachtend, „was ist denn das, und weshalb tragen Sie das unterm Hutband?“

„Das ist jedenfalls ein geheimes Zeichen,“ sagte der Erste wieder. „Der Teufel soll alle die Lumpereien kennen, die sie jetzt treiben, um das Land aufzuwiegeln.“

„Aber zum Henker, Ihr Leute,“ rief José jetzt, dem sich eine Centnerlast abwälzte, als er den Fund des Polizeidieners bemerkte, ob er auch vielleicht selber so erstaunt darüber war wie dieser, „wenn mir das Band zu weit ist, werde ich doch einen Lappen darunter stecken dürfen?“

„Na, das mag der Präfect entscheiden,“ antwortete der Zweite. „Jetzt kommen Sie erst einmal mit, und dort können Sie sich nachher legitimiren.“

„Aber auf welchen Grund hin werde ich verhaftet?“ frug José, und eine Anzahl von Menschen fing schon an sich auf der Straße zu sammeln.

„Gefangenen wird kein Grund angegeben,“ lautete die Antwort, indem ihn die Leute nur fester anfaßten, und während die beiden jungen Fremden laut lachten, drängten sie José die Straße hinab.

„Was hat denn der Señor verbrochen, daß er hier so behandelt wird?“ frug jetzt ein hinzutretender Herr.

„Und haben Sie 'was danach zu fragen?“ rief der eine Polizeidiener ihn höhnisch an. „Sie wollen ihm wohl Gesellschaft leisten?“

Der Bursche war übermüthig geworden, denn eine Anzahl von Soldaten schlenderte gerade die Straße herab und kam, als sie die versammelten Menschen dort bemerkte, rasch darauf zu.

„Es ist wahrhaftig weit gekommen,“ meinte der Andere, „daß Beamte nicht einmal mehr ihre Pflicht thun können, ohne gestört zu werden.“

„Wer will Sie denn daran hindern, he?“ riefen ein paar der Soldaten, hinzudrängend, so daß sich der Frager rasch zwischen die Uebrigen zurückzog, um nicht ebenfalls Unannehmlichkeiten zu bekommen.

José sah wohl ein, daß er hier durch Widerreden nicht das Geringste ausrichten, ja viel eher seine Sache verschlimmern würde; überdies wuchs die Ansammlung der Menge mit jedem Augenblick, und die Präfectur befand sich ja gar nicht weit entfernt, an der Plaza. Dort konnte er seine Klage gegen das rücksichtslose Betragen der Polizeibeamten vorbringen, und es verstand sich von selber, daß er dann gleich wieder entlassen werden mußte.

„So lassen Sie uns gehen,“ sagte er zu den Polizeidienern, — „ich bin bereit, Ihnen zu folgen, und Sie brauchen mich nicht so fest zu halten, ich laufe Ihnen nicht davon.“

„Sicher ist sicher,“ entgegnete der Mann des Gesetzes, welcher der sich ansammelnden Volksmenge nicht besonders zu trauen schien. „Bleibt Ihr ein wenig bei uns, bis wir an die Präfectur kommen,“ rief er dabei den nächsten Soldaten zu, und seine Vorsicht schien nicht so ganz nutzlos gewesen zu sein.

„Na, die Schinderei wird ja doch auch einmal ein Ende nehmen,“ rief eine Stimme aus der Menge heraus, „und dann paßt auf, wie sie Euch auf den Trab bringen!“ — „Wenn nur die Blauen erst hereinkommen,“ rief ein Anderer, „dann wollen wir einmal sehen, wer eingesperrt wird.“ — „Das ist der Sohn von dem reichen Gonzales,“ rief ein Dritter, „den stecken sie blos ein, damit sie den Alten schröpfen können.“

Die Stimmung wurde eine immer erbittertere, und Einige

machten schon ganz offen den Vorschlag, den Gefangenen zu befreien und die Polizei „abzuprügeln". Da kam eine Patrouille von etwa zwanzig Mann die Straße herunter marschirt — die Präfectur war auch schon in Sicht, und die Leute — unbewaffnet wie sie waren, zogen es doch vor, sich zurück zu halten. Die Gerichtsdiener konnten ihren Weg bis auf das Präfecturgebäude ungestört fortsetzen.

8.

Präsident Falcon.

In der Wohnung des Präsidenten Falcon, einem luftigen, wenn auch äußerlich nicht mit besonderer Eleganz ausgestatteten Gebäude, herrschte in den unteren Räumen, wo in großen Sälen hier und da ein oder zwei Menschen an einem Tisch und vor einem Schreibzeug saßen und auf der Gottes Welt nichts zu thun zu haben schienen, feierliche Stille. Die Wachtposten gingen vor dem Thor und auf dem Hofraum gleichmäßig zu und ab, und selbst die verschiedenen unteren Beamten verkehrten fast nur im Flüstern, oder doch in sehr leiser Sprache mit einander. Es schallte ja auch so merkwürdig in den hohen leeren Gemächern, wenn Jemand einmal ein lautes Wort unwillkürlich ausstieß.

Eine Republik! — Nicht rücksichtsvoller und scheuer hätten die Hofdiener in dem Palais eines europäischen Fürsten sich untereinander betragen können, als sie es hier, in den Vorzimmern des doch nur ersten Bürgers der Republik thaten, und sonderbarer Weise scheint ein solches Gefühl im Blut zu liegen.

In alten Zeiten bei den meisten wilden Stämmen, und bei vielen jetzt noch, wird der Fürst als ein halber Gott verehrt, dem man sogar in vielen Fällen alle menschlichen Schwächen

abspricht. Die Chinesen verehren ihren Kaiser als Gott — die alten Mexikaner thaten das Nämliche mit ihren Kaziken. Wenn ein gewöhnlicher Dorfscheik in Abyssinien sein Mittagsmahl verzehren soll, so wird eine Matte oder ein Tuch über ihn gehangen, damit ihn Niemand essen sieht — er soll auch gar nicht essen können, sondern luftige und überirdische Wesen kommen und nehmen die Nahrung, während er da unter dem Tuch sitzt, für ihn in Empfang.

Wir sind in Europa etwas davon zurückgekommen — oder vielmehr etwas aufgeklärter geworden, doch besteht noch in vielen Kreisen eine gewisse Vergötterung fort, die auch durch den äußern Nimbus aufrecht erhalten wird — und wie oft auch nur durch den äußern Nimbus.

Die Engländer haben in ihrer Sprache ein darauf zielendes Buchstabenräthsel: Was ist Majestät (majesty), wenn Du sie ihres äußern Glanzes beraubst? Antwort — Die beiden äußeren Buchstaben des Wortes majesty — m und y — werden weggestrichen und es bleibt): a jest — ein Scherz.

Dieser Nimbus fehlte hier jedoch ganz. Da war nichts von dem Glanz und der Pracht, wie wir sie gewohnt sind bei den Herrschern morgen- oder abendländischer Völker zu sehen. Keine kostbaren Teppiche deckten den Boden, um den Schritt lautlos verhallen zu lassen, keine Kunstwerke schmückten die Wände, keine schwerseidenen Gardinen verhüllten die Fenster und verbreiteten ein geheimnißvolles Dämmerlicht in dem feenartig ausgestatteten Raum. Die großen Säle zeigten fast keine Möbeln außer abgesessenen Stühlen und einigen alten Actenschränken; auf den Tischen lagen sehr einfache wollene Decken, wie sie bei uns nicht einmal ein unbemittelter Bürger in seinen Zimmern dulden würde, und die paar Beamten selber zeigten ebenfalls keine goldgestickten Livréen, sondern gingen in kurze Jacken und weiße Hosen gekleidet und — rauchten sogar bei ihrer Beschäftigung ihre Papiercigarren — aber dennoch lag eine gewisse Scheu und Ehrfurcht auf ihrem ganzen Wesen, und selbst die Wachen wurden davon angesteckt.

Der Gran ciudadano Mariscal Presidente — Juan C. Falcon — befand sich aber auch zu Hause und konnte jeden

Augenblick herunterkommen, und war ein viel zu guter Herr, um ihn zu erzürnen.

Der eine Beamte hatte seine Feder jetzt zum dritten Mal geschnitten, um einen großen Bogen Papier mit einem geschnörkelten Namenszug anzufangen. So oft er sie aber auf einem daneben liegenden Blatt probirte, gefiel sie ihm nicht und er fing wieder von vorn an, wobei ihm der gegenübersitzende Kamerad auf das Theilnahmvollste zuschaute und nur dann und wann nach der Uhr sah, ob er nicht bald zum Mittagessen gehen könne.

Plötzlich horchten sämmtliche Anwesenden erstaunt auf, denn im Vorhof erschallte ein lauter Schritt — Wer war das? Selbst die Wachen betrachteten ihn verwundert. Gehörte er hier in's Haus?

Die Beamten kannten den Herrn, der in den untern Saal trat, aber keiner von ihnen stand auf, um ihn zu begrüßen. Es war einer der geachtetsten Bürger der Stadt, aber — wie sie recht gut wußten, keine persona grata bei der Regierung, und sie brauchten deshalb keine Umstände mit ihm zu machen. Ja, hätte er Einfluß gehabt — oder hätte man vermuthen können, daß er ihn bekommen würde — wie rasch wären sie emporgefahren und hätten sich nach seinen Wünschen erkundigt.

Sonderbar, daß es da drüben über dem Weltmeer in so viel tausend Dingen genau ist wie bei uns, und selbst bei den wildesten Völkern finden wir ähnliche Verhältnisse.

Der Señor nahm aber seinerseits eben so wenig Notiz von den Angestellten. Er kannte seine Leute, und ohne den Hut abzunehmen, trat er nur zu dem einen Tisch, an dem der ältliche Herr noch immer seine Feder schnitt und sagte ruhig:

„Wollen Sie mich dem Präsidenten melden?"

Der Mann sah erstaunt auf: „Se. Excellenz sind nicht zu Hause. Was wünschen Sie?"

„Daß Sie mich dem Präsidenten melden," lautete die Antwort. „Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt und nicht viel Zeit. Der Präsident hat gewünscht mich zu sprechen."

„Hat gewünscht S i e zu sprechen? wiederholte der Beamte mit unverhohlenem Erstaunen.

„Soll ich mich vielleicht erst bei Ihnen legitimiren?“ frug der Fremde, und der Mann mit der Feder hielt es doch jetzt für gerathen, etwas artiger zu sein — man konnte nicht wissen.

„Wir hatten strengen Befehl, jeden Besuch abzuweisen,“ sagte er von seinem Stuhl aufstehend, „aber wenn es der ausgesprochene Wunsch ist — ich werde Ihnen gleich Antwort bringen.“

Er verließ den Saal und stieg die Treppe zu den oberen Gemächern und der Wohnung des Präsidenten hinauf, kehrte aber schon nach wenigen Minuten wieder zurück und deutete jetzt mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und einer Bewegung des Armes an, daß der Herr nur hinaufpassiren möge; es sei Alles in Richtigkeit.

Der Fremde schritt durch den Saal und die Treppe hinauf, wo er oben erst einen Bedienten traf; aber kaum war er aus Hörweite, als auch schon ein anderer Beamter aus dem Nebensaal herbeischoß und in einem halben und sehr geschäftigen Flüstern frug:

„Du, war denn das nicht der Rafael Arvelo?“

„Ja, gewiß war er's.“

„Na, was will denn der bei Falcon oben? Umgesattelt?“

„Quien sabe!“ meinte achselzuckend der Alte.

„Hm, hm, hm, hm, was ist denn da wieder im Wind? und schien außerdem kurz angebunden. Es soll draußen bös aussehen. Die Blauen stecken überall, und die Geschichte mit Barcelona gefällt mir gar nicht.“

„Laß Du nur den Alten machen. Der ist von jung auf in der Welt gewesen und wird sie schon wieder herumkriegen, denn nachgeben thut er nicht — so viel ist sicher.“

„Und wenn sie wirklich Ernst machen? Könnten uns hier einen verdammten Spaß anrichten. Der Colina ist jetzt auch gerade nicht hier, und vor dem haben sie doch den meisten Respect.“

„Bah, hier in Caracas stecken Soldaten genug, und der Bruzual ist mir am kleinen Finger lieber wie der ganze Neger — wir haben überhaupt zu viel Negerblut in der ganzen Wirthschaft.“

„Protection,“ rief der Andere, mit den Schultern zuckend — „aber treu sind sie und man kann sich auf sie verlassen.“

„Und weshalb haben sie denn da heute den Koch eingesteckt?“ frug der alte Beamte wieder. „Möchte überhaupt wissen, was der ausgefressen hat, und geschah so Knall und Fall.“

„Quien sabe — aber da schlägt's Zwölf. — Wer hat denn heute die Mittagsstunde?“

„Ich — bleibt nur nicht wieder so lange wie neulich. Wenn der Alte herunter kommt und findet keine Seele hier, ist's ihm immer nicht recht. Es fällt auch jetzt alle Augenblicke etwas vor, und wenn ich Jemanden nach einem Boten schicken soll, so hab' ich nie einen Menschen da.“

Der Andere lachte — das machte ihm die wenigsten Sorgen. Es war Mittagszeit und er mußte zum Essen, und gleich darauf waren die hohen öden Räume noch viel öder und leerer als zuvor.

Der Venezuelaner war indessen die Treppe hinaufgestiegen und wurde von einem dort schon bereit stehenden Diener ohne Weiteres in Falcon's eigentliches Zimmer geführt, aber ohne daß irgend Jemand ein Wort dabei gesprochen hätte. — Es ging Alles lautlos zu.

In dem ersten Gemach, das allerdings sehr elegant eingerichtet war, dessen Möbeln aber doch nicht den großen Raum gemüthlich ausfüllen konnten und das deshalb etwas leer aussah — etwa als ob der Besitzer ausziehen wollte und schon einen Theil seiner Sachen fortgeschickt habe — war Niemand, aber die Thür des Nachbarzimmers stand offen und der Besuch sah, daß sich der obere Theil einer querüber gespannten Hängematte heftig bewege, als ob eben Jemand daraus aufstünde. Im nächsten Augenblick trat auch Falcon in's Zimmer, und auf den Erwarteten, während sich der Diener zurückzog, zugehend, streckte er ihm die Hand entgegen und sagte freundlich:

„Guten Tag, Arvelo — wie geht's? Ist eine lange Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben. — Man muß Sie wahrhaftig gewaltsam hercitiren, Mann, um Ihrer einmal habhaft zu werden. Waren Sie etwa im innern Land?“

„Nein, Excellenz,“ sagte Arvelo, den Gruß achtungsvoll

erwidernd, „ich habe keinen Fuß aus Caracas gesetzt, mit Ausnahme einer kurzen Geschäftsreise nach Laguayra.“

„Und sich gar nicht bei mir sehen lassen?“

„Excellenz waren immer so beschäftigt.“

Falcon, der sich eben abwenden wollte, sah sich rasch wieder nach ihm um, ob er bei den Worten nichts Ironisches in seinem Gesicht erkennen könne; wenn es aber wirklich in der Antwort lag, in den Zügen Arvelo's war nichts davon zu erkennen, und er begegnete ruhig dem halb forschenden Blick des Präsidenten, der auch gleich darauf sagte: „Setzen wir uns, amigo — setzen wir uns, ich möchte Manches mit Ihnen besprechen, Arvelo, und in einigen Dingen auch Ihren — Rath hören.“

„Meinen Rath, Excellenz?“ fragte Arvelo kopfschüttelnd, indem er der Einladung aber Folge leistete — „und wozu sind Ihre Minister da, wenn Sie sich aus der Gegenpartei einen Mann zum Rathgeben wählen?“

„Aus der Gegenpartei, Arvelo? Also wirklich? Ich hoffe doch nicht, daß Sie schon zu den sogenannten Blauen übergegangen sind.“

Der Präsident stand ihm gegenüber, und ein eigenthümlich halb ernster, halb humoristischer Zug lag um seine Lippen.

Falcon war ein stattlicher Mann, und man hätte ihn für einen Mann fast schön nennen können. Er hatte ein intelligentes und dabei gutmüthiges Gesicht — wenn auch mit einem etwas pfiffigen Zug um die Mundwinkel, eine sehr gewölbte Stirn, die sich aber schon stark zur Glatze ausbildete, und ein Paar kluge offene Augen, sah auch Jeden, mit dem er sprach, immer fest an, und genirte deshalb seine gewöhnliche Umgebung oft ganz entsetzlich. — Er trug einen ziemlich starken, herunter gehaltenen Schnurrbart, sonst aber ein glattrasirtes, ziemlich volles Gesicht, markirte Augenbrauen und die Haare an beiden Schläfen heruntergekämmt und ein wenig gekräuselt oder doch in eine Locke eingebogen, und ging heute Morgen, wo er noch nicht seine gewöhnliche einfache Generalsuniform angezogen, ganz in Weiß: weiße Jacke, Hose und Weste gekleidet, mit außerordentlich feiner Wäsche, worauf in Südamerika besonders viel gehalten wird.

„Zu den Blauen, Excellenz?" sagte Arvelo, dem Blick jedoch lächelnd begegnend — „das ist in diesem Augenblick ein sehr weiter Begriff in Venezuela. Wenn Sie zu denen meinen, die mit den gegenwärtigen Zuständen nicht ganz einverstanden sind, dann allerdings, sonst aber habe ich mich nicht anwerben lassen und bin vollkommen mein eigener Herr geblieben."

„Und sind der Unzufriedenen wirklich so viele, Arvelo?" fragte Falcon, indem er ihm gegenüber Platz nahm, „und weshalb gehören Sie selber dazu? Reden Sie offen mit mir. Sie kennen mich von früher her, und was wir mit einander sprechen, geht nicht über diese Schwelle hinaus. Ich muß Ihnen auch gestehen, daß mich meine Umgebung in der letzten Zeit so außerordentlich gelobt hat, daß ich selber anfange mißtrauisch zu werden, und ich möchte deshalb einmal einen Mann hören, der eben kein Blatt vor den Mund nimmt und gerade kein eigenes Interesse — wenigstens kein directes — verstehen Sie mich nicht falsch — in der Sache hat. Sie waren nicht im innern Land?"

„Nein, Excellenz," erwiderte ruhig Arvelo, „kurze Spazierritte in die Umgebung abgerechnet; aber ich habe viel Leute gesprochen, welche aus dem Innern kamen, und selber genug in der Nachbarschaft gesehen, um zu bedauern, daß die Regierungstruppen so wirthschaften, wie sie es wirklich thun."

„In der That — aber in welcher Art?"

„Indem sie, rücksichtslos bis zum Aeußersten, besonders gegen die ärmere, schutzlose Klasse, ein förmliches Plünderungssystem eingeführt haben und dadurch Ihrem Namen mehr schaden, als sie der Sache nützen."

„Aber dulden das die Generale?"

„General Colina hat den schlimmsten Namen unter allen. Das Volk nennt ihn schon nicht mehr Colina, sondern El Cólera.

„Er ist vielleicht übereifrig in seinem Dienst, aber treu wie Gold."

„Ich habe nichts dagegen, aber beantworten Sie sich selber die Frage, Excellenz, ob der General einer Republik vor allen Dingen dem jeweiligen Präsidenten oder seinem Vaterland selber Treue zu zeigen hat."

Falcon nahm die Unterlippe zwischen die Zähne, erwiderte aber nichts darauf — endlich frug er weiter: „Und im innern Lande?"

„Sieht es — nach Allem, was ich darüber gehört habe — ziemlich bös aus. Die Nachrichten von allen Seiten stimmen darin überein, und das Volk erklärt, daß es den jetzigen Druck nicht viel länger ertragen könne."

„Das Volk," sagte Falcon verächtlich — „thun Sie mir den einzigen Gefallen, lieber Arvelo, wer ist das Volk? Ein paar Unzufriedene, die unter dieser Präsidentschaft keine Anstellung, keine Versorgung erhalten haben, und nun Hals und Kragen daran setzen, um eine neue an's Ruder zu bringen und ihre eigenen Umstände zu verbessern. Glauben Sie aber wirklich, daß die des Volkes selber dadurch gebessert würden?"

Arvelo zuckte mit den Achseln. — „Man sagt im Land, es könne nicht schlechter werden."

„Caramba, Señor," rief Falcon, auf seinem Stuhl rückend, „das ist etwas stark."

„Excellenz wünschten, daß ich ganz aufrichtig sprechen solle."

„Ja, das ist ganz richtig," meinte mit einem Lächeln der Präsident, „aber Sie werden wahrhaftig grob."

Ueber Arvelo's Züge flog es ebenfalls wie ein leichtes Lächeln, aber der Moment war zu ernst, um Scherz damit zu treiben, und er fuhr fort: „Nehmen Sie die Lage nicht zu leicht, Excellenz; es ist diesmal in der That keine von unzufriedenen Stellenjägern angeregte und eine Zeit lang im Gang gehaltene Revolution, wie wir sie freilich nur zu häufig in diesen Ländern haben. Ich fürchte fast, daß Sie über den Umfang und die Ausbreitung derselben getäuscht sind."

„Aber, bester Freund," sagte Falcon, „ich erhalte die umfassendsten Berichte aus allen Theilen des Landes — und es ist kein kleines Stück Arbeit, sie nur zu lesen — aber von allen Seiten wird mir einstimmig berichtet, daß die Sache nicht die geringste Gefahr habe und nur mit einiger Strenge leicht beseitigt werden könne. Ich bin bis jetzt zu gutmüthig gewesen, fürchte ich, und dadurch vielleicht haben die Unzu-

friedenen, deren es ja unter jeder Regierung giebt, Muth gefaßt und Raum gewonnen. Ich werde etwas strenger verfahren, und besonders hier in Caracas ein wachsames Auge auf eine Anzahl von Leuten haben müssen. Oleaga hat mir das schon lange angerathen, und ich wollte nur immer nicht darauf eingehen."

„Ich wiederhole," fuhr Arvelo fort, „daß sich Excellenz vollkommen über den ganzen Charakter der jetzigen Revolution täuschen und daß Sie Ihre Minister — ich sage nicht absichtlich — in dieser Täuschung befestigen. Es ist möglich, daß sie ihr selber unterliegen."

„Und in welcher Art, wenn ich fragen darf?"

„In der Art, wie sie die Mittel wählen, sie zu beseitigen und unmöglich zu machen. Sie suchen die Revolution in Caracas und in den Köpfen einiger Unzufriedenen, aber da ist sie entschieden nicht. Sie entsprang aus den Verhältnissen und wurde, da keine Aenderung eintrat, so mächtig, daß sie das bis jetzt kaum Denkbare möglich machte und zwei feindliche Parteien, die Godos und Federalen, mit einander vereinigte."

„Die Godos stecken doch hinter der ganzen Geschichte," rief Falcon ärgerlich, „und die von unserer Partei, die sich von ihnen beschwatzen lassen, sind nur nachher doppelt angeführt."

„Das ist, was Ew. Excellenz gewöhnlich gesagt wird," bemerkte ruhig Arvelo, „aber es ist falsch. Man kann eben so gut behaupten, daß sich die Federalen den Godos, wie die Godos den Federalen angeschlossen haben. — Daß sich beide vereinigten Parteien die Union nennen, wissen Sie?"

„Allerdings — ich hatte schon einige Male Gelegenheit, betreffende Schriftstücke mit dieser Ueberschrift in die Hand zu bekommen," bemerkte Falcon sarkastisch — „Dios, Union y libertad — der liebe Gott und die Freiheit müssen bei jeder Rebellion ihren Namen dazu hergeben, und haben doch Beide nichts mit der Sache zu thun, — aber was sind das für Verhältnisse, von denen Sie sprechen, aus denen die Revolution entsprungen sein soll. Wenn ich helfen soll, muß ich klar in der Sache sehen, wie Sie mir zugeben werden."

„Allerdings, Excellenz, und Sie sollen nicht sagen können, daß Sie Wahrheit gesucht, aber sie nirgends gefunden haben. So erlauben Sie denn, daß ich Ihnen offen sage: Das Land geht in dieser Weise seinem Ruin entgegen.“

„Das Land ist außerordentlich reich.“

„Das ist es, aber die Adern seines Reichthums dürfen nicht unterbunden werden, oder es verschmachtet im Ueberfluß.“

„Und habe ich das gethan?“

„In früheren Zeiten hatten wir einen Staatsschatz — die Einnahmen und Ausgaben waren geregelt und der ersteren mehr als der letzteren. Zahlreiche Schiffe aller Länder besuchten unsere Häfen und die Zölle warfen enorme Summen ab. Der Handel im Innern war belebt. Eine Heerde Vieh aus dem Llanos folgte der andern; auch dadurch flossen dem Staat Abgaben zu und viel Geld kam in das innere Land. Arbeiter gab es dabei im Ueberfluß, die Hacenderos konnten ihre Grundstücke bewirthschaften. Zugstiere waren ebenfalls in Masse da, um die reichen Ernten selbst von den entferntesten Plätzen nach den Hafenstädten zu schaffen, und das Land hob sich mit ungeahnter Schnelle.“

„Und was hindert das Land jetzt, ruhig darin fortzufahren?“ fragte Falcon, der die Thatsache allerdings nicht bestreiten konnte, aber auch wußte, wie sehr das Alles jetzt abgenommen hatte, ja darnieder lag.

„Die Verhältnisse,“ erwiderte achselzuckend Arvelo. „Dem Land sind die Arbeiter entzogen, denn was nicht aufgegriffen und von der einen oder andern Seite unter die Soldaten gesteckt wurde, entfloh in die Gebirge und hält sich dort versteckt. Gesunde inländische Arbeiter sind fast nirgends mehr auf einer Hacienda zu finden, und nur mit fremden hat man sich hie und da eingerichtet, um wenigstens das Nothwendigste zu erzielen und nicht ganz bankerott zu werden. Zugstiere giebt es aber fast gar nicht mehr, und wo noch welche sind, muß man sie versteckt in den Kaffeepflanzungen halten, damit sie nicht marodirenden Soldatentrupps in die Hände fallen, und dann rettungslos fortgeschleppt und geschlachtet oder, noch schlimmer, von den Officieren um einen Spottpreis ver-

kauft, d. h. verschleudert werden. Dabei ist man unvorsichtig genug gewesen, nicht einmal Fremde, besonders Spanier und Franzosen, zu verschonen, die unter dem Schutz ihrer Consulate stehen und später natürlich die übertriebensten Forderungen einreichen und auch aus dem Land herauspressen werden. Die Viehtreiber mit ihren Heerden aus den Llanos und vom Apure bleiben natürlich aus, denn sie werden sich hüten, ihre Thiere selber den Regierungstruppen — oder auch den Blauen vorzuführen, und so liegt der ganze Handel im Innern darnieder. Das aber hat wieder zur Folge, daß fremde Schiffe hierher keine Waaren absetzen, ebenso wie keine Fracht bekommen können. Sie bleiben aus, und die Zollämter in den Hafenstädten haben jetzt kaum den zehnten Theil der Einnahmen, wie in den früheren Jahren."

„Allerdings wahr," bestätigte Falcon.

„Und wo bleibt das Geld, was sie wenigstens einnehmen? Es verschwindet, als ob man einen Eimer voll Wasser in das Meer schüttet. Verschuldet sind die Douanen schon auf Monate ungewisser Einnahmen hinaus, aber selbst die Schuldner können auf ihre Anweisungen kein Geld bekommen, sondern es verschwindet in räthselhafter Weise. Ja nicht einmal die Soldaten bekommen ihren Sold und betteln auf der Landstraße jeden Passirenden an. Wo bleibt das Geld? Für das Land geschieht nichts — keine Straße wird gebaut oder nur in Stand gehalten, wenn es nicht aus Privatmitteln geschieht. Eine Eisenbahn sollte gebaut werden und große Summen sind darauf verschwendet, jetzt liegt sie unbeendigt da, das Material verfault und die Personenwagen sind, zum Amusement der Fremden, mit Ziegeln gedeckt und dienen nur höchstens Herumstreichern zum Nachtquartier. Der Kaffee wächst in den Hacenden fort, aber es sind keine Hände da, ihn zu pflücken, ja der urbar gemachte Boden kann zum großen Theil nicht einmal vom Unkraut und jungen wilden Schößlingen freigehalten werden, und kehrt zum Urwald zurück, während kein einziger Acker dazu in dem ganzen weiten Land der Cultur gewonnen wird. Mit einem Wort, es ist nicht allein kein Vertrauen mehr im Land, nein, dem Land sind überall die Hände gebunden, und das sind die „Verhältnisse", die ich

meine und die die Revolution hervorgerufen haben und in Gang halten, ja sie so lange in Gang halten werden, bis man sie auf die eine oder andere Art heben und beseitigen kann."

Arvelo schwieg und Falcon sagte nach einer kurzen Pause kopfschüttelnd:

„Alle Wetter, Amigo, Sie entwerfen mir da ein freundliches Bild, das sich aber, wie ich hoffe, nur in Ihrer Phantasie — so gut Sie es sonst meinen mögen — ein wenig schwarz gefärbt hat; ich möchte sonst selber nicht unter einer solchen Regierung leben."

„Scherzen Sie nicht darüber, Excellenz," sagte Arvelo ernst, „es ist in jedem Strich treu und wahr geschildert, und wollten Sie selber ungekannt das Land durchstreifen, so würden Sie es in jedem einzelnen Punkt gar zu oft hinter der Wirklichkeit noch zurückstehend finden."

„Und doch nennen mich die Venezuelaner den „Großmüthigen"?" sagte Falcon und sah Arvelo dabei von der Seite an.

„Das ist Ihr Fehler," rief aber dieser, „daß Sie Ihre unmittelbare Umgebung mit dem venezuelanischen Volk verwechseln, der Fehler manches ersten Mannes in einem Staat, ob er nun Kaiser oder Präsident heißt. Wen haben Sie denn um sich, der nicht von Ihnen abhängt, oder von Ihnen etwas erhofft, etwas erwartet? Alle diese zahlreichen Generale, die Sie geschaffen, alle die Pensionen, die Sie dem Land aufgebürdet haben, glauben Sie, daß die Ihnen, wenn einmal die Sache zum Ausschlag kommt, auch etwas *nützen* werden? Glauben Sie wirklich, daß *die* Leute, die sich durch eine solche Summe für den Augenblick bestechen lassen, und die es auch sind, von denen Sie jetzt der Großmüthige genannt werden, länger bei Ihnen aushalten, als es ihr eigener Vortheil mit sich bringt? Sie werden da noch bittere Erfahrungen machen, Excellenz, und zu spät bereuen, einer Anzahl von Leuten Ihr Ohr und Ihr Vertrauen geschenkt zu haben, die kein Interesse auf der Welt kennen, als ihr eigenes, und die ihr Vaterland nur als eine Melkkuh betrachten, die sie jeden

Augenblick abschlachten würden, wenn sie ihnen keine Milch mehr gäbe. — Und welche Summen kostet es dem Land."

„Und so soll ich Ihnen mehr glauben, als all' den hunderten, doch auch ehrenwerthen Männern, mit denen ich jetzt verkehre?" sagte der Präsident, den diese Auseinandersetzung natürlich nicht freuen konnte.

„Wenn Sie wirklich die Revolution dämpfen wollen, ja."

„Also halten Sie das doch für möglich?"

„Allerdings thue ich das," erwiderte Arvelo, „aber nicht mit den Mitteln, die Sie jetzt anwenden."

„Und welche sind das?"

„Ein kleinliches Spionirsystem, das Ihrer nicht würdig ist, Excellenz, und nur einem Schwarm von nichtsnutzigen Denuncianten Thür und Angel öffnet. Ein jeder Schurke hat dabei das Schicksal eines ehrlichen Mannes in der Hand, und wenn es wirklich die Revolution nicht rascher vorwärts treibt, erbittert es den eigentlichen braven Bürgerstand nur mehr und mehr gegen eine solche Regierung."

„Das Spionirsystem," sagte Falcon, doch etwas verlegen, „ist erstens gar nicht so verbreitet und bedeutend, als Sie glauben, und dann hält es mich von allen Vorgängen im Lande auf das Genaueste au fait, so daß ich im Stande bin, meine Schachzüge immer nach dem richtigen Punkt zu führen."

„Sie täuschen sich, Excellenz," erwiderte Arvelo ruhig; „es dient im Gegentheil nur dazu, Sie irre zu führen und in Sicherheit zu lullen, wo die Gefahr allerdings schon mit eiserner Faust an Ihre Pforte pocht. Von kleinen, unbedeutenden Dingen, die Sie besser gar nicht erführen, oder die harmlos in sich selber verpuffen würden, werden Sie benachrichtigt, von dem Großen und Ganzen nicht, weil es die Existenz der Leute selber gefährden würde, oder weil sie sich auch vielleicht selber vorlügen, daß sie mit solchen Mitteln eine Revolution dämpfen könnten. Sie haben einen Krebsschaden im Lande, und Sie glauben den zu heilen, indem Sie ein milderndes Pflaster oben auf die Wunde legen. Diese schließt sich vielleicht auf Tage oder Wochen, aber im Innern frißt der Schade weiter und weiter, und immer an einer

andern Stelle bricht er aus, bis eben Hülfe nicht mehr möglich ist."

Falcon war aufgestanden und ging eine Weile mit untergeschlagenen Armen in seinem Zimmer auf und ab. Er kannte Arvelo als einen braven, rechtschaffenen Mann, und er glaubte, daß er es gut mit ihm meine, aber — er traute ihm doch nicht so recht, denn er hatte in seinem Leben schon zu bittere Erfahrungen gemacht. Plötzlich blieb er wieder vor Arvelo stehen und sagte, ihn fest, aber nicht unfreundlich ansehend:

„Und was würden Sie jetzt an meiner Stelle thun?"

„Excellenz," erwiderte Arvelo, „die Frage an sich klingt so einfach und klar wie möglich, aber sie ist nicht mit so wenigen Silben zu beantworten."

„Also so viel finden Sie zu ändern?"

„Ja."

„Gut — so lassen Sie einmal hören. Ich bin selber neugierig geworden."

„Einmal, vor allen Dingen," sagte Arvelo ernst, „lassen Sie den Volksvertretern Raum, sich frei auszusprechen, damit Sie die Stimme des Volkes auch durch seine Vertreter erfahren."

„Weiter."

„Dann entlassen Sie die politischen Gefangenen, die noch — und viele unschuldig genug — im Kerker gehalten werden."

„Um so viel mehr Unzufriedene über die Stadt los zu lassen und sie den Blauen in die Arme zu werfen?"

„Es werden bald keine Blaue mehr im Lande sein, wenn Sie sich das Volk zum Freunde machen, und dann sind Sie im Stande, ihre Armee bis auf das Nothwendigste zu entlassen und dem Boden wieder seine Arbeiter zurück zu geben. Dadurch wird Handel und Verkehr und mit ihm der Staatsschatz wachsen. Mit den fremden Regierungen, denen wir noch schulden, müssen wir in directe Verbindung treten und neue Termine setzen. Sie werden willig darauf eingehen, wenn sie sehen, daß es der Regierung wirklich Ernst ist; dadurch bekommt der fremde Handel wieder Vertrauen zu Venezuela, und unsere Douanen werden die wohlthätigen Folgen davon spüren. Alles Andere macht sich von selbst. Wenn

wir fremde Einwanderung unterstützen, bekommen wir auch fremdes Capital in das Land, und wir brauchen die Vermischung des fremden Elements mit dem unsrigen, um das etwas träge venezuelanische Blut unternehmungslustiger und frischer zu machen — mit einem Worte: zu beleben."

„Und was finge ich dann mit allen meinen Generalen an?" fragte Falcon, — „ich kann sie doch nicht umsonst füttern, und wenn ich sie entlasse, haben wir gleich wieder eine neue Revolution."

„Es war der größte Fehler, sie zu ernennen. Es ist, als ob man für einen Krieg eine immerfort schießende Maschine erfinden wollte, die nie wieder eingestellt werden kann. Der Krieg wird beendet und die Maschine richtet nachher Unheil nach allen Seiten an. Aber die Sache ist doch nicht so schlimm, denn viele werden auf andere Art zu verwenden sein — die meisten freilich müssen Sie entlassen, aber sie vermögen nichts gegen die allgemeine Stimme des Volkes. Der Gehalt der Nutzlosen darf nicht mehr ausgezahlt werden. Viele davon werden freilich dann noch immer zum öffentlichen Skandal nur mit ihrem Titel herumlaufen."

„Ich glaube nicht," sagte Falcon etwas piquirt, „daß Leute zu Generalen ernannt wurden, die dem Stand Schande machen."

„Als ich zu Ihnen ging, Excellenz, sah ich vor einer der Negerkneipen, die besonders von den gemeinen Soldaten besucht werden, eine Anzahl von Menschen versammelt und hörte dabei wüsten Lärm. Ich bog aus, um mit dieser Gesellschaft in keine Berührung zu kommen, wurde aber angehalten und gebeten, ein sogenanntes Patent zu lesen, von dem ein widerlich schmutziger und halbtrunkener Neger, der jedenfalls der untersten Schicht der Bevölkerung angehörte, behauptet hatte, daß es das seine und er selber General sei. Ich nahm das Papier, das von Fettflecken entstellt, mit Branntwein parfümirt schien, zwischen zwei Finger und betrachtete es. Es war ein richtiges Generalspatent, vom Kriegsministerium ausgestellt, das den Neger, dessen Gesicht von Blut und Schmutz starrte, der aber doch von Einigen gekannt war und wirklich die betreffenden Namen führte, zum General in der

Armee mit dreihundert Pesos monatlichem Gehalt ernannte. Der Bursche behauptete, auf besondere Veranlassung des Kriegministers nach Caracas gekommen, aber in der Nacht bestohlen zu sein und schien mit Anderen, die das leugneten, eine Schlägerei gehabt zu haben. Ich selber konnte nichts thun, als seine Ansprüche bestätigen, und im Triumph wurde er dann wieder in die Pulperia hineingezerrt, wo das Trinkgelage jedenfalls von Neuem begann."

„Haben Sie das Papier?"

„Man würde es mir keinenfalls überlassen haben, wenn ich selber gewillt gewesen wäre, den schmutzigen Wisch in die Tasche zu stecken; aber der Mensch, der wirklich keinen Vergleich mit einem anständigen Thier aushält, soll der den Titel eines venezuelanischen Generals tragen?"

„Da hat jedenfalls ein Versehen stattgefunden," sagte Falcon, den Kopf herüber und hinüber werfend. „Das Patent wird für einen Mann gleichen Namens, aber eine ganz andere Person ausgestellt gewesen sein."

„Es ist möglich," erwiderte Arvelo, „aber ich bezweifle es. Aehnliche Fälle sind mir schon selber bekannt geworden — ein solch entsetzlicher Mißgriff aber freilich noch nicht, und ich kann nur vermuthen, daß der Kriegsminister den Mann — vielleicht auf Colina's Empfehlung, zum General vorgeschlagen hat, ohne ihn je gesehen zu haben."

„Er muß aber doch die Qualification besitzen."

„Müssen das alle Generale, Excellenz?" fragte Arvelo, und ein leichtes Lächeln zuckte um seine Lippen.

Falcon biß sich auf die Unterlippe. Er verstand recht gut, was Arvelo damit meinte, war aber nicht gesonnen, darauf einzugehen.

„Demgemäß," sagte er, das letzte Thema überspringend, „halten Sie eine vollkommene Umgestaltung der Regierung für nothwendig — einen entschiedenen Systemwechsel."

„Das letztere ja, das erstere nicht. Ich sehe nicht ein, weshalb diese Minister nicht das Nämliche ausführen könnten. Täuschen wir uns nicht selber über ihre Neigungen. Oleaga besonders ist nur das, was Ew. Excellenz wünscht, und mein armer Silva würde Gott danken, wenn er endlich einmal

wieder Aussicht bekäme, über eine Summe zu verfügen, die ihm länger unter den Händen bleibt, als drei oder vier Stunden. Wie mühsam muß er sich jetzt sein „tägliches Brod" auch täglich zusammenholen, und wie viel vergebliche Gänge hat er. Er ist dabei der „gesuchteste" Mann in der Stadt, und von dem Moment an, wo er in sein Haus tritt, nicht mehr zu Hause."

Falcon lachte — er kannte recht gut die verzweifelten Versuche, die sein Finanzminister wirklich täglich anstellen mußte, um sich über Wasser zu halten und nur den dringendsten Bedürfnissen nachzukommen, und trotzdem bürdete er ihm noch täglich mehr auf; aber was ihm Arvelo gesagt, zog ihm doch bald wieder ernste Falten auf die Stirn.

„Oleaga wird vielerlei Bedenken dagegen haben," meinte er.

„Möglich — aber er wird sie fallen lassen, sobald er sieht, daß Sie entschlossen sind — wenn ihn die Ereignisse selber nicht dazu nöthigen."

„Sie geben zu viel auf die Ereignisse," bemerkte Falcon, indem er aufstand und neben seinem Stuhl stehen blieb. Arvelo nahm das als ein Zeichen, daß der Präsident das Gespräch zu beendigen wünsche.

„Ich wiederhole nur," endigte er, seinem Beispiel folgend, „was ich Ew. Excellenz schon früher gesagt habe. Sie bauen zu viel auf die Versicherung Ihrer Umgebung — Sie nehmen die Sache zu leicht und wenden äußerliche Mittel bei einer innerlichen Krankheit an. Sie haben von mir die Wahrheit verlangt, und ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen die offen und treu zu sagen."

„Ich gebe Ihnen das Zeugniß, lieber Arvelo, daß Sie meinen größten Erwartungen entsprochen haben, und ich danke Ihnen hiermit freundlich dafür. Ich verspreche Ihnen auch, daß ich versuchen will, wenigstens einem Theil Ihrer Wünsche Rechnung zu tragen."

„Excellenz werden sich selbst den größten Dienst damit erweisen," erwiderte Arvelo und wollte sich mit einer förmlichen Verbeugung empfehlen, Falcon aber ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Auf Wiedersehen, alter Freund — ich hoffe, daß Sie

mir immer beistehen werden, wenn ich einmal ein offenes Wort brauche, und ich glaube es nicht allein, ich bin fest überzeugt davon, daß Sie es ehrlich meinen."

Arvelo drückte die gebotene Hand, verbeugte sich dann und ging, und Falcon blieb noch eine ganze Weile, nachdem er ihn verlassen, im Zimmer, in tiefe Gedanken versenkt, stehen und schaute vor sich nieder — aber er war nicht daran gewöhnt, sich zu lange mit einer verdrießlichen Sache zu beschäftigen.

„Wunderliche Menschen," brummte er vor sich hin, „die Alles, was vorkommt, nur immer von der schwarzen Seite betrachten. Er hat vielleicht in manchen Stücken Recht. Die Douanen bringen nicht mehr das Nothwendigste ein, und ich muß außerdem noch schmählich bestohlen werden — aber was thun? ich kann doch nicht die ganze Welt vor den Kopf stoßen. — Nun, wollen abwarten, was Oleaga für Nachrichten bringt."

Damit sah er nach seiner Uhr — ging zum Eckschrank, von dem er eine Cigarre nahm, zündete sie an und warf sich dann wieder in seine Hängematte hinein, um noch einen Theil des langweiligen Tages zu verträumen.

9.

Im Gefängniß.

Das Hauptgefängniß von Caracas war ein ziemlich großes und festes Gebäude und in friedlichen Zeiten, bei einer gutmüthigen und zu eigentlichen Verbrechen nicht neigenden Bevölkerung, gewöhnlich nur sehr schwach besetzt. Für politische Gefangene aber, und besonders für Leute aus den besseren Klassen schien es nicht eingerichtet — es gab keine Zimmer für Staatsverbrecher. Von den engen, kleinen Zellen konnten

sich wenige rühmen, selbst nur einen Stuhl und Tisch zu besitzen, und galten dann schon als Salons, um die sich die wohlhabenderen Gefangenen eifrig bewarben und hohe Preise dafür zahlten. Aber selbst das nahm ein Ende. Unter der mißtrauischen Regierung Falcon's, mit einem ganzen Heer heimlicher Denuncianten, füllten sich die Räume in wahrhaft erschreckender Schnelle, und man war zuletzt genöthigt, das gewöhnliche „cârcel", das sonst nur für Nachtstörer und derartige Eintagsfliegen benutzt wurde, mit zu verwenden, um nur Alles unterzubringen, was geliefert wurde.

Dies Carcel lag hinter der Hauptwache, in einem ummauerten Raum, d. h. die Mauer selber bildete auch zugleich die Rückwand der einzelnen engen Zellen, die wie in einem Taubenschlag, ohne Fenster und nur mit einer eisenschlagenen Thür versehen, rings umher gebaut waren und so den Hofraum umgaben.

Vorn befand sich das Wachtlocal, in dem die Soldaten lagen, und verschiedene Posten gingen vor dem sonst unverschlossenen Thorweg immer auf und ab. Hinten war noch ein kleines Gebäude errichtet, — aber auch nur mit seiner einzigen Thür nach dem Hof zu — wo ein Beamter gewöhnlich Morgens die eingebrachten Gefangenen revidirte und nach der Präfectur führte — sonst zeigte die Aussicht nur die nach oben mit Glasscherben gespickte Mauer oder den mit Soldaten gefüllten Vorraum, und wie es auf dem Hof außerdem aussah, läßt sich eher denken als beschreiben, denn schmutzig sind diese Südamerikaner bis zum Aeußersten.

Allerdings war nun José, als sie mit ihm die Präfectur erreichten, augenblicklich gemeldet worden und der eine Polizeidiener, während der Gefangene draußen warten mußte, hineingegangen, um Bericht abzustatten. Der Beamte aber, an den er es that, schien gar nicht damit zufrieden und sah sogar etwas verlegen dabei aus.

„Hm — gar nichts hat man bei ihm gefunden?"

„Seine Taschen haben wir noch nicht durchsucht, Señor."

„Und er hatte keine blaue Cocarde unter dem Hutband versteckt? Ihr wißt das ganz gewiß und habt genau nachgesehen?"

„Ganz genau — es war nichts darunter als das Stückchen Baumwollenzeug hier, was ich zu mir gesteckt habe.“

„Das trug er unter dem Hutband?“ fragte der Beamte erstaunt und betrachtete den Lappen mit der größten Aufmerksamkeit.

„Was das heißen soll, weiß ich freilich nicht.“

„Hm, anscheinend nur weißes Baumwollenzeug,“ meinte der Beamte wieder, indem er daran roch, und es dann ausgebreitet gegen das Licht hielt, „aber wer weiß, ob nicht mit chemischer Dinte etwas darauf geschrieben steht, und wir werden es jedenfalls untersuchen müssen.“

„Aber was machen wir indessen mit dem jungen Menschen?“

„Sperren ihn ein, die Excellenz hat es selber befohlen, vielleicht hat er auch noch gravirende Briefschaften bei sich. Nehmt ihm nur Alles ab, was er bei sich trägt. Er ist einmal verdächtig, und da darf keine Vorsicht versäumt werden.“

Der Polizeidiener wandte sich ab zum Gehen, drehte aber noch einmal um und sagte:

„Wo sollen wir ihn aber unterbringen? — oben ist kein Platz mehr, und im Carcel — er sieht eigentlich ein bischen zu anständig dazu aus.“

Der Beamte zuckte mit den Achseln. — „Wir können mit solchen Gesellen keine Umstände machen, denn wir haben schon genug. Weshalb betragen sie sich nicht, wie es guten Bürgern ziemt, dann kämen sie nicht in solche Verlegenheit.“

„Der alte Gonzales hat mehr Unzen im Vermögen, als Kaffeebohnen in einen Sack gehen,“ erwiderte der Mann.

Der Beamte überlegte einen Augenblick — wenn der alte Gonzales zu ihm kam, ließ sich die Sache vielleicht arrangiren — endlich sagte er:

„Ich will sehen, was sich thun läßt; vor der Hand bleibt uns aber nichts Anderes übrig, als ihn in eine der Zellen zu stecken. Bis Dunkelwerden findet sich schon Rath, wenn“ — setzte er vorsichtig hinzu — „kein weiterer directer Befehl von oben kommt — laßt ihm eine Zelle allein geben.“

„Soll ich ihm sein Geld auch abnehmen?“

„Wenn er viel bei sich trägt, ja; das ist zu gefährlich, — etwas braucht er, wenn er Lebensmittel haben will."

„Und jetzt wollen Sie ihn nicht verhören?"

„Ich muß erst nach oben berichten."

Der Mann wußte genug, und wieder hinaustretend, befahl er seinem Gefährten, zwei Soldaten zu nehmen und den Gefangenen hinüber in das Carcel zu dirigiren. Dort sollte er so lange gehalten werden, bis weitere Befehle kämen, auch eine Zelle allein haben, damit er sich mit niemand Anderem verständige, und vorher genau visitirt werden.

José, mit immer noch keiner Ahnung, wohin man ihn bringen wolle, protestirte dagegen und verlangte den Präfecten zu sprechen, denn er sei widerrechtlich verhaftet worden; aber für die Soldaten — rohes, wüstes Gesindel, halb Indianer, halb Neger — war es eine wahre Wonne, wenn sie einmal den Oberbefehl über einen weißen Mann bekamen. Sie haßten die ganze Race und stießen ihren Gefangenen mit wilden Carachos vorwärts. José sah auch bald ein, daß er sich der Gewalt fügen müsse, wenn er sich nicht wirklichen Mißhandlungen aussetzen wolle, und wer hätte ihm nachher dafür irgend welche Genugthuung gegeben? Seine Lage fing an ihm beinahe komisch vorzukommen; was würde die Mutter und die Großmutter sagen, wenn sie es erführen. Als er daran dachte, mußte er wirklich lachen und sagte deshalb zu den Soldaten:

„Bueno, Caballeros vamonos, ich kann dort drüben eben so gut warten wie hier, und ein Glas Wein wird ja auch wohl zu bekommen sein."

„Si — si!" riefen die Soldaten, als er sich gutwillig fügte und sie Aussicht bekamen, ihm den Wein besorgen zu müssen — „Vamonos — da drüben ist's wunderhübsch."

Ueber das „wunderhübsch" hatte nun José allerdings seine Zweifel, denn selbst wenn es die Leute im Ernst meinten, wußte er, daß er ein elendes Unterkommen finden würde. Aber er war auch leichten Herzens, denn da sie die Cocarde nicht bei ihm gefunden hatten — und Briefschaften führte er gar nicht bei sich — konnte ihm ja auch nichts Schlimmes geschehen. Wer wußte etwas von ihm, und daß sie ihn

überhaupt verhaftet hatten, war jedenfalls nur eine Brutalität der unteren Beamten, die sich derlei Dinge sehr häufig zu Schulden kommen lassen. Was aber war in aller Welt aus der Cocarde geworden? Verloren konnte er sie doch nicht haben? — Aber was zerbrach er sich jetzt darüber den Kopf; sicherlich war sie ihm sehr zur rechten Zeit abhanden gekommen, und er beschloß auch fest, sie nie wieder zu tragen, so lange er sich noch im Polizeibereich von Caracas aufhielt. Er hatte nie geglaubt, daß man so leicht mit der Polizei in Berührung kommen könne.

Sie erreichten indessen das Carcel, nachdem sich dem Zug rasch ein paar Dutzend Straßenjungen angeschlossen, und der Polizeibeamte wandte sich hier an den Officier der Wache, um seinen Gefangenen abzuliefern. Der würdigte ihn aber kaum eines Blicks.

„Geht zum Schließer," sagte er, sich abwendend, „was habe ich mit derlei Gesindel zu thun?"

José hatte eine bittere Antwort auf der Zunge, aber er schluckte sie hinunter, denn er schien in der letzten halben Stunde mehr gelernt zu haben, als sonst in einem Jahre. Die Soldateska hatte nun einmal in der ganzen Stadt die Macht in Händen. Recht bekam er doch nirgends gegen einen der Herren, und daß es ihnen die größte Freude machte, einen der Bürger zu ärgern, die sie, und nicht ohne Grund, für ihre Feinde hielten, fühlte er nach Allem, was er sah, heraus. Weshalb sollte er also diesem Menschen gerade Gelegenheit geben, sich als kleinen Tyrannen zu zeigen. Es konnte ihm nichts nützen und seine augenblickliche Lage nur verschlimmern. — Und unter solcher Regierung glaubte Isabel, daß noch etwas besser werden könne! — Sie war eine gutmüthige Schwärmerin, hatte aber keinen Begriff von den jetzigen Zuständen.

Während ihm so die Gedanken herüber und hinüber schossen, betraten sie den innern, schon vorher beschriebenen Raum des Carcels, und José sah sich hier zum ersten Mal etwas erstaunt um, denn diese Umgebung war allerdings nicht einladend, aber hier konnte man ihn ja auch nicht lassen. Und was für eine Atmosphäre umgab ihn; der junge Mann schauderte zusammen, denn daran war er noch nicht gewöhnt.

Der eine Soldat rief indessen den Schließer herbei, und der Bursche, so schmutzig wie der Platz, auf dem er hauste, an einem Fuß eine Alpargate, den andern Fuß bloß, die Hose bis an die braunen Kniee aufgekrempelt, mit einer Jacke, an der die Fetzen herunterhingen, und kein Hemd auf dem Körper, nur einen Rosenkranz mit einem Kreuz auf der nackten Brust, kam langsam angeschlendert und schlug sich ein Bund Schlüssel, das er in der Hand trug, gegen den Schenkel. Er schüttelte dabei fortwährend mit dem Kopf, und als er näher kam, hörte José, wie er sagte:

„Aber hexen kann ich doch nicht, oder ihn zu mir in's Bett nehmen. Liegen so schon immer Drei darin. Die ganzen Buden sind voll, und wenn Ihr mir nur immer Futter herschickt und mir nicht neue Nester dazu baut, so kann ich's nicht ändern. Setzt ihn oben auf's Dach, was mir dran liegt."

„Aber er muß vor der Hand hier untergebracht werden," erwiderte der Polizeidiener, der den Gefangenen begleitete; „er hat auch Geld," flüsterte er ihm dann leise zu, „und wird Euch schon bezahlen!"

„Caracho!" fluchte der Mann mürrisch, „allein soll er sitzen, und hinauslassen kann ich doch keinen von den Burschen, die drinnen sind. Die Carachos möchte ich hören, die mir der alte General nachher dafür über den Kopf wetterte, und einmal hat er mich schon selber in einen solchen verdammten Affenkasten gesteckt, daß mich die Flöhe in der Nacht bald aufgefressen haben. Ne, passirt mir nicht zum zweiten Mal."

„Wen habt Ihr denn da überall stecken?"

„Das soll ich wissen," knurrte der Schließer, „allein aber Keinen. In manchem Kasten sitzen schon Drei und Vier zusammen, daß sie sich die Nacht kaum ausstrecken können. Recht ist's nicht, und sie müssen mehr Raum schaffen oder lieber eine Partie todtschießen, daß wir wieder Platz kriegen."

„Recht angenehm," dachte José, „ich werde doch um Gottes willen nicht in ein solches Loch hinein sollen?"

„Und Keinen habt Ihr allein sitzen?" frug der Polizeimann.

„Keinen mehr!" antwortete der Schließer, mit dem Kopf schüttelnd — „Nummer 37 ausgenommen. Da liegt der Kranke, der den Officier an Bord todtgeschossen hat."

„Krank? — was fehlt ihm?“

„Oh, krank ist er eigentlich nicht, er hat nur bei der Gelegenheit ein paar Säbelhiebe über den Kopf gekriegt und ist noch nicht so recht wieder zu Verstand gekommen.“

„Na, was haben wir dann für Noth,“ rief der Polizeimann lachend — „dann stecken wir ihn zu dem hinein. Er soll nur mit Keinem zusammenkommen, mit dem er sich unterhalten kann, und wenn der da drin noch nicht einmal bei Besinnung ist, so wird die Unterhaltung wohl einsilbig genug ausfallen. Aufgeschlossen, alter Junge, aber vorher, Señor, muß ich in Ihren Taschen nachsehen, was Sie bei sich haben.“

José mochte anfangs willens gewesen sein, auf das Heftigste gegen eine solche Behandlung zu protestiren und den Leuten sogar mit dem Präsidenten zu drohen, in dessen Willen ein derartiger Mißbrauch von Gewalt nicht liegen konnte. Aber er war aufmerksam auf das Gespräch geworden, denn demnach mußte der junge unglückliche Castilia hier gefangen liegen. Seine eigene Haft konnte ja natürlich nur höchstens ein bis zwei Stunden dauern, und er war dabei vielleicht im Stande, Näheres über den Bruder Ana's zu erfahren, was unter anderen Umständen nicht möglich gewesen wäre. In ein Abenteuer war er nun doch einmal hineingefallen, und so brachte es vielleicht noch anderen Leuten Nutzen, oder wenigstens Trost.

Erschreckt trat er aber doch einen Schritt zurück, als er das entsetzliche Loch erblickte, das man in diesem Augenblick für ihn öffnete, und unschlüssig zögerte er, ob er es betreten solle — es wurde ihm aber keine lange Wahl gelassen.

„Na? ist's gefällig?“ fragte der Schließer ungeduldig.

„Wartet noch einen Augenblick,“ rief der Polizeidiener, „da drinnen ist's ja ganz finster, und ich kann nicht erkennen, was ich finde. Haben Sie Papiere bei sich?“

„Nein, keine —“

„Gar keine? Auch keine Waffen?“

„Nicht das Geringste, als hier mein Täschchen mit Visitenkarten.“

„Haben Sie viel Geld?“

„Nein, etwa eine halbe Unze oder etwas mehr.“

„Zeigen Sie einmal!"

José zeigte sein Geld, es war etwa so viel. Der Polizeidiener machte aber nicht viel Umstände und fuhr ihm selber in alle Taschen hinein, ja untersuchte ihn sogar unter der Weste, ob er keinen Gurt trage, und fühlte ihm überall hinten am Rock herum. José führte aber wirklich nichts bei sich, und dankte jetzt Gott dafür, denn es hätte ihn nur in Verlegenheit bringen können.

Das Visitenkartentäschchen, als vollkommen werthlos, denn es enthielt in der That nichts als die Karten, ließ ihm der Mann, aber die goldene Uhr nahm er an sich; das Geld zählte er zweimal durch und warf verlangende Blicke danach, aber es ging nicht; er wäre vielleicht in Unannehmlichkeiten gekommen.

„Und was wollen Sie mit der Uhr?"

„Bekommen Sie wieder, wenn Sie frei werden."

„Ist die Uhr etwas Gesetzwidriges?"

„Sie haben nicht danach zu fragen," brummte der Polizeidiener ärgerlich, als José das ganze Geld wieder einsteckte, ohne ihm ein Trinkgeld „für seine Mühe" zu geben.

„Seid Ihr fertig?" frug der Schließer, der geduldig dabei gestanden und zugesehen hatte.

„Ja."

„Dann marsch hinein, daß wir hier fortkommen."

„Sie wollten ja Wein haben?" sagte der eine Soldat.

„Oh, caramba, ja, Amigo, — das war ein guter Gedanke," rief José — „hier ist ein Peso, holt mir dafür eine Flasche vino seco und ein Glas — das Andere für Eure Mühe — aber so bald wie möglich."

„Gracias, Señor, soll gleich besorgt werden."

José schauderte wirklich zusammen, als er über diese Schwelle trat. Es war ein Raum, ganz aus rohen Backsteinen aufgeführt und mit ziemlich dicken Mauern, etwa zehn oder zwölf Fuß lang, die darin herrschende Dunkelheit ließ es nicht deutlich erkennen, und höchstens vier Schritt breit. Der Fußboden bestand ebenfalls aus gebrannten, nur etwas größeren Steinen, sonst aber ließ sich keine Bequemlichkeit erkennen, kein Stuhl, kein Tisch, kein Bett, keine Matte auf der Erde,

nichts als der bloße, staubige und schmutzige Stein. Nur auf der linken Seite war eine grobe, schmutzige Matratze ausgebreitet, und darauf lag, mit einer rothwollenen Decke überworfen, eine menschliche Gestalt — vielleicht eine menschliche Leiche, denn sie rührte und regte sich nicht.

„So, das hier ist Ihr Quartier," sagte der Schließer, indem er die Thür noch an dem Schlüssel offen hielt, „machen Sie sich's bequem."

„Aber, bester Freund!" rief José erschreckt, „hier ist ja wahrhaftig nicht einmal ein Stuhl, ich kann doch nicht so lange stehen bleiben?"

„Na," sagte der Mann grinsend, indem er die Thür zuschlug, „Sie dürfen sich auch auf den Boden legen. Nachher kriegen Sie eine Kuhhaut, das ist Reglement, und damit Basta," und José hörte, wie sich die Leute — noch darüber lachend, einen so feinen Vogel einmal in ein solches Bauer zu stecken — entfernten.

Der Raum erschien José, als er ihn zuerst betrat, vollkommen finster, er glaubte wenigstens nicht, daß er die Hand vor Augen sehen könne. Nach und nach gewöhnte sich aber sein Blick an die Umgebung, und er fand jetzt, daß ein herzförmig in die Thür geschnittenes Loch, etwa von der Größe einer mäßigen Orange, doch wenigstens einen Strahl Tageslicht hereinließ, bei dem er zum Mindesten im Stande war, die Wände zu erkennen.

Er trat an die Oeffnung und sah hinaus — es war doch eine Unterhaltung und er konnte die Schildwache beobachten, die über den Hof langsam auf und ab schritt. Wenn nur sein Bote erst kam! Die Zunge brannte ihm am Gaumen — oder war ihm der Bursche etwa mit dem Gelde durchgegangen? und was hätte er dagegen machen wollen? — Aber nein, gegen Gefangene sind sie ehrlich; sie würden sich sonst auch für spätere Zeiten den Gewinn abschneiden. Er mochte kaum zehn Minuten so gestanden haben, als der Soldat zurückkehrte. Zu gleicher Zeit schleppte auch der Schließer eine alte, Gott weiß wie oft schon gebrauchte Kuhhaut herbei, und der Schlüssel drehte sich wieder im Schlosse.

„Da, Señor, ist der Wein," sagte der Soldat, das Glas

ist vom Schließer, zerbrechen Sie es nicht, sonst müssen Sie es bezahlen — und das andere Geld —“ er griff langsam in die Tasche.

„Behalte für Dich, Amigo, Du hast mir einen Dienst erwiesen, und ich will nichts umsonst haben. — Wie wär's, Schließer, wenn ich auch für Geld und gute Worte einen Stuhl und Tisch bekommen könnte.“

„Tische,“ knurrte dieser, „giebt's bei uns gar nicht; mit einem Stuhl wollen wir aber einmal sehen, was sich machen läßt; sie sind freilich rar.“

„Ich kaufe Ihnen den Stuhl ab und lasse ihn dann als Erbtheil hier. — Noch Eins — ist es wohl möglich, einen Boten an meinen Vater zu senden, damit sie sich zu Hause nicht um mich ängstigen? Ich will ihn gut bezahlen. — Ich verlange nichts umsonst.“

Der Schließer schüttelte mit dem Kopf. „Jetzt noch nicht,“ meinte er, „müssen erst Antwort von drüben abwarten. Morgen vielleicht.“

„Morgen?“ schrie José entsetzt, denn jetzt kam ihm zum ersten Mal der Gedanke, daß er gezwungen werden könnte, in diesem furchtbaren Aufenthalt eine ganze Nacht zuzubringen — aber der Schließer, der die Kuhhaut nur eben in die Thür geschoben hatte, konnte sich nicht mit jedem Gefangenen in ein langes Gespräch einlassen. Er schlug die Thür wieder zu, drehte den Schlüssel um, schob dann oben und unten einen Riegel vor und ging ruhig seinen weiteren Geschäften nach.

José blieb wie versteinert, die Flasche in der rechten, das Glas in der linken Hand, stehen und starrte, als auf das einzig Sichtbare, auf das Loch in der Thür. — Hier eine Nacht zu verbringen — zwischen Verbrechern und Ungeziefer, ohne Bett, ohne Decke, ohne Licht selbst — und nicht einmal im Stande, seinen Eltern Nachricht zu geben, — abgeschnitten von der Welt und weshalb? — Er biß die Zähne fest gegeneinander und wollte wieder vorn an die Oeffnung treten, aber es ging nicht. Die alte steife Kuhhaut versperrte ihm, zusammengeschoben wie sie war, den Weg, und er mußte diese zuerst beseitigen. Das brachte ihn vor der Hand auf andere Gedanken. Wo aber indeß mit der Flasche hin, daß er sie

nicht zerbrach? — Die Richtung nach dem ausgeschnittenen Loche taxirend, bis er sich erst wieder an die Dunkelheit gewöhnt hatte, tappte er nach der hintern Wand zurück, und brauchte dazu nicht weit zu gehen. Dort schob er vorsichtig Flasche und Glas in die eine Ecke, nachdem er erst den Platz mit der Fußspitze untersucht hatte, und ging jetzt daran, die Kuhhaut auszubreiten, indem er sie an der der Matratze entgegengesetzten Mauer in die Höhe zog. Dadurch bekam er Raum genug für sie und zugleich eine Lehne an der Wand, wenn er zu müde wurde und sich setzen mußte.

„Und nun ein Glas Wein; Gott sei Dank, daß ich den wenigstens habe.“ Er tappte zu der Flasche zurück, sehr vorsichtig, daß er nicht an sie anstieß, griff sie dann auf — das Glas hatte er darüber gestülpt — und arbeitete sich nun wieder, jetzt schon rascher als vorher und nur mit hohen Schritten, um nicht über die Kuhhaut zu stolpern, nach der Thür zurück. Indem er das Glas gegen die Oeffnung und deren Licht hob, war er auch im Stande sich einzuschenken, und dann — setzte er an und leerte das Glas auf einen raschen Zug. Er mußte erst wieder Leben in die Adern bekommen.

Noch stand er und prüfte den Wein auf der Zunge — er war wenigstens gut — als eine leise und matte Stimme plötzlich aus der Dunkelheit hervor sagte: „Wer ist hier?“

José hatte schon die ganze Zeit an den Kranken gedacht, und die größte Vorsicht gebraucht, um seine Matratze nicht zu berühren und ihn nicht zu stören, aber noch keine Zeit gehabt, sich mit ihm zu beschäftigen. Erst mußte er mit seinen eigenen Vorbereitungen fertig werden. Jetzt plötzlich mahnte ihn dieser selber — er war also nicht bewußtlos, und eben so leise antwortete er ihm:

„Ein Freund, Señor — wie ist Ihnen? — sind Sie noch krank?“

„Wer ist der Freund?“ frug der Kranke — „ich kann in der Dunkelheit die Züge nicht erkennen.“

„Das glaube ich,“ entgegnete José, „ich sehe Ihr Gesicht gar nicht. Sie sind Castilia, nicht wahr? Eloi Castilia?“

„Woher kennen Sie meinen Namen? — wer sind Sie?“

„José Gonzales — Ihre Schwester Ana ist in unserem Hause."

„Gott sei Dank!" seufzte der Kranke — „eine schwere Sorge ist mir da vom Herzen. Aber wie in aller Welt kommen Sie hierher?"

„Wenn ich es selber wüßte — aber wie, vor allen Dingen, steht es mit Ihren Wunden? Ihre Schwester weiß gar nicht, daß Sie schwer verwundet sind."

„Desto besser — aber sprechen Sie leise, oder wir werden wieder getrennt; ich habe gehört, was die Leute vorhin da draußen mit einander sprachen. Uebrigens sind meine Wunden ganz unbedeutend — kaum Fleischrisse, und nur das Blut hatte mir anfangs die Augen verklebt, weil ich mit auf dem Rücken gebundenen Händen still liegen mußte."

„Aber der Wärter sagte mir, Sie wären bewußtlos."

„Ich stellte mich kränker, als ich bin. Der Arzt, der mich verband, flüsterte mir es zu, es zu thun, oder man würde mir die Matratze wieder nehmen, die ich nur bekommen habe, weil er fest darauf bestanden. — Meine arme, arme Schwester — wie geht es ihr?"

„Sie ist wohl genug und hat auch schon in Ihrem Interesse gehandelt. Sie war selber bei Oleaga, der sie sehr freundlich aufgenommen hat."

„Wann?" rief Eloi rasch.

„Gleich am ersten Abend, als sie von Laguayra heraufkam."

„Und hat sie ihn heute Mittag wiedergesehen?"

„Das ist mehr, als ich sagen kann. Ich bin heut früh von Hause fortgegangen, habe einen Boten besorgt, um Ihren Eltern Kunde zu geben, und wurde dann auf eine mir bis jetzt noch unbegreifliche Weise auf der Straße und eigentlich ohne die geringste Veranlassung verhaftet und hierher geschleppt. Ich begreife nur nicht, daß man Sie in dieses Loch geworfen hat, denn der Justizminister hat Ihrer Schwester die freundlichsten Versicherungen gegeben und versprochen, die Sache genau zu untersuchen, wie auch mit Ihnen indeß so milde zu verfahren, als es das Gesetz verstattet. Aber traue Einer den Versprechungen dieser Schufte. Das nennen sie nun ein mildes Verfahren — es ist eine miserable Bande."

„Man hat mir alle Briefe abgenommen," fuhr Castilia fort, „und ich fürchte, die schärfste Anklage gegen mich wird daraus erhoben. Von den Briefen wußte der Minister wahrscheinlich gestern Abend noch nichts."

„Alle Wetter, hatten Sie gravirende Sachen bei sich?"

„Briefe von Hauptquartier zu Hauptquartier und Depeschen."

„Das ist freilich eine verfluchte Geschichte, und wir da draußen sind noch gar nicht so weit organisirt, um mit Erfolg losschlagen zu können. Das ewige Berathen und Geschreibe zögert nur die Sache hinaus und macht diese gelbe Bande immer hartnäckiger. Wer leitet denn die Sache in Barcelona?"

„Monagas."

„Bah, ein alter Mann, der sich gern reden hört und alle möglichen Friedensversuche machen wird. Indessen ruiniren sie das ganze Land."

„Und Sie haben nichts verbrochen?"

„Nichts wenigstens, wovon das Lumpengesindel hier eine Ahnung haben kann. Ich bin Officier in der Revolutionsarmee, aber das wissen hier nur ganz vertraute Freunde, und eben so wenig hatte ich Papiere oder sonst etwas bei mir, das mich compromittiren konnte. Wie gesagt, sie werden immer übermüthiger, und kein ruhiger Bürger ist mehr auf der Straße seiner Freiheit, im Hause seines Vermögens sicher. — Aber Caramba," unterbrach er sich pötzlich, „ich halte hier fortwährend die Flasche in der Hand, weil mir immer noch so war, als ob Sie schwer verwundet seien. Ein Schluck Wein muß Ihnen ja gut thun."

„Ich hatte mich schon lange danach gesehnt," seufzte der Gefangene, „aber die Schufte haben mir ja Alles abgenommen, was ich bei mir führte, auch den letzten Centavo, und ohne Geld ist man hier ein verlorener Mensch."

„Daß ich auch nicht früher daran dachte," rief José, „aber der Schaden ist leicht gut zu machen. Hier, Compañero, trinken Sie; der Wein ist nicht schlecht und geht wie Feuer durch die Adern."

Castilia trank und gab das Glas eben zurück, als draußen wieder der Schlüssel in das Schloß gesteckt und die Riegel

zurückgeschoben wurden. José lehnte die Flasche rasch und vorsichtig an die Wand, und sein Gefährte lag wieder still und regungslos wie vorher.

Jetzt öffnete sich die Thür und der Schließer brachte wirklich einen Stuhl, den er hineinschob, worauf er aber nicht gleich wieder zuschloß. Erst mußte er die Bezahlung dafür erhalten.

„Nun, ist's so recht —?"

„Vortrefflich, lieber Freund," sagte José, in die Tasche greifend, „aber sagen Sie mir einmal, werde ich denn nicht dem Präfecten vorgeführt? Ich möchte doch gern wissen, was ich verbrochen habe."

„Werden Sie noch zeitig genug erfahren," bemerkte der Mann, „hier geht Alles nach der Reihe, und dann weiß ich auch gar nichts. Ich habe die Leute hier nur festzuhalten, weiter nichts."

„Und was ist denn mit dem armen Teufel da? Der scheint schwer krank zu sein. Kommt denn kein Arzt zu ihm?"

„War schon da und kommt morgen wieder."

„Und wenn er nun indessen stirbt?"

„Dann kann er sich gratuliren," brummte der Schließer, dem das Geldsuchen ein wenig zu lange dauern mochte, „dann braucht er das Hängen nicht mehr durchzumachen."

„Das Hängen?" rief José erschreckt, „hat er so Schweres verbrochen?"

„Es ist ein Spion von den Blauen und hat noch außerdem einen von unseren Officieren todtgeschossen. Dem geht's an den Kragen. Sie warten nur, bis sie ihn einmal verhören können. Dios lo pague," sagte er dann, als José ihm ein Stück Geld in die Hand drückte, und schloß im nächsten Augenblick die Thür wieder.

José horchte, ob er nicht an der Thür stehen blieb, und der junge Castilia, sich wieder auf seinem Ellbogen emporrichtend, sagte:

„Ich fürchte, daß der Bursche die Wahrheit spricht, denn ich weiß, daß Falcon meine Familie haßt. Außerdem aber hat er gerade in diesem Augenblick volle Ursache, sie als seine Feinde zu betrachten. Er wird mich sicher nicht schonen, denn

die Gelegenheit, sich zu rächen, ist verlockend, und kleine Seelen lassen sich die nie entgehen — ich bin verloren."

„Und das Volk nennt ihn den „Großmüthigen"!"

„Das Volk? seine Legion von Generalen — er ist nur großmüthig mit fremdem Gelde und sonst sogar von einem schmutzigen Geiz."

„Aber er ist nicht blutgierig."

„Nein, aber trotzdem ist ihm doch schon manches Opfer gefallen, und das wird sich steigern, je mehr ihn die Revolution einschließt und beängstigt. Bis jetzt hatten wir ja doch nur das Vorspiel einer Empörung, kaum mehr als die Drohung. Mit Barcelona ist sie zur Wirklichkeit geworden, und wenn Falcon den Feind nicht etwa unterschätzt, wird er gezwungen sein, alle Kräfte zusammen zu raffen — und selbst das kann ihm nichts mehr helfen."

José, dessen Auge sich jetzt so weit an die Dunkelheit gewöhnt hatte, um wenigstens das Antlitz seines Leidensgefährten zu erkennen, auf das gerade der Strahl aus der Oeffnung fiel, sah, daß es bleich und noch mit Blut bedeckt war. — Nur die Augen hatte man ihm ausgewaschen — und Ana, das arme Mädchen — so lieb und hold und schon so unglücklich — wie würde sie das Schicksal des Bruders ergreifen — aber wie es abwenden? Denn auf Gnade war, wie er fürchtete, nicht zu rechnen, und eine Flucht? Wie hätte sie sich ausführen lassen aus diesen Mauern?

Wie ihn aber nur der Gedanke daran durchzuckte, flog sein Blick auch in dem dunkeln Raum umher. Nichts ließ sich da freilich erkennen, als die düsteren und festen Backsteinmauern, als die eisenbeschlagene Thür, vor der noch außerdem die Posten fortwährend auf und ab gingen, die jede Bewegung gesehen, jedes Geräusch gehört hätten. Und doch konnte er den Gedanken nicht wieder abschütteln.

Dies Gefängniß hier war, wie er recht gut wußte, und sich jetzt auch erinnerte schon gehört zu haben, gar nicht für schwere Verbrecher gebaut. Nur leichte Vergehen wurden hier, und meist mit einer einzigen Nacht, bestraft, Ruhestörer, Trunkene, Herumtreiber, die höchstens ein paar Tage Straßenarbeit zudictirt bekamen, und in einem solchen Fall natürlich

nicht daran dachten auszubrechen. Nur in jetziger unruhiger Zeit war es, bei Ueberfüllung des größeren Gefängnisses, nothwendig geworden, dieses mit zu benutzen, und wie ihm schien, gebrauchte man vor der Hand noch keine weitere Vorsicht, als nur eine Vermehrung der Wachen. Die Rückwand lehnte sich an die Mauer, ja die Mauer selber bildete sie vielleicht, und sollte es da so entsetzlich schwer sein, hindurch zu brechen? Aber wohin führte die Mauer? Doch wahrscheinlich auf die Straße — aber auch vielleicht in einen andern Hof, und es blieb die Frage, ob man von dort aus dann auch in's Freie gelangen konnte. Jedenfalls mußte das vor allen Dingen untersucht werden, denn man hätte nachher ja gar nicht gewußt, wo man sich eigentlich befand.

Aber wie war das zu untersuchen? So lange José sich selber in Haft befand, war es nicht möglich, denn es blieb sehr unwahrscheinlich, daß man einen Freund zu ihm gelassen hätte — aber sie konnten ihn ja auch nicht lange zurückhalten, und dann war er fest entschlossen, nicht eher Caracas zu verlassen, bis er nicht wenigstens den Versuch gemacht habe, Ana's Bruder zu befreien.

Castilia, der indessen mit keiner Ahnung, welche Pläne seines Leidensgefährten Hirn durchkreuzten, seinen trüben Gedanken gefolgt war, seufzte jetzt leise.

„Meine arme Mutter — wie sie sich um mich grämen wird — und wie glücklich könnten wir doch sein! Welches Unheil hat dieser eine unselige Mensch schon über unser schönes Land gebracht!"

„Haben Sie schon ein Verhör bestanden, Castilia?" frug José, der nur seinen eigenen Ideen gefolgt war.

Der Gefangene schüttelte mit dem Kopfe. „Ich wurde halb bewußtlos hergebracht," erwiderte er endlich. „Die entsetzliche Fahrt auf einem Karren, die fast die ganze Nacht währte, hatte mich so furchtbar angegriffen."

„Sie führten also wirklich gefährliche Schriftstücke bei sich?"

„Die ganze Correspondenz der neuen provisorischen Regierung an den Generalstab der Revolution in diesem Staate."

„Dann müssen Sie fliehen," sagte José entschlossen, „da

bleibt kein anderer Ausweg, oder — die Sache nimmt für Sie ein schlimmes Ende."

„Fliehen, aber wie — aus diesen Mauern? Ich bin außerdem sehr schwach, denn ich habe seit gestern Morgen nichts gegessen."

„Dem wollen wir abhelfen," erwiderte José rasch, „und Kräfte müssen Sie vor allen Dingen wieder bekommen. Für das Andere lassen Sie mich sorgen" — und ohne Weiteres seinen Mund an die Oeffnung der Thür bringend, rief er den gerade gegenüber befindlichen Posten an:

„Ist nicht einer von Euren Soldaten hier, der einen halben Peso verdienen will?"

„Einer," rief die Schildwache — „die ganze Compagnie will das und ich auch — einen Realito können Sie mir immer geben, Señor, um etwas zu essen zu kaufen," bemerkte er dann mit etwas unterdrückter Stimme, indem er dicht vor die Thür trat, „habe heute Morgen noch nicht einmal gefrühstückt."

„Alle Wetter, Amigo, das ist stark!" antwortete José — „aber mir geht's ebenso und vielleicht kann ich uns Beiden helfen. Hier nimm die zwei Real für Dich, dann besorg' mir einen Burschen, der mir aus dem Hotel ewas zu essen holt. Willst Du?"

„Gewiß will ich, Señor, mit dem größten Vergnügen."

„Gut — hier sind Deine zwei Real, und diese zwei Pesos giebst Du dem Andern — einen halben soll er für sich behalten und für das Andere mir, — aber aus dem Hotel, verstehst Du —? Brod, kaltes Huhn oder Fleisch und eine Schüssel Camotes*) bringen — 'gebacken, versteht sich — sie haben davon immer Vorrath, und ich spüre keine Lust hier zu verhungern. — Halt, und hier noch ein halber Peso für mehr Wein — ich bin furchtbar durstig, und in dem Loch hier ist's so dumpf und schwül, und bei dem Verwundeten da wird Einem ganz unheimlich zu Muthe."

„Glaub's schon, Señor," meinte der Soldat gutmüthig, indem er durch die herzförmige Oeffnung das Geld in Em-

*) Camotes, süße Kartoffeln.

pfang nahm, „soll Alles richtig besorgt werden" — und fort schlenderte er nach der Hauptwache zu, den Hof der Gefangenen sich selber überlassend. Er wußte ja auch recht gut, daß die Thüren alle verschlossen waren und keiner hinaus konnte; die ganze Hauptwache stand außerdem vor der Thür.

José hatte sich indessen auf den eroberten Stuhl gesetzt und grübelte sich immer mehr in seinen Plan hinein.

„Wissen Sie 'was, Castilia," sagte er endlich — „ich habe eine Idee. Ich vermuthe fast, daß diese Mauer draußen an einer Straße hinläuft; welche, weiß ich freilich jetzt nicht, denn ich habe mich früher nie um die Ortsgelegenheit bekümmert; aber das bekomme ich in derselben Stunde heraus in der ich frei werde, und dann verlassen Sie sich auf mich."

„Aber wie soll ich die Mauer durchbrechen?"

„Vor allen Dingen spielen Sie den Todkranken weiter, damit man sich so wenig als möglich mit Ihnen beschäftigt. Der Arzt scheint zu unserer Partei zu gehören, oder er würde Ihnen sonst nicht den guten Rath gegeben haben, und Lebensmittel wird man Ihnen doch erlauben zu empfangen. Man hat Ihnen, wie Sie sagen, alles Geld genommen — Sie dürfen also jetzt auch keins zeigen, sonst gäbe ich Ihnen gern, was ich noch übrig habe; aber man muß Ihnen doch gestatten, daß Sie verproviantirt werden, und mit den Lebensmitteln schicke ich Ihnen dann Werkzeug, mit dem Sie sich in der Nacht leicht durch die weichen Backsteine durcharbeiten können."

„Und wenn man den Korb untersucht?"

„Das wird man gewiß," entgegnete José „und ich habe auch schon daran gedacht; aber dagegen giebt es ein Mittel. Ich arbeite selber manchmal einfache Sachen in der Schreinerei — ich werde ein Kistchen mit einem doppelten Boden anfertigen und einen Schieber darin, in dem sich ein schwaches Brecheisen verbergen läßt. Den Schieber werden Sie schon finden. Aber das Instrument, wenn Sie es heraus haben, verstecken Sie ja nicht in der Matratze, die man Ihnen jeden Augenblick wieder wegnehmen kann, sondern binden es sich an den Körper fest, bis Sie es gebrauchen."

„Und wie soll ich erfahren, wann es Zeit ist?"

„Hm — je schneller wir es thun, desto besser," meinte José nachdenkend, „aber ein Zeichen müssen wir allerdings haben. Fühlen Sie sich kräftig genug, um Ihre Flucht schon jetzt zu unternehmen?"

„Jeden Augenblick, sobald ich nur meinen quälenden Hunger gestillt habe, denn der erschlafft mir die Glieder."

„Zu essen werden wir bald genug bekommen, und dann, denk' ich, machen wir es so: zuerst muß ich frei sein, das versteht sich von selbst, das aber kann auch nicht lange dauern, denn der Vorwand, unter dem ich verhaftet wurde, ist zu lächerlich, und ich vermuthe eher, es war ein Versehen der unteren Beamten, das sich natürlich rasch aufklären wird. Sobald ich aber auf freien Fuß komme, recognoscire ich das Terrain, und wenn ich meine Vorbereitungen getroffen — und ich versäume keine Zeit dabei, darauf können Sie sich verlassen — sende ich Ihnen das Zeichen — bei den Speisen ein kleines Säckchen Salz mit einem rothen Band zugebunden. Sowie Sie sich dann ungestört wissen, fangen Sie an zu arbeiten — am besten gleich hinter Ihrer Matratze, unter der Sie anfangs den Schutt verbergen können. Draußen halte ich Ihnen dann die Bahn frei — verlassen Sie sich darauf. Arbeiten Sie nur so geräuschlos als möglich, daß Sie hier nicht entdeckt werden, und überlassen Sie das Andere Ihren Freunden — und noch Eins. Schicke ich Ihnen das Band als Zeichen, dann fangen Sie Abends um zehn Uhr an zu arbeiten — nicht eher — wir müssen sicher gehen, denn führt die Mauer auf die Straße hinaus, wie ich fest glaube, so ist diese vorher noch zu belebt. Die beste Zeit für einen Fluchtversuch ist jedenfalls zwischen zehn und zwölf Uhr."

Sie wurden wieder gestört — der Bursche kam mit dem Essen zurück und blieb vor der Thür stehen, bis der Schließer herbeigerufen werden konnte. Der kam endlich auch und knurrte über die ewige Arbeit, die er mit dem einen lumpigen Gefangenen hätte. Wenn sie ihm alle so viel Mühe machten, da mochte nachher der Teufel Schließer sein — er aber nicht.

Das Essen kam in einer Art von Schachtel, wurde aber, wie es Castilia auch ganz richtig vermuthet hatte, genau

untersucht, ob es nichts enthalte, was die Gefangenen nicht bekommen durften. Der schmutzige Bursche brach sogar mit seinen wohl nie gewaschenen Händen das Brod von einander, nahm die Hälfte eines kalten Huhns ebenfalls mit den Fingern auf und wühlte das Essen mit einem seiner Schlüssel um. Erst als er sich überzeugt hatte, daß nichts Verdächtiges dabei sei, schob er die Schachtel durch die kaum geöffnete Thür hinein, und schloß und riegelte dann wieder zu.

10.

Beim Kriegsminister.

In Gonzales' Hause hatte indessen die Familie wohl eine halbe Stunde vergebens mit dem Mittagessen auf José gewartet, und sein Vater — ein außerordentlich pünktlicher Mann in jeder Hinsicht und sogar peinlich darin — verlor endlich die Geduld.

„Ei zum Henker," rief er, „der Junge weiß, wann bei uns Essenszeit ist, und daß ich auf Niemanden, nicht einmal auf den Präsidenten warten würde; er darf sich also auch nicht beklagen. Komm, Mutter, wir wollen uns hinsetzen und zulangen. Ich habe tüchtigen Appetit."

„Aber Ana Castilia und Beatriz sind auch noch nicht zurück," erwiderte seine Frau, „und gewiß wurden sie bei Oleaga aufgehalten. Dreimal waren sie heute dort."

„Caramba, das scheint ja heute eine Verschwörung gegen mich zu sein; aber ohne die beiden Mädchen können wir doch nicht essen."

„Beatriz wäre gewiß nicht über die Zeit ausgeblieben, wenn sie nicht nothgedrungen mußte."

„Nein, Mutter, davon bin ich überzeugt, aber — — das gefällt mir nicht — das ist kein gutes Zeichen, denn eine

günstige Nachricht braucht nicht viele Worte. Ich fürchte, ich fürchte, es steht schlimm mit dem jungen Castilia."

„Ist der Bote fort?" frug die Mutter — „es wird ihr das doch einige Beruhigung sein."

„Ach schon lange. Wir haben ihn auf die Diligence gesetzt und die muß jetzt schon Los Teques passirt haben. Morgen Mittag bekommen sie jedenfalls an der Lagune die Nachricht — käme übrigens auch eben so gut übermorgen hin," setzte er langsamer hinzu, „denn helfen können sie doch nichts, und eine solche Trauerkunde erhält man nie zu spät. — Wo ist denn die Großmutter?"

„Auf ihrem Zimmer — ich sollte sie rufen lassen, wenn wir äßen — aber da kommt sie gerade."

Gonzales ging eine Weile mit auf den Rücken gelegten Händen und vorgebeugtem Kopf auf der Veranda vor dem Speisezimmer auf und ab. Allerlei Dinge gingen ihm durch den Sinn, und der Hunger nebenbei konnte nicht dazu dienen, ihn aufzuheitern.

Da klopfte es draußen — es war schon dunkel geworden.

„Na, endlich!" rief Gonzales, indem er sich rasch aufrichtete, „das werden die Mädels sein. — Nun flink, Mutter, daß wir das Essen auf den Tisch kriegen; ihre Toilette können sie nachher machen."

Ein Diener war zur Thür gesprungen und öffnete; statt der Erwarteten betrat aber ein junger Mann, ein Bekannter José's, den innern Raum, und sich, noch während er Gonzales grüßte, umsehend, sagte er: „Ist José nicht zu Hause?"

„Nicht zu Hause? nein!" erwiderte der alte Herr, wieder in seiner Erwartung getäuscht — „und den ganzen Tag auch nicht nach Hause gekommen. Weiß der liebe Gott, wo er steckt!"

„Dann haben sie ihn auch richtig festgehalten," fuhr der Besuch fort, ein junger Mann, Namens Salas, aus der Stadt.

„Festgehalten? sie? — wer? — wen?" rief Gonzales, indem er verwundert zu Salas auffah, „von wem reden Sie denn?

„Von José und der Polizei."

„Die Polizei? und was hatte José mit der zu thun?"

„Ich weiß es nicht — gerade als ich heute Morgen über die Plaza kam, sah ich eine Menge Menschen zusammenlaufen, achtete aber nicht darauf und war auch zu sehr beschäftigt, bis ich eben, wo ich zum Mittagessen gehen will, zufällig dem kleinen Barro begegne, der mir erzählte, er habe heute Morgen gesehen, daß José von Polizeidienern abgeführt und in Haft gebracht wäre."

Der alte Gonzales erbleichte — aber er wollte sich vor dem jungen Mann, dessen Vater, wie er recht gut wußte, mit der Regierung in genauer Verbindung stand, keine Blöße geben.

„Hm," sagte er, matt lächelnd, — „das muß jedenfalls ein Mißverständniß sein, denn ich begreife nicht, was José gethan haben könnte — Unsinn!" — setzte er dann hinzu und lachte. „Ihr Freund hat sich bestimmt geirrt."

„Das ist kaum möglich. Er kennt ihn genau und behauptete, dicht bei ihm gewesen zu sein. Es gab fast einen Auflauf in der Straße."

„Merkwürdig — nun, ich danke Ihnen, lieber Salas, und werde mich nachher jedenfalls einmal danach erkundigen. Man weiß allerdings nicht, wie leicht in jetziger Zeit, wo überall Mißtrauen herrscht, ein Mann — vielleicht nur durch eine unbedachte Aeußerung — in Verlegenheit kommen kann und eine Nacht auf der Wache zubringen muß, aber ich hoffe noch immer, es wird nur ein Mißverständniß sein. Es wäre mir jedenfalls sehr unangenehm, wenn sich eins meiner Familienglieder gegen die Gesetze des Staates vergangen hätte; sehr unangenehm in der That."

„Es wird gewiß nicht von Bedeutung sein — guten Abend, Señoritas, — Sie entschuldigen wohl mein spätes Kommen, aber ich wollte Ihnen doch Meldung davon machen."

„Ich bin Ihnen herzlich dankbar dafür, lieber Salas."

„Bitte — war nicht mehr als gern geschehen," und mit freundlichem Gruß verließ der junge Mann das Haus. Der alte Gonzales aber blieb auf der nämlichen Stelle stehen, wo er ihn verlassen, und die Hände zusammenschlagend, rief er mit angstgepreßter Stimme aus:

„Der unglückselige Junge — wenn sie die Cocarde an seinem Hut finden, ist er verloren!"

Mutter und Großmutter waren ebenfalls hinzugetreten und die erstere, die Hände im Schooß gefaltet, todtenbleich in einen Stuhl gesunken.

„Ach, wie hab' ich ihn gebeten, die Cocarde abzulegen!" stöhnte sie.

Die alte Großmutter aber lachte: „Ihr solltet doch jetzt wohl gescheidt geworden sein und herausgefunden haben, daß bei dem trotzköpfigen Jungen Zureden gerade so viel hilft, als ob man mit der Wand da spricht. Ich habe ihm kein Wort zugeredet, sondern ihm nur heimlich heute Morgen, ehe er fortging, die Cocarde unter dem Hutband weggeschnitten — da ist sie," sagte sie, mit der Hand in die Tasche langend. „Papiere hat er ebenfalls nicht bei sich, denn seine Brieftasche liegt auf seinem Schreibtisch — was kann ihm denn nun geschehen?"

„Oh, Gott sei ewig Dank!" rief die Mutter, von ihrem Stuhl emporspringend und der Großmutter unter Lachen und Weinen um den Hals fallend, „Gott sei ewig Dank — dann können sie ihn auch nur auf einen Verdacht hin eingezogen haben und das Schlimmste ist abgewendet."

„Ach was," sagte die alte Dame, „Schlimmes wäre dem Jungen auch ohnehin nicht passirt, aber aus dem Pedro seiner Geldtasche hätten sie sich ein hübsches Sümmchen herausgedrückt, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Die Mutter hat Recht," meinte Gonzales, „sie wissen ja jetzt kaum, wo sie das liebe Brod für die Soldaten hernehmen sollen — aber nun, Kinder, muß ich wenigstens essen, und dann will ich gleich einmal nachsehen, wohin sie den Jungen gesteckt und was sie mit ihm vorhaben. Indessen kommen ja doch auch wohl die Mädchen — Ana wird so nicht besonders hungrig sein — armes Ding."

Die Familie setzte sich zu Tisch, als gleich darauf die beiden jungen Damen eintrafen. Ana ging aber gleich hinauf in ihr Zimmer — sie hatte ganz verweinte Augen und mußte mit ihrem Schmerz allein sein, und Beatriz, die selber die Lust am Essen verloren hatte, setzte sich nur mit an den Tisch und erzählte, wie es ihnen auf ihren verschiedenen Wegen gegangen.

Dreimal waren sie bei Oleaga gewesen, ohne auch nur eingelassen zu werden. Der Diener fertigte sie immer gleich an dem Thor damit ab, daß der „Señor“ nicht zu Hause sei — er auch nicht wisse, wann er käme.

„Dies Haus ist ganz zu Ihrer Disposition,“ hatte der Minister zu Ana bei ihrem ersten Besuch gesagt — süd-amerikanische Redensart — jetzt wurde sie nicht einmal über die Schwelle gelassen.

Endlich, als sie zum vierten Mal und zu einer Zeit dort vorsprachen, wo er zu Hause sein mußte und doch wohl einsehen mochte, daß er auf diese Weise die Bittende nicht ermüden und ihr eben so wenig ausweichen konnte, wurden sie eingelassen — aber nur in den Hof — in keins der Zimmer. Oleaga kam dann selber heraus — sehr kalt und förmlich, wenn auch nicht unhöflich, und sagte nach einem oberflächlichen Gruß:

„Señorita, ich muß bedauern, Ihnen keine gute Nachricht geben zu können. Ich habe Ihnen versprochen, die Sache genau untersuchen zu lassen, und das ist geschehen; es hat sich aber wenig herausgestellt, was zum Vortheil Ihres verblendeten Bruders ausfiel. Den Mord, den er verübt — wenn er nicht vorbedacht gewesen, denn die Herren sollen schon einmal in Barcelona Streit mit einander gehabt haben — ich will das aber nicht behaupten, da es auch unwesentlich ist — könnte man vielleicht von einer Seite betrachten, von der es nicht nöthig wäre, die ganze Strenge der Gesetze in Anwendung zu bringen; aber bei genauerer Untersuchung hat sich herausgestellt, daß Ihr Bruder auch als Spion in die Hauptstadt sowohl als später in das Lager des Feindes gehen wollte, daß er Depeschen bei sich trug, die zu unseligem Blutvergießen hätten führen können, und allen Documenten nach — die sich jetzt theils in meinen, theils in den Händen des Kriegsministers befinden — nichts Geringeres erstrebte, als die Vereinigung der bis jetzt zerstreut umherstreifenden Rebellenbanden, um mit diesen dann die Hauptstadt zu überfallen. Sie werden selber einsehen, daß Ihr Bruder unter solchen Umständen und unter einer solchen Anklage keine Persönlichkeit ist, die man der Milde des Richters empfehlen kann, und persönliche Rücksichten dürfen in

diesem Fall gewiß keinen Einfluß ausüben. Auf die Gerechtigkeit des Staates kann er sich allerdings immer berufen, und daß die auch ihm wird, darüber wache ich. Mehr können und dürfen Sie nicht für ihn verlangen — ich selber habe auch mit der ganzen Sache nichts weiter zu thun. Sie ist in den Händen des Criminalgerichts — falls dieses sie nicht an das Kriegsgericht abgiebt — Sie müssen mich entschuldigen," setzte er noch hinzu — „meine Zeit ist zu sehr in Anspruch genommen."

Ana bat ihn noch in Todesangst, ihr nur zu sagen, wo sie ihren Bruder finden könne. Er zuckte mit den Achseln und wies sie an das Criminalamt, drehte sich auch ohne Weiteres ab und ging in sein Zimmer zurück, und es blieb den jungen Mädchen nichts weiter übrig, als sich zu entfernen. Hier, das sahen sie — war keine Hoffnung mehr.

Von da eilten sie auf das Criminalamt und zu dem großen Gefängniß, aber einestheils wurden sie von den Beamten rauh angefahren, anderntheils wußte man von dem Gefangenen dort wirklich nichts, wenigstens nicht, wie ihn Ana beschrieb. Hätte sie gesagt: ein Verwundeter und Bewußtloser, der gebunden von Laguayra heraufgeschafft ist, so würde sie allerdings jeder Beamte in das Carcel gewiesen haben; so aber paßte ihre Beschreibung nirgends, und die Leute zuckten entweder die Achseln oder wiesen sie mürrisch an die verschiedenen Gefängnißwärter.

Todmüde traten die beiden Mädchen endlich, ohne ihren Zweck für heute erreicht zu haben, den Heimweg wieder an. Beatriz glaubte selber nicht, daß Ana überhaupt mehr erlangen könne, als ihren Bruder einmal zu sehen, und selbst das war zweifelhaft. Der Gang des Processes nahm jedenfalls seinen ungestörten Lauf und konnte nicht anders als schlimm für den Unglücklichen enden.

Beatriz erschrak, als sie von der Verhaftung José's hörte, denn was sie heute von den Gerichtsbehörden gesehen, hatte sie völlig muthlos gemacht und geängstigt. Diese Leute betrugen sich nicht, als ob sie von einer Revolution bedroht würden, die vielleicht über Nacht über sie hereinbrechen konnte, sondern schienen im Gegentheil vollkommen siegesgewiß und

sich ihrer Gewalt so bewußt, als ob sie nur zu züchtigen, nicht sich auch zu vertheidigen brauchten. Der Vater beruhigte sie etwas über des Bruders Lage, die sicherlich durch ein Mißverständniß herbeigerufen, oder doch nur auf einen Verdacht begründet war, also ernstliche Folgen wohl nicht haben werde. Uebrigens machte sich Gonzales gleich nach Tisch auf den Weg, und ging vor allen Dingen in die Präfectur, um dort Näheres zu erfragen. Dort aber fand er Niemanden, der von der Sache wußte, denn der Beamte, der dieselbe unter Händen gehabt, war nicht anwesend, und von den anderen hatte sich natürlich keiner um einen einzelnen Gefangenen bekümmert.

Nach Salas' Beschreibung war José in das Carcel gebracht — aber auch dort konnte Gonzales nichts erreichen. Allen diesen Beamten mußte jedenfalls zur Pflicht gemacht sein, über keinen der Gefangenen Auskunft zu ertheilen, und nur der Schließer, dem Gonzales ein Stück Geld in die Hand drückte, schielte nach einer der Zellen hinüber, wollte sich aber auf weiter gar nichts einlassen, und noch viel weniger einen persönlichen Verkehr gestatten. Dazu bedurfte es, unter jeder Bedingung, der Erlaubniß eines höheren Beamten, und daß er die, heut Abend wenigstens, nicht mehr bekam, wußte der alte Herr gut genug. Die Leute lachten und schwatzten auch, während er dastand, fortwährend mit einander und kümmerten sich gar nicht um ihn, und selbst der ruhige Kaufmann fühlte sich über dies rücksichtslose Benehmen des untern Beamtengesindels erbittert.

An dem nämlichen Abend, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, schritt der Kriegsminister Montes mit General Bruzual, einem der treuesten und auch wohl einflußreichsten Anhänger Falcon's, auf der innern Veranda seines Hauses auf und ab, und das Gespräch zwischen Beiden drehte sich natürlich um die im Lande — wie man sich nicht gut verhehlen konnte — immer mehr wachsende Rebellion. Hatte man doch durch die bei Castilia gefundenen Depeschen ziemlich

genaue und nicht besonders erfreuliche Aufschlüsse darüber erhalten, so daß es keinem Zweifel mehr unterworfen war, daß die Sache wirklich einen ernsten Charakter annahm.

„Ich weiß nicht, ob wir gut daran gethan haben," sagte Montes, „daß wir Colina in dieser Zeit nach Calabozo schickten. Falcon bestand so fest darauf, daß ich nicht gut anders konnte."

„Ich begreife gar nicht, wie er auf Calabozo kam," entgegnete Bruzual.

„Ich weiß es auch nicht, aber er hat geheime Quellen, aus denen er manchmal allerdings richtige, manchmal aber auch vollkommen verkehrte Nachrichten zieht, und handelt fast stets blindlings danach."

„Es sieht bös in Barcelona aus; der alte Monagas rührt sich wieder."

„Ich glaube nicht, daß das Volk Vertrauen zu ihm hat und seinen Versprechungen glaubt. Er will nur wieder Präsident werden."

„Er leugnet es."

„Bah — so viel dafür — natürlich leugnet er es, aber sobald es ihm angeboten wird, schlägt er es wahrhaftig nicht aus."

„Man spricht von Dalla Costa."

Montes schüttelte mit dem Kopf. „Der nimmt es nicht an, denn ganz davon abgesehen, daß er wohl das Hoffnungslose einsieht, gegen unsere Armee, wie wir jetzt organisirt und bewaffnet sind, einen erfolgsichern Krieg zu führen, mag ihm wohl auch bange werden, unsere jetzige Finanzwirthschaft zu übernehmen. Silva sitzt vollständig auf dem Trocknen, und ich mag gar nicht fragen, wie viel Löhnung wir selbst den gemeinen Soldaten schuldig sind, denn wir können ihnen nicht einmal die laufenden Tageskosten auszahlen."

„Dalla Costa's Betragen ist, das Wenigste zu sagen, zweideutig."

„Zweideutig?" rief der Minister — „es ist nicht einmal das mehr. Er hat allerdings die Anträge der Revolutionspartei, offen zu ihnen zu treten, wie mir Briceño schreibt, abgelehnt, aber er weigert sich auch eben so offen, seine

Schuldigkeit gegen die Centralregierung zu erfüllen, und hält sich dahinten in seinem Guyana so unabhängig und abgeschlossen, als ob sein Staat zu Neu-Granada oder Britisch Guyana gehöre oder gar selbstständig wäre. Jedenfalls ist es ein böses, sehr böses Beispiel, das er damit giebt, und Falcon wird ihn zur Rechenschaft ziehen, sobald wir nur erst die Rebellion in der Nachbarschaft unterdrückt haben."

„Und wenn wir das wollen, weshalb greifen wir da nicht an? Colina wird nach Calabozo geschickt, wo sich noch gar keine Rebellion offen gezeigt hat, und dicht bei uns, an der Lagune, liegt indessen ein förmlicher Generalstab der Rebellen und bekommt Zeit sich zu organisiren. Wenn wir die auseinander gesprengt und aus ihrem behaglichen Nest vertrieben hätten, so würden wir Schrecken und Verwirrung unter ihnen verbreitet haben, so aber lassen wir sie ruhig gewähren und wachsen, und wissen hier, selbst in Caracas nicht einmal, wie stark sie eigentlich sind und ob sie uns nächstens nicht mehr zu schaffen machen, als uns lieb ist."

„Sie fürchten sich doch nicht etwa vor den Banden an der Lagune, General?" fragte der Kriegsminister lächelnd.

„Fürchten!" erwiderte Bruzual verächtlich; „aber wir sind nicht einmal mehr in der Stadt selber sicher. Die Opposition der Deputirten ist zu groß; sie sind überall in der Majorität und haben hier vielen Anhang."

„Das weiß ich, doch wir sorgen auch dafür daß sie keinen Schaden thun," meinte der Minister; „unsere Freunde manövriren geschickt genug, um sie zu keinem Beschluß kommen zu lassen."

„Aber das Alles ist nichts als eine Galgenfrist. Wir verzögern die Katastrophe nur, können aber dadurch den Conflict nie heben."

„Darin haben Sie Recht, das muß zuletzt doch das Schwert thun — aber sobald Colina dort fertig ist — und er hat nichts in Calabozo zu thun, als eine energische Regierung zu befestigen und eine hinreichende Macht von Soldaten dort zu lassen, damit wir die immer im Rücken des Feindes haben — dann kehrt er augenblicklich mit dem Rest der Truppen und Allem, was er unterwegs ausheben kann, zurück."

„Wen haben Sie zum dortigen Commandanten bestimmt?“

„Herrera.“

„Der ist treu genug und Pedro Manuel Rojas ebenfalls — aber der steht in San Fernando viel zu weit ab. Ich wollte, wir hätten ihn und seine Soldaten hier bei uns — dort nützen sie uns wenig oder gar nichts, und hier brauchen wir sie.“

„Ich traue Rojas nicht recht,“ meinte Montes.

„Wirklich? — Er ist doch Falcon zu großem Dank verpflichtet, und welchen Grund sollte er haben, sich zu den Rebellen hinzuneigen, die ihm gar nichts bieten können, während er hier Alles hat.“

„Es ist möglich, daß ich mich irre. Falcon selber hält viel auf ihn, und es war sogar die Rede davon, ihn zum Designado zu ernennen.“

„Don Pedro Manuel Rojas?“ rief Bruzual rasch und, wie es schien, nicht besonders erfreut über die Nachricht.

„Falcon sprach davon,“ fuhr Montes fort, „aber Sie wissen selber, daß man darauf nicht viel geben kann. Er schwankt hin und her, will es mit Keinem verderben und sieht nicht ein, daß er dadurch gerade zu häufig Allen auf die Füße tritt.“

„Das weiß Gott!“ rief Bruzual, der noch an das eben Gesagte dachte. „Er ist wie ein Rohr im Winde, und jetzt gerade thut uns ein entschieden energisches Handeln noth.“

„Aber er hat dafür doch wieder andere sehr wichtige Vorzüge,“ lenkte Montes ein — „und kleine Eigenheiten — vielleicht Schwächen abgerechnet, wüßte ich keinen Mann in der ganzen Republik, der besser zum Präsidenten paßte, als gerade er.“

„Hm — da Sie von kleinen Eigenheiten und Schwächen reden,“ sagte Bruzual, „hat denn Falcon das Haus da drüben in der Calle Juan wirklich gekauft? und was um Gottes willen kann er damit wollen?“

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben,“ erwiderte der Minister, „und Silva wäre dafür eine bessere Autorität. Er ist in Verzweiflung, daß er das Geld beschaffen soll.“

„Also ist doch etwas an der Sache?“

„An dem Kauf? gewiß; aber welchen Zweck er damit verbindet, weiß ich in der That nicht. Nur einmal hat er gegen Silva geäußert, daß er eine befreundete Familie von Coro erwarte, die dort einziehen soll.“

„Das wäre aber eine reine Privatsache, und Silva hätte nichts damit zu thun.“

Montes zuckte mit den Achseln. „Falcon wird es als Staatseigenthum behandelt haben wollen, was es bleiben soll, wenn er einmal abtritt, denn mitnehmen kann er es doch nicht. Gemiethet hat er es schon lange.“

„Aber was soll der Staat mit einem solchen kleinen erbärmlichen Hause, das früher, so viel ich weiß, einmal einem Pferdeverleiher gehört hat? Hinten ist nichts als ein langer schmaler Stall oder Schuppen; eine anständige Familie kann er da gar nicht unterbringen, und trotzdem giebt er sich Mühe damit und verwendet Geld darauf und sieht alle Augenblicke nach. Ich habe ihn sogar schon Abends hinübergehen sehen. Es ist doch nicht etwa gar ein zärtliches Verhältniß?“

„Quien sabe,“ erwiderte lächelnd der Minister; „doch, lieber Freund, wir haben ernstere Sachen zu besprechen. Sie verlangten neulich von mir, ich solle Ihnen Waffen schaffen? Fehlt es denn wirklich daran?“

„Allerdings,“ sagte Bruzual. „Hier in Caracas haben wir natürlich alle unsere Soldaten mit Musketen versehen — ebenso in Victoria und in den Hafenstädten; die Garnisonen im Innern aber sind größtentheils auf Lanzen angewiesen, und sollte es wirklich einmal zu einem ernsten Kampfe kommen, so läßt sich mit solchen Truppen nur sehr schwer operiren. Haben die hiesigen Kaufleute keine Waffen-Depots mehr? Ich würde Ihnen rathen anzukaufen, was Sie bekommen können, und das ist um so nöthiger, als wir uns nicht der Gefahr aussetzen dürfen, es in die Hände des Feindes gelangen zu lassen.“

„Silva wird auf seine leeren Taschen zeigen.“

„Ei zum Henker! so geben Sie Anweisungen an die Douane. Es muß sein.“

„Und wenn ich die ausstelle, erläßt Oleaga oder Silva an

dem nämlichen Tag einen Befehl an die Zollämter, sämmtliche Auszahlungen zu sistiren, und dann sitzen mir die Kaufleute auf dem Hals. Sie haben mir's schon dreimal so gemacht."

„Zum Teufel, dann lassen Sie die Waffen confisciren, wo Sie sie finden. Wir befinden uns factisch im Krieg und sind völlig gerechtfertigt, solche Maßregeln zu ergreifen. Die Kaufleute können dann Scheine und später einmal ihr Geld bekommen."

„Und rechnen uns nachher das Drei- und Vierfache an."

„Bah, Engländer und Franzosen wie Spanier haben wir sehr wenig hier, es sind fast lauter deutsche Kaufleute, und die froh genug, wenn sie den einfachen Preis erhalten. Kriegsschiffe haben sie ja nicht, wie wollen sie nachher reclamiren."

„Nun, wir wollen sehen," meinte der Minister. „Ich werde jedenfalls nach den verschiedenen Plätzen Auftrag geben."

„Ein dringender Befehl ist besser — ja in diesem Fall nöthig."

„Gut — auch das, wenn Sie es wollen. — Aber noch Eins, Bruzual — dort auf dem Tisch liegt ein Brief von einem der deutschen Consuln aus Laguayra. Irgend einer Ihrer Generale muß einen jungen Deutschen unter die Soldaten gesteckt haben und der Consul verlangt dessen Herausgabe."

„Verlangt dessen Herausgabe? — und weiß ich, wo er steckt? Soll ich die ganze Armee mustern lassen, um einen einzelnen Deutschen heraus zu suchen?"

„Er beruft sich auf die Rechte der Fremden."

„Gut — laß ihn sich berufen. Der Consul kann auch protestiren und es seiner Regierung melden. — Was weiter? Der Protest kommt zu den übrigen, und damit ist die Sache abgemacht. Ich will mich danach erkundigen, ja, und wenn ich ihn finde, mag er meinetwegen laufen, aber große Mühe können wir uns jetzt mit einer solchen Bagatelle nicht geben."

„Wollen Sie den Brief beantworten?"

„Fällt mir gar nicht ein. Diese Deutschen kommen hier herüber und wollen uns das Geld aus dem Lande ziehen, ohne irgend etwas dafür zu thun. Wir schonen sie genug, und wenn auch dann einmal einer oder der andere unter die

Soldaten gesteckt wird, schadet ihm das gar nichts. Werfen Sie den Wisch in den Papierkorb."

Draußen erfolgten in diesem Augenblick ein paar Schläge mit dem Thürhammer, daß das ganze Haus dröhnte und die beiden Herren sich überrascht umwandten. Sie waren ein solches rücksichtsloses Benehmen nicht gewohnt.

„Da muß etwas vorgefallen sein," meinte Bruzual aufhorchend, „umsonst schlägt Niemand so mit dem Klopfer."

Einer der Soldaten, die hier im Hause gewöhnlich „Dienst" hatten oder als Burschen verwandt wurden, sprang nach der Hausthür, öffnete diese aber nur halb und sprach eine Weile mit einem draußenstehenden Menschen — doch konnte man im Innern nichts verstehen. Endlich schloß er die Thür wieder, ohne den Einlaßbegehrenden herein zu lassen, und kam zurück und auf den Minister zu. Er hielt dabei ein Papier in der Hand, das genau so aussah, als ob er es von der Straße aufgelesen hätte, und das er vorsichtig zwischen zwei Fingern trug, indem er sagte:

„Señor, draußen steht ein großer, breitschulteriger Neger, der behauptet, Sie hätten ihn herbestellt. Er käme von Laguayra und wäre General."

„General? — ein Neger? wie sieht er denn aus?"

„Bös," sagte lachend der Soldat, „er scheint auch etwas im Kopf zu haben, und als ich ihm nicht glauben wollte, daß er General sei, hat er mir das Papier da gegeben, das ich Ihnen zeigen soll. Es sieht ebenso aus wie er selber, und ich habe ihn deshalb gar nicht hereingelassen — er steht noch draußen."

„Caramba, Señor," rief Montes, „das Papier da soll ich lesen? Das ist viel verlangt. Wie heißt der Bursche?"

„Er hat einen fremden Namen, ich glaube Beraune."

„Leg' es einmal da auf den Tisch — halt, nein — nicht so — nimm erst eine von den alten Zeitungen dort und breite sie darunter aus — so — zum Henker, die Buchstaben sind ja auf dem Wisch kaum noch erkennbar!"

„Es scheint wirklich ein Generalspatent zu sein," sagte Bruzual, der näher getreten war und das Papier betrachtet hatte — „der Name ist S—a — das andere ist hier ganz verwischt — Brohn — Brown."

Montes schüttelte mit dem Kopf und betrachtete das Papier und besonders die Unterschrift genauer. Es war allerdings sein Name und schien auch von ihm selber geschrieben zu sein, aber er konnte sich gar nicht mehr besinnen wann, und das Datum war total abgerissen oder vielmehr das Papier zer= setzt, als ob es naß gewesen wäre.

„Wie sieht denn der Bursche aus, anständig?"

Der Soldat schüttelte mit dem Kopf. „Ein reines Hemd hat er an," sagte er, „aber es ist ihm viel zu eng und steht vorn auseinander. In den Kleidern sieht er aber eher einem Peon ähnlich, und Fäuste hat er, so breit, wie meine zwei zusammen."

„Lassen Sie ihn doch einmal des Spaßes halber herein= kommen," meinte Bruzual. „Er hat das Papier jedenfalls gefunden und sucht es nun zu einer Bettelei zu benutzen. Nachher schicken Sie ihn einfach in's Carcel und lassen ihn da seinen Rausch ausschlafen."

„Das Patent scheint wirklich ächt zu sein," entgegnete Montes, „ich möchte selber wissen, woher er es hat — schick' ihn einmal herein und dann bring' ein paar von den Leuten in den Hof, wenn wir sie etwa brauchen sollten."

Der Soldat ging zurück und kam gleich darauf mit un= serem alten Bekannten Samuel Brown durch den schmalen Gang. Der Neger schien aber mit der Behandlung nicht recht zufrieden, daß man ihn hatte so lange auf der Straße stehen lassen. Er brummte den ganzen Weg etwas in den Bart und blieb erst mit einer kurzen, ungeschickten Verbeugung stehen, als er den General Bruzual, den er selber recht gut kannte, denn er hatte sogar unter ihm gedient — neben dem Andern bemerkte, der also der Kriegsminister sein mußte.

„Wie heißen Sie?" fragte Montes kurz, ohne den Gruß zu erwidern.

„Samuel Brown, Señor," lautete die Antwort, „der Name steht da drinnen in dem Patent."

„Woher haben Sie das Papier?"

„Das Papier? — woher?" erwiderte verwundert der Neger, „woher soll ich es haben, als vom Kriegsministerium. —

Zugeschickt gekriegt in aller Ordnung, mit dem Titel als General und dreihundert Pesos monatlich."

Samuel Brown sah für seine officielle Vorstellung nicht günstig aus. Von einem Freunde hatte er sich allerdings ein reines weißes Hemd geborgt — aber wie der Soldat schon bemerkt hatte, es war wohl schwer gewesen, ein für diese Schultern passendes zu finden. Vorn stand es ihm eine gute Handbreit auseinander und zeigte die schwarze nackte Brust, und seiner Jacke schien die Nacht auf der Straße und eine spätere Schlägerei auch nicht zum Vortheil gereicht zu haben. Selbst seine Hose zeigte auf dem linken Knie einen Riß, und das Gesicht war — wenn auch jetzt abgewaschen, doch aufgedunsen, und das eine Auge etwas angeschwollen.

Bruzual sah Montes an, und dieser schüttelte mit dem Kopf und studirte wieder in dem kaum noch lesbaren Papier. Endlich sagte er zu Bruzual in französischer Sprache:

„Ich erinnere mich allerdings, vor etwa vier Wochen auf den dringenden Wunsch Colina's einige Patente für Leute ausgestellt zu haben, die ich nicht persönlich kannte, für die sich jedoch der General verbürgte. Es ist aber doch nicht denkbar, daß er dieses Thier vorgeschlagen haben könnte."

„Das wäre in der That ein angenehmer College," erwiderte Bruzual trocken in derselben Sprache, „übrigens haben wir schon ganz hübsche Exemplare von Generalen aufzuweisen, wenn auch noch kein solches. Ich traue es Colina aber zu."

„Falcon wäre außer sich, wenn er den Menschen sähe."

„Hm — wer weiß?" erwiderte der General — „er hat manchmal einen eigenthümlichen Geschmack. Uebrigens habe ich den Burschen schon früher gesehen; ich kann mich nur nicht erinnern, wo? Ich glaube als Soldat."

Der Neger stierte einen nach dem andern der beiden Herren an, während sie zusammen sprachen, — denn er verstand von dem, was sie sagten, keine Silbe, und wußte doch recht gut, daß es nur über ihn sein konnte.

„Sie sind also derselbe, wie heißt der Name gleich? Samuel Brown, der hier in dem Patent genannt ist?" wandte sich Montes endlich an den Neger.

„Derselbe, natürlich," erwiderte Samuel, bei dem der alte

Trotz anfing zu erwachen, denn die Behandlung gefiel ihm in seiner jetzigen Stellung immer weniger. „Wäre sonst nicht heraufgekommen nach Caracas — nur weil Excellenz befahlen, daß ich mich präsentiren sollte.“

„Wer? — der Präsident?“

„Nein, Sie selber.“

„Ich? — ich weiß kein Wort davon,“ rief Montes, „und habe nicht danach verlangt. Wo haben Sie bis jetzt gestanden?“

„In Laguayra, aber in dem Briefe stand's geschrieben.“

„In welchem Brief?“

„Den ich bekommen habe.“

„Und wo ist der?“

„Ja,“ knurrte der Neger, „wo das Ding jetzt hingekommen ist, weiß ich selber nicht, aber ich bin mit der Diligence heraufgefahren.“

„Das ist jedenfalls ein Irrthum.“

„Hm, wäre mir nicht lieb, und alle meine Sachen haben sie mir außerdem in der ersten Nacht hier gestohlen — und all' mein Geld dazu. Wollte Sie auch nur bitten, mir abschläglich die erste Monatsgage auszuzahlen, damit ich mir Uniform und was dazu gehört kaufen kann, denn so haben die Soldaten keinen Respect vor mir, bis ich sie erst einzeln unter die Fäuste kriege.“

„Lieber Freund,“ antwortete Montes — „ich kann Ihnen gar nichts auszahlen lassen, bis ich mit dem General Colina über die Sache gesprochen habe, denn ich fürchte, es ist bei dem ganzen Patent ein Irrthum vorgefallen. General Colina ist aber gegenwärtig auf einem Zug in's Innere begriffen und kann vor vierzehn Tagen oder drei Wochen kaum wieder zurück sein. Bis dahin müssen Sie sich gedulden. Nachher fragen Sie einmal wieder vor.“

„Und kein Geld soll ich haben?“ rief der Neger verwundert.

„Ich kann Ihnen keins anweisen,“ sagte Montes, mit den Achseln zuckend. „Wenn General Colina zurückkommt, werden wir hören, wie die ganze Sache steht. Bis dahin müssen Sie Geduld haben.“

„Und wovon soll ich die ganze Zeit hier in dem Caracas leben, wo ich keine Katze kenne? — Schulden hab' ich schon jetzt gemacht, und keinen Centavo in der Tasche, um sie zu bezahlen — und Credit hab' ich eben so wenig."

„Das thut mir leid," erwiderte Montes; „aber weshalb sind Sie überhaupt von Laguayra heraufgekommen? — Was haben Sie dort getrieben?"

„Was ich dort getrieben habe? Soldat war ich — Unterofficier."

„Und wo ist Ihre Uniform?"

„Als General soll ich doch wohl nicht in der gewöhnlichen Soldatenjacke reisen?"

„Und man hat Sie dort beurlaubt?"

„Nun natürlich, auf das Patent und den Brief hin."

„Ich glaube, das Beste wird sein," warf Bruzual ein, „der Mann geht ruhig wieder nach Laguayra hinunter und tritt in seine Compagnie zurück, bis Colina nach Caracas kommt."

„Daß sie mich unten Alle verhöhnen und auslachen und General nennen, nicht wahr? Verdammt will ich sein, wenn ich's thue," rief der Neger, seine rechte Faust in die linke Hand schlagend, „ich würde meines Lebens nicht wieder froh, und kann mich, so wie ich jetzt bin, vor keinem Menschen da unten mehr sehen lassen."

Montes war die Sache höchst fatal, denn diesen Burschen konnte er doch wahrhaftig nicht dem Präsidenten als General vorstellen, und was sollte er jetzt mit ihm anfangen?

„Gut," begann er wieder nach einer Weile, indem er in die Westentasche griff, „ich will sehen, was sich thun läßt. Ehe General Colina aber zurückkommt, kann ich in der Sache nicht vorgehen. Es trifft sich unglücklich, aber da Sie vielleicht keine Schuld daran tragen, so nehmen Sie dies indessen, und wir wollen dann sehen, wie es weiter wird." Dabei drückte er ihm ein Goldstück — eine halbe Unze — in die breite Hand, und der Neger besah sie eine ganze Weile. Aber es war doch Geld — eine Abschlagszahlung auf seine Unterhaltungskosten — jedenfalls wußte er sich eines fidelen Abends sicher. Nachdem er das Stück ein paar Secunden betrachtet hatte, sagte er:

„Gut, Excellenz, dann wollen wir's vor der Hand dabei lassen. Wenn das alle ist, komme ich wieder. Lieb wäre mir's aber, wenn ich wenigstens eine anständige Uniform bekommen könnte, damit die Soldaten wüßten, wen sie vor sich haben."

„Das Alles muß General Colina anordnen. Wenn er zurückkommt, sprechen wir weiter darüber."

„Das ist eine wunderliche Geschichte," brummte der Neger. „Ich dachte immer, das hätte der Kriegsminister zu besorgen. Aber meinetwegen; es wird so schon dunkel, und ich muß mich nach einem Nachtquartier umsehen," und damit schritt er zum Tisch, um sich sein Patent wieder zu nehmen. Montes aber wollte ihn daran verhindern.

„Lassen Sie mir das Papier lieber hier," sagte er, „damit ich es einmal mit dem Register vergleichen kann."

„Möchte ich nicht gern," meinte der Bursche mißtrauisch, „man weiß nachher nie, was damit geschieht."

„Ich würde es ihn ruhig mitnehmen lassen," bemerkte Bruzual wieder auf Französisch, „wenn er das noch zwei Tage auf diese Weise bei sich trägt, ist nachher auch kein Fetzen davon übrig."

Montes mochte diese Ansicht theilen, und er winkte dem Neger zu, das Papier ruhig mitzunehmen. Dieser faltete es denn auch wieder mit den dicken, ungeschickten Fingern zusammen, schob es in die Brusttasche seiner Jacke, und mit einem kurzen **Buenas noches, Señores!** kehrte er sich ab und schritt den Gang hinunter, wo ihm der Soldat bereitwillig die Thür öffnete. Er war selber froh, den ungeschlachten Menschen im Guten los zu werden.

11.

Am andern Morgen.

José Gonzales verbrachte eine traurige Nacht in dem dumpfen, kalten Loche. Wenn er auch noch so oft an dem

Abend verlangte, vor den Präfecten geführt und verhört zu werden — es half ihm nichts. Die Leute mußten jedenfalls besondere Ordre erhalten haben; denn nicht einmal Geldversprechungen, die sonst selten ihre Wirkung verfehlten, wollten anschlagen. Der Schließer antwortete ihm zuletzt gar nicht mehr, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich — so gut es eben gehen wollte, einzurichten.

Die Matratze war viel zu schmal, als daß beide Gefangene hätten darauf liegen können, sie reichte kaum für den einen aus, aber José konnte sie doch wenigstens als Kopfkissen benutzen, und so, auf die Kuhhaut ausgestreckt, legte er sich hin und suchte der langen Nacht ein paar Stunden Schlaf abzuringen. Das war freilich nicht so leicht, und noch dazu gingen ihm eine Menge Gedanken im Kopf herum, die ihn gar nicht zur Ruhe kommen ließen.

Weshalb, in aller Welt, konnte man ihn verhaftet haben? Weil er seiner Gesinnung nach zu der Revolution gehörte? — Dann hätten sie drei Viertheile der Bevölkerung von Caracas einstecken müssen. — Um von seinem Vater Geld zu erpressen? — denn der Gedanke kam ihm ebenfalls; aber das konnte doch unmöglich geschehen, wenn sie nicht vermochten einen bestimmten Anklagepunkt aufzustellen. Und wie kamen sie dazu, sein Hutband zu untersuchen? hatten sie vielleicht schon mehrfach heimlich versteckte blaue Cocarden gefunden? und wohin war die eine gekommen, während dafür ein weißer Lappen im Hutband steckte? Er begriff es nicht. Und was würde Isabel sagen, wenn sie es erfuhr? Merkwürdig, daß sich das Mädchen solche Mühe gab, die Regierung zu vertheidigen; da hatte sie jetzt einen prächtigen Beweis, wie sie wirthschaftete; allein ihr gutes Herz verleitete sie zu solchen Ideen, in der thörichten Hoffnung, einen Bürgerkrieg zu hintertreiben. Aber war das möglich? Konnte denn das Volk diese Mißhandlungen länger ertragen? Da dachte die alte Dame anders. Eine angenehme Frau konnte man die Señora Corona gerade nicht nennen, das mußte er selber zugeben; sie hatte etwas zu Entschiedenes in ihrem ganzen Wesen und Benehmen — beinahe etwas Männliches — aber dafür auch eine entschiedene politische Meinung, und ließ sich wahrhaftig

nicht durch eine Herzensschwäche davon abbringen. Gemüth schien sie nicht viel zu besitzen. — Und wie seine Eltern wohl eine nähere Verbindung mit ihrer Familie ansehen würden? Er fürchtete allerdings, daß weder sein Vater noch seine Mutter besonders erbaut davon sein würden, und das war auch die einzige Ursache, weshalb er daheim noch keine Silbe von seinen Wünschen und Hoffnungen gesagt, ja selbst die Besuche bei der Señora Corona geheim gehalten hatte. Wenn er nur erst einmal eine Gelegenheit fand, Isabel den Eltern zuzuführen, daß sie sie wenigstens sahen und kennen lernten, dann war er auch überzeugt, daß sie einen mächtigen Eindruck auf sie machte und sie sich vielleicht mit der alten Dame befreunden würden — aber wie das einrichten, ohne daß sie gleich die Absicht merkten? — Isabel war so lieb und hold — und so wunderbar schön dabei — — er vergaß alles Andere darüber, und ihr Bild vor Augen, fiel er endlich in einen unruhigen Schlaf, aus dem er jedoch bald wieder geweckt wurde.

Herr des Himmels! Myriaden von Flöhen gab es in dem wüsten Raum, die in dem Backsteinstaub ihren Aufenthalt haben mußten — er fühlte sie über den ganzen Körper, er war ja noch nicht daran gewöhnt. Castilia schlief sanft — José hörte, wie er regelmäßig athmete — er aber warf sich vergebens auf seinem harten Lager umher und konnte sich dabei nicht einmal warm halten. Er hatte nicht geglaubt, daß es in Caracas so kalt sein könne — aber freilich drang auch nie ein Sonnenstrahl in diese Höhlen.

Er horchte — da draußen hinter der Mauer rasselte ein Wagen, also führte dort jedenfalls eine Straße vorüber, und die Mauer konnte nicht sehr dick sein, denn er hörte das Geräusch des Fuhrwerks ganz deutlich. Jedenfalls standen aber dort ebenfalls Posten, und sollte es nicht möglich sein, die zu erkaufen? Sie brauchten ja nichts gesehen zu haben, und wenn sie nachher abgelöst wurden, wer konnte dann bestimmt behaupten, bei welcher Wache die Flucht bewerkstelligt wäre. — Aber wenn sie ihn selber nun hier festhielten oder Castilia in ein anderes Gefängniß brachten, oder noch Jemanden zu ihm legten? — Die Gedanken schwirrten ihm durch das Hirn, und durch den Kampf gegen das Ungeziefer wurde

er zuletzt so müde, daß nicht einmal seine Quälgeister im Stande waren, ihn länger wach zu halten. Wohl ging es schon gegen Morgen, aber er schlief doch endlich fest ein, und erwachte auch nicht wieder, bis der Schließer mit Geräusch die Thür öffnete und hineinrief: „Steckt hier Jemand drin, der Gonzales heißt?"

„Allerdings, Amigo," antwortete José, in die Höhe fahrend und sich den Schlaf aus den Augen schüttelnd.

„Herauskommen!" rief der Mann lakonisch.

José zögerte einen Augenblick, er hätte gern mit Castilia noch einmal gesprochen, aber das ging nicht, er durfte keinen Verdacht erregen und dem Schließer nicht die Gewißheit geben, daß der Kranke reden und sich verständlich machen könne. Er wußte ja auch gar nicht, was man wolle und ob man ihn nicht vielleicht in eine andere Zelle brachte.

„Na! wird's bald?" sagte der Mann. „Es gefällt Ihnen wohl da drinnen?"

„Könnt' ich nicht behaupten," erwiderte José, indem er der Aufforderung Folge leistete; „aber was soll ich?"

„Sie? — weiter nichts, als machen daß Sie fortkommen," brummte der Schließer, — „ist eben Befehl gekommen, Sie frei zu lassen."

„Das ist merkwürdig," rief José — „und ohne Verhör? Weshalb bin ich denn eigentlich eingesteckt und wie ein Verbrecher behandelt worden?"

„Hören Sie, lieber Freund," meinte der Schließer, „Sie scheinen mir so weit ein vernünftiger Mann zu sein, — wenn Sie also wissen was Ihnen gut ist, so stellen Sie keine Fragen weiter, sondern machen einfach, daß Sie fortkommen, und sind froh, diesmal so durchgewischt zu sein; da, hier ist Ihre Uhr."

„Die Herren vom Gericht können also machen, was sie wollen?"

„Sie thun's wenigstens, und das kommt am Ende auf Eins heraus."

„Hm," machte José und warf dabei einen Blick nach der Mauer hinauf, die über ihrer Zelle emporragte — gerade an der Stelle, die etwa hinter der Scheidewand zwischen Nr. 36

und 37 sein mußte, hing in den Glassplittern ein alter Lappen, der wohl bei heftigem Wind hinaufgeweht und hängen geblieben war. „Sie haben Recht, wie spät ist's wohl?"

„Die Sonne kommt da drüben herauf, es wird etwa halb Sieben sein. Ihre Uhr ist wohl stehen geblieben?"

„Könnten Sie mir wohl etwas Waschwasser besorgen, Amigo? Ich sehe doch zu schmutzig aus, um so über die Straße und nach Haus zu gehen. Vielleicht ist irgendwo ein Waschbecken."

„Ja," rief lachend der Schließer, von dem Gedanken erbaut, „irgendwo wird wohl eins sein, aber hier nicht. — Kommt gar nicht vor, daß sich hier Jemand wäscht, die werden Alle gewaschen. — Was haben Sie denn da oben zu gucken? Ist da etwas?"

„Sehen Sie einmal da drüben, was ist das für ein merkwürdiger Vogel, der da fliegt? gerade ein Stück über der Mauer; den kenn' ich ja gar nicht."

„Wo denn, ich sehe nichts," erwiderte der Schließer und sah nach dem blauen Himmel hinauf.

„Ja dort nicht, etwas weiter unten, dicht über der Mauer, — ja, jetzt ist er weg; warten Sie einen Augenblick, vielleicht kommt er wieder herauf."

„Da hätt' ich Zeit dazu," knurrte der Bursche, „was gehen mich die Vögel an, die da draußen umherfliegen; die sind frei und mit denen habe ich nichts zu thun."

„Schließer," sagte José, indem er sich zum Gehen wandte und wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, „der arme Teufel, der da drinnen verwundet auf seiner Matratze liegt und keinen Laut von sich giebt, thut mir leid."

„Wird nicht lange zu bedauern sein," antwortete der Mann, aber doch nicht mehr so rauh als vorher, denn José griff in seine Tasche, — „sowie er wieder auf den Füßen stehen kann, hängen sie ihn jedenfalls. Haben sich schon nach ihm erkundigt."

„Ich hätte ihm selber gern die paar Pesos, die ich noch in der Tasche habe, dagelassen, aber er antwortet auf keine Frage und scheint noch gar nichts von sich zu wissen."

„Hat ein paar tüchtige Schmisse über den Kopf gekriegt, und geschieht ihm Recht.“

„Wären Sie vielleicht so freundlich, das Geld für ihn zu übernehmen?“

„Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit thun kann, warum nicht.“

„Hier, bitte, heben Sie ihm das auf und geben Sie ihm, wenn er wieder zu sich kommt, ein Glas Wein und etwas zu essen. Ich werde dann einmal wieder vorfragen, oder ihm auch selber einen Korb oder ein Kistchen mit Essen herschicken. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie ihm das hineinstellen?“

„Von Herzen gern, dagegen ist kein Befehl da. Aber verschlossene Körbe oder Kästen darf ich nicht annehmen.“

„Nichts Verschlossenes, Alles soll offen sein, und Sie können es von oben bis unten nachsehen.“

„Gut, dann habe ich nichts dagegen, soll Alles pünktlich besorgt werden, verlassen Sie sich ganz auf mich. Wir sind nicht so schlimm wie wir aussehen, wenn Einem auch manchmal die Galle überläuft.“ Er nahm dabei das ihm überreichte Geld, zählte es flüchtig durch, es kam ja nicht so genau darauf an, und schob es dann in die Tasche, und José, der Alles, was es hier im Hof noch zu sehen gab, sich angesehen hatte, schritt langsam der Wache zu, wo er, da ihn der Schließer als Legitimation begleitete, auch nicht mehr angesprochen wurde. Am Thor selber entging ihm aber eine durchbrochene Stelle der Mauer nicht, an der, wie es schien, ein paar Schießscharten angebracht waren. Die Mauer hatte hier wirklich kaum einen vollen Fuß im Durchmesser, und es schien nicht wahrscheinlich, daß sie an den Seitenwänden dicker sein sollte. Wenn sich nicht andere Hindernisse zeigten, das Durchbrechen würde wenig Schwierigkeiten geboten haben.

José, der immer viel auf sein Aeußeres, besonders auf Reinlichkeit hielt, schämte sich allerdings, in diesem Zustand am hellen Tag über die Straße zu gehen; aber was ließ sich dagegen machen? Ein Wagen war nicht zu bekommen, und den kleinen zerdrückten Hut, auf dem er die Nacht eine Zeit lang mit dem Kopf gelegen, so tief als möglich in's Gesicht

ziehend, schritt er die Straße hinab. Er wollte auch gerade die nächste Ecke passiren, als ihm einfiel, daß er die Mauer von außen hatte recognosciren wollen. Sollte er das jetzt thun? Kam er später, so war vielleicht der Lappen fortgeweht, der ihm jetzt noch einen Anhalt gab — er mußte jedenfalls den Versuch machen.

Er bog links ein und schritt an der andern Seite die Straße hinab. Es war richtig die Mauer, die das Gefängniß begrenzte und dann auch jedenfalls die Rückwand der Zellen bildete. Dort oben konnte er auch jetzt sein Zeichen erkennen, und unten — er hätte es sich nicht besser wünschen können — hatten die Soldaten eine ihrer gewöhnlichen Inschriften angebracht, mit denen sie schon anfingen, die Häuser der ganzen Stadt, besonders solcher Leute zu beschmieren, die man in Verdacht hatte, der Regierung Opposition zu machen. „Es lebe der und der General!" wurde dann mit schwarzer Farbe und riesigen ungleichen Buchstaben — nicht immer orthographisch — an die Wände der besten Häuser angeklext, und das Uebertünchen half dagegen nicht einmal etwas, denn gerade an frisch gemalten Häusern schien es ihnen das größte Vergnügen zu machen, ihre Schreibübungen zu versuchen. An den Kasernen und öffentlichen Gebäuden fand man es aber ebenfalls, und hier hatte sich denn eine künstlerische Hand, oder ein einzelner Finger besser gesagt, das Vergnügen gemacht, die Worte anzuschreiben, die etwa vierzehn Fuß Breite einnahmen:

Viva el Gral*) Guzman

wobei besonders das Viva außerordentlich groß ausgefallen war. Das erste große V stand aber gerade unter der Stelle, wo der alte Lappen übergeweht war, und unmittelbar links davon mußte also auch der Ort sein, wo Castilia, wenn er überhaupt in der Zelle blieb, durchbrechen würde. Er hätte sich kein deutlicheres Zeichen wünschen können.

Um aber keinen Verdacht zu erregen, hielt José sich dort nicht auf, sondern schritt jetzt rasch in der Straße weiter, und

*) Gral immer die Abkürzung für General.

dann wieder rechts ab, seiner eigenen Heimath zu. Er wußte ja, was er wissen wollte, und alles Uebrige mußte doch der Zeit überlassen bleiben. —

Das war ein Jubel, als er sein elterliches Haus betrat. Die Mutter lachte und weinte — lachte über sein Aussehen und weinte über die Angst, die sie ausgestanden; denn wenn sie es auch nicht geäußert, das Herz hatte es ihr doch fast zusammengedrückt, wenn sie sich die Möglichkeit dachte, daß José, trotz Allem, etwas bei sich getragen, was der Polizei nur den geringsten Halt gegeben hätte.

José äußerte, daß er jetzt klagbar gegen die Polizei werden wolle, denn sie hätte kein Recht gehabt, ihn so zu behandeln. Der Vater aber antwortete ruhig:

„Mein lieber Sohn, in diesem Augenblick fragen wir hier in Caracas gar nicht nach Recht, sondern nur nach Gewalt. Die Polizei, oder was gleichbedeutend ist, die Militärbehörde, kann in dieser Zeit Alles thun und thut Alles, und je weiter man sich von der entfernt hält, desto besser. Wenn Du meinem Rath folgst, so gehst Du so rasch als irgend möglich in's Innere, denn daß sie Dir bis jetzt aufgepaßt haben, bezweifle ich keine Secunde, und daß sie Dir von jetzt an noch mehr aufpassen werden, ist eben so gewiß. Du bist ihnen nun einmal, Gott weiß durch was — vielleicht nur durch irgend eine unbedachte Aeußerung, verdächtig geworden."

„Aber ich habe mit keinem Menschen über Politik gesprochen, Vater, von dem ich nicht fest überzeugt bin, daß er treu und fest zu unserer Partei gehört — das weiß ich ganz genau."

„Was Du aber nicht genau weißt, ist: wer überhaupt dazu gehört oder — wer sich nur den Schein davon giebt. Falcon hat eine große Zahl von geheimen Polizeibeamten in seinem Sold, und ich möchte sagen, man ist jetzt vor keinem fremden Menschen sicher."

„Aber mit fremden Menschen habe ich ja auch gar nicht verkehrt, Vater, nur mit Freunden, die ich, wie gesagt, genau kenne."

„Und trotzdem rath' ich Dir: mach' daß Du fortkommst, denn die Großmutter hat Recht. An's Leben werden sie Dir kaum gehen, aber mir an die Kasse, und ich sehe nicht ein, wozu man das provociren soll."

„Ein Glück nur, daß ich vorher meine blaue Cocarde verloren hatte,“ sagte José, „denn nach der suchten sie.“

Die Kinder lachten. „Großmutter hat sie Dir heimlich weggenommen, José, die war gescheidter als Du.“

„Großmutter?“

„Ja, und da ist sie,“ sagte die alte Dame, das fragliche Stück emporhaltend, „und so lange Du hier in Caracas bist, bekommst Du sie auch nicht wieder. Brauchst Du einmal wieder eine, so kannst Du Dir auch eine neue kaufen. Diese hier hebe ich mir zum ewigen Angedenken auf.“

„Und wo ist Ana?“

„Auf ihrem Zimmer noch. Das arme Kind hat alle Hoffnung verloren. Es steht schlimm um ihren Bruder.“

„Ich weiß Alles, ich war mit ihm in einer Zelle,“ und nun erzählte José mit kurzen Worten, wie er Castilia gefunden, und wie jede Hoffnung, die er selber habe, nur darauf beruhe, ein paar Tage Zeit zu gewinnen. Von seinem eigenen Plan erwähnte er aber kein Wort. Die Mutter hätte sich nur unnöthiger Weise wieder darüber geängstigt und doch nichts daran geändert, denn er war fest entschlossen, den Versuch zu wagen.

Draußen auf der Hacienda an der schönen Lagune von Valencia ging es heute außerordentlich lebhaft zu, denn der Durchmarsch Colina's, dessen Ziel natürlich Niemand wußte, da es der Negergeneral, selbst gegen seine Officiere, so lange als möglich geheim gehalten, beunruhigte die Reconquistadoren und ließ sie nicht recht zu Athem kommen. Man traute dem Burschen Alles zu, denn er galt für einen der tapfersten Soldaten in dem „gelben“ Heer. Hier konnte er sie aber in der That in Verlegenheit bringen, wenn er von der Straße ab eine Seitenbewegung nach rechts machte und sie dadurch in die Flanke bekam, während recht gut von Caracas aus ein anderer Zug ihn unterstützen mochte. Daß sein Ziel in Calabozo lag, fiel keinem von Allen ein, denn was in aller Welt hatte er dort zu suchen? Die ferne Stadt im Innern konnte nie einen Ausschlag geben und mußte sich dem Sieger,

wenn hier der Kampf ausgefochten wurde, doch jedenfalls fügen.

Flüchtlinge brachten dabei die Nachricht, daß Colina trotz alledem in Eilmärschen auf der Straße gen Süden vorrücke und Schrecken verbreite, wohin er immer kam. Was außerdem seine Soldaten an Vieh erbeuten konnten, nahmen sie gründlich fort, schlachteten, was sie brauchten, an Ort und Stelle und trieben das Uebrige mit, bis zum nächsten Halteplatz. Wer aber nur ein Gewehr schultern konnte, mußte machen, daß er aus dem Wege kam, denn Erbarmen kannte Colina nicht. Und wenn es ein Familienvater gewesen wäre, der allein für die Seinen zu sorgen hatte — die Vergrößerung der Truppe ging vor, und er wurde schonungslos aufgegriffen und marschirte eine Stunde später, ein gelbes Band um den Hut gebunden, eine Flinte oder Lanze auf der Schulter, die staubige Straße entlang, fort von den Seinen.

Sämmtliche kleine Wirthshäuser am Weg, an denen die Arrieros sonst gewöhnlich vorsprachen und für wenige Centavos Lebensmittel bekamen, plünderten die Soldaten rein aus, und die glücklich Entronnenen konnten kaum genug erzählen, welches Entsetzen die ganze Bevölkerung erfaßt hatte.

Die Kunde, daß Colina nahe, ging auch schon vor ihm her, und wer die Mittel besaß, fortzukommen, hielt sich gewiß nicht länger an der Straße auf.

Wohin er wolle, wußte man allerdings nicht — aber man vermuthete überall, daß er bis San Juan del Morro, ziemlich in der Nähe der Ebenen, vordringen und dann möglicher Weise nach der Lagune zu eine Schwenkung machen würde.

Miguel Antonio Rojas hatte mit Sehnsucht die ihm in einem Brief angezeigten Depeschen, aber vergebens, erwartet. Sie waren, wie das Schreiben vorsichtiger Weise, um keinen Namen zu nennen, anzeigte, einem „zuverlässigen Freund" übergeben worden, aber sie trafen nicht ein, und der „zuverlässige Freund" hätte, wenn er eilte, schon wenigstens vor zwölf bis sechzehn Stunden an der Lagune sein können. Und gerade diese Papiere waren von größter Wichtigkeit, da sie ja eben danach ihre Operationen entwerfen wollten.

Rojas befand sich wieder auf der Hacienda, im Kreis der

Familie, als Hauptmann Teja von seinem Ritt zurückkehrte und freundlich eingeladen wurde, Theil an dem eben aufgetragenen Essen zu nehmen. Er mußte dabei berichten, was er gesehen, denn Geheimnisse hatte der General nicht vor der Familie, die, wie er recht gut wußte, der Revolution mit Leib und Seele angehörte und also auch den innigsten Antheil an ihrem Fortschreiten nahm. Er konnte auch in der That nur Gutes melden, denn selbst Colina hatte ihnen Vortheil und eine Vermehrung ihrer Streitkräfte gebracht, da viele der jungen Leute, wenn sie denn doch einmal für eine oder die andere Partei kämpfen sollten, die der Blauen entschieden vorgezogen. Ueberall bildeten sich kleine Trupps, oft noch heimlich, oft aber auch ganz offen, wählten sich Führer, trugen das blaue Band am Hut und warteten nur auf specielle Befehle, wohin sie sich wenden und welchem größeren Corps sie sich anschließen sollten.

Sinto, der junge Indianerbursche, kam hinauf auf die Veranda und meldete, daß ein Bote, der Felipe mit dem einen Arm, den sie Alle kannten, eingetroffen sei und einen Brief von Caracas bringe. Er hatte ihn aber nicht an ihn abgeben wollen, sondern behauptete, strengen Auftrag zu haben, ihn selber zu überreichen.

„Ein Brief von Caracas? — um Gottes willen!“ rief die Mutter erschrocken, „es wird doch nichts vorgefallen sein? Eloi und Ana könnten selber schon hier sein, wenn sie sich gleich einen Wagen genommen hätten, und ich bin den ganzen Morgen in Sorge um sie gewesen.“

„Aber, liebes Herz,“ sagte Señor Castilia, der sich jedoch selbst nicht ganz frei von einer unheimlichen Ahnung wußte, „wie kann man sich auch nur gleich das Schlimmste denken. Das Einfachste ist doch, wir lesen erst den Brief. Schick' Felipe herauf, Sinto, und setz' ihm einen Teller da drüben auf den Tisch, er wird müde und hungrig sein und kann uns dann selber gleich erzählen, wie es in Caracas steht. Der Bursche ist schlau,“ fügte er gegen Rojas hinzu, „und hat die Augen fortwährend offen, wenn er sich auch um gar nichts zu bekümmern scheint. Er wird auch von Allen freundlich behandelt, weil man ihn als Krüppel für ungefährlich hält.“

„Wo hat er den Arm verloren?"

„In der letzten Revolution und vielleicht zu seinem Glück, denn da er sicher ist, daß er nicht zum Soldaten genommen werden kann, zeigt er sich zu vielen Dingen, besonders als Bote brauchbar und verdient sich damit jetzt recht hübsches Geld."

Sinto hatte indessen Felipe herbeigerufen, und der Bursche, seinen Hut unter dem kurzen linken Armstummel, unter dem er auch noch einen langen Stock trug, den Brief in der rechten Hand, trat in das geräumige Gemach und ging mit einem „Buenos dias", bei dem er aber Niemanden ansah, direct auf den Hausherrn zu.

„Du kommst gerade von Caracas, Felipe?" sagte Señor Castilia, indem er ihm den Brief abnahm und öffnete.

„Ja, Señor, bin gestern Mittag dort fortgefahren."

„Fortgefahren?"

„Die Sache hat wohl Eile."

„Schön, wir werden ja sehen. Setz' Dich da drüben an den Tisch, Felipe, und laß Dir von Sinto zu essen geben — dort steht auch ein Glas, Du wirst von der langen Tour hungrig geworden sein."

Felipe nickte nur mit dem Kopf und ging dann ohne Weiteres zu dem bezeichneten Tisch, wo er Hut und Stock auf die Erde legte, sich die Haare mit der Hand aus dem Gesicht strich und dann erwartungsvoll nach der Thür sah, ob Sinto mit den versprochenen Speisen noch nicht käme.

Der alte Herr Castilia hatte indessen schon lange den Brief mit den Augen überflogen, und ein eisiges Gefühl trat ihm an's Herz, als er den Inhalt mehr errieth, als wirklich genau las.

Die Mutter hing mit angstvollen Blicken an seinen Zügen. „Von wem ist der Brief, Antonio?

„Von Ana," antwortete der Vater, und die Buchstaben flirrten ihm vor den Augen; „es ist da — eine fatale Geschichte vorgefallen, die aber hoffentlich nichts zu bedeuten hat."

„Um Christi Wunden willen sage mir Alles," bat die Mutter, „ich vergehe vor Angst."

Teja hatte schon lange einen Blick nach Rojas hinüber=

geworfen. Es war eine Familienangelegenheit, und sie störten vielleicht. Jetzt erhob er sich halb von seinem Stuhl, und die beiden anderen Officiere folgten seinem Beispiel, Castilia aber, es bemerkend, streckte die Hand gegen sie aus und rief:

„Bitte, bleiben Sie, meine Herren — es ist kein Geheimniß, was wir hier zu verhandeln haben. Mein hitzköpfiger Junge hat sich in eine augenblickliche Verlegenheit gebracht, bei der Sie selber mir vielleicht einen guten Rath geben können, wie ich ihn wieder herausbekomme.“

„Oh, was ist vorgefallen, Vater?“ bat die Frau, „mir verzehrt die Angst ja das Herz.“

„Der Brief ist von Ana, und das arme Kind scheint selber in großer Aufregung gewesen zu sein, als sie ihn schrieb, aber sie hofft das Beste, denn der Justizminister war sehr freundlich gegen sie —“

„Der Justizminister?“ fragte jetzt Rosa erschreckt — „aber was hat Ana mit dem Justizminister zu thun?“

„Der Brief lautet: Lieber Vater, komme so rasch Du kannst hierher oder sende Jemanden — Eloi hat Unglück gehabt. Auf dem Dampfer von Barcelona insultirte mich ein Officier der Regierungstruppen — Eloi kam mir zu Hülfe. Der Bube zog seinen Degen und schlug nach dem Bruder. In Selbstvertheidigung erschoß dieser ihn. Er ist jetzt gefangen —“

„Oh mein Gott!“ stöhnte die Mutter und wurde todtenbleich.

Felipe, der indessen sein Essen bekommen hatte, war eben so durstig wie hungrig gewesen. Ein Glas stand auch auf seinem Tisch, aber nichts zu trinken. Einige Schritte von ihm entfernt bemerkte er verschiedene Caraffen mit Wein, und nichts weniger als blöde, stand er auf, ging dorthin und schenkte sich ein volles Glas ein.

„Señora,“ begann jetzt Rojas, der die Aufregung sah, in der sich die Mutter befand — „die Sache ist fatal, aber nicht verzweifelt — ängstigen Sie sich nicht zu sehr deshalb. So schlimm Falcon in mancher Hinsicht sein mag, blutdürstig ist er nicht. Uebereilt wird der Proceß keinenfalls, und wenn Beweise gebracht werden, daß Ihr Sohn nicht der Angreifer,

sondern der Vertheidiger war — und er hat die geschicktesten Advocaten unserer Partei auf seiner Seite, so braucht er für sein Leben nichts zu fürchten. Außerdem ist die Regierung jetzt, wie Jedermann weiß, in der größten Geldnoth. Ich bin fest überzeugt, daß sich Alles mit Geld arrangiren lassen wird."

Felipe war mitten im Trinken bei den Flaschen stehen geblieben, um sich gleich noch einmal einzuschenken. Jetzt setzte er das Glas hin, wischte sich mit dem rechten Hemdärmel den Mund und sagte:

„Sie haben eine Menge Papiere und Depeschen bei ihm gefunden."

Todtenstille herrschte in dem weiten Raum — selbst Castilia erbleichte.

„Und woher weißt Du das, Muchacho?" frug Rojas endlich.

„Bei der Diligence erzählten sie es, wie wir fortfuhren. Er hatte auch ein paar Hiebe über den Kopf bekommen, und sie konnten jetzt nichts mit ihm anfangen, bis er wieder zu sich käme."

Rosa sprang rasch nach der Mutter, die sich an der Tischplatte hielt, und fing sie in ihren Armen auf. Das war zu viel für sie gewesen, und die Männer selber sahen sich schweigend an, denn sie begriffen die Tragweite dieser furchtbaren Nachricht vollkommen.

„Das erklärt das Ausbleiben der Depeschen," sagte endlich Rojas, leise mit dem Kopf vor sich hinnickend — „sie sind jetzt in Feindes Hand und, ich fürchte, von nicht geringer Bedeutung für Falcon."

Felipe sah allerdings das Unheil, das er mit seiner Nachricht, die so unvorbereitet die Mutter traf, angerichtet hatte — aber was konnte es helfen? Erfahren mußte sie es ja doch, und den armen Leuten wurde in dieser furchtbaren Zeit nie ein Schmerz erspart, — weshalb sollte er die Reichen verschonen, die ja sonst Alles hatten, was sie zu einem glücklichen Leben brauchten.

Was war zu thun? — Castilia beschäftigte sich mit der ohnmächtigen Frau, die bald wieder zu sich kam und nun

verlangte, Alles — das Schlimmste zu hören. „Was stand weiter in dem Brief?"

„Nichts von Bedeutung, Kind," erwiderte ihr Gatte freundlich — „Ana ist gut aufgehoben in Pedro Gonzales' Haus. Sie hat den Brief, wie es scheint, gleich am ersten Morgen geschrieben und konnte uns da noch nichts Näheres mittheilen. Wir werden sie auch jetzt nicht erwarten dürfen, denn sie verläßt Caracas sicher nicht, bis sich das Schicksal Eloi's entschieden hat. — Armes Kind — wie furchtbar diese Sorge auf ihr lasten muß!"

„Und was willst Du thun — Antonio?" frug die Frau, ihm starr in's Auge sehend.

„Laß mich nur erst überlegen, mein Herz, was ich thun kann. Es ist jetzt Alles noch so neu — das Ganze kam so unerwartet, daß ich Zeit haben muß, um mich zu sammeln. Bitte, geh auf Dein Zimmer, Eva — Rosa mag Dich begleiten."

„Laß mich nach Caracas," bat die Frau, die Hände faltend. „Wenn Jemand im Stande ist, etwas auszurichten, so muß es die Mutter sein. Falcon soll von Herzen gut sein. Er wird einer Mutter nicht ihren einzigen Sohn nehmen wollen."

„Geh jetzt auf Dein Zimmer, Eva — ich bitte Dich darum — ich werde mit dem General indessen überlegen, was geschehen kann. Nachher sprechen wir darüber. Wir dürfen das Gefühl hier nicht die Oberhand gewinnen lassen, oder wir versäumen vielleicht darüber das richtige Handeln."

Rosa selber bat die Mutter, ihr zu folgen, und diese, die auch wohl fühlte, daß sie eine kurze Zeit der Ruhe bedürfe, verließ endlich an der Tochter Arm den Saal.

Sie mußte an Felipe dicht vorüber, was diesen jedoch nicht störte, denn er war wirklich ausgehungert gewesen und räumte nun unter den vor ihm stehenden Speisen tüchtig auf.

Castilia ging mit untergeschlagenen Armen und auf die Brust gesenktem Haupt im Speisesaal auf und ab, und Teja scheute sich, das Schweigen zu brechen. Was half hier Trost, wenn man nicht Hülfe bringen konnte!

„Wenn Sie nun selber nach Caracas gingen, Señor," sagte Rojas nach einer Weile, nachdem er ebenfalls schweigend

vor sich niedergeblickt hatte. „Vielleicht könnten Sie den Präsidenten bewegen —“

„Glauben Sie,“ entgegnete Castilia, vor ihm stehen bleibend, „daß man in Caracas nicht weiß, welche Gäste ich hier in meinem Hause beherberge? Glauben Sie, daß meine eigene Gesinnung nicht eben so genau dort bekannt ist. Falcon haßt mich außerdem persönlich; ich weiß das aus sicherer Quelle, wenn ich ihm auch nie zu nahe getreten bin. Ich würde in demselben Augenblick verhaftet werden, in dem man erführe, daß ich in Caracas wäre.“

„Und haben Sie keinen Freund in Caracas, dem Sie Auftrag und Vollmacht geben könnten, für Sie zu handeln?“ fragte Teja.

Obrist Bermuda, der sich noch mit im Zimmer befand, hatte bis dahin kein Wort gesprochen. Die Sache schien ihm selber sehr fatal zu sein, aber was konnte er dabei jetzt thun. Nur als Rosa in diesem Augenblick wieder in den Saal kam, ging er auf sie zu und suchte sie zu trösten.

„Du hättest lieber bei der Mutter bleiben sollen, Kind,“ meinte Castilia. „Wenn sie nun Hülfe braucht?“

„Sie hat mich selber fortgeschickt, lieber Vater,“ entschuldigte sich das junge Mädchen — „sie wünscht für kurze Zeit allein zu sein und sich zu sammeln.“

„Teja hat Recht,“ begann jetzt Rojas wieder — „wenn es so mit Ihnen steht, kann ein Freund, der einigen Einfluß dort hat, vielleicht das Nämliche und mehr ausrichten.“

„Ich kenne nur einen Menschen in Caracas,“ erwiderte Castilia, „dem ich es zumuthen könnte, und das ist Gonzales, mein Geschäftsfreund, in dessen Haus sich meine Tochter jetzt befindet — aber er würde es nur sehr ungern übernehmen und dann sehr vorsichtig dabei zu Werke gehen. Er ist außerordentlich ängstlicher Natur und — wenn auch im Herzen zu unserer Partei haltend, wäre er doch der letzte Mann in Caracas, der es mit der Regierung verderben möchte, denn leider glaubt er nicht an den endlichen Sieg der guten Sache und sucht sich deshalb stets den Rücken frei zu halten. Er war vor etwa drei Monaten einmal hier, und ich habe vergebens

versucht, ihn zu überzeugen — er wäre der unpassendste Mann zu einem solchen Auftrag."

„Was sagen Sie, Bermuda?" fragte nun der General, „wissen Sie keinen Ausweg? Sie haben doch eine Menge Freunde und Verwandte in Caracas. Ihr Onkel z. B. soll nicht unbedeutenden Einfluß auf Falcon ausüben. Glauben Sie nicht, daß der es übernehmen würde, für den jungen Castilia zu vermitteln?"

Bermuda zuckte mit den Achseln. „General," erwiderte er, „dadurch, daß ich zu Ihrer Partei übergegangen bin und offen die Waffen für die Revolution ergriffen habe, mußte ich auch — wie Sie sich wohl denken können, den Einfluß bei meiner Familie verlieren. Ich hoffe allerdings, daß sich das später wieder ausgleichen wird, aber vor der Hand möchte jeder Versuch der Art nutzlos sein, und ich dürfte die Verantwortung nicht übernehmen, eine Angelegenheit, die so rasche Erledigung verlangt, durch unerfüllbare Versprechungen verschlimmert zu haben."

„Wollen Sie mir Urlaub geben, General Rojas?" fragte jetzt Teja, der eine Zeit lang mit sich gekämpft hatte, jetzt aber vollkommen entschlossen schien.

„Urlaub? wozu?"

„Nach Caracas zu gehen und dort zu sehen, was sich thun läßt."

„Und wenn man Sie erkennt, werden Sie einfach als Spion gehangen," antwortete der General. „Was wollen Sie überhaupt ausrichten?"

„Ich habe sehr viele Bekannte in der Hauptstadt, besonders unter meinen Landsleuten; unser Consul ist sogar mein specieller Freund, und kein Mensch dort weiß bis jetzt, daß ich activ bei den Blauen eingetreten bin."

„Und wenn nun ein Spion Sie bei mir gesehen hätte?"

Teja zuckte die Achseln. „Als Soldat kann ich hier so gut sterben, wie dort, und außerdem stehen wir Alle in Gottes Hand. Ich habe nun einmal Vertrauen zu der Sache, und wenn menschliche Hülfe überhaupt nicht im Stande ist, zu dem Gefangenen zu dringen, nun, dann bringe ich der Familie hier doch wenigstens Gewißheit über das Schicksal des

Unglücklichen, und die schlimmste Gewißheit ist besser, als solch ein quälender Zweifel."

„Oh, das weiß Gott, das weiß Gott!" seufzte Rosa und ihr Blick hing in dankbarer Erregung an den Zügen des im Eifer für seinen Plan erglühenden jungen Mannes.

Bermuda war zu Rojas getreten und flüsterte ihm einige Worte zu — der General sah ihn wie fragend an und sagte dann:

„Lassen Sie mir eine halbe Stunde Zeit, die Sache zu überdenken, Teja. — Was meinen Sie überhaupt dazu, Señor Castilia, — Sie haben Ihre Meinung, die doch hier die wichtigste ist, noch nicht ausgesprochen. Glauben Sie, daß Teja dort etwas nützen könnte?"

„Ich weiß es nicht, Señor," erwiderte Castilia wie gebrochen — „je mehr ich mir die Sache überdenke, je mehr scheint mir, daß hier menschliche Hülfe überhaupt zu spät kommt. Erholt sich mein armer Junge wirklich von den erhaltenen Wunden, so liegt gegen ihn das Schlimmste vor, was überhaupt vorliegen kann — noch dazu in einer Zeit, wo der Belagerungszustand so gut als erklärt ist und das Militär die volle Macht in Händen hat: Tödtung eines Officiers und „Landesverrath", wie es die Herren jedenfalls nennen werden. Ich fürchte" — setzte er fast tonlos hinzu — „mein Sohn ist verloren."

„Und doch geben Sie die Hoffnung noch nicht auf," rief Teja — „es herrschen jetzt eigenthümliche Verhältnisse in Venezuela. Kein ehrgeiziger Usurpator will den Präsidenten stürzen — im Gegentheil, das Volk wäre in größter Verlegenheit um einen Candidaten, wenn Falcon in diesem Augenblick zurücktreten sollte. Jedermann scheut sich vor dem wirklichen Ausbruch des Bürgerkrieges — Jeder scheut aber auch demzufolge entscheidende Maßregeln, und das allein kann auch die Ursache sein, weshalb bis jetzt so wenig Blut geflossen. Kein Mensch freilich kann sagen, wie sich das ändern wird, wenn einmal der erste Schlag gefallen ist."

Rojas war, während Teja sprach, mit Bermuda vorr-hinaus auf die Veranda getreten.

„Was wollten Sie mir sagen, Bermuda?"

„Ich wollte Sie warnen, General, dem Spanier zu viel zu trauen. Er ist in alle unsere Geheimnisse — vielleicht zu sehr — eingeweiht, er hat, wie ich weiß, wohlhabende Verwandte in Caracas, die zum großen Theil der Falcon'schen Partei angehören."

„Und ist das Nämliche nicht mit Ihnen der Fall, Bermuda?"

„Aber ich bin Venezuelaner und liebe mein Vaterland. Er ist ein Fremder und unserer Race feindlich."

„Ich glaube fast, daß wir die Spanier mehr hassen, als sie uns. Aber haben Sie sonst etwas gegen ihn? — ich halte ihn für ehrlich und treu."

„Nein," sagte Bermuda, „Bestimmtes nicht; doch ich wollte Sie nur aufmerksam machen, General, welcher Gefahr wir ausgesetzt sind, wenn Teja — zum Verräther würde. Die Regierung hat die Depeschen von Barcelona in Händen und weiß genau, wie es dort steht, während wir nur oberflächliche Kunde daher erhalten haben. Erfährt sie jetzt auch noch, wie schwach und zerstreut unsere eigenen Kräfte hier sind, während Colina, so viel wir wissen, vielleicht schon unsere Flanke bedroht, so kann sie uns mit einem Schlage hier vernichten, und ich gebe dann für die ganze Revolution keinen falschen Peso."

„Sie scheinen überhaupt nicht viel Vertrauen zu unserer Sache zu haben, Bermuda," warf der General ein. „Sie machten schon gestern eine ähnliche Andeutung."

„Ich weiß nicht," bemerkte Bermuda ausweichend; „daß sich Falcon nicht wird halten können, glaube ich bestimmt, aber ob wir im Stande sind, das ganze jetzige Regiment in Caracas umzustoßen, ist ungewiß — wir müßten denn das Zehn= oder Zwanzigfache an Truppen haben, als was uns zu Gebote steht — und wo Waffen für alle die Soldaten herbekommen? — Ja, wenn wir die Hafenstädte besetzen könnten, aber die liegen, fast ohne Vertheidigung, Falcon's Kriegsdampfern vollständig offen."

Rojas sah eine Weile still und schweigend vor sich nieder.

„Ich theile Ihre Besorgnisse nicht," meinte er endlich, „und — auch nicht Ihren Verdacht gegen Teja. Mir liegt aber jetzt gerade daran, Genaues über die Stimmung in Ca=

racas zu erfahren, und — ich selber habe da einige Quellen. — Teja mag gehen und sein Glück versuchen, wenn er glaubt etwas auszurichten, denn wir sind Castilia zu zu großem Dank verpflichtet, um ihm irgend eine mögliche Hülfe zu verweigern. — Jedenfalls giebt es den armen Leuten einen Trost in dieser ersten schweren Zeit." — Und sich von seinem Adjutanten abwendend, schritt er in den Saal zurück und sagte, sich zu Teja wendend:

„Capitain, wenn Sie wirklich glauben, in dieser traurigen Sache irgend eine Hülfe leisten zu können, oder wenigstens den Versuch dazu machen wollen, so steht Ihrem Urlaub nichts im Wege. Wir sind doch, nach den letzten Vorfällen und ehe wir nicht genaue Nachricht von Barcelona haben können, zur Unthätigkeit verdammt, und ein einzelner Mann wird da nicht so schwer vermißt. Ich verlasse mich aber ganz auf Sie, Teja," setzte er hinzu, den jungen Officier fest ansehend — „und halten Sie sich nicht länger auf, als unumgänglich nöthig ist. Je früher Sie zurückkommen, desto besser. Daß Sie alle Ihre Abzeichen hier lassen, versteht sich von selber — Herr Castilia wird Ihnen vielleicht eine Anzahl Kaffeeproben mitgeben, die allenfalls zu Ihrer Legitimation unterwegs dienen können."

„Und einen Creditbrief an Gonzales," setzte Castilia bewegt hinzu. „Jede Summe, die Sie brauchen, soll Ihnen zur Verfügung stehen, und wenn es der letzte Real wäre, den ich besitze."

„Auf Geld habe ich meine größte Zuversicht gesetzt," erwiderte Teja. „Es giebt keinen besseren Schlüssel in Caracas als Geld. Fassen Sie guten Muth, Señorita, noch ist nicht Alles verloren, und wenn ich Glück habe, bringe ich Ihnen den Bruder wieder."

„Und ewig, ewig würde ich Ihnen dankbar dafür sein," hauchte das junge Mädchen.

Rojas hatte die Beiden beobachtet. Wie er sich abwandte, sagte er leise zu Bermuda:

„Der kommt uns wieder, Bermuda. Haben Sie den Blick gesehen, den er der jungen Dame zuwarf? — Der geht nicht zu den „Gelben" über." — Damit schritt er hinüber auf sein Zimmer.

Bermuda antwortete nicht und starrte nur mit zusammengezogenen Brauen auf Teja hin. Dann wandte er sich plötzlich ab und folgte dem General in sein Gemach.

12.

Eine Ueberraschung.

In Laguayra im Geschäftslocal von Behrens und Co. saß der Chef des Hauses wieder hinter seinen Büchern und arbeitete, während die Leute in verschiedenster Weise in den Lagerräumen beschäftigt waren.

In das Lager schlüpfte eine kleine schmächtige Gestalt, die in ihrer ganzen Kleidung unverkennbar den Deutschen verrieth. Er schien aber schon im Hause bekannt zu sein, ging ohne Weiteres auf Herrn Behrens' Pult zu und sagte, den kleinen Filzhut abnehmend:

„Nun, Herr Consul — haben Sie ihn noch nicht?"

Der Kaufmann sah erstaunt von seinem Buche auf und die kleine wunderliche Gestalt an — und —

„Haben Sie ihn noch nicht?" wiederholte der Kleine.

„Ich? — wen? Von was sprechen Sie eigentlich? — was wollen Sie?"

„Ob Sie meinen Bruder noch nicht haben, den Caspar?"

„Ja, um Gottes willen, Mann," rief Herr Behrens, „was soll ich denn mit Ihrem Bruder Caspar machen?"

„Ob Sie ihn den Tyrannen, den republikanischen Schuften noch nicht wieder aus den Zähnen gerissen haben?" frug aber der Deutsche weiter — „den Caspar Vollmeier — Herr Gott, wissen Sie es denn nicht mehr — ich war ja am Montag bei Ihnen und habe mich beklagt, und heute ist schon Sonnabend."

Behrens schüttelte mit dem Kopf. „Sagen Sie einmal, lieber Freund, sind Sie bei Trost? Was wollen Sie eigentlich? — ich verstehe kein Wort davon. Was habe ich denn mit Ihrem Bruder zu thun?"

„Mit meinem Bruder?" rief Herr Bollmeier — „das wäre noch schöner. Sind Sie denn nicht der —sche Consul, und hab' ich mich nicht bei Ihnen beschwert, daß sie meinen Bruder zu den Soldaten gepreßt und jetzt wahrscheinlich mit in's Land hineingeschleppt haben? Das dürfen sie doch nicht, und weshalb sind wir denn da baierische Unterthanen?"

„Ach — jetzt fällt mir die Geschichte wieder ein. Ja, mein guter Herr Bollmeier, so geschwind geht die Sache nicht. Ich habe noch an dem nämlichen Tage in Ihrer Sache an das Kriegsministerium geschrieben, aber natürlich keine Antwort erhalten, und der gewöhnliche Geschäftsweg ist, daß ich in vier Wochen noch einmal anfrage und an die Sache erinnere. Wenn wir nachher zwei oder drei Monate später einen Bescheid kriegen, können wir ganz zufrieden sein."

„Auch noch? und unter der Zeit schießen sie mir den Bruder todt, und seine Mutter hat nur den einzigen Sohn."

„Ich denke, Sie sind Brüder?"

„Stief-," sagte Herr Bollmeier.

Behrens zuckte mit den Achseln. — „Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, und nun müssen wir abwarten, was darauf folgt."

„Aber wenn er nun mit in's Land hineinmarschiren muß?"

„Kann ich's ändern?" rief Behrens, der ärgerlich wurde — „soll ich etwa hinter ihm drein marschiren?"

Bollmeier nahm eine würdevolle Stellung an.

„Bitte, Herr Consul, nehmen Sie einmal einen frischen Bogen Papier."

Behrens sah zu ihm hinüber und lächelte. „Und was soll ich damit?"

„Ein Protokoll aufnehmen."

„Aber über was?"

„Ueber Consulats-Weigerung, einem deutschen Unterthanen Schutz und Hülfe im Ausland zu gewähren."

„Aber Sie sind ja gar kein Deutscher, Sie sind ja ein Baier und gehen mich eigentlich gar nichts an."

„Sind wir nicht Alle Brüder?" rief Herr Bollmeier.

„Stief-," antwortete Herr Behrens trocken.

„Sie weigern sich also, ein Protokoll aufzunehmen?"

„Ach, lassen Sie mich mit Ihren Albernheiten zufrieden," erwiderte der Kaufmann — „beschweren Sie sich bei Ihrer Regierung, wenn Ihnen das Freude macht — aber ich habe keine Zeit, mich damit einzulassen. Was ich in meiner Stellung und unter den gegenwärtigen Verhältnissen thun kann, um einen widerrechtlich unter die Soldaten gesteckten Deutschen — ob das nun ein Baier oder Nassauer ist — wieder frei zu bekommen, werde ich thun, darauf gebe ich Ihnen mein Wort — und nun seien Sie so gut und lassen mich ungeschoren."

„Bitte," fuhr Herr Bollmeier fort, der seinen Bruder fallen ließ — „ich habe noch einen Wunsch."

„Und der ist?"

„Ich bin hülfsbedürftig."

„Den Henker sind Sie," rief der Consul — „Sie tragen eine große goldene Uhr und eine Tuchnadel wie ein Hühnerei, und Glacéhandschuhe obendrein. Hülfsbedürftige Leute sehen gewöhnlich nicht so aus."

„Der Schein trügt oft, Herr Consul," bemerkte der Baier, der auf einmal wieder ganz höflich geworden war — „ich habe auch zu essen und zu trinken, aber ich wollte ein Geschäft gründen."

„Nun bitte ich aber, daß Sie mich mit Ihren Geschäften verschonen," rief Herr Behrens ärgerlich. „Glauben Sie, daß ich nichts weiter zu thun habe, als Ihre Phantasien anzuhören, oder daß deutsche Regierungen uns hier Fonds herlegten, um jedem — Herrn Bollmeier ein Geschäft zu gründen?"

„Also Sie weigern sich ebenfalls?"

Behrens antwortete ihm nicht mehr, und der junge Deutsche setzte seinen Hut auf, zog seinen linken Glacéhandschuh an und verließ dann, ohne selbst noch einen Gruß für nöthig zu halten, das Local.

In der Thür begegnete er zwei Venezuelanern, die aber

keine Notiz von ihm nahmen. Der eine von ihnen blieb an der Thür stehen, der andere ging direct auf Behrens zu und sagte sehr artig:

„Señor, ich wünsche Waffen für die Regierung zu kaufen. — Was haben Sie davon vorräthig?"

„Thut mir leid," erwiderte der Kaufmann, dem gar nichts daran lag, der jetzigen Regierung auch noch einen Centavo Werth zu borgen, da die Wiederbezahlung mehr als zweifelhaft blieb, — „kann Ihnen aber nicht dienen, denn ich habe gegenwärtig gar keine Waffen."

Der eine Venezuelaner, der an der Thür geblieben war, schritt jetzt vor und weiter in den Laden, wo er auf ein paar bestimmte Kisten zeigte. Der andere warf ihm einen fragenden Blick zu, und er nickte.

„Ich bedauere Ihnen widersprechen zu müssen, Señor," nahm der erste die Unterhaltung wieder auf, „aber mein Compañero war vor einigen Tagen hier im Laden, als gerade aufgeräumt und sortirt wurde, und hat zufällig gesehen, daß Sie da zwei Kisten mit Waffen hatten, die Ihre jungen Leute dort drüben untergebracht — und da stehen sie noch.

„War das wirklich nur zufällig, daß es der Herr da gesehen hat?" fragte Behrens, indem er dem Spion einen nicht eben freundlichen Blick zuwarf.

„Könnte ich die Waffen einmal besichtigen?" sagte der Herr wieder.

„Señor," erwiderte Behrens, „ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht giebt, auf solche Weise bei mir einzudringen. Ich bin —"

„Consul, ich weiß es," unterbrach ihn freundlich und immer noch sehr artig der Abgesandte — „aber selbst die Consuln fremder Länder haben kein Recht, in einem Staat — in dem noch dazu eine Revolution ausgebrochen ist, geheime Waffendepots zu halten. Setzen Sie nur den Fall, die Bevölkerung von Laguayra wollte sich empören — sie bräche dann einfach in Ihr Geschäft, nähme, was sie fände, und machte reiche Beute gerade an dem, was ihr fehlte — Waffen. Aber beruhigen Sie sich — Sie sollen auch nicht im Mindesten in Nachtheil kommen. Es wird Ihnen Alles ehrlich

bezahlt, was wir entnehmen — aber die Waffen müssen wir haben, und wenn Sie meinem Rath folgen, so lassen Sie uns die Sache als ein Geschäft, nicht als eine Zwangsmaßregel betrachten, bei der Sie lange nicht so gut wegkommen würden."

„Und in was wollen Sie bezahlen? in baarem Geld?"

„Du lieber Gott," rief der Beamte achselzuckend — „baares Geld bekommt jetzt in Venezuela nur die Douane zu sehen. Wir geben Ihnen eine Anweisung an diese."

„Und der Finanzminister sistirt in der nämlichen Stunde alle Zahlungen."

„Von diesem Sistiren sind einige Zahlungen ausgenommen — hauptsächlich die für Waffen."

„Und dann glaub' ich noch nicht einmal, daß Sie den geringen Vorrath, den ich habe, gebrauchen können."

„Darf ich ihn einmal sehen?"

„Meiers, seien Sie so gut und lassen Sie einmal die Waffenkisten vorholen und öffnen. Der Herr da wünscht sie zu sehen."

Der Fremde wartete mit der größten Geduld, bis die Kisten vorgezogen und aufgeschlagen waren, und trat dann erst heran, um sie zu besichtigen. Behrens aber, der neben ihm stand, sagte:

„Sie werden sich überzeugen, Señor, daß das kein Artikel für Sie ist. Es sind keine Musketen, sondern nur leichte Schrotflinten — und die eine Kiste da enthält überhaupt nur Kindergewehre, mit denen man wohl schießen, aber schwerlich großen Schaden anrichten kann."

„Weiter haben Sie nichts vorräthig?"

„Nicht ein Stück — lassen Sie selber nachsehen, wenn Sie mir nicht glauben wollen."

„Bitte — gewiß — was enthält diese lange Kiste, wenn ich fragen darf?"

„Meiers, lassen Sie einmal diese Kiste aufschlagen."

„Es thut mir leid, Sie so zu bemühen."

Behrens antwortete nicht — die Kiste wurde aufgeschlagen und enthielt — Regenschirme. Der Venezuelaner war beschämt, äußerte aber nichts darüber.

„Wie viel Gewehre enthält diese große Kiste?"

„Es sollen sechs Dutzend sein — sie müssen aber nachgezählt werden."

„Und diese kleinere?"

„Es waren vier Dutzend; ich glaube aber, es sind zwei oder drei davon verkauft."

„Den Rest behalte ich — beide Kisten. Dürfte ich Sie bitten, Ihre Rechnung für das Kriegsministerium auszustellen?"

„Ich werde die Gewehre nachzählen lassen und sie Ihnen zuschicken. Ihre Adresse, wenn ich bitten darf."

Der Venezuelaner reichte ihm eine Karte. „Ich werde danach schicken. Der Herr, der die Waffen abholt, bringt Ihnen zugleich den Check auf die Douane —" und mit einer höflichen Verbeugung empfahlen sich die beiden Herren.

José Gonzales hatte in den letzten Tagen eine merkwürdige Thätigkeit entwickelt und, anstatt, wie ihn die Eltern drängten, Caracas zu verlassen, eine alte Lieblingsbeschäftigung wieder aufgenommen und zu schreinern angefangen. Er arbeitete an einem kleinen Kistchen, das ihm aber nie nach Wunsch gerathen wollte, denn zwei oder drei zerschlug er und schob die Stücke dann selber unter den Kochherd, bis er endlich seinen Zweck erreichte. Dann und wann aber hatte er auch wieder Wege in der Stadt zu besorgen und jeden Tag wenigstens einmal das Haus der Señora Corona aufgesucht, ohne die Damen auch nur ein einziges Mal zu Hause anzutreffen. Er war wenigstens jedesmal noch in der Thür von dem Diener mit einem trockenen „salida" abgespeist worden — sonderbar, daß die Damen so viele Besuche zu machen hatten. Auch das Carcel betrat er am zweiten Tag wieder, traf dort den Schließer, bei dem er sich nach dem Verwundeten — seinem „regungslosen Schlafkameraden" in der einen Nacht, erkundigte. Er drückte dem Mann einen Peso in die Hand, und dieser war die Freundlichkeit selber — erzählte auch, daß der Gefangene wieder Lebenszeichen gegeben und gegessen und

getrunken, sonst aber seine Sinne noch nicht wieder beisammen habe. Er stiere Einen nur immer gerade an, beantworte aber keine Frage und lache nur manchmal still vor sich hin, als ob er den Verstand verloren habe. Im Uebrigen sei er aber vollkommen harmlos, und der Doctor hatte gesagt, man solle ihn nur noch eine Woche ruhig und zufrieden lassen, dann werde sich sein Zustand jedenfalls bessern. Es sei nichts als eine vorübergehende Gehirnerschütterung, die sich von selber heile. Der Säbelhieb war zu tief eingedrungen.

José hütete sich wohl, die Erlaubniß zu erbitten, ihn zu sehen — es hätte das doch nur in Gegenwart des Schließers geschehen können, also gar keinen Zweck gehabt, und eine unbedachte Bewegung mochte Alles verrathen. Er begnügte sich deshalb damit, dem Gefängnißwärter wieder etwas Geld für Lebensmittel dazulassen, weil er, wie er sagte, Theil an einem Menschen nähme, mit dem er eine Nacht gefangen gesessen, und revidirte dann wieder den äußern Theil der Mauer, wo ihn aber besonders das genirte, daß *zwei* Schildwachen den Platz begingen, die eine oben an der Ecke, wo sie die ganze Straße übersehen konnte, die andere nicht weit von der Stelle, an welcher durchgebrochen werden mußte. Gleich darüber war außerdem eine Pulperia oder ein Branntweinstand, wo sich fortwährend zehn oder zwölf Soldaten — oft bis in die späte Nacht, herumtrieben oder vor dem Haus im Freien saßen, die dann auf ein Alarmzeichen auch augenblicklich herbeigeeilt wären.

Eine andere Frage war die, konnte der Kranke, durch seine Wunde, durch Hunger und Entbehrung geschwächt, auch gleich seine Flucht in das innere Land antreten, oder brauchte er nicht vielleicht erst einige Tage Ruhe, was auch insofern gut gewesen wäre, da man dadurch seine Spur verlor.

Was war aber so lange mit ihm zu machen? — sollte er ihn in das elterliche Haus bringen? Dort wurde jedenfalls zuerst gesucht, da man seine Schwester da wußte, und diese selbst durfte nichts von der Flucht erfahren, oder sie hätte sich in ihrer Aufregung leicht verrathen. Was wußte so ein junges unschuldiges Geschöpf von Verstellung.

Aber wohin mit ihm? — Er hatte schon an Coronas

gedacht, die ihn gewiß mit Freuden in einer so menschenfreundlichen Handlung unterstützen würden, und immer die Absicht gehabt, mit ihnen darüber zu sprechen, sie ja aber leider nie zu Haus gefunden. Er mußte heute noch einmal zu ihnen gehen, vielleicht war er diesmal glücklicher, und sie konnten ihm auch in mancher andern Hinsicht einen guten Rath geben. Eigentlich hatte er dabei die Hoffnung, Isabel wieder allein zu treffen, und dann sollte sie ihm nicht so durchschlüpfen wie das letzte Mal. Sie wußte ja jetzt, daß er sie liebe, und konnte sich deshalb einer entscheidenden Antwort nicht länger entziehen.

Als er die Straße hinabschlenderte, begegnete er einem Freund, dem jungen Hierra, dessen Vater in der Verbannung lebte. Hierra selber hatte ein wenig indianisches Blut in den Adern, aber eine sehr gute Erziehung genossen und bekleidete hier in einem der größeren Geschäfte die Stelle eines Buchhalters.

Arm in Arm verfolgten die beiden jungen Leute ihren Weg, und zwar an dem Hause der Señora Corona vorüber, denn José wollte ihn nicht merken lassen, daß er beabsichtige, dort einen Besuch zu machen. Es war besser, er begleitete den Freund ein Stück Weges, und er konnte ja dann immer leicht zurückkehren.

„Nun, José, was treibst Du denn eigentlich hier in der Stadt? Man sagt ja, daß Du neulich einmal eine Nacht auf der Wache zugebracht hättest. Nun, das ist keinenfalls ein Zeichen von schweren Gemüthssorgen, denn dorthin schafft man eigentlich nur fidele Leute.“

„Fidele Leute, Hierra?“

„Nun, Nachtschwärmer.“

„Mich haben sie am hellen Tage arretirt.“

„Morgens ganz früh, wie?“

„Nein, Mittags.“

„Aber weshalb? um Gottes willen. Was hast Du verbrochen?“

„Ich weiß es nicht und habe es dort eben so wenig erfahren. Die Herren scheinen jetzt zu machen, was sie eben Lust haben.“

„Ja, lieber Freund,“ sagte sein Begleiter, „in Acht muß man sich jetzt nehmen — besonders wer Verwandte da draußen unter den „Blauen“ hat — und wer hat die eigentlich nicht? Falcon's Spione sind durch die ganze Stadt verstreut, und wer ein Geheimniß bewahren will, der thut das am besten mit der eigenen Zunge — d. h. er hält sie vollkommen still. Den Herren da oben wächst die Revolution doch nachgerade über den Kopf und sie fangen an gegen Jeden mißtrauisch zu werden. Verhaftungen werden deshalb überall vorgenommen, und man ist kaum in dem eigenen Hause davor sicher.“

„Aber was hilft es ihnen, wenn sie ein paar Leute in der Hauptstadt unschädlich machen? Das ganze Land können sie doch nicht einsperren.“

„Ach, ich weiß nicht, es muß hier in Caracas selbst eine Art von Verschwörung stattgefunden haben, denn aus Falcon's eigenem Haushalt sind in den letzten Tagen Verschiedene verhaftet worden. Sein eigener Koch liegt jetzt in Ketten oben im Hauptgefängniß.“

„Sein Koch?“ rief José und blieb erstaunt mitten im Wege stehen, „das ist merkwürdig.“

„Merkwürdig? Falcon wird wahrscheinlich eine Vergiftung befürchtet haben. Muß auch ein böses Leben sein, was er jetzt führt, und um den Preis möcht' ich wahrhaftig nicht auf dem Präsidentenstuhl sitzen. Ich fange jetzt übrigens selber an ungeduldig zu werden, und allerlei tolle Pläne gehen mir im Kopf herum. Uns hier in der Stadt mißhandeln sie dabei am meisten, und die Wirthschaft hat eigentlich lange genug gedauert. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, daß wir selber hier in Caracas die Hand mit anlegten, um ihr ein Ende zu machen?“

„Hier in Caracas?“ fragte José zerstreut.

„Du freilich,“ setzte Hierra nicht ohne Bitterkeit hinzu, „hast jetzt andere Ideen im Kopf als die Noth des Vaterlandes. Was kümmert Dich die Revolution!“

„Meinst Du, Hierra?“

„Mein' ich,“ wiederholte dieser, indem er mit einem düstern Blick vor sich niederstarrte; „aber ich kann Dir's nicht ver-

denken," setzte er nach kurzer Pause hinzu, „wer weiß, wie ich selber an Deiner Stelle handeln würde!"

„An meiner Stelle? ich verstehe Dich nicht."

„Das thut nichts, Amigo. Das ganze Land ist uns jetzt ein Räthsel; aber wohin wolltest Du eigentlich?"

„Ich habe in der Calle del Comercio einige Geschäfte zu besorgen."

„Geschäfte, glücklicher Mensch, der Du noch an Geschäfte denken kannst; mir schwindelt der Kopf von lauter Plänen und Gedanken und hat nicht Raum mehr auch nur für eine einzige Zahl. Ich muß auch bald selbständig in Etwas eingreifen, oder ich gehe in diesen Träumereien zu Grunde. Wohin gehst Du jetzt?"

„Ich sagte es Dir ja eben, in die Calle del Comercio."

„Ach ja, sei nicht böse José, also lebe wohl, ich werde Dich nicht stören," und dem Freunde zunickend, schritt er langsam die Straße hinab.

José blieb eine Weile stehen, und zu jeder andern Zeit würde ihm das wunderliche Benehmen des Freundes aufgefallen sein. Jetzt aber gingen ihm eine solche Masse von Gedanken durch den Kopf, daß er kaum darauf achtete. — Was war denn das nur mit dem Koch des Präsidenten? Hatte er davon geträumt, oder hatte ihm schon Jemand davon erzählt? Er konnte sich nicht gleich darauf besinnen, und doch war es ihm so merkwürdig aufgefallen, als es Hierra erwähnte. Aber Castilia's Schicksal nahm seine Gedanken zu sehr in Anspruch. Konnte er die Señora Corona, die er heute bei so früher Stunde sicher treffen mußte, bewegen, den Flüchtigen für kurze Zeit bei sich zu beherbergen, so war eine der größten Schwierigkeiten beseitigt, und mit der Hoffnung schritt er auch rascher aus, um das Haus der Dame zu erreichen. Er mußte ja ungesäumt an das Werk der Rettung gehen, wenn er nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollte, daß der Gefangene in einen andern Kerker geschafft wurde, und dann war natürlich keine Rettung mehr für ihn. Die Befreiung selber stellte sich auch vielleicht gefahrloser, als er anfangs geglaubt hatte, denn mit Geld war ja in Venezuela gegenwärtig fast Alles zu erreichen — warum sollte es

ihm da nicht gelingen, auch ein paar arme Wachtposten für seine Pläne zu gewinnen.

So ganz unaufgehalten sollte er aber seinen Weg noch nicht fortsetzen. Nicht weit von Corona's Haus entfernt begegnete ihm der junge Costar, ein Halb-Indianer, dessen Bruder ebenfalls bei den Blauen, aber noch irgendwo in den Bergen stand. Er selber war ein eifriger Revolutionär und hätte sich schon lange den Reconquistadoren angeschlossen, aber sein Vater ließ ihn nicht fort; er war auch noch zu jung.

„Gonzales," sagte dieser, indem er José's Arm ergriff. „Das ist eine verfluchte Geschichte. Wissen Sie, wohin Colina gegangen ist?"

„Colina? so viel man sich hier erzählte, nach Victoria."

„Gott bewahre, direct nach Calabozo und durchkreuzt damit alle unsere Pläne, denn gerade von dort her erwarteten wir ja eine Erhebung, die hier nachher das Zeichen zum Losschlagen werden sollte. Ich begreife nicht, wie sie hier Wind davon bekommen haben. Es war Alles so geheim betrieben, daß ein Mißlingen ganz unmöglich schien."

„Aber vielleicht ist schon etwas geschehen," erwiderte José, „und er findet das Land dort in vollem Aufruhr."

Der junge Costar schüttelte mit dem Kopf. „Sie wissen, wie schwerfällig die Leute in diesen Binnenstädten sind; ich fürchte, sie haben wenig oder gar nichts gethan, und legt ihnen Colina jetzt eine Anzahl seines Gesindels in die Stadt, so rühren und regen sie sich nachher nicht, und die Regierungstruppen halten die ganze Linie besetzt."

„Und woher wissen Sie, daß er überhaupt nach Calabozo ist?"

„Weil er San Juan del Morro schon in Eilmärschen passirt hat. Er soll sich nirgends aufgehalten haben und immer weiter gerückt sein; hinter San Juan ist aber Calabozo die nächste Stadt, und er kann sich nirgends anders hingewandt haben."

„Wenn er nicht am Fuß der Berge liegen bleibt und die Llanos nur bewacht."

„Nein, nein!" rief der junge Mann heftig — „unsere Spione sind ihnen bis dahin gefolgt; aber ohne sich aufzu-

halten, drangen die Gelben bis zu der kleinen Lagune vor, rasteten zwei Stunden und wandten sich dann direct in die Llanos hinein. Ortega, mein Vetter, hat sein Pferd bald todtgeritten, um uns hier so rasch als möglich die Kunde zu bringen. Daß Castilia gefangen ist, wissen Sie?"

„Ja!"

„Er wird erschossen."

„Um Gottes willen, das ist nicht möglich, er hat ja, wie ich hörte, durch die erhaltenen Säbelhiebe seine Besinnung verloren."

„Das schadet nichts — die Gefängnisse sind überfüllt. Morgen oder übermorgen soll er vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und das Resultat versteht sich dann von selbst. Armer Teufel, und der einzige Sohn seiner Eltern! Unser Plan ist ebenfalls mißglückt, hat wenigstens vor der Hand keine Aussicht auf Erfolg."

„Welcher Plan?"

„Den Präsidenten gefangen zu nehmen, um dadurch alle politischen Gefangenen frei zu bekommen. Falcon muß jedenfalls von irgend einem Schurken, der aber glücklicher Weise nicht näher eingeweiht war, gewarnt sein, denn aus seiner Umgebung sind Mehrere — natürlich die Falschen — verhaftet worden. Er selber geht jetzt nur in Begleitung oder gut bewaffnet aus, hat auch die Wache verdoppeln lassen — aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Doch ich muß fort; wir haben eine geheime Zusammenkunft, von der nicht einmal mein Alter etwas wissen darf, denn wie er nicht zugeben will, daß ich mich offen den Reconquistadoren anschließe, verlangt er auch, daß ich mich hier fern von jeder Politik halte — ich sei noch zu jung — Caramba, ich bin zwanzig Jahre alt, und wenn wir hier denen da draußen nicht helfen, so wird im Leben nichts aus der ganzen Revolution. — Also hasta luego, José, und um Gottes willen reinen Mund gehalten!"

José verfolgte seinen Weg — er war nur noch wenige Häuser von Señora Corona's Haus entfernt. Allerlei wunderliche Gedanken zuckten ihm durch das Hirn, und er wollte sich wenigstens Gewißheit darüber verschaffen. Mit festen Schritten ging er auf das Haus zu und war

eben im Begriff anzuklopfen, als sich die Thür von selber öffnete.

Señora Corona war diesmal wirklich zu Hause, aber sie hatte Besuch, und zwar keinen andern, als José's eigenen Vater, Señor Gonzales, der vor etwa einer halben Stunde zu ihr gekommen und angenommen war.

„Señor Gonzales!“ rief die alte Dame, wie im höchsten Erstaunen, aus, „was verschafft mir die Ehre? Es ist eine lange Zeit, daß wir einander nicht gesehen haben.“

„Ueberhäufung von Geschäften, Señora,“ erwiderte der alte Herr, „sonst würde ich mir das Vergnügen nicht versagt haben, Sie aufzusuchen. Señorita, Sie befinden sich doch wohl? — aber man braucht nicht danach zu fragen — Sie blühen wie eine Rose.“

„Das muß dann eine weiße sein,“ sagte die Mutter nicht in bester Laune, „das Mädel hat ja gar keine Farbe mehr.“

„Aber ein etwas blasser Teint macht interessant,“ fuhr der alte Herr fort, der nun einmal fest entschlossen schien, galant zu sein. „Sie sind doch nicht krank, Señorita?“

„Nein, ich danke Ihnen,“ antwortete Isabel, „ein leichtes Kopfweh manchmal, weiter nichts.“

„Migraine,“ erwiderte Gonzales. „Das alte Leiden der Damen, wie überhaupt zarter Naturen. Wir Beide leiden nicht daran, Señora, wie?“

„Caramba, nein!“ rief Señora Corona, mit einem verächtlichen Lächeln nur bei dem Gedanken, und sie rückte sich dabei bequemer in ihrem breiten Rohrstuhl zurecht. „Aber,“ setzte sie hinzu und sah dabei den alten Herrn mißtrauisch von der Seite an, „was führt Sie eigentlich zu mir, wenn ich fragen darf, denn nach meiner Migraine wollten Sie sich doch nicht erkundigen?“

„Nein,“ sagte Gonzales lächelnd, selber von der Idee erbaut, „es ist etwas Praktisches, eine Geschäftssache, wenn ich Ihnen nachher vielleicht das Nähere mittheilen darf —“

Señora Corona hatte ihn angesehen und verstand augenblicklich, was er meinte.

„Schon gut — à propos, Señor, wie steht es draußen? Haben Sie gute Nachrichten von der Lagune? Caramba, die

Herren dort zögern doch in ganz unverantwortlicher Weise. Jetzt ist Colina fort, Gott weiß wohin und wann er wiederkommt — wenn sie jetzt vorbrächen, so könnten sie Caracas fast ohne Schwertstreich nehmen und damit die ganze Revolution abmachen. — Sie sind aber furchtbar langsam und unschlüssig, und man sieht wohl deutlich, daß ihnen ein eigentlicher und geschickter Führer fehlt."

„Señora," meinte Gonzales achselzuckend, „Sie müssen mich in doppelter Hinsicht entschuldigen; erstlich bekümmere ich mich überhaupt nicht um Politik, und wenn ich es thäte, so würden wir Beide, nach Allem, was ich darüber gehört, doch verschiedener Meinung sein. Sie, als Dame, und die Frauen scheinen gegenwärtig in Venezuela fast Alle blaues Blut zu haben, neigen sich auf Seite der Revolution, und es sei fern von mir, Ihnen deshalb einen Vorwurf machen zu wollen. Ein Jeder hat ein gutes Recht zu seiner politischen Meinung, aber deshalb bitte ich Sie auch, daß Sie mir nicht wegen meiner Ansicht zürnen."

„Und die ist?"

„Ich halte unsern Präsidenten Falcon nicht für so schlimm, als er gewöhnlich gemacht wird. Er mag Manchem vielleicht Grund zur Unzufriedenheit gegeben haben, aber der Mann soll noch geboren werden, der es allen Menschen recht macht, und da wir überhaupt gar nicht wissen, wo wir einen besseren herbekommen wollen, so dächte ich — nur meiner einfachen Meinung nach, und ohne diese jemand Anderem aufzwingen zu wollen — die ganze Revolution hätte keinen weiteren Zweck, als das Land in einer steten Unruhe und ohne Arbeitskräfte zu halten, und je eher sie deshalb zu einem Abschluß käme, desto besser."

Señora Corona lächelte, ohne jedoch ein Wort darauf zu erwidern, leise vor sich hin, mit einer Miene aber, daß man nicht daraus klug werden konnte, ob sie die politische Meinung des Herrn theile, oder sich darüber lustig mache. Nach einer kleinen Weile sagte sie dann zu der an ihrem Nähtisch sitzenden Isabel:

„Ach, liebes Kind, wärst Du wohl so gut, unserer Köchin ein wenig auf die Finger zu sehen? Sie hat uns gestern das

ganze Essen verdorben und ich möchte das nicht gern heute noch einmal erleben."

Isabel stand ruhig auf und ging hinaus, aber erst nach einer Pause von wohl fünf Minuten sagte die alte Dame, das Gespräch über Politik vollständig fallen lassend:

„Sie wollten mit mir etwas über Geschäfte sprechen; worin kann ich Ihnen dienen, denn Sie wissen ja, daß ich Ihnen gern gefällig bin."

„Ich habe nicht vergessen," erwiderte Señor Gonzales, „daß ich Ihnen schon verschiedene Male zu Dank verpflichtet war; doch was mich hergeführt hat, wird vielleicht die Schuld meiner Dankbarkeit, anstatt sie etwas abzutragen, nur noch erhöhen."

„Aber nur um Gottes willen nicht in der alten Weise," rief die Señora abwehrend, „denn daß ich keinen Einfluß bei dieser Regierung habe und haben kann, wissen Sie, und außerdem steckt das Falcon'sche Regime augenblicklich so furchtbar in Schulden, daß an eine Auszahlung nicht zu denken ist."

„Das thut mir leid," erwiderte Gonzales, der eben einige Blätter Papier aus der Brusttasche genommen hatte, sie aber bei den letzten Worten wieder zurückschob, als ob er vollständig verzichte; „ich hatte gehofft, daß wir Beide ein gutes Geschäft machen würden. Ich, indem ich schon halbaufgegebenes Capital, wenn auch ohne Zinsen, vollständig wieder einbrächte, Sie, indem Sie die nothwendigen Procente für Ihre Mühe und Arbeit ernteten. Aber Unmögliches läßt sich nicht überwinden, und ich werde dann, wenn auch mit einem Verlust, wenigstens einen Theil des ausgelegten Capitals zu retten suchen. Sie entschuldigen, Señora, wenn ich Sie gestört habe."

Er wollte mit diesen Worten wieder vom Stuhl aufstehen, als die alte Dame den Arm gegen ihn ausstreckte und rief:

„Ist das ein unruhiger Gesell! Caramba! können Sie denn nicht einmal fünf Minuten auf Ihrem Stuhl sitzen bleiben? Was ist es denn eigentlich? Wir Frauen sind neugierig, und ich möchte wenigstens wissen, was Sie hergeführt hat."

„Gerade das, was Sie mir nicht erfüllen können," sagte Gonzales, seinen Platz wieder einnehmend, „Anweisungen an die Douane."

„Und zu welchem Betrag?"

„Fünftausend Pesos."

„Caramba! Silva verspräche zwanzig, wenn er die fünf bekommen könnte. Das ist viel Geld."

„Rechnen Sie zwanzig Procent auf fünf," sagte Gonzales, „so macht es die runde Summe von tausend Pesos, die dabei Ihr Gewinn wären — wahrhaftig keine Kleinigkeit, und Sie verdienen nebenbei an dem Geschäft gerade tausend Pesos mehr als ich."

„Was heißt das?"

„Daß ich einfach mein Geld herausbekomme."

„Caramba, Señor," rief die alte Dame überlegend, „ich wollte Ihnen gern gefällig sein, aber es geht wahrhaftig nicht, es ist zu viel, und Sie wissen — wenn der Herr an der Steuerkasse, der mir gefällig ist, auch heimlich zu unserer Partei gehört — so läßt er sich doch auch dafür bezahlen. Sagen Sie fünfundzwanzig, und ich will es wenigstens versuchen."

„Señora," erwiderte Gonzales, „für fünfundzwanzig besorgt es mir General Bio unten an der Kasse selber, und ich habe weiter keine Umstände davon; aber mir sind schon die Zinsen von dem Capital verloren gegangen und ich möchte nicht gern noch zweihundertfünfzig Pesos dazu verlieren. In dem Fall riskire ich es lieber, noch einen Monat zu warten. Laufen einige Schiffe ein — und es sind allein von Deutschland vier unterwegs — so bringe ich vielleicht meine Anweisung noch zu zehn oder fünfzehn Procent an. Es thut mir wirklich leid, Sie umsonst bemüht zu haben," setzte er hinzu, indem er aufstand und nach seinem Hute griff, „aber ich hatte einmal Vertrauen zu Ihnen."

„Na, dann geben Sie die Wische her," rief die Señora, indem sie die Hand danach ausstreckte. „Was thut man nicht für einen Freund!"

„Señora sind so gütig," erwiderte der alte Herr, indem er ihr die Papiere überreichte, „wann darf ich wieder vorfragen?"

„Vor drei oder vier Tagen nicht, ich werde selber nach Laguayra fahren müssen, oder einen zuverlässigen Boten senden. A propos, weshalb ist denn Ihr Sohn neulich verhaftet worden? Ich hörte in der Stadt davon.“

„Quien sabe, wir begreifen es Beide nicht.“

„Die jungen Leute sind zu leichtsinnig in ihren Aeußerungen,“ fuhr die alte Dame fort. „Es ist ja recht hübsch, patriotisch zu sein, aber die Klugheit darf man dabei nicht aus den Augen lassen. Da machen wir Beide es doch anders? heh, Gonzales? Caramba, Sie alter Fuchs Sie —“

„Señora erweisen mir zu viel Ehre,“ erwiderte Gonzales, „ich bin schon durch meine Unwissenheit in der Politik geschützt. — Doch noch Eins! Señora haben wohl davon gehört, daß der junge Castilia auf sehr schwere Anklage hin und außerdem noch verwundet im Gefängniß liegt? Der Fall ist wohl hoffnungslos?“

Die buschigen Augenbrauen der Dame zogen sich finster zusammen. „Lassen wir Jeden das auseſſen, was er sich eingebrockt hat,“ sagte sie. „Der alte Castilia ist ein Vaterlandsverräther, und wenn sein Sohn dafür büßen muß, kann man es ein Gottesgericht nennen.“

„Ein Vaterlandsverräther, Señora?“ rief Gonzales erstaunt und beinahe bestürzt aus, denn es konnte ihm nicht entgehen, daß die Frau nicht gut auf die Familie zu sprechen war, und dadurch sank seine Hoffnung auf eine Unterstützung von dieser Seite — „so viel ich weiß, hält er zu Ihrer Partei.“

Die Señora biß sich auf die Unterlippe. — „Ja, aber er verräth jede Partei, mit der zu gehen er vorgiebt.“

„Und ich hatte gerade geglaubt, daß Sie vielleicht ein gutes Wort für den unglücklichen jungen Mann —“

„Ich?“ unterbrach ihn Señora Corona, und das unheimliche Blitzen ihrer dunkeln Augen verrieth dem aufmerksamen Beobachter, welche Dämonen in ihr lauerten; aber sie selber mochte nicht zeigen wollen, was in ihrem Herzen vorging, und sich halb abwendend, vollendete sie ihre Rede in ganz anderer Art, als ihr erster Ausruf anzudeuten schien. — „Ich?“ wiederholte sie langsamer — „und was könnte mein Wort in der Sache helfen, selbst wenn ich nun — vielleicht

ein Vorurtheil bei Seite setzen wollte, — aber" — fuhr sie, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, fort, und ihr Auge haftete forschend auf dem alten Herrn, — „wird denn sein Vater keinen Versuch machen, ihn zu befreien, und ist er vielleicht zu dem Zweck schon hier?"

„Lieber Gott!" rief Gonzales — „er kann jetzt kaum die Kunde davon haben — aber glauben Sie, daß seine Anwesenheit hier etwas nützen würde?" — Die Frage war so harmlos gestellt, daß die Señora unbedingt darauf erwiderte:

„Ich glaube es bestimmt — Falcon ist gutmüthig — einer persönlichen Bitte des Vaters könnte er vielleicht nicht widerstehen."

„Und sollte die Mutter nicht noch mehr nützen können?" fragte Gonzales, wie mit sich selber redend.

„Nein," erwiderte die Señora — „Frauen kommen gewöhnlich vor Thränen nicht zu Worte und ermüden mehr, als daß sie Mitleiden erwecken. Wenn Sie den alten Herrn Castilia veranlassen könnten, ungesäumt hierher zu kommen — ich glaube gewiß, daß er doch eine Milderung des Urtheils erreichen würde."

„Und fürchten Sie nicht, daß er *selbst* hier einer Gefahr ausgesetzt wäre?" fragte Gonzales und sah mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu der Dame auf.

„Nein, ich glaube es nicht. Weshalb?"

„Das Hauptquartier der Reconquistadoren liegt in seinem Hause."

„Bah!" rief lachend Señora Corona aus, „glauben Sie, daß sich Falcon um solche Bagatelle kümmert? Was liegt daran? Irgendwo müssen sie Quartier nehmen, und für Einquartierung ist Niemand verantwortlich. Schreiben Sie ihm — schaden kann es keinenfalls und vielleicht viel nützen."

„Ich werde es thun, Señora," erwiderte Gonzales, indem er von seinem Stuhl aufstand. „Wenn ich ihm aber auch einen besondern Boten schicke, wird es immer noch mehrere Tage dauern, bis er Caracas erreichen kann, und kommt er dann nicht vielleicht zu spät?"

„Ich — glaube nicht" — entgegnete die Señora — „ein

Aufschub wird gewiß von Falcon zu erlangen sein — ich werde mir selber deshalb Mühe geben."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Señora," schloß Gonzales das Gespräch, indem er ihr eine achtungsvolle Verbeugung machte — „und will denn auch nicht mehr säumen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen."

„Señor, es war mir äußerst angenehm, Sie wieder einmal bei mir gesehen zu haben. Ich hoffe, Sie werden sich bis zum nächsten Besuch nicht so lange Zeit nehmen."

„Wenn Sie mir noch einen Besuch erlauben, gewiß nicht."

Noch einmal machten sich Beide — Herr wie Dame — eine sehr achtungsvolle und förmliche Verbeugung, und dann schritt Señor Gonzales, ohne die im Triumph hinter ihm drein blitzenden Augen der Señora zu bemerken, den schmalen Gang hinunter und öffnete die Hausthür, vor der er, die Hand eben zum Anklopfen erhoben, Jemanden fand, den er am wenigsten vermuthet hätte: seinen eigenen Sohn.

„Vater," rief José erstaunt, „kennst Du denn die Damen hier?"

„Kennst Du sie?" war die Gegenfrage des Vaters, der die Thür ohne Weiteres in's Schloß drückte, den Sohn unter den Arm faßte und dann nach der Richtung mit ihm die Straße hinabschritt, daß sie die Fenster des Hauses nicht zu passiren brauchten.

„Ich — ich kenne sie allerdings," erwiderte José, durch dies plötzliche Begegnen völlig außer Fassung gebraucht, „das heißt nicht genauer. Die Señora ist für unsere Partei außerordentlich thätig."

„Ist sie das in der That? und weißt Du das gewiß?"

„Die ganze Stadt weiß es."

„Und gehöre ich auch mit zur Stadt?"

„Aber, Vater," rief José, dem auf einmal Alles wieder durch den Kopf zuckte, was er in den letzten Minuten selber gedacht hatte, „weißt Du etwas Bestimmtes gegen sie?"

„Soll ich Dir sagen, was mich zu ihr geführt hat?"

„Ich wäre allerdings begierig es zu hören."

„Gut, dann sollst Du es erfahren. Du weißt, daß ich zu Zeiten von der Regierung Anweisungen auf die Douane bekomme —"

„Deren Auszahlungen sie durch einen Gegenbefehl hintertreibt — wer weiß das nicht — eine kostbare Finanzwirthschaft!"

„Nun, die Señora Corona kassirt sie für mich ein."

„Die Señora Corona?"

„Natürlich gegen einen kleinen Profit von zwanzig Procent für ihre Bemühungen und — ihren Einfluß."

„Dann hat sie Freunde unten an der Douane."

„Die ihr verwünscht wenig nützen würden; denn daß Silva eine strenge Controle über alle dort einlaufenden Gelder hält, kannst Du Dir wohl denken."

„Aber wie ist es sonst möglich?"

„Durch einen Specialbefehl Falcon's, ihr Alles auszuzahlen, worüber sie eine Anweisung bringt. Natürlich versteht Falcon nur die Gelder, die er selber ihr speciell anweist, aber sie benutzt selbstverständlich diese Vergünstigung, um auch kleine Nebengeschäfte zu machen — und wer kann es ihr verdenken?"

„Das kann aber erst seit ganz kurzer Zeit sein," rief José erschreckt aus — „seit dem Tag, wo sie von ihm den Monatsgehalt von dreihundert Pesos zugesichert erhalten hat."

„Wie lange ist das etwa her?"

„Es mag immerhin eine Woche sein — ich weiß es nicht mehr genau."

„Und wenn ich Dir nun sage, daß ich diese Geschäfte mit ihr schon seit etwa dreiviertel Jahren betreibe?"

„Vater!" rief José und fühlte dabei, wie er bleich wurde.

„Willst Du einen guten Rath von mir annehmen, José?"

„Wie gern, Vater."

„So traue der Dame nicht weiter, als Du sie siehst — und nicht einmal so weit."

„Du glaubst, daß sie ein falsches Spiel spiele?"

„Ich glaube es nicht allein, ich weiß es gewiß."

„Aber die Tochter kann nicht die Mitschuldige sein," rief José bewegt, „ein so gutes, treues Auge kann nicht lügen."

Gonzales blieb stehen, machte sich von dem Arm seines Sohnes frei und sah ihm ernst in's Gesicht — aber nicht lange. Er nahm seinen Arm wieder, verfolgte den bisher eingeschlagenen Weg nicht weiter, sondern bog scharf herum und ging mit ihm gerade wieder zurück.

„Wohin willst Du, Vater?"

„Weißt Du in Caracas Bescheid?"

„Ich glaube ja — so ziemlich."

„Du weißt, wie die gewöhnlichen Häuser gebaut sind?"

„Ja, aber weshalb?"

„Komm nur mit mir — wir gehen noch einmal zu der Señora Haus."

„Zusammen?"

„Nicht hinein — nur bis zu dem Haus — bitte, laß mich gewähren, ich werde Dich führen und Dir etwas zeigen. Urtheilen magst Du dann selber — ich will Dir mein Urtheil nicht aufdrängen." Vater und Sohn verfolgten schweigend ihren Weg, bis sie die Stelle erreichten, wo das Haus der Señora Corona abgrenzte. Dort blieb Gonzales einen Augenblick stehen und sagte leise: „Jetzt sei so gut und zähle einmal die Schritte bis zur nächsten Ecke — wir schreiten gleichmäßig aus — komm und thu, wie ich Dir sage." Damit drehte er wieder um, und sie gingen denselben Weg, den sie gekommen. Als sie die Ecke erreichten, hatten sie jeder zweiundachtzig Schritt gezählt.

„Zweiundachtzig," sagte Gonzales — „so, jetzt biegen wir hier in diese rechtwinklige Querstraße ein — Du brauchst nicht eher zu zählen, bis wir an die andere Ecke kommen."

José schüttelte mit dem Kopf. Er begriff nicht, was das Alles bedeuten solle, folgte aber fast willenlos dem Vater. Endlich, als sie die nächste Ecke erreichten, sagte der alte Gonzales, indem er seinen Sohn wieder anhielt, um links einzubiegen:

„So, mein Junge — nun wollen wir von hier, die Straße hinauf wieder zweiundachtzig Schritt abzählen — laß uns genau so große Schritte machen, als vorher. Also eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs —"

Schweigend zählten Beide halblaut vor sich hin bis zwei-

undachtzig. Vier oder fünf Schritt weiter brachten sie zu einer Thür.

„Weißt Du, wer hier wohnt, José?"

„Es ist das Haus, das mit der Rückseite gerade an das der Señora Corona stößt."

„Ja — weißt Du, wer hier wohnt?"

„Nein — ich bin in dieser Straße gar nicht bekannt."

„Der Präsident Falcon."

„Falcon? — aber Du irrst, Vater. Falcon hat —"

„Dies Haus schon seit längerer Zeit gemiethet und jetzt angekauft — angeblich um hier verschiedene Sammlungen aufzustellen oder zu irgend einem andern Zweck — was weiß ich. Er ist hier sehr häufig gegen Abend gesehen worden."

„Vater!"

„Guten Morgen, José — ich habe dort hinüber noch Einiges zu besorgen, und Du wirst doch jetzt wahrscheinlich nach Hause gehen.. Versäume die Essenszeit nicht — ich werde auch pünktlich sein" — und sich von dem Arm des Sohnes frei machend, ging er raschen Schrittes die Straße hinab.

13.

Schlechte Behandlung.

Es war unbegreiflich, mit welcher Ruhe die Falcon'sche Regierung den langsam, aber sicher anwachsenden revolutionären Geist im Lande mehr und mehr um sich greifen sah, ohne irgend welche energische Maßregeln dagegen auch nur zu versuchen.

Nach Westen zu bis Victoria, auf dem Wege nach der Lagune von Venezuela, waren allerdings die Hauptplätze von gelben Truppen besetzt, ebenso durch das Gebirge nach Süden die Städtchen Villa de Cura, Ortiz und San Juan. Auch

nach Südosten hatte man, gegen Las Ajuntas zu, die kleinen Orte wie Chacao mit einer Besatzung bedacht, und besonders die Hafenstadt Laguayra im Norden besaß eine für diese Kriege starke Garnison, aber das Alles schien nur dazu bestimmt, um die Hauptstadt selber gegen einen Ueberfall zu schützen. Die ganze Aufstellung war allein ein Vertheidigungssystem, und sah ganz so aus, als ob sich Falcon wenig darum bekümmere, was im Lande geschah, wenn er nur Präsident und sicher in seiner Hauptstadt blieb.

Die venezuelanische Republik besaß drei gut armirte Kriegsdampfer, die meist — wie das in allen südamerikanischen Republiken der Fall ist — mit fremden Matrosen und Officieren bemannt waren. Einer dieser Kriegsdampfer lag stets vor Laguayra — angeblich, wie es hieß, um die Stadt zu verhindern, der Revolution Sympathien zu zeigen — wie man aber in Caracas behauptete: nur zu Falcon's speciellem Dienst bereit, wenn dieser es nämlich einmal gerathen finden sollte, sein Reich plötzlich zu verlassen und seine eigene Person in Sicherheit zu bringen.

Auch das ganze „Heer" — wenn man diese Soldaten wirklich ein Heer nennen konnte — schien allein demselben Zweck zu dienen. Wie dem würdigen Präsidenten der Dampfer gewissermaßen eine Brücke offen hielt, um darauf ein sicheres Ufer zu erreichen, so sollte die Armee die Nothwendigkeit dazu so lange als möglich abwenden, und dann — wenn das nicht mehr möglich war — ihm den Rücken decken, und nachher? — après moi le déluge. —

Auch die Mittel, um die Revolution, nicht zu beseitigen, sondern nur niederzuhalten und einen Ausbruch aufzuschieben, zeigten, wie schon früher angedeutet, alle eine kleinliche und engherzige Natur. Wie man von dem Strauß erzählt, daß er den Kopf in einen Busch steckt, sobald er sieht, daß er seinen Verfolgern nicht mehr entgehen kann, so handelte hier die venezuelanische Regierung und schien zu glauben, daß sie, wenn sie nur Caracas ruhig halte, von den übrigen Theilen nicht viel zu befürchten habe. Sie wollte die Revolution nicht sehen, und sah deshalb auch nicht, daß fast jeder Bürger in Caracas ihr gehörte — ja daß selbst die große Mehrzahl

der Soldaten viel lieber ein blaues als ein gelbes Band um den Hut getragen hätte — wenn ihnen dabei nämlich eine Wahl gelassen wäre. Aber wer frug diese Republikaner, für welche Sache sie kämpfen wollten. Sie wurden eingereiht, und damit war Alles abgethan.

Um so mehr erstaunten die Bewohner von Caracas, als sich endlich auch in der Stadt das Gerücht verbreitete, General Colina sei nach Calabozo, der fernen Llanos-Stadt, marschirt, um diese — nicht etwa zu unterwerfen, denn sie hatte noch nicht rebellirt, — sondern um sie nur zu besetzen. Welchen Zweck konnte so ein abenteuerlicher Zug haben, der einen Theil des Heeres vollkommen außer Verbindung mit der Hauptstadt brachte, und dadurch nur die eigentliche Vertheidigung schwächte, ohne der Regierung den geringsten Nutzen zu bringen. Niemand verstand einen solchen Kriegsplan — und es war auch gar kein Plan, sondern in der That nichts weiter als eine Laune Falcon's gewesen, die aber gerade deshalb, weil Niemand die Ursache begriff, das Volk beunruhigte. Jedenfalls that sie Schaden, denn sie brachte dadurch über einen bis jetzt von den Kriegsunruhen nicht berührten Landstrich, der noch dazu außerhalb jeder Operationslinie lag, alle Schrecken eines solchen Zuges und sog auch dort den Boden aus, ohne irgend einer Partei nur den geringsten Nutzen zu bringen.

Aber selbst in Caracas ließ sich die Ruhe — wie sie der Regierung eben behagte — nicht vollständig aufrecht erhalten, denn die Deputirten der verschiedenen Provinzen waren wieder zusammengetreten und in einer bedeutenden Majorität in Opposition mit dem Ministerium, was sich schon bei den ersten beiden Sitzungen klar und unverkennbar herausstellte. Die Regierung, so schon von allen Seiten gedrängt, bekam dadurch auch nach dieser Richtung hin alle Hände voll zu thun, dachte aber gar nicht daran, wirkliche Zugeständnisse zu machen, sondern manipulirte hier im Kleinen genau so, wie sie es draußen im Großen that — d. h. sie verhinderte, so weit es in ihrem Einfluß lag, die Vollständigkeit der Sitzungen, störte sie durch eingelassenes Gesindel und glaubte Alles erreicht zu haben, wenn sie ein Resultat, das doch am

Ende nicht ausbleiben konnte, nur um Monate — ja Wochen hinausschob.

Dadurch wuchs aber natürlich die Erbitterung nicht allein unter der gebildeten Klasse, nein, selbst unter dem Volk, dem es anfing an Arbeit zu fehlen. Mit Recht erwartete man fast jede Stunde einmal einen Ausbruch, und wer wollte da zu irgend einer Arbeit noch Leute beschäftigen und bezahlen, wo Geld und Zeit nur nutzlos hinausgeworfen wären.

Wer allein sich wohl befand, oder wenigstens ohne die geringste Sorge in die Zukunft blickte — ja, dem allem Anschein nach allein eine Zukunft in Venezuela geboten wurde, das war das Officiercorps und vor allen Dingen diese Legion von Generalen, die Falcon geschaffen, und die er als eine feste Stütze seiner Stellung betrachtete. Und nicht nur in der Armee, nein an dem Zollamt, in den Ministerien wie unter allen übrigen Beamten wimmelte es von Generalen. — Alte Männer und junge Burschen, mit oder ohne Uniform, liefen mit dem Generalsrang herum, und wo sie gar einen Degen an der Seite trugen, wußten sie ihres Uebermuths keine Grenze mehr. Sie glaubten an keinen Sieg der Revolution, denn der kriegerische Lärm, der sie fortwährend umgab, übertäubte jedes Gerücht, was wohl einmal von da oder dort hätte zu ihnen dringen können. In jedem Civilisten sahen sie außerdem einen Feind -- sie hatten nicht so ganz Unrecht darin — und verkehrten auch deshalb fast nur untereinander, oder ausnahmsweise mit wenigen der Regierung eng befreundeten und von ihr abhängigen oder zu ihr gehörenden Kreisen.

Und aus was für einer bunten Mischlingsrace bestanden sie. Wirklich weiße Haut fand man nur selten unter ihnen, sondern meist braune, gelbe und sogar sehr häufig völlig schwarze Gesichter, die sich dann nicht wenig in ihrer Würde brüsteten.

In Nordamerika mit seinen enormen Hülfsquellen und seiner betriebsamen Bevölkerung, wie auch einem gemäßigten und nicht entnervenden Klima, besteht unter den Mischlingsracen ein ganz anderes Verhältniß. Die Auswanderer von ganz Europa zogen sich dorthin und überschwemmten das Land mit ihren Schaaren, während der stolze und freie Sinn

der nordamerikanischen Indianer in seltenen Fällen eine Vermischung mit der weißen Race der verhaßten Eroberer zuließ. Noch mehr aber verachten sie die Neger, und es würde keinem Indianermädchen je einfallen, einen solchen zu ihrem Gatten zu wählen. Deshalb sind auch in den Vereinigten Staaten die verschiedenen Racen bis auf den heutigen Tag verhältnißmäßig stark geschieden. Anders, ganz anders aber ist das in den Republiken Südamerikas, wo die Vermischung von der ersten Eroberung an bis zu jetziger Zeit ununterbrochen stattfand und die später eingeführten Neger von der schwächeren Indianerrace fast als gleichberechtigt angenommen wurden. Eine Einwanderung von Weißen fand aber dorthin immer nur vereinzelt, aber nie in einem großen Maßstabe statt, und die natürliche Folge konnte nicht ausbleiben: daß nämlich die Mischlingsrace und Mischlinge im vollsten Sinne des Worts die bei Weitem überwiegende Klasse werden mußte.

Monagas selber, der frühere Präsident der Republik, dessen Name lange Jahre hindurch nur mit einem Fluch genannt wurde, und der jetzt trotzdem wieder Miene machte, sich an die Spitze der Revolution zu stellen, hatte etwas indianisches Blut in den Adern, und im Heer der Blauen wie Gelben zeigten sich die Abkömmlinge von Indianern und Weißen, in ihren verschiedenen Schattirungen, als die zahlreichsten und gehörten sogar nicht selten zu den intelligentesten Officieren. Aber in Falcon's Heer herrschte außer diesen auch noch die Mischung mit äthiopischem Blut bis zum vollständigen Neger vor, und die Mehrzahl von diesen sah verwahrlost genug aus.

Allerdings gab es auch in Caracas eine kleine Zahl von Generalen unter den Creolen, die oft den ersten Familien der Stadt angehörten, die auch dann keine Zuschüsse von der Regierung brauchten und erwarteten und wie Caballeros leben konnten. Diese aber zeichneten sich auch sehr vortheilhaft vor den Uebrigen aus. Sie gingen in goldgestickten Uniformen einher und hielten sich in größter Sauberkeit, wie auch vornehm zurückgezogen von dem größten Theil ihrer Kameraden; aber diese fühlten sich nicht etwa dadurch beleidigt, sondern hielten es im Gegentheil für ganz in Ordnung — waren sie doch von jeher keine andere Behandlung gewohnt gewesen.

Ein Theil dieser letzteren Gesellschaft nun hatte sich in der großen Eckstube eines Hauses an der Plaza de San Francisco, das zu einer Art Kaserne benutzt wurde, versammelt, und es schien ziemlich lebhaft da herzugehen. Man debattirte gerade über eine Eingabe an den Präsidenten, die den Verbrecher betraf, der nicht allein einen ihrer Kameraden auf „feige Weise", wie sie sagten, erschossen, sondern dem Feind auch als Spion gedient hatte und deshalb, wie man heute erfahren, von Falcon zum Tod verurtheilt war — aber zum Tod durch Erschießen, und das empörte das Ehrgefühl dieser Herren.

Die Kugel — ein Soldatentod, war zu gut für ihn, und einer von diesen Herren hatte eine Petition aufgesetzt, wonach Falcon gebeten wurde, oder das Officiercorps verlangte es vielmehr — daß der Verbrecher durch den Strang hingerichtet würde. Der Streit oder Unwille unter den Anwesenden rührte nun hauptsächlich daher, daß sich die ersten Generale, wie Bruzual z. B. und einige andere, nicht an der Adresse betheiligen, d. h. sie nicht unterschreiben wollten, und doch hatte man oben den Raum für ihre Namen offen gelassen. — Eine große Anzahl der Herren war auch der Ansicht, daß man eine Deputation geradeswegs zu Bruzual schicken solle, um ihn „im Namen des ganzen Heeres" zu veranlassen, ihrem Beispiel zu folgen. Andere aber und besonders solche, die ebenfalls einen Generalsrang bekleideten, fühlten sich dadurch in ihrer Würde gekränkt.

„Caracho!" rief der Eine, „ich sehe überhaupt gar nicht ein, weshalb wir die Namen der Burschen da oben brauchen. Sind wir nicht eben so gut wie sie? und wird Falcon weniger Gewicht auf unsere Unterschriften legen, weil die paar nicht darunter stehen? Wer fehlt noch? da oben ist noch Platz für ein halbes Dutzend."

„Ich weiß doch nicht," sagte ein Obrist, Vollblut-Indianer, sich die Mütze dabei hinten auf den Kopf rückend, indem er sich, die Lehne nach vorn, quer über einen Stuhl setzte. — „Wenn wir nur wenigstens Bruzual dabei hätten — Falcon giebt viel auf ihn und — er gehört auch eigentlich oben hin. — Hallo! wen haben wir da? — Caracho!" — unterbrach

er sich aber, als eine abenteuerliche Gestalt in der Thür sichtbar wurde — „wo hat der Kerl die Epauletten her?“

Alles drehte sich nach der bezeichneten Stelle um, oder suchte einen Blick darauf zu gewinnen. Es wurde schon Dämmerung im Zimmer, obgleich die Sonne kaum untergegangen war. — In der Thür aber stand niemand Anders, als unser Freund Samuel Brown von Laguayra, der zum Theil sein vom Kriegsminister erhaltenes Geld, zum Theil einen neu eröffneten Credit dazu verwandt hatte, eine abgelegte Uniform und ein paar alte Epauletten zu kaufen. Aber er war nicht im Stande gewesen, diese Verbesserung auch auf den unteren Theil seiner Kleidung auszudehnen. Und selbst die Uniform paßte ihm nicht, sondern zwängte seine beiden Arme dermaßen auseinander, daß an Zuknöpfen natürlich kein Gedanke war. Solche Schultern gab es wahrscheinlich gar nicht weiter im ganzen Land, und mit dem schmutzigen Hemd darunter und der vollkommen verwahrlosten Gestalt, die jedoch ein breites unächtes Goldband um die Soldatenmütze trug, bot der Bursche in der That einen mehr traurigen als komischen Anblick. Etwas angetrunken schien er außerdem, er hätte auch sonst wohl kaum diesen Raum so ohne Weiteres betreten.

Nicht ganz fest, aber doch vollkommen zuversichtlich schritt er jetzt bis ziemlich zu der nächsten Gruppe seiner „Kameraden“ vor, blieb hier stehen, grüßte mit einer unbeschreiblichen Nonchalance militärisch und sagte:

„Caballeros, ich habe das Vergnügen, Ihnen einen angenehmen Abend zu wünschen.“

Die Officiere hatten ihn zuerst mit dem größten Erstaunen eintreten sehen und schienen im Anfang noch unentschlossen, ob sie ihn nicht gleich hinausbeordern sollten. Die Neugierde siegte aber doch, was der wunderlich aufgeputzte Neger von ihnen wollte, und die größte Stille herrschte, während er heranschritt. Jetzt aber brach der Sturm los, und ein lautes, schallendes Gelächter von allen Seiten begrüßte den verblüfft um sich sehenden General, das sich nur noch verstärkte, als Alle bemerkten, wie beleidigt er sich fühlte.

„Caballeros,“ rief jetzt Samuel erstaunt, indem er sich

hoch und drohend emporrichtete, an einer freien Bewegung aber sehr durch die Uniform gehindert wurde — „ich muß Sie ersuchen! — Ich weiß in der That nicht, was Sie hier zu lachen finden, und verbitte mir etwas Derartiges auf das Entschiedenste."

Er bezweckte nichts weiter, als daß sich das Gelächter noch verstärkte, und jetzt lief ihm die Galle über. Zurückgesetzt war er, so lange er sich in Caracas befand, und eigentlich, seinem Rang gegenüber, auf das Nichtswürdigste behandelt worden. Sollte er sich das jetzt von seines Gleichen gefallen lassen? Doch die Uniform schnürte ihm die Arme ein, und er machte daher ohne Weiteres Miene, sich derselben zu entledigen, als der auf dem Stuhl sitzende Obrist ihn endlich anrief:

„Hallo, mein Bursche, wer bist Du eigentlich und was willst Du hier? und wer hat Dir vor allen Dingen das Recht gegeben, Generals-Epauletten zu tragen? Nimm sie einmal gleich herunter, oder ich lasse Dich die Nacht in's Carcel stecken, wo Du Dir die Sache überlegen kannst."

Samuel Brown sah den Obristen an, und ein eigenes Lächeln stahl sich über seine breiten Züge. — Ihn auf die Wache stecken, weil er Generals-Epauletten trug? Aber er antwortete nicht gleich, sondern hob langsam seine Riesenfaust zu der Brusttasche der Uniform empor, in die er nach einigen vergeblichen Versuchen nur zwei Finger hineinbrachte. Es dauerte auch einige Zeit, bis es ihm gelang, dort ein Papier — oder vielmehr die Stücken eines solchen heraus zu fischen, mit denen er dann, ohne weiter ein Wort zu sagen, bedächtig zu dem Tisch ging und sie dort vorsichtig auszubreiten suchte.

Das arme Generalspatent war aber in der letzten Woche, wahrscheinlich durch zu häufiges Entfalten, in einen sehr traurigen und sogar für seine Existenz gefährlichen Zustand gerathen. Die Stellen, wo das Papier eingefaltet gewesen, hatten sich nicht allein getrennt, sondern fingen auch schon an auszufranzen. Die Schmutzflecken traten entschiedener auf, und es wurde schon schwer, die Schrift darunter zu entziffern. Samuel Brown ließ sich dadurch nicht stören; mit seiner

breiten Hand glättete er das Document und legte die Stücken so, daß sie zusammen paßten, und dann erst, mit einer graziösen Bewegung darauf deutend, indem er sich selber hoch emporrichtete, sagte er:

„Caballeros! Wenn Sie gefälligst urtheilen wollen, ob ich ein Recht habe, diese Epauletten zu tragen! Bitte, treten Sie näher."

Die Officiere, denen der Bursche anfing Spaß zu machen, hatten sich schon um den Tisch gedrängt, aber es war zu dunkel geworden, als daß sich noch die Schrift erkennen ließ, und der Obrist rief nach einem Licht, bei dessen Schein sie denn allerdings sahen, daß ein richtiges Generalspatent vor ihnen lag.

„Und in welchem Kehrichthaufen hast Du das Papier gefunden, mein Bursche?" frug ihn der eine Officier, ein kleiner Gesell von gelbbrauner Farbe, dicken buschigen Augenbrauen, die nicht in einem Bogen, sondern mit einer scharfen Ecke über den Augen standen, einem kurzen, dicken, schwarzen Schnurrbart und einer etwas aufgestülpten Nase.

„Wo ich das Papier gefunden habe, Señor?" rief der Neger, indem er einen verächtlichen Blick auf den Sprecher warf; „das kann ich Ihnen genau sagen. In einem Couvert, das vom Kriegsministerium an mich adressirt war. Befriedigt Sie das?"

„Und was wünschen Sie nun hier?" frug der Obrist, der natürlich keine Silbe davon glaubte.

„Ich hatte gehört," erwiderte Samuel jetzt mit einem gleichgültigen, fast vornehmen Ton, „daß das Officiercorps sich hier versammelt habe, um eine Eingabe an den Präsidenten zu machen."

„Von wem gehört, wenn ich fragen darf?"

„Von der Schildwache draußen."

„Eine sehr passende Quelle für einen General!" rief lachend der Kleine, und Samuel schoß ihm wieder einen verächtlichen Blick zu, nahm aber weiter keine Notiz von ihm und fuhr fort:

„Und bin da nur eingetreten, um zuerst Ihre Bekanntschaft zu machen und meinen Namen, oder mein Zeichen vielmehr, ebenfalls darunter zu setzen."

Jetzt brach der Sturm von Neuem los, und der Kleine mit den spitzen Augenbrauen konnte sich vor Lachen gar nicht wieder beruhigen. Der Neger aber, mit gerade genug aguardiente im Kopf, um seine sonstige Scheu vor den bisherigen Vorgesetzten zu vergessen, und wirklich empört über die Art und Weise seiner Behandlung, rief, sich zu seiner vollen Höhe emporrichtend und das Papier vom Tisch reißend:

„Ist das ein Betragen für Cavaliere? Lumpenvolk seid Ihr, ganz gemeines Pack, das sich beträgt wie eine Anzahl ungezogener Jungen, und wenn ich nicht Rücksicht auf meinen Stand nähme —“

Er kam nicht weiter. Von den Soldaten, die überhaupt nicht viel von Disciplin wußten, hatte sich schon eine Anzahl in die Thür gedrängt, um zu sehen, was da drinnen mit dem großen Neger vorging und weshalb die Officiere so übermäßig lachten. Sie sprangen jetzt auf einen Wink der Officiere herein und warfen sich von hinten auf den Neger, dessen Arme sie vor allen Dingen zu fassen suchten. Die ersten schüttelte er allerdings im Nu ab und schleuderte den einen mit solcher Gewalt gegen den Tisch, daß er rücklings gegen das Licht schlug und dieses auslöschte, aber es waren zu viele für ihn. Der kleine Bursch mit der gelben Gesichtsfarbe und den eckigen Augenbrauen schlug ihm dabei, während die Soldaten seine Arme hielten, mit dem Korb seines Säbels dermaßen gegen die Stirn, daß er zurücktaumelte. Der Moment genügte aber vollkommen, um ihn in die Hand seiner Feinde zu geben, die sich über ihn warfen und ihm mit großer Geschicklichkeit die Hände auf den Rücken banden.

Die anderen Officiere hatten sich natürlich bei dem ganzen Spectakel nicht betheiligt und nur einen Kreis um den Knäuel gebildet, bis Samuel, der sich wie ein Verzweifelter gewehrt, endlich völlig übermannt dalag. Dann sagte der Obrist, der gerade die Wache hatte, mit der größten Ruhe:

„Bringt ihn hinüber in's Carcel; wir wollen morgen untersuchen, was es mit dem Burschen für eine Bewandtniß hat,“ und dann, während der Neger hinausgeschleppt wurde, nahm die Gesellschaft ihre frühere Berathung wieder auf.

Sehr schlimm war in dem Kampf das Generalspatent, oder die Stücken desselben weggekommen, die der Neger gerade wieder aufnehmen wollte, als er überfallen wurde. Es lag in Fetzen auf dem schmutzigen Boden; Niemand achtete natürlich darauf, und kaum eine Viertelstunde später wäre man auch schon nicht mehr im Stande gewesen, nur noch einen der Schriftzüge darauf zu erkennen und zu entziffern.

Samuel Brown war General gewesen.

14.

Verschiedene Interessen.

José blieb, als ihn sein Vater verlassen hatte, wie eingewurzelt auf der Straße stehen — so lange in der That, bis er selber merkte, daß er bei dort Vorübergehenden Aufmerksamkeit erregte. Er wandte sich deshalb um und schritt unwillkürlich weiter, aber eine Fluth von Gedanken zermarterte ihm das Hirn.

Wenn sein Vater Recht hatte? — und wie Manches, das er jetzt im Geist verglich, schien dafür zu sprechen. — Falcon's Koch war verhaftet worden, jetzt erinnerte er sich, daß er selbst der Señora aus Scherz den Koch genannt hatte, weil ihm eine Art Mißtrauen in die Seele schlich. — Er aber wußte gar nichts von dem Koch, und dieser wahrscheinlich von der ganzen Verschwörung eben so wenig. Jetzt war gerade dieser Koch eingesperrt worden. — Und dann Colina's Zug; hatte er denn die Bewegung in Calabozo ebenfalls an jenem Morgen gegen die Señora erwähnt? — Es war ihm fast so, und wie sonderbar, daß nachher so rasch dagegen gehandelt wurde. Entweder herrschte da ein wunderbarer Zufall, oder — die Señora übte in der That einen außergewöhnlichen Einfluß auf den Präsidenten aus, und wenn so — was war

die Ursache davon? Isabel? Er fühlte, wie es ihm einen jähen Stich durch's Herz gab, aber noch hatte er des Lebens Schule nicht durchgekostet, er konnte sich nicht etwas denken, gegen das sich sein Herz, sein ganzes Sein empörte. Es war unmöglich, unfaßlich, und er wollte es nicht glauben. Aber trotzdem wühlte es in ihm weiter und weiter und ließ ihm keine Ruhe; das Vertrauen hatte er jedenfalls verloren.

Zu ihr zu gehen und sie um eine Schutzstätte für den Flüchtling zu bitten? Er durfte es nicht wagen, er mußte erst Gewißheit haben, daß sein Verdacht ein unbegründeter gewesen war, und wie er es ihr dann abbitten wollte, was er, wenn auch nur auf einen Augenblick, im Herzen gesündigt hatte! Aber dann wieder das Generalspatent, das die alte Señora bekommen hatte und was ihre Freunde so ausgelegt hatten, daß Falcon sie seiner Partei geneigt zu machen suche. Wenn es nicht eine Lockspeise — wenn es eine Belohnung gewesen wäre? Der Kopf schmerzte ihn vom vielen Denken, und bald durch diese, bald durch jene Straße wandte er sich noch immer unentschlossen, was er thun solle — jetzt nach Hause zurückkehren, oder vor allen Dingen Aufschluß von Isabel selber verlangen.

Aber auch Castilia's Schicksal drängte auf ihn ein, denn nach dem, was er vorhin von Costar gehört, war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Entscheidung nahe rückte, ja daß vielleicht schon der morgende Tag, wenn abgewartet, verderblich für ihn werden konnte. Was geschehen sollte, mußte heute geschehen, und mit diesem Bewußtsein kam auch wieder frisches Leben über ihn. Er mußte handeln und behielt keine Zeit mehr zum Träumen.

Vor allen Dingen mußte er den kleinen, jetzt endlich fertig gewordenen Provisionskasten füllen, und dem Gefangenen das Zeichen für heute Nacht gleich mit einlegen. Nur Eins war zu bedenken, und er wußte nicht, auf welche Weise er das abwenden konnte: durch wen sollte er nämlich die Kiste an den Schließer gelangen lassen, so daß er auch bestimmt wußte, sie wäre in die Hände des Gefangenen gelangt? Das Sicherste wäre allerdings gewesen, sie selber hinzubringen, dann aber fiel auch auf ihn, nach der Flucht des Verurtheilten, gleich der

erste Verdacht, und er wäre gezwungen gewesen mit zu entfliehen — während er doch gerade jetzt Caracas nicht als Verbannter verlassen wollte. Und welchen Unannehmlichkeiten, ja sogar Gefahren hätte er seinen Vater ausgesetzt! —

Wenn er nun den Schließer bestach? — doch er setzte bei einem solchen Versuch auch Alles auf eine Karte, denn weigerte sich der Mann — doch immer ein möglicher Fall — so war auch der ganze Fluchtversuch vereitelt und Castilia rettungslos verloren. —

So — mit sich selber nicht im Klaren, wanderte er eine Zeit lang die Straßen Caracas auf und ab, bis ihn endlich ein neuer Gedanke durchblitzte. Castilia's Schicksal mußte jetzt allem Andern vorgehen — und vielleicht war es möglich, daß ihm seine Schwester Beatriz, wenn er sie in das Geheimniß zog, einen Rath geben konnte. — Frauen wissen sich oft in die schwierigsten Verhältnisse leichter als Männer zu finden, denen nachher die Ausführung überlassen bleiben muß. Beatriz, das wußte er, war von tiefem Mitleiden gegen das arme unglückliche Mädchen erfüllt und äußerte sicherlich keine Bedenken, wie er sie bestimmt von dem viel ängstlicheren Vater erwarten mußte.

Auf dem Absatz drehte er sich herum und schritt jetzt rasch dem Hause zu. Er traf die ganze Familie im Speisesaal versammelt — selbst Ana fehlte nicht, wenn auch ihr Antlitz bleich und von Thränen genäßt war; aber sie hatte Kunde von daheim erhalten — ein Bote von dort hatte den Weg hierher gefunden, und ehe José nur erfragen konnte, was vorgefallen sei, wurde ihm ein Fremder, den er im Kreis der Seinen traf, als Hauptmann Teja — hier jedoch einfach als Señor Bravo, ein sehr gewöhnlicher spanischer Name, vorgestellt.

„Sie stehen unter den Blauen?" rief José rasch.

„Allerdings, Señor — ich möchte das aber in Caracas nicht gern bekannt werden lassen."

„Gewiß nicht — und wie steht es an der Lagune?"

„Gut — die ewige Unschlüssigkeit abgerechnet, die im Lager herrscht. Es fehlt uns ein gemeinsamer und energischer Führer, der die Bewegung leitet — so wird im Leben nichts aus der Sache, denn die verschiedenen Generale haben auch

alle verschiedene Meinungen — aber — was mir mehr als alles Andere am Herzen liegt, ist des jungen Castilia Schicksal. Wie steht es mit dem?"

„Etwas Bestimmtes habe ich darüber noch nicht gehört," erwiderte der alte Gonzales, der indessen hinzugetreten war — „ich glaube nicht, daß schon etwas über ihn beschlossen ist."

„Vielleicht komme ich noch zur rechten Zeit," rief Teja, begegnete aber zugleich José's Auge, das ihm mit einem Blick auf Ana zuzuwinken schien. — Er zögerte, aber um das junge Mädchen nicht zu beunruhigen, fuhr er nach kurzer Pause fort: „Ich habe mehrere einflußreiche Verwandte hier in der Stadt, von denen ich keinen Verrath zu fürchten brauche, denn im Herzen gehören sie zum großen Theil unserer Sache an. Ich werde noch heut Abend sehen, daß ich sie treffe, denn Zeit dürfen wir nicht mehr versäumen."

Ana schüttelte wehmüthig den Kopf. — „Ich fürchte, es ist Alles vergebens," flüsterte sie leise. „Gerade unter denen, in deren Händen jetzt die Macht liegt, hat mein Vater keinen einzigen Freund — ja, nur bittere Feinde und Gegner, weil sie wissen, welchen Einfluß er in unserem Theil des Landes ausübt und wie er ihn benutzt. Mein armer Bruder — wenn nicht jetzt schon seinen Wunden erlegen — ist verloren."

„Aber, bestes Fräulein," tröstete sie José, — „ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß seine Wunden nur leicht und unbedeutend sind. Fassen Sie guten Muth — noch ist er nicht verloren. Hauptmann Teja hat Recht. Einflußreiche Freunde können viel nützen, wenn sie nur einen Aufschub des Gerichtsverfahrens bewirken, und das wird ihnen nicht schwer werden. Lassen Sie mich mit Hauptmann Teja die Sache überlegen — ich habe selber einen Plan — vielleicht vereinigen wir uns, um gemeinsam —"

„Je weniger Du Dich in die Sache mischest, José," warf der Vater ein, „desto besser ist es. — Du hast nach Deinem letzten Abenteuer, so wenig sie Dir auch damals anhaben konnten, keinen besonders guten Ruf bei der Regierung, und ein Fürwort von Dir —"

„Ich denke nicht daran, lieber Vater," antwortete José, „Castilia's Sache noch durch mein Fürwort zu verschlimmern. —

Etwas Anderes geht mir durch den Kopf, und der Capitain ist vielleicht der Mann, es auszuführen."

„Und was ist es?" —

„Bis nachher — zuerst will ich seinen Rath in der Sache hören, da er gerade die Hauptperson dabei sein muß, dann sollst Du uns Deine Meinung darüber sagen."

Ana's Blicke hingen, während er sprach, an seinen Lippen; war es doch Hoffnung, die sie daraus schöpfen wollte, und jetzt klammerte sie sich selber an die letzte an. Teja aber nahm ohne Weiteres seinen Arm, und die beiden jungen Leute schritten zusammen quer über den Hof, um dort ungestört Rücksprache zu nehmen.

„Sie wollten mir etwas im Geheimen sagen, Señor," flüsterte Teja seinem Begleiter zu, wie er sich nur aus Hörweite glaubte — „es steht schlecht mit Castilia, wie?"

„Sind Sie bereit, ein selbst gefährliches Unternehmen zu unterstützen, um einen Versuch zu seiner Rettung zu wagen?"

„Verfügen Sie über mein Leben," rief Teja rasch, „ich habe versprochen, die Thränen einer unglücklichen Schwester zu trocknen, und beim ewigen Gott, ich kenne dabei keine Gefahr. Ist er verurtheilt?"

„Ja, und morgen früh schon vielleicht eine Leiche — was wir thun wollen, muß gleich geschehen. Hülfe von anderer Seite ist aber nicht mehr zu hoffen; denn wenn ihm auch Andere helfen wollten, was aber, wie ich fürchte, nicht der Fall ist — es wäre zu spät. Er muß entfliehen."

„Und ist das möglich?"

„Ich glaube ja. Er braucht nichts als ein Instrument, um die etwa fußdicke Backsteinmauer zu durchbrechen, und kann dann die Straße gewinnen."

„Ungesehen?"

„Es stehen Posten dort, aber die müssen wir unschädlich zu machen suchen, durch Geld oder — Gewalt."

„Und dann?"

„Werde ich Pferde bereit halten, die ihn und Sie aus der Stadt bringen, und einmal erst draußen, brauchen Sie sich nur fern von der Straße zu halten und finden auf jeder Hacienda gastliche Aufnahme und Unterstützung Ihrer Flucht."

„Aber hat er ein Werkzeug, um sich frei zu arbeiten?“

„Nein, das muß er heut Abend erst bekommen, und darin liegt noch die Hauptschwierigkeit; denn wenn ich auch einen Kasten bereit habe, in dem es ihm zugesteckt werden kann, so kennt mich doch der Schließer, und nach seiner Flucht fällt dann der Verdacht natürlich augenblicklich auf meines Vaters Haus.“

„Wo sitzt der Unglückliche?“

„Im Carcel — wissen Sie, wo das ist?“

„Ich kenne jeden Fußbreit in Caracas; ist Ihr Kistchen bereit und was wollen Sie ihm darin schicken?“

„Lebensmittel. Ich habe dem Schließer schon Geld gegeben und er gestattet es ihm jedenfalls.“

„Caramba, und wo haben Sie sonst eine Schwierigkeit? ich trage es selber zu ihm. Werden die Sachen nicht untersucht?“

„Gewiß, aber es hat einen doppelten Einlaß im Boden, und alles Uebrige ist schon mit ihm verabredet, durch Zufall brachte ich selber eine Nacht bei ihm zu.“

„Und Ihre Eltern sollen nichts von dem ganzen Plan erfahren?“

„Nein, sie würden sich nur unnöthiger Weise ängstigen und können uns nicht das Geringste dabei nützen.“

„Gut; er hat doch eine Zelle für sich?“

„Er liegt ganz allein, sonst wäre es ja auch nicht möglich.“

„Vortrefflich, so überlassen Sie das Uebrige nur mir. Mit dem Schließer will ich schon fertig werden und bekomme dadurch auch außerdem Terrainkenntniß. Aber von wem sag' ich, daß die Speisen kommen?“

José überlegte einen Moment und ein bitteres Lächeln glitt über seine Züge.

„Sagen Sie von der Generala Señora Corona — da es die letzte Nacht sei, die der unglückliche Mensch zu leben habe.“

„Von der Generala? Wer ist das?“

„Kommen Sie jetzt mit auf mein Zimmer, ich erkläre Ihnen dort Alles und gebe Ihnen auch die nöthigen Instructionen.“

Als die Soldaten den sich noch aus allen Kräften sträubenden, aber jetzt vollkommen machtlosen Neger aus der Officiersstube schleppten, um ihn nach dem Carcel hinüber zu schaffen — und auf der Straße herrschte eben noch Dämmerlicht — blieben natürlich alle Vorübergehenden stehen oder eilten von der andern Seite der Plaza hinzu, um zu sehen, was da vorgehe. Wer ist nicht gern Zeuge eines Skandals oder einer Prügelei, besonders müßiges Volk, das doch für deu Augenblick nichts weiter zu thun hat!

Unter der Menge stand auch ein älterer Indianer, aber doch weit genug ab, um nicht mit den Soldaten in Berührung zu kommen, denn das war, wie er aus eigener Erfahrung gut genug wußte, rohes und rücksichtsloses Volk. Er richtete aber trotzdem seine ganze Aufmerksamkeit auf den Lärm da vorne, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte und eine Stimme sagte:

„Hallo, Onkel Tadeo, sieht man Euch auch einmal in Caracas? Das ist ja ein seltener Besuch.“

„Felipe“ — erwiderte der Mann, sich nach ihm umdrehend, „ich dachte, Du wärest lange wieder im innern Lande.“

„War es auch, wechselte aber immer so herüber und hinüber — bald hier bald da.“

„Und sie lassen Dich überall durch?“

„Bah, mit mir können sie nichts anfangen, und da ich die Burschen fast alle kenne, ob sie nun bei den Blauen oder Gelben stehen, so machen sie mir nirgends Schwierigkeiten. Aber wohin wollt Ihr denn? wieder hinaus nach Chacao?“

„Nein, ich bin eben erst hereingekommen,“ sagte der Indianer, „und muß Jemanden aufsuchen. Was mag denn das da drüben für ein Spectakel sein?“

„Quien sabe — ein Betrunkener wahrscheinlich, den sie fortschleppen. Mit den Soldaten ist jetzt ein ewiger Skandal. Wen wollt Ihr denn aufsuchen?“

„Könnt Ihr mir vielleicht sagen, Felipe, wo ich von hier aus am nächsten zum Hause der Señora Corona komme? Ich kenne das Haus, weiß mich aber von hier ab nicht zurecht zu finden.“

„Gewiß — was wollt Ihr denn bei der? Kennt Ihr sie?“

„Von früherer Zeit her,“ sagte Tadeo ausweichend; „ist es weit von hier?“

„Gar nicht — kommt, ich bringe Euch hin. Hm — sonderbar! hätte da auch eigentlich gleich etwas zu besorgen, will aber doch noch lieber ein wenig warten. Wie geht's denn dem Perdido; lebt er noch?“

Tadeo seufzte recht aus tiefster Brust. „Ja, es geht ihm nicht gut. Er wird so unruhig seit der letzen Zeit, daß ich ihn kaum noch allein bändigen kann. Ich wollte, Du wohntest noch in Chacao, Felipe, da hätte ich doch einige Hülfe, aber so bin ich fast so gut wie allein und habe eine recht schwere Zeit durchzumachen.“

„Und Soldaten liegen auch bei Euch, wie?“

„Jetzt nicht so viel — die meisten sind vor acht Tagen abmaschirt, aber sie können jeden Augenblick wieder zurückkommen. Bleibt sich jetzt auch gleich — ruinirt haben sie mich doch.“

„Hübsche Bande das, Caracho!“ brummte Felipe, indem er den Kopf zurück nach den Soldaten drehte — „aber es kommen auch wieder bessere Zeiten. Die Blauen wachsen von Tag zu Tag,“ setzte er leise flüsternd hinzu — „und ehe Ihr's Euch einmal versieht, habt Ihr sie Alle hier auf dem Halse. Es kann nicht mehr lange dauern.“

Tadeo schüttelte mit dem Kopf — er glaubte an keine besseren Zeiten, und schweigend schritt er neben dem Boten die Straße entlang, bis dieser ihm das Haus der Señora zeigen konnte. Dann kehrte Felipe, nachdem er seinem Onkel noch vorher eine Pulperia bezeichnet hatte, in welcher sie sich später treffen konnten, wieder um und hatte eben auf's Neue die Plaza erreicht, als ein Herr mit einem Peon hinter sich an ihm vorüberschritt. Er achtete aber nicht darauf und sah nur, daß der Peon ein Kistchen unter dem Arm hielt, als dieser ihm im Vorbeigehen zunickte: „Guten Abend, Felipe!“ — es war der Bursche aus Gonzales' Haus.

Er selber sowohl wie der Señor drehten sich rasch nach den Worten um.

„Felipe!" rief Teja, denn dieser war es, in unbegrenztem Erstaunen aus — „wie kommst Du schon wieder nach Caracas? Hast Du Aufträge an mich von der Lagune?"

„An Sie gerade nicht, Señor," antwortete Felipe zögernd, indem er den Blick umherwarf, ob niemand Fremdes in Hörweite sei — „sollte mich aber nicht wundern, wenn es dieselbe Sache beträfe, wegen der Sie hier sind."

„Und von wem? von dem alten Herrn?"

„Hm — nein — von Oberst Bermuda."

„Und an wen?"

„An eine Dame hier in der Stadt, eine Señora Corona."

„Corona? Sonderbar! Alsdann ist die Sache doch jedenfalls sehr harmlos."

„Quien sabe. Sie kennen die Dame nicht?"

„Du vermuthest etwas Anderes?" rief Teja rasch und mißtrauisch — „ich glaube selber, daß mir Oberst Bermuda nicht freundlich gesinnt ist, aber er kann doch in dieser Sache meinen Weg nicht kreuzen wollen, da er so befreundet mit der Familie des Unglücklichen scheint."

„Wohin wollt Ihr jetzt gehen, Señor, und bleibt Ihr lange?"

„Ich hoffe in einer Viertelstunde zurück zu sein. Willst Du mich in Gonzales' Haus erwarten?"

„Gut." Und ohne ein Wort weiter zu sagen, wandte sich Felipe um und verfolgte seinen Weg, während Teja auf das Carcel zuschritt, vor dem jetzt aber eine Masse von Soldaten lachend und plaudernd standen und das komische Intermezzo mit dem „angeblichen" General — dem dicken Neger besprachen.

Teja zögerte einen Augenblick — aber es half nichts, er mußte hindurch, und brauchte gerade nicht zu fürchten, hier von Einem der Leute erkannt zu werden. Ueberläufer von den Regierungstruppen zu der Revolutionspartei gab es genug, denn die Leute desertirten in der That, wo sich ihnen nur eine günstige Gelegenheit dazu bot; sehr selten kam es dagegen vor, daß Blaue zu den Gelben übergingen, wenigstens unter den gemeinen Soldaten, und dem von Gonzales' Haus mitgeführten Burschen die Kiste abnehmend, damit dieser nicht

etwa von Einem oder dem Andern erkannt würde, umging er die Stelle, wo eine Gruppe von Officieren stand, und trat mitten zwischen die Soldaten.

„Wohin?" frug die Schildwache, als er an dieser vorüber wollte.

„Einem der Gefangenen Lebensmittel bringen," gab er zur Antwort, und da das im Tag wohl zwanzigmal geschah, so ließ ihn der Soldat ohne Weiteres passiren. Der Schließer drinnen hatte das Uebrige zu verfügen.

Im Hof standen noch eine Anzahl von Soldaten vor einer der Zellen und einige sogar vor einer Thür, in deren eingeschnittenes Loch sie einen Blick zu werfen suchten. Aber es war zu dunkel darin und es ließ sich nichts erkennen. Sie gaben es endlich auf und schlenderten, während Teja den Schließer suchte, wieder nach vorn. Diesen fand er endlich, aber nicht in besonderer Stimmung.

„Caracho!" fluchte der Schließer — „jetzt hat's aber ein Ende mit dem Einstecken, oder ich lasse bei Gott einmal über Nacht ein paar Dutzend laufen, um nur wieder Luft zu bekommen. Und die Schererei hört dabei nicht auf. — Was wollen Sie nun wieder?"

„Einem der Gefangenen Essen bringen, Señor."

„Dann kommen Sie morgen früh wieder — jetzt will ich selber zum Essen gehen," knurrte der Schließer — „verdammt will ich sein, wenn mir die Lauferei nicht zu arg wird!"

Teja wußte genau, wie er ihn besänftigen konnte. Unter dem linken Arm hielt er das Kästchen und mit der Rechten drückte er ihm zwei Silber-Dollar in die Hand, die der Mann erstaunt betrachtete.

„Na," sagte er, „für wen ist denn das?"

„Das Geld für Sie," flüsterte ihm Teja zu. „Das Essen für einen armen Teufel, dem es die Generala Corona schickt, weil es wahrscheinlich seine letzte Mahlzeit sein wird — haben Sie Mitleiden."

„Wie heißt er denn?"

„Es ist Nr. 37."

„Ach der! Weiß schon — wird wohl mit ihm zu Ende gehen."

„Kann ich ihn nicht einen Augenblick sprechen?"

Der Schließer schüttelte auf das Entschiedenste mit dem Kopf. „Wird nichts daraus," brummte er; „wenn's auch ein Hundedienst ist, aber ich möcht' ihn doch nicht gern verlieren, ehe ich 'was Besseres habe, und nachher stecken sie mich so gleich unter die Soldatenbande. Aber seien Sie morgen ganz früh hier — vor Sonnenaufgang — und dann — wenn er hinausgeführt wird, können Sie schon von einem der Generale die Erlaubniß bekommen, ihn noch einmal zu sprechen. Wenn General Bruzual mitkommt, der gestattet's Ihnen gewiß."

„Und wollen wir ihm das Kistchen hineinstellen?"

„Erst müssen wir sehen, was drin ist. Hm — ließ sich nicht gut anders machen, haben ihm eben noch einen andern Gefangenen mit hineinstecken müssen, den die Soldaten angeschleppt brachten. That's nicht gern, aber es ließ sich auch nicht ändern, und ist ja außerdem nur für kurze Zeit.

Der Schließer hatte, während er sprach, Teja das Kistchen abgenommen und neben Nr. 37 auf die Erde gesetzt. Die Dämmerung war aber schon so weit eingebrochen, daß er die Sachen nur noch undeutlich erkennen konnte. Er verließ sich aber zum großen Theil auf sein Gefühl, drückte die Eßwaaren zwischen den schmutzigen Fingern herum, schüttelte die zwei beiliegenden Flaschen, brach die Brode auseinander, und als er das Kistchen bis auf den Boden durchwühlt hatte, nahm er die Schlüssel vom Gürtel und schloß auf.

„Da, Señor," sagte er, indem er die Thür öffnete, „bringt Ihnen noch Jemand 'was zu essen, lassen Sie sich's heut Abend schmecken. Wie?" —

Der Gefangene sprach etwas drinnen, aber so viel sich Teja auch Mühe gab, einen Blick auf ihn zu gewinnen, der Schließer verhinderte es, und er hörte nur noch, wie dieser sagte:

„Sehen wollen Sie, was darin ist? — wird sich wohl im Dunkeln nicht machen, und Licht darf ich Ihnen nicht geben. Langen Sie nur mitten hinein. Es sind lauter gute Sachen und Alles sehr hübsch mit rothen Bändchen zugebunden. Hat eine Dame zurechtgemacht. — Die Señora — wie hieß sie?

Corona? Na meinetwegen, kann aber nichts helfen, sterben müssen wir doch Alle einmal. Was macht denn Ihr Compañero? Liegt ganz still? Das ist auch das Gescheidteste, was er thun kann; losbinden darf ich ihn aber doch nicht. Strenge Ordre, daß er bis morgen früh so bleiben soll. Na, gute Nacht. Heut Abend werde ich doch kein Essen mehr zu bringen brauchen. Der kriegt nichts, und Sie werden wohl genug haben bis morgen früh."

Damit schlug er die Thür wieder zu, schloß ab, schob die beiden Riegel vor und schlenderte dann, ohne sich weiter um den Fremden zu bekümmern, über den Hof.

Teja selber hielt sich ebenfalls nicht länger auf, denn es fing an ihm unheimlich zu werden. Wie rasch wäre er selber in eine dieser dumpfen Höhlen geworfen worden, wenn die Leute, die ihn hier umgaben, geahnt hätten. wer er sei. Aber Niemand hatte auf ihn Verdacht. Es gingen da so viele Fremde täglich aus und ein, um nach ihren gefangenen Verwandten oder Freunden zu sehen, daß man die Einzelnen kaum beachtete. Anfangs freilich hatten diese Besucher Erlaubnißkarten haben müssen, aber das war, als sich die Gefangenen mehrten, dem wachthabenden Officier zu beschwerlich geworden. An den Schließer mußten sie sich jedoch wenden, und der hatte weiter nichts zu thun, als zuzusehen, daß den Eingesperrten nichts Verbotenes zugesteckt wurde und Niemand mit einem Gefangenen sprach, der nicht von einem Officier begleitet wurde, oder eine schriftliche Erlaubniß dazu vorzeigen konnte.

Teja hatte vorläufig Alles gethan, was zu thun war, aber er fühlte sich doch beunruhigt, denn José glaubte, daß Castilia allein gefangen gehalten werde, während jetzt, wie er eben erfahren, ein Fremder die Zelle mit ihm theilte. Wer war das? Er getraute sich nicht zu fragen, um keinen möglichen Verdacht zu erregen; und hing nicht dennoch vielleicht der ganze Erfolg an dem Dazwischentreten eines Fremden? Was aber vermochten sie dagegen zu thun? — War es zum Guten oder Bösen, die Entscheidung lag jetzt in den Händen einer höheren Macht. Die Würfel rollten, und wie sie fielen, er konnte nicht in das Rad des Schicksals greifen.

Vor Gonzales' Haus traf er Felipe, der ihn dort erwartet hatte, aber er nahm ihn mit hinein, weil er alles Zusammensprechen auf der Straße soviel als möglich vermeiden wollte. Er fand auch schon José seiner harrend, dem er leise und mit kurzen Worten Mittheilung machte. Dann aber wandte er sich zu Felipe, der ruhig dabei gestanden und gethan hatte, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge, und sagte:

„Und nun, mein Bursche, berichte mir, welchen Verdacht Du hast, denn etwas Derartiges liegt Dir auf der Seele, sprich!"

„Ich traue dem Bermuda nicht," antwortete Felipe finster. „Erstlich ist er ein schlechter Mensch, denn er hat im vorigen Jahre einmal meinen Bruder peitschen lassen, daß er vier Wochen lang daheim auf einer Kuhhaut liegen mußte und vor Schmerzen winselte, und dann — weiß ich, daß er geizig ist, und doch hat er mir fünf Pesos fuertes gegeben, damit ich seinen Auftrag pünktlich besorge."

„Und was war das?"

„Eben der Brief an jene Señora."

„Du hast ihn noch nicht abgegeben?"

„Nein, ich weiß, daß Ihr dem armen jungen Castilia helfen wollt, und ich vermuthe fast, der Bermuda hat andere Absichten."

„Aber wie wäre das möglich!"

„Wenn die Arbeiter Abends auf den Hacienden zusammensitzen," sagte Felipe, „so wird manchmal gesungen, manchmal aber auch geplaudert, und die Leute, wenn sie sich auch anscheinend um die Herrschaft gar nicht kümmern, sehen doch oft genug mehr, als Manche sich denken. Der Bermuda ist hinter der Señorita her und will sie heirathen."

„Fräulein Rosa!" rief Teja und fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen zurückschoß.

„Warum nicht! Das ist gewiß, und sie ist ihm auch gut, das kann man aus Allem leicht herauslesen. Der Vater hat aber schmähliches Geld und Bermuda nichts; daß er sich also, noch dazu bei einem so saubern Mädchen, alle Mühe giebt, läßt sich denken."

„Desto unwahrscheinlicher ist es aber, daß er nicht Alles thun sollte um ihren Bruder zu retten,“ warf Teja ein

„Quien sabe!“ sagte Felipe, die Achseln zuckend; „daß er Euch nicht gern hat, weiß ich.“

„Und woher?“

„Daraus, wie er Euch angesehen, als Ihr Euch erbotet, hierher zu gehen.“

„Und wie leicht läßt sich das erklären,“ erwiderte Teja, — „wie natürlich! Wollte er doch die Ehre selber haben, dem Gefangenen zu nützen.“

„Möglich,“ meinte Felipe; „aber warum hat er mir dann erst gesagt, daß er mich wieder nach Caracas schicken wollte, als ich auf dem Weg nach Maracay war, wo er hinter mir drein geritten kam, mir augenblicklich ein Maulthier miethete und mich Hals über Kopf fortjagte, so daß ich den ganzen Weg bis Los Teques im Trab reiten mußte.“

„Und wo hast Du Dein Maulthier gelassen?“

„Das haben mir natürlich die Gelben in Los Teques weggenommen; aber die Diligence überholte mich kurz vor dem Ort und ich konnte bei dem Kutscher mit aufsitzen, sonst wär' ich erst morgen früh hierher gekommen.“

José hatte schweigend dabei gestanden und zugehört.

„Wo hast Du den Brief, Felipe?“ frug er jetzt.

„Unten in's Hosenbein genäht. Man ist nie sicher, daß sie Einem die Taschen umdrehen, und wenn's auch nur einer Cigarre wegen wäre.“

„Dann gieb ihn ruhig an seine Adresse ab,“ rieth Teja ihm; „hoffentlich kommt er aber zu spät, um dem jungen Castilia Hülfe zu bringen, denn wir werden schneller sein. Im Fall jedoch, daß unser Plan mißglücken sollte, kann Bermuda versuchen, was er auszurichten vermag.“

„Ich soll den Brief abgeben?“

„Gewiß — ich werde wahrhaftig keinen Schritt thun, der Castilia auch nur um die Möglichkeit einer Hoffnung ärmer machte.“

„Zeig' einmal den Brief, Felipe,“ rief José.

„Wir können ihn doch nicht öffnen,“ meinte Teja.

„Wir können ihn aber einmal ansehen — komm, mein

Bursch — herausnehmen mußt Du ihn doch, und hier in Caracas visitirt Dich Niemand mehr."

Felipe stellte sein linkes Bein auf den nächsten Stuhl. Den untern Theil der Hose zuerst aufkrempelnd, trennte er äußerst geschickt mit der rechten Hand und mit Hülfe eines kleinen Messers, das er im Gürtel trug, die langen Fäden auf und holte endlich den solcher Art allerdings vortrefflich versteckten Brief hervor.

José nahm das Papier, hatte aber kaum die Adresse gelesen, als er erstaunt ausrief: „An Señora Corona — von einem Officier der Reconquistadoren? Die Dame ist jedenfalls vielseitig, und ich fürchte fast, unser wackerer Felipe hat da nicht weit fehlgegriffen."

„Señora Corona?" sagte Teja, „ist denn das nicht dieselbe Dame, in deren Namen ich die Lebensmittel an Castilia gebracht habe? Was für eine Bewandtniß hat es mit ihr?"

„Die nämliche ist es allerdings, aber das erzähle ich Ihnen einmal später, und wenn Sie jetzt meinem Rath folgen, Teja, so öffnen Sie ohne Weiteres den Brief. Ist er wirklich harmlos, so mag Felipe der Dame nur sagen, ein Vorposten hätte ihn gefunden und aufgerissen, aber nicht lesen können. Das klingt wahrscheinlich genug."

„Und was bezwecken wir damit?"

„Wir gehen sicher, und das ist immer ein Vortheil. Nach dem, was Felipe hier gesagt, und ich kenne ihn als einen ehrlichen, braven Burschen, scheint mir selber die Sache verdächtig. Wer ist dieser Bermuda?"

„Obrist im Generalstab von Rojas."

„Hm — allerdings eine ehrenwerthe Stellung, aber der Henker traue allen diesen Herren, die ganz gut sind, bis einmal ihr eigenes Interesse mit in's Spiel kommt. — Bah, ich übernehme die Verantwortung" — und ohne weiter ein Wort zu sagen, löste José die Oblate, öffnete und überflog das nur wenige Zeilen enthaltende Schreiben — aber er las es ein-, zwei- und dreimal durch, ehe er es wieder aus den Händen und an Teja mit den Worten gab:

„Bitte, lesen Sie, Capitain, wie wohlwollend Ihr Freund und Kamerad um Sie besorgt ist."

Der Brief enthielt nur wenige Worte, und zwar ohne Unterschrift oder weitere Anrede. Teja las mit halblauter Stimme:

„In Gonzales' Haus ist — wenn Sie diese Zeilen erhalten, ein Spion spanischer Abkunft eingetroffen. Er will den gefangenen Castilia befreien." — Teja sah starr vor Staunen erst José, dann Felipe an. Der Letztere sagte lachend:

„Ungefähr so, wie ich's mir gedacht habe — nur noch ein bischen hübscher. Ich kenne den Bermuda, und so wird er's mit den Blauen auch machen."

„Und diesen Brief wollten Sie abgeben lassen!" rief José.

„Aber war auch etwas Aehnliches nur denkbar?"

„Und warum nicht? Felipe hat es sich doch gedacht, oder er würde seinen Auftrag einfach ausgerichtet haben."

„Ich weiß wirklich nicht. wie ich Dir danken soll, mein Bursche, denn ich glaube, Du hast großes Unheil von mir abgewandt," sagte Teja zu Felipe.

„Und von diesem Hause gleichfalls," fügte José hinzu. „Glauben Sie, Teja, daß sich die Herren mit Ihrer einfachen Verhaftung begnügt hätten? wahrlich nicht! Aber ich werde es Dir gedenken, Felipe, und den Botenlohn sollst Du wenigstens zehnfach von mir bekommen. Den Brief verbrennen wir am besten, damit er nicht vielleicht doch noch in unrechte Hände kommt. — Für mich selber war dabei die Notiz von mehr Interesse, als Sie glauben."

„Halt!" rief aber Teja aus und nahm José den Brief wieder aus der Hand — „das ist ein zu werthvolles Document und darf nicht vernichtet werden. Castilias selber müssen erfahren, wer sich bei ihnen eindrängen will und welcher Niederträchtigkeit dieser Mensch fähig ist."

„Dumm war eigentlich der Streich nicht," meinte José. „Wenn ich nicht sehr irre, wollte er sich da mit einem Schlag einen Nebenbuhler und den Haupterben vom Hals schaffen."

„Einen Nebenbuhler, Señor?"

„Ihre erste Antwort, die Sie mir gaben," erwiderte

lächelnd José, „als ich Sie frug, ob Sie mir beistehen wollten Castilia zu retten, ließ mich Aehnliches vermuthen. Aber caramba, Hauptmann, wir haben jetzt mehr und ernstere Sachen vor, als unsere Zeit zu vertändeln. Mir macht das große Sorge, was Sie mir sagten. Wenn man nur wenigstens wüßte, wen sie zu ihm gesperrt haben; denn ist der Gefangene nur eines leichten Vergehens wegen eingesteckt, so wird er sicher jeden Fluchtversuch unseres Ferundes verhindern, um nicht selber in Strafe zu kommen.“

„Nach Allem, was ich von plaudernden Soldaten verstand, schien es mir, als ob es ein Neger sein müsse.“

„Vielleicht ein Soldat, dann wäre Hoffnung, daß unser Freund ihn überreden könnte, mit ihm zu desertiren. Uns bleibt aber nichts übrig; als die ihm bestimmte Zeit einzuhalten — zwischen zehn und elf Uhr müssen wir dort Wache halten, und Gott gebe, daß Alles gelingt.“

Señora Corona hatte einen kleinen Kreis von Freundinnen um sich, mit denen sie die Tagesneuigkeiten besprach, und dazu gehörte natürlich die auf den nächsten Morgen angesetzte Hinrichtung des Spions und Depeschenträgers.

Die Damen waren sämmtlich einerlei Meinung darüber. Die Regierung schlug damit eine der ersten und angesehensten Familien des Landes geradezu in's Gesicht, und trotzte auf eine Macht, die sie nicht mehr besaß, oder die ihr der nächste Tag aus den Händen reißen konnte. Der arme unglückliche Mensch hatte vielleicht nicht einmal gewußt, was in den Briefen stand, und daß er den Officier erschossen, als Alle mit scharfen Säbeln auf ihn einschlugen, war natürlich; wie sollte er sich sonst gegen so Viele vertheidigen! — Seine Schwester war bei Gonzales — ein liebes Mädchen.

„Gonzales ist gewiß auch ein eifriger Anhänger unserer Partei,“ bemerkte Señora Corona, indem sie sich eine Papiercigarre drehte — „aber er hält seine Gesinnung geheim und versteckt.“

„Es ist ein alter Schlaukopf,“ meinte Señora Hierra,



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

49. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



„und ich würde ihm nicht über den Weg trauen, wenn ich irgend etwas mit ihm zu thun hätte. — Er sieht nur auf seinen eigenen Nutzen."

„Da ist der Sohn anders," rief Señora Paez — „ein braver junger Mensch und der blauen Sache ganz ergeben. — Neulich haben sie ihn auch eingesteckt — sie konnten aber nichts gegen ihn finden — der ist klug."

„Ich möchte wohl wissen weshalb?" sagte Señora Corona.

„Bah, irgend eine nichtswürdige Denunciation — die Stadt schwärmt jetzt von derlei Gesindel."

„Will denn der junge Gonzales jetzt in Caracas bleiben? Er sagte uns hier, daß er wieder in's Land müsse."

„Nun, Amiga," warf Señora Paez mit einem flüchtigen Blick auf Isabel lächelnd dazwischen, — „ich dächte doch, Sie müßten wissen, was ihn hier in Caracas hält. Man braucht gerade kein Prophet zu sein, um das zu ergründen, und ich glaube nicht, daß die Politik etwas damit zu thun hat."

„Es ist jetzt recht still in der Stadt," entgegnete Señora Corona — ohne auf die Andeutung einzugehen — „man hört eigentlich von gar nichts. Irgend ein bestimmtes Unternehmen scheint nicht im Werk."

„Nicht daß ich wüßte," meinte Señora Hierra. „Es wartet jetzt Alles darauf, was wir für Nachrichten von Barcelona und der Lagune bekommen. So viel scheint sicher, daß sich Monagas wieder an die Spitze stellen will."

„Glaubt er, daß ihm das Volk den Mord der Deputirten vergessen hat?" frug die Generala; „das ist das Unglück unserer Partei, daß wir keinen Mann an der Spitze haben, zu dem wir mit Vertrauen aufblicken können.

Draußen hatte schon Jemand an die Thür geklopft, aber keine der Damen darauf geachtet. Jetzt kam der indianische Diener herein und meldete, daß ein Mann draußen sei, der die Señora zu sprechen wünsche.

„Ein Mann? — wer ist es? wie sieht er aus?" fragte die Herrin vom Hause.

„Ich kenne ihn nicht, Señora — es ist ein Indianer und sieht aus wie einer der gewöhnlichen Arbeiter vom Lande; von einer Hacienda vielleicht."

„Ich bin nicht zu Hause —“

Der Diener verschwand, kehrte aber nach wenigen Minuten wieder zurück und meldete: der Mann habe gesagt, er heiße Tadeo, und wolle in einer halben Stunde wieder vorfragen — ich möchte es aber der Señora gleich sagen, wenn sie nach Hause käme.“

In der Stube herrschte tiefe Dämmerung — es war noch kein Licht angezündet worden. — Die Señora brauchte ein paar Secunden zum Ueberlegen und sagte dann:

„Ruf' ihn zurück! — ich will sehen, was er wünscht — er — wird von einer mir befreundeten Hacienda kommen. — Sie entschuldigen mich, meine Damen — ich — bin gleich wieder bei Ihnen.“

Sie stand auf — blieb noch einen Augenblick neben ihrem Stuhl stehen und schritt dann rasch zur Thür, die sie hinter sich zudrückte.

Señora Hierra sah ihr erstaunt nach. Es war allerdings zu dunkel im Zimmer, um Señora Corona's Züge zu erkennen, aber das ganze Betragen der sonst so resoluten Frau war Allen aufgefallen.

„Was hatte Ihre Mutter, Isabel?“ frug die Hierra, „sie sprach so sonderbar. — Wer ist denn dieser Tadeo?“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ erwiderte ruhig Isabel — „ich kenne keinen von unseren Arbeitern, der Tadeo heißt, einen jungen Burschen ausgenommen, der uns das Wasser bringt; aber ich kann mir nicht denken, daß es der ist; wahrscheinlich eine Bettelei.“

Señora Corona schritt unterdessen in das andere Zimmer hinüber, das sich auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges befand. Dort zündete sie die schon bereit stehende Lampe an und schloß die Fensterläden. Es dauerte auch nicht lange, so hörte sie, wie ihr Diener Juan mit dem fremden Mann zurückkam und die Hausthür wieder schloß. Sie öffnete ihre Zimmerthür etwas, um ihnen zu zeigen, wo sie wäre, und im nächsten Augenblick stand Tadeo aus Chacao — von der Lampe hell beleuchtet, die Señora Corona absichtlich so gestellt hatte, auf der Schwelle. Er hielt den Hut in der Hand und sah demüthig und gedrückt aus, sagte auch anfangs

kein Wort, sondern sah still die vor ihm stehende Frau mit einem wehmüthigen Blick an.

„Tadeo," rief endlich diese mit unterdrückter Stimme, „woher um Gottes willen kommt Ihr? Von Soledad? — ist er todt?"

Tadeo schüttelte langsam den Kopf. „Señora," sagte er leise, „ich habe einst ein Verbrechen begangen, aber auch dafür gebüßt, wie ein Mensch nur büßen kann, und ich darf hoffen, daß ich dereinst vor Gottes Thron Verzeihung finden werde."

„Aber wie kommt Ihr jetzt wieder nach Caracas?"

„Es sind schon sieben Jahre, Señora," fuhr der Indianer fort, „daß ich hier ganz in der Nähe von Caracas, in Chacao lebe, und mein Fuß hat Eure Schwelle noch nicht betreten — jetzt zwingt mich die Noth dazu — und mehr noch die Noth für ihn, als für mich, denn ich selber hielte mich schon über Wasser."

„Für ihn? — er ist bei Euch?" fragte die Dame, und Todtenblässe deckte ihre Züge.

„Er ist bei mir — bei mir die langen Jahre gewesen, und ich habe für ihn gesorgt, als ob er mein eigener Vater gewesen wäre."

„Ich hörte, daß er gestorben sei —"

„Als er Abschied von Euch genommen hatte und aus Eurem Hause zurückkam, fiel er in furchtbare Krämpfe und lag dann eine Zeit lang regungslos — wir glaubten, daß er todt sei. Er erholte sich aber wieder — wenn auch nur körperlich — sein Geist, der früher zuweilen gestört war, wurde ganz verwirrt. Er ist wahnsinnig."

„Und weiß er, daß ich hier in seiner Nähe bin?"

„Er weiß gar nichts, nicht einmal seinen Namen mehr, denn schon seit langen Jahren nennt er sich nur Perdido und hört auf keinen andern Namen."

„Und weshalb kommt Ihr jetzt zu mir? — Ich gab Euch damals viel Geld. Es fehlt Euch doch an nichts?"

Der Indianer beantwortete die Frage nicht gleich. — „Meine Frau starb in Soledad," begann er endlich, „ich lernte später ein Mädchen kennen, brav und gut, die mit

ihren Eltern hier von Caracas aus nach Angostura gezogen war. Ich heirathete sie, um eine Mutter für mein Kind zu haben, aber sie hielt das Klima am Orinoco nicht aus, sie kränkelte immer an bösen Fiebern und wurde, als wir zuletzt auch das Kind verloren, so von Heimweh nach ihrem Geburtsort Mariperes, dicht bei Chacao, geplagt, daß ich ihrem Drängen endlich nachgab. Ich verkaufte mein kleines Besitzthum in Soledad, ging mit einer Lancha nach San Fernando hinauf und kam dann mit den Meinen — und mit ihm — im Beginn der Regenzeit hier herüber, wo ich mir wieder ein kleines Grundstück kaufte."

„Und wußtet Ihr, daß ich hier wohnte?"

„Ich begegnete Euch vor etwa vier Jahren einmal hier in der Stadt — Ihr saht mich gar nicht, ich erkannte Euch aber im Augenblick wieder und hörte, daß Ihr hier unter dem Namen Corona mit Eurer Tochter lebtet. Ist das die kleine Manuela?"

„Nein," antwortete die Dame mit heiserer Stimme. „Manuela — ist gestorben — die junge Dame, die bei mir wohnt, ist eine angenommene Tochter und heißt Isabel — aber was wolltet Ihr mir sagen?"

„Ich bin nicht gern in die Stadt gekommen," fuhr der Mann mit bewegter Stimme fort; „so lange ich Euren Aufenthalt kannte, habe ich Euch nicht belästigt — aber jetzt kann ich mir nicht mehr helfen. Ihr wißt, wie es auf dem Lande aussieht — mit Fleiß und Sparsamkeit habe ich immer noch den Kopf über Wasser behalten und die früheren Revolutionen glücklich überstanden, jetzt ist Alles vorbei. Die letzte Kuh haben sie mir aus dem Stall, die letzte Stange Zuckerrohr aus dem Felde geholt. Mein kleiner Garten ist verwüstet, und der alte Mann, der bis jetzt so harmlos vor sich hinlebte, daß ich unbesorgt meiner eigenen Arbeit nachgehen konnte, wird von Tag zu Tag unruhiger und darf keinen Augenblick mehr allein gelassen werden."

Tadeo schwieg eine Weile — seine Brust hob sich krampfhaft — er athmete schwer — endlich fuhr er leise fort:

„Was ich lange gefürchtet, ist eingetroffen — ich habe nichts mehr zu leben — nicht einmal für ihn, und Arbeit

giebt es nicht, denn welcher Hacendero wollte jetzt einen Acker bestellen, den ihm, ehe die Frucht reifen könnte, die Soldaten als Futterplatz benutzen würden. Jetzt beschließt, was Ihr thun wollt — entweder den alten Mann in die Stadt nehmen, oder —"

„Ihr kennt unsern Vertrag!" rief die Señora, heftig emporfahrend.

„Ich kenne ihn," sagte der Mann düster, „und bin ihm nachgekommen bis zum Aeußersten, aber weniger aus Furcht vor Eurer Drohung, als aus Liebe und Dankbarkeit für den Unglücklichen."

„Und wie äußert sich sein Irrsinn?"

„Bis dahin jammerte er nur nach seinem Kinde, seiner kleinen Manuela, und zwar ganz harmlos, jetzt aber scheint sich eine andere fixe Idee seiner bemächtigt zu haben. Er hat die vielen Soldaten gesehen und das ewige Trommeln und Trompeten gehört, und bildet sich nun manchmal ein, daß ihn das Volk zum Präsidenten wählen wolle. Der jetzige Präsident, ruft er oft, halte seine Manuela gefangen, und er müsse hin, um sie zu befreien."

Die Augen der Señora starrten stier auf seine Lippen, und ihre Hand ballte sich auf dem Tisch, auf den sie sich stützte.

„Und wenn er einmal ausbricht?" flüsterte sie endlich, oder hauchte die Worte vielmehr nur hervor.

„Jetzt hat es noch keine Gefahr," entgegnete der Indianer — „an den Fenstern des Stübchens, in dem er wohnt, sind eiserne Gitter, und eiserne Barren habe ich vor die Thür gelegt. So lange ich mein Häuschen und Grundstück halten kann, steh' ich für ihn ein. Er geht auch nicht von uns fort — aber die Noth ist so über uns gekommen, daß ich gezwungen sein werde, mein kleines Besitzthum um jeden Preis los zu schlagen, und was dann?"

„Wie viel braucht Ihr?" fragte die Dame tonlos.

„Du lieber Gott, wenig genug; nur leben wollen wir und den Hunger stillen, und dazu gehört in unserem Lande nicht viel — die Zeiten müssen ja bald wieder besser werden."

Señora Corona schritt fest und entschlossen zu ihrem

Schreibtisch und nahm eine Rolle mit mexikanischen Dollars und ein kleines Fläschchen heraus. Die Rolle drückte sie dem Mann in die Hand.

„Da Tadeo, das Geld ist für Euch — kauft Euch Lebensmittel. Ihr sollt keine Noth leiden, so lange ich selber etwas habe, und — ich kann es jetzt entbehren. Aber auch ihm möchte ich helfen. Mir hat der Arzt neulich ein kräftiges Mittel gegeben, das besonders wohlthätig gegen Krampfanfälle hilft. Bekommt er seine böse Stunde wieder, so gießt ihm den Rest — es sind nur noch wenige Tropfen — in eine Tasse Kaffee oder ein Glas Branntwein und laßt es ihn trinken — aber zerbrecht das Fläschchen nicht. Thut es ihm gut, so kommt wieder herein zu mir und ich lasse Euch mehr davon machen."

„Glaubt Ihr wirklich, daß es ihm gut thut, Señora?"

„Es hat mir selber vortreffliche Dienste geleistet — aber gebt ihm Alles, was in dem Fläschchen ist — es können kaum noch zwanzig Tropfen sein. Die Hälfte davon würde ihn vielleicht noch mehr aufregen."

„Und das Geld soll ich Alles haben?"

„Alles — und mehr noch, wenn Ihr das verbraucht habt. Ihr seid ein treuer Diener und habt ehrlich Euer Wort gehalten, aber Ihr könnt auch schweigen?"

„Ich denke, ich habe es bewiesen. Sehe ich aus wie ein Schwätzer?"

„Gut, jetzt geht. Ihr dürft den Unglücklichen nicht so lange allein lassen. Kauft Lebensmittel in der Stadt und nehmt sie mit hinaus, auch ein paar Flaschen Wein. Sie werden Euch und ihm gut thun. Hier, Tadeo, trinkt indessen einmal ein Glas von diesem; er ist rein und kräftig und wird Euch stärken."

Sie schenkte ihm, während sie sprach, aus einer Caraffe ein halbes Wasserglas voll. Er leerte es und der feurige Wein fuhr ihm durch den ganzen Körper.

„Seit langer, langer Zeit wieder das erste Glas Wein," flüsterte er, „Gott lohne es Euch. Ich habe Euch im Herzen vielleicht manchmal unrecht gethan — ich sehe jetzt doch, daß Ihr es gut meint — Gott lohne es Euch!"

„Und Ihr kehrt gleich nach Chacao zurück?"

„In einer Stunde bin ich wieder zu Hause — läßt es mir doch hier in der weiten Stadt selber keine Ruhe — lebt wohl!" — Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung entfernte sich der Indianer, und als die Thür draußen geschlossen wurde, hörte Señora Corona, wie er mit langsam gemessenen Schritten die Straße hinabschritt.

Regungslos verharrte sie selber aber noch in derselben Stellung, in der sie Tadeo verlassen hatte, — nur den Blick hatte sie, als er an den Fenstern vorbeiging, dem Klang der Schritte zugewandt, und dorthin starrte sie noch. — Ihre ganze Gestalt schien wie aus Stein gehauen, nur die Brust hob sich unter dem schweren Athem.

Señora Corona war aber keine Frau, die sich lange hätte von irgend einem Eindruck bewältigen lassen. Langsam hob sie die rechte Hand und strich sich über die Stirn, als wolle sie alle die Gedanken und Erinnerungen, die sie quälten, fortwischen. Und sie verschwanden; ein kaltes, trotziges Lächeln legte sich um ihre Lippen, und mit fester Hand nahm sie die Lampe und schritt wieder hinüber zu den Damen — zu ihrer Tochter.

15.

Der Gesellschafter.

José, um seine Eltern nicht zu beunruhigen, denn er wußte, wie sich besonders die Mutter ängstigen würde, wenn sie nur eine Ahnung von seinem immer etwas gefährlichen Unternehmen gehabt hätte, sagte ihr, daß er mit Teja einen Freund des Letzteren aufsuchen würde; sie sollten sich nicht ängstigen, wenn er etwas spät nach Hause käme, und Teja selber würde überhaupt bei dem Freunde übernachten — morgen schon hoffe er ihnen dann vielleicht gute Nachrichten zu bringen.

Die alte Großmutter sah ihn scharf an, als er Abschied nahm, aber sie sagte kein Wort. Es war ihr aufgefallen, daß die beiden jungen Leute so viel heimlich mit einander sprachen — was es aber auch war, sie mochten es mit einander ausmachen. Es lag einmal eine schwere, drückende Last auf dem schönen Lande, und wenn die jungen Kräfte nicht daran gingen sie abzuschütteln, die Alten wären es doch nie im Stande gewesen.

Teja hatte sich, nachdem er an dem Abend das Kistchen mit den Eßwaaren abgeliefert, das Terrain etwas genauer angesehen und keine Schwierigkeiten gefunden. Zwei Posten standen hinter dem Gefängniß, aber ziemlich weit von einander entfernt, und er wußte recht gut, wie schlecht besoldet und gefüttert diese armen Teufel wurden, die fast alle nur gezwungen die Muskete trugen.

Für jetzt war noch nichts in der Sache zu thun, denn alle zwei Stunden wurde abgelöst, und die bis dahin Wachestehenden durften auch nicht das geringste Verdächtige bemerken, oder sie hätten auf der Wache davon gesprochen und damit nur größere Aufmerksamkeit erregt. Nur einmal passirten die Freunde zusammen die Straße, damit Teja genau den Platz kennen lernte, wo der Gefangene von innen ausbrechen sollte. Teja hatte sich außerdem eine Soldatenmütze und ein breites Goldband verschafft, die er später tragen wollte, ein Säbel stand bei einem in der Nähe wohnenden Bekannten, und so konnte er in der Dunkelheit recht gut für einen Officier der Regierungstruppen gelten, da Officiere so zahlreich waren, daß den Soldaten fast täglich neue beigegeben wurden.

Oben vor der Pulperia saßen noch etwa ein Dutzend Soldaten und besprachen die Erlebnisse des Tages, aber bis zehn Uhr ließ sich hoffen, daß diese ihr eigenes Quartier aufgesucht haben würden. Jetzt störten sie Niemanden. —

Es wird aber Zeit, daß wir zu dem jungen Castilia zurückkehren, der an dem Abend in dumpfem Brüten auf seiner Matratze lag und vor sich niederstarrte.

Sein Todesurtheil war ihm allerdings noch nicht verkündet worden, aber das konnte jeden Augenblick geschehen, oder —

wurde auch nicht einmal für nöthig befunden — was für Umstände brauchte man mit einem Spion zu machen.

Gonzales hatte ihm wohl noch einen Trost gegeben und Versuche zu seiner Rettung versprochen — aber wohl nur, um ihm die letzten Stunden mit einer Hoffnung zu erleichtern. Es war unmöglich gewesen, und er mußte sich in sein Schicksal fügen. — — Seine arme Mutter — der Vater — die Schwestern — wie furchtbar würde sie die Kunde treffen — wie wenig vorbereitet, und er selber — so elend sollte er enden? Er fürchtete nicht den Tod, und mit Jauchzen wäre er ihm im Kampfe für sein Vaterland begegnet — aber keinen Schlag sollte er für die Freiheit desselben führen dürfen — keinen — und nicht einmal den Sturz des Mannes, den er auf der ganzen Welt am meisten haßte — den Sturz dieses Falcon erleben.

Draußen im Hof entstand plötzlich ein wildes Getümmel, Lachen und Schreien von einer Menschenmasse, auf die der Gefangene anfangs nicht achtete, bis er plötzlich seinen eigenen Namen heraushörte und erschreckt aufhorchte. — Kamen sie schon jetzt, um ihn abzuholen? sollte er von der tobenden, jauchzenden Menge hinausgeschleppt werden auf den Richtplatz?

Die Thür seiner Zelle wurde aufgerissen, und mit todtenbleichen Zügen richtete er sich auf seinem Lager empor. — Die Masse wälzte sich gegen die Thür an, aber um ihn bekümmerte sich Niemand. Ja, er mußte sogar zurückweichen, so weit es die Mauer gestattete, denn rücksichtslos genug traten die Eindringenden in dem engen Raum hin, wohin sie die Füße setzen konnten. Jetzt erst bei dem matten Dämmerlicht, das noch durch die offene Thür fiel, erkannte er einen dunkeln Klumpen, den sie zwischen sich trugen und ohne Weiteres in die andere Ecke und auf die Kuhhaut warfen, die der Schließer für Gonzales hereingeschafft und noch nicht wieder weggenommen hatte.

„Daß Ihr Euch nicht untersteht und den Burschen losbindet," rief ihm dann noch der Schließer zu. „Ihr verderbt Euch sonst morgen den Spaß, denn er dreht Euch jedenfalls den Hals um," — und damit warf er die Thür wieder zu und volle Dunkelheit deckte Alles.

Castilia hatte keine Ahnung, wer ihm da plötzlich als Leidensgefährte zugetheilt wurde, und der Zwischenfall wenigstens das Gute, ihn für kurze Zeit von seinen eigenen trüben Gedanken abzulenken. Der neue Gefangene lag aber da und rührte und regte sich nicht. War er todt? Und auch diese Qual wurde ihm noch auferlegt, nicht einmal die letzten ihm gestatteten Stunden durfte er allein und ungestört verbringen, oder war auch das ein Opfer, das morgen gleiches Schicksal mit ihm theilen sollte?

Wieder hörte er draußen sprechen und noch einmal wurde der Schlüssel in das Schloß gestoßen. Der Schließer schob ihm das Kistchen hinein, das ihm Teja gebracht, und das Herz hörte dem Gefangenen fast auf zu schlagen, denn jetzt im letzten Augenblick, wo er sich schon rettungslos verloren gegeben hatte, durchzuckte ihn plötzlich auf's Neue ein Gedanke an Hülfe, an Rettung. Aber wie sollte er im Dunkeln wissen, ob ihm das Zeichen gegeben sei: das rothe Band? In der Dunkelheit ließ sich ja nichts erkennen. Er bat nur für einen Augenblick um Licht — der Schließer aber verweigerte es. Er d u r f t e den Gefangenen kein Licht geben. Doch er verrieth selber, was Castilia wissen wollte: „Es sind lauter gute Sachen, und Alles hübsch mit rothen Bändchen zugebunden," sagte er im Weggehen. — Mit rothen Bändern? Und mit zitternden Händen tappte Castilia nach dem Kasten, um den ihm bezeichneten Schieber daran zu finden. — Er war da — er konnte ihn aufziehen und das Eisen darin fühlen — aber was jetzt? — Wer war sein Mitgefangener, und durfte er wagen, ihn in seinen Fluchtversuch zu ziehen?

„Caballero," sagte da eine dumpfe, tiefe Stimme aus der andern Ecke, — „wie ich vorhin hörte, habt Ihr Lebensmittel geschickt bekommen. Ist vielleicht etwas Nasses dabei? — mir klebt die Zunge am Gaumen."

„Ich will sehen, Compañero," erwiderte Castilia, dem jetzt besonders daran liegen mußte, seinen Gefährten, wer es auch sei, bei guter Laune zu erhalten, — „ja — ich fühle eine Flasche — es wird Wein darin sein — soll ich Euch ein Glas geben?"

„Gott vergelt's Euch," knurrte die Stimme wieder, „und

wenn Ihr auch eigentlich die Schuld tragt, daß ich hier wie ein wildes Vieh gebunden liege — Ihr könnt nichts dafür und es geschieht mir eigentlich ganz recht."

„Ich soll die Schuld tragen?" frug Castilia erstaunt, — „ein Gefangener hinter Schloß und Riegel?"

„Seid Ihr nicht der Castilia, der morgen früh erschossen oder gehangen werden soll? Ich dächte doch, ich hätte die Schufte draußen davon reden hören."

„Der bin ich allerdings," erwiderte Castilia mit einem Seufzer, und ein eigenes Gefühl, das ihm den Athem zu nehmen drohte, drückte ihm das Herz.

„Dachte so," brummte der Neger, „geht doch manchmal wunderlich in der Welt zu, aber der Teufel soll sie Alle holen, wenn ich nur erst die Fäuste wieder frei bekomme. Einen Schluck, Kamerad, mir trocknet sonst die Kehle zusammen."

Castilia öffnete die Flasche, die zum raschen Gebrauch nur leicht verschlossen war, fand auch bei weiterem Herumfühlen ein Glas und schenkte, es vor dem eingeschnittenen Thürloch gegen den noch hellen Himmel haltend, den Wein ein. Es hatte einige Schwierigkeit, den Kopf seines Kameraden zu finden und diesen so weit empor zu heben, daß jener im Stande war zu trinken. Er hätte den wolligen Kopf nicht erst zu fühlen gebraucht, schon die scharfe Ausdünstung verrieth ihm deutlich genug, mit welcher Menschenrace er es hier zu thun hatte — und doch, wie gleich standen sich Beide — ja der Neger hatte noch einen großen Vortheil vor dem Weißen, denn ihn bedrohte nicht am nächsten Morgen ein schimpflicher Tod.

Der Neger sog noch an dem Glas, als er schon lange den letzten Tropfen hinunter hatte.

„Oh, das thut gut, — Caracho," stöhnte er, „das war ein guter Tropfen; noch einen Schluck, Campañero, und dann thue mir die Liebe und binde mir die Hände los. Die Hunde haben mich so fest geschnürt, daß mir das Blut in den Armen stockt."

„Und wenn der Schließer zurückkommt, was geschieht mit mir? Er hat es streng verboten."

„Gott verdamm' ihn," knurrte der Neger, „wenn ich die

Arme wieder frei habe, soll er nicht wagen, sein gelbes Gesicht hier herein zu stecken. Caracho, ich drücke ihn zu Brei zusammen."

„Was können wir gegen die bewaffnete Ueberzahl machen," entgegnete Castilia; „aber ich will Euch etwas sagen, Compañero, da wir doch nun einmal Leidensgefährten sind. Ich werde Euch die Stricke lockern, damit sie Euch nicht mehr weh thun. Ihr versprecht mir aber, sie bis neun Uhr an Euren Armen zu lassen. Nachher kommt Niemand mehr zu uns, das Thor vorn wird geschlossen, glaub' ich, sie lassen wenigstens Niemanden mehr herein, und gegen Morgen kann ich Euch dann wieder binden. Seid Ihr damit zufrieden?"

„Gern," brummte der Neger, „kann nicht mehr von Euch verlangen und würde selber nicht mehr für einen Andern thun; aber noch einen Schluck, Kamerad, wie?"

„Ich will gern das Wenige, was ich habe, mit Euch theilen," seufzte Castilia, „wer weiß, ob ich es noch brauche." Er fühlte dabei an den Stricken herum, die um die Armgelenke des riesigen Negers gewunden waren, und es gelang ihm bald, den Knoten zu finden.

„Wenn ich nur den einen Arm herausbekommen könnte," sagte der Gefesselte; „kommt Jemand, so schieb' ich ihn geschwind zurück, und daß sich mir Niemand mehr heut Abend in den Bereich meiner Beine wagt, dafür steh' ich Euch, Amigo."

Castilia lächelte. — „Nun denn in Gottes Namen, aber haltet Euch ruhig, wenn Jemand kommt, wir sind nun doch einmal in ihrer Gewalt. So, jetzt könnt Ihr den rechten Arm herausziehen, und nun wartet einen Augenblick, ich schenke Euch noch einmal ein."

„Dios se — lo pague — Dios se lo pague" — knurrte der Neger, „wunderlich genug geht es in der Welt zu, das weiß der Himmel. Vor kaum einer Stunde ging ich in das verwünschte Nest, um eine Bittschrift mit zu unterzeichnen, daß sie Euch nicht erschießen, sondern hängen sollten. —"

„Um der heiligen Jungfrau willen," rief Castilia entsetzt, „und was hatte ich Euch gethan?"

„Und jetzt," fuhr der Neger fort, ohne die Frage zu be-

antworten, „seid Ihr gerade der, der mir die einzige Wohlthat erweist, während mich das andere Gesindel wie einen räudigen Hund behandelt hat. Wenn ich Euch nur einmal wieder einen Dienst erweisen könnte, aber ich werde keine Zeit dazu haben.“

„Ihr gehört zu den Gelben?“ frug Castilia.

„Ich gehörte dazu,“ brummte der Neger, „und mit Leib und Seele; aber der schlimmste Streich, den sie sich spielen konnten, war, daß sie mich mit Füßen traten. Caracho, mir tritt die Galle in's Blut, wenn ich nur daran denke, wie sie mich behandelt haben. Jetzt ist's aber vorbei. Unter solch' einer Bande möchte ich auch nicht General sein — verdammt will ich sein, wenn ich's möchte!“

„Aber was wollt Ihr thun?“

„Zu den Blauen übergehen, sowie ich erst wieder den Boden unter meinen Füßen fühle, und dann wollen wir einmal sehen, ob Samuel Brown's Knochen kein Gewicht in die Wagschale werfen.“

„Aber was ist Euch geschehen?“ frug Castilia, der aus diesen Reden neue Hoffnung schöpfte, denn in einer solchen Stimmung verhinderte sein Gefährte vielleicht seine Flucht nicht, sondern theilte sie vielleicht.

„Was mir geschehen ist? — Nun, Compañero, zu versäumen haben wir gerade nichts, und ich glaube, ich kann Euch eben so gut die Geschichte erzählen. Erbaulich ist sie jedenfalls, und mir thut's gut, wenn ich doch gegen einen Menschen das Gift ausleeren darf, das in mir kocht.“

„Wollt Ihr nicht erst noch einmal trinken?“

„Von Herzen gern. Jetzt fangen mir auch die Arme an wieder gelenk zu werden. Heilige Jungfrau, wenn ich in diesem Augenblick in die Schufte hineinfahren könnte!“

Er tappte dabei nach dem ihm entgegen gehaltenen Glas, leerte es und erzählte dann mit vorsichtig gedämpfter Stimme, um den Schließer nicht aufmerksam zu machen, seinem Mitgefangenen seine letzten Abenteuer, seit er General geworden. Er milderte auch nicht etwa die Behandlung, die er erfahren, sondern schmückte sie viel eher noch in seinem Ingrimm und in der Erinnerung an all' die erlittene Schmach mehr aus.

Er verschwieg nicht das Kleinste, selbst nicht, daß er sich in der Erbitterung oder Aufregung wohl dann und wann einen kleinen Rausch angetrunken habe, aber das war jetzt vorbei. Er wollte nüchtern bleiben, um nur erst einmal wieder frei zu kommen, und nachher? — dem Teufel wolle er verfallen sein, wenn er nicht so schnell desertirte, wie ihn nur seine Füße tragen könnten.

Castilia traute dem Neger noch nicht. — Die Erzählung seiner Mißhandlungen konnte ihn augenblicklich in schlechte Laune versetzt haben, und er verschwor sich vielleicht zu etwas, was er in der nächsten Viertelstunde widerrief. — Er ging darum vorsichtig zu Werke und frug ihn bald über das, bald über jenes; der Neger aber hatte sich nie in seinem Leben um Politik bekümmert, wie sich eben Niemand um ihn bekümmert zu haben schien. Die Ernennung zum General hatte ihn natürlich für die Sache der Gelben ganz gewonnen, der er, unter anderen Umständen, bis zum letzten Blutstropfen gedient haben würde. — Konnte man das aber eine Behandlung für einen General nennen? — und vom Kriegsminister hinab bis zum gemeinen Soldaten? — Das ertrug er nicht länger, und darum war er fest entschlossen, sein Glück jetzt einmal unter den Blauen zu versuchen.

Wer weiß, ob nicht zu diesem Entschluß das auch viel beitrug, daß er auf sein Generalspatent hin einen ziemlichen Credit in Caracas bekommen und benutzt hatte. Wie sollte er alle die Schulden jetzt bezahlen — und wohin war überhaupt sein Patent gekommen? Das mußten ihm die Schufte an der Plaza gestohlen haben; er erinnerte sich noch deutlich, wie er es bei dem Ueberfall in der Hand gehalten. Was konnte er jetzt überhaupt noch machen, wie beweisen, daß er General geworden? Das Papier war fort und er wieder gemeiner Soldat, wie vorher, wenn er nämlich bei den Gelben blieb.

Daß von solchen Ernennungen eine Controle geführt wird und daß der Kriegsminister den Befehl aller Ausfertigungen mit seinem Namen in seinen Büchern haben mußte, fiel ihm nicht ein; er dachte gar nicht an solche Spitzfindigkeiten.

Jetzt hielt es Castilia für gerathen, ihn in seinen Fluchtplan

einzuweihen und ihn aufzufordern, mit ihm zu fliehen. Er versprach, wenn er ihm behülflich sei, dafür zu sorgen, daß er eine anständige Stellung im Revolutionsheer erhielt, wo überhaupt der Sold pünktlich ausgezahlt wurde — und Samuel Brown ging mit Jubel auf das Anerbieten ein.

Aber wie wollten sie hier fortkommen? Sollte Samuel die Thür einbrechen? — in zwei Minuten hätte er sie aus ihren Angeln gehabt.

Castilia stellte ihm das Wahnsinnige eines solchen Unternehmens vor, denn nur bei den ersten Versuchen würden sie die ganze Wache mit geladenen Musketen und aufgepflanzten Bajonneten vor der Thür gehabt haben, und keine Möglichkeit, zu entkommen.

Und wie dann?

Jetzt erst machte ihn der junge Venezuelaner mit seinem Plan bekannt. — Diese Mauer mußte auf eine Straße oder auf einen offenen Platz — ja vielleicht gar in einen Hof führen, denn sonst würden ihm die Freunde nicht das Zeichen gesandt haben. Die mußten sie durchbrechen und dann sehen, wie sie, von jenen unterstützt, ihre Flucht bewerkstelligten. Gefahr war freilich immer dabei.

„Gefahr?“ lachte der Neger, indem er die rechte riesige Faust vor Entzücken ballte, „oh, laßt mir nur einen der Schufte, oder einen ganzen Haufen von ihnen in den Weg kommen, und seht, was ich mit ihnen mache. — Aber mit was für Werkzeug bohren wir uns durch? — nicht einmal ein Taschenmesser habe ich bei mir.“

Castilia hatte die Kiste hervorgezogen und den Schieber geöffnet — er enthielt einen etwa anderthalb Fuß langen starken Meißel und ein schmales, aber scharfes Dolchmesser. Er nahm das erste Instrument und legte es in des Negers Hand.

„Genügt das?“

„Caracho!“ rief der Bursche mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Jetzt bin ich nicht mehr wehrlos, und verdammt will ich sein, wenn einer der gelben Schufte mir zu nahe kommen darf, ohne den Schädel eingeschlagen zu kriegen. Das ist vortrefflich und hat gerade das richtige Gewicht. — Wollen wir nicht gleich anfangen?“

„Wir würden Alles verderben, denn jeden Augenblick kann der Schließer noch einmal hereinkommen, und fände er uns bei der Arbeit, so wären wir verloren. Gebt mir das Eisen wieder, Amigo, daß ich es an dem alten Platz verberge, bis wir vollkommen sicher sind.“

„Eher lasse ich mich in Stücke reißen,“ knurrte der Neger, „als ich die Waffe wieder aus den Fingern gebe. Nein, Compañero, vertraut sie mir, sie ist in besten Händen, und wenn sie Euch jetzt an den Kragen wollen, müssen sie mich vorher ebenfalls todtschlagen. Lächerlich ist's aber,“ flüsterte er lachend vor sich hin, „daß hier ein wirklicher General der Gelben liegt, der sich eben die größte Mühe giebt, zu den Blauen hinüber zu kommen. Doch es ist ihre eigene Schuld; die mögen es verantworten, die es eingebrockt. Und nun habt keine Furcht weiter, Compañero, das Fell nehmen sie in dieser Nacht nicht wieder heraus, können es auch nicht bekommen,“ setzte er ingrimmig hinzu, „und unter dem Fell liegt das Eisen so sicher wie in einer Kirche. Ich will auch Geduld haben. Ihr sollt Euch in keiner Weise über mich beklagen dürfen, aber wenn es Zeit ist, dann sagt's, und dann sollt Ihr auch erleben, wie wacker ich mich durch die erbärmliche Mauer arbeite. Das Maurerhandwerk war immer meine Passion, Ihr hättet keine bessere Hülfe zu solcher Arbeit in ganz Venezuela gefunden.“

Draußen wurden wieder Schritte und Stimmen laut, und Beide lagen still und regungslos, um zu erwarten, ob der Besuch ihnen gelte. Diesmal aber wurde eine der Nachbarzellen aufgeschlossen und ein paar Leute zankten sich dort herum. Was es aber war, konnten sie nicht verstehen, und bald darauf wurde es auch wieder still. Sie hörten, wie sich die Leute entfernten, und nur der regelmäßige Schritt der Wachen, die auf und ab gingen, um nicht einzuschlafen, störte noch die Ruhe.

Jetzt schlug es draußen Acht; noch zwei volle Stunden, ehe sie ihre Arbeit beginnen durften; denn wenn sich auch nach neun Uhr wohl Niemand mehr um sie bekümmerte, so war es doch sicherer, lieber jede Vorsicht zu gebrauchen.

Der Neger hatte munter bleiben wollen, aber der heute

getrunkene Branntwein und die Aufregung dazu schienen ihn ermüdet zu haben. Er streckte sich auf seiner Kuhhaut aus, und an ein ähnliches Lager von Jugend auf gewöhnt, war er auch bald fest eingeschlafen und schnarchte laut. Castilia ließ ihn ruhig gewähren, denn ging der Schließer noch vorüber und hörte das Schnarchen, so wurde er um so sicherer gemacht, und konnte nicht vermuthen, daß ein Mensch, der so gesund schlafe, an einen Fluchtversuch oder sonst etwas Ungesetzliches denke. Ihn selber aber ließ die Aufregung nicht ruhen. Halbe Stunden lang zählte er die fliehenden Minuten selbst an seinen Pulsschlägen ab, und konnte bald genau die Zeit bestimmen, wann der Klöppel der wahrscheinlich im Abfertigungszimmer hängenden Wanduhr wieder aushob.

Endlich fehlte nur noch eine halbe Stunde an zehn Uhr. Die neunte Stunde war vorüber und Niemand gekommen, um zu revidiren. Sollten sie noch länger warten? — Er beschloß, jedenfalls den Neger zu wecken, um ihn erst vollständig munter zu bekommen, und legte ihm deshalb die Hand auf die Schulter. Samuel Brown aber hatte einen gesunden Schlaf, und es bedurfte stärkerer Mittel, um ihn wach zu bekommen. Castilia fing an ihn leise zu schütteln, dann etwas rauher, und erreichte endlich, daß er wenigstens mit Schnarchen aufhörte. Ein eigener Gedanke durchzuckte ihn — sollte er ihn ruhig fortschlafen lassen und seine Flucht allein versuchen? Das Eisen fühlte er unter dem obern Rand der Kuhhaut und konnte es leicht entfernen. Wenn der Bursche nun, nachdem er ausgeschlafen, vielleicht anderer Meinung wurde als vorher? wenn er ihn verhinderte?

Vorsichtig zog er das Eisen hervor, und der Riese, nicht weiter belästigt, fing schon wieder an zu schnarchen. — Er wollte jedenfalls den Versuch machen, wie leicht sich die Mauer bearbeiten ließ, tappte sich nach der Rückwand und fing an, das Instrument einzusetzen. Stoßen oder schlagen durfte er freilich nicht, sonst hätte er zu viel Geräusch gemacht, also nur bohren; wo er es aber auch versuchte, bald hier, bald da, er war nicht im Stande, das Werkzeug auch nur einen Zoll tief in die feste Steinmasse hinein zu bringen, und die kleinen Stücke, die er hier und da abbröckelte, konnte er nicht einmal

sehen. Jetzt überkam ihn die Angst; draußen hob die Uhr wieder aus und schlug dreiviertel auf Zehn. Er hatte eine volle Viertelstunde gearbeitet — der Schweiß stand ihm in Perlen auf der Stirn, und noch nichts, noch gar nichts ausgerichtet. Draußen harrten vielleicht seine Retter — sie konnten, sie durften ihm ja nicht helfen, und hier mühte er sich umsonst ab, während schon die Gewehre geladen waren, die seinem Leben mit Sonnenaufgang ein Ende machen sollten.

Ein Zittern überlief seinen ganzen Körper, eine Angst, wie er sie nie gekannt, erfaßte ihn, und sich zu dem Schlafenden niederbeugend, schüttelte er ihn aus Leibeskräften, während er ihm in das Ohr flüsterte: „Kommt, kommt! die Zeit verfliegt. Um Gottes willen, oder wir sind verloren."

Samuel erwachte und fuhr empor. Er wußte wohl in dem Augenblick weniger wo er sich befand, als daß er eine Waffe gehabt, und mit den Händen gierig danach umher tappend, rief er aus: „Wo ist das Eisen — wer hat mir —"

Castilia's Hand lag auf seinen Lippen.

„Ruhe, um der heiligen Jungfrau willen, hier — hier ist es, Amigo, nehmt es, aber helft mir, die Mauer ist felsenfest, ich bin nicht im Stande sie zu öffnen."

Der Neger verstand kaum die Worte, er war noch schlaftrunken und bedurfte Minuten, um sich wieder zu sammeln. Aber er fühlte das Eisen in der Hand, und mit dem Gefühl kehrte ihm auch wohl die Erinnerung dessen, was geschehen mußte, zurück.

„Caracho," murmelte er leise vor sich hin, „ich glaube, ich bin eingeschlafen. Wie spät ist's, Campañero?"

„Es muß gleich zehn Uhr schlagen; die Mauer ist steinhart, wir werden die günstige Zeit versäumen, um hindurch zu kommen."

„Bah," sagte der Neger lachend vor sich hin, indem er sich den Schlaf aus den Augen schüttelte, ‚habt keine Furcht. Ist noch ein Tropfen in der Flasche?"

„Da nehmt sie," drängte Castilia und drückte ihm die Flasche in die Hand. Samuel konnte sie allerdings nicht sehen, aber er verließ sich auf sein Gefühl, schüttelte sie leise, und als er merkte, daß sie noch genug enthielt, um ihm einen

guten Trunk zu gestatten, setzte er sie an die Lippen und leerte sie auf einen langen Zug.

Jetzt aber war es auch, als hätte ihm der Wein neue Kraft und Energie gegeben. „Nun an die Arbeit!“ flüsterte er, und sich auf den Knieen emporrichtend, begann er nicht, wie Castilia vorher, blind und auf das Gerathewohl den Versuch, sondern tastete erst vorsichtig mit der breiten Hand über die Wand hin, um vor allen Dingen eine Stelle zu suchen, an der er den Anfang machen konnte.

„Caracho,“ murmelte er dabei, „habt Ihr denn hier schon herumgekratzt — heda — das wird gerade recht sein; da ist schon ein halber Stein herausgebrochen — nun laßt mich machen.“

Er sagte kein Wort weiter, Castilia hörte auch fast kein Geräusch; nur leise über die Steine kratzte der Neger, wie es schien, mit dem Eisen hin, und Castilia stand mit klopfendem Herzen daneben, denn wie es ihm vorkam machte sein Gehülfe nicht größere Fortschritte in der Arbeit, als er selber.

Jetzt bröckelte etwas, und der Neger lachte leise vor sich hin: „Anstatt Mörtel haben die Schufte Sand zu der Mauer genommen; die Steine fallen fast von selber heraus. Da habt Ihr den ersten, Amigo — stellt ihn dort in die Ecke, daß er uns nachher nicht im Wege ist,“ und damit schob er Castilia einen der Steine zu.

„Aber wie um Gottes willen habt Ihr den heraus bekommen?“ frug Castilia, „ich hielt es nicht für möglich.“

„Bah, die anderen folgen fast von selber, wenn man sie mit dem Ding hier nur ein wenig lüftet. Haben wir weiter keine Schwierigkeiten als die Mauer, so sind wir in zehn Minuten frei — hier ist noch einer.“

Jetzt hob die Uhr wieder aus und schlug Zehn, und es war ihnen, als ob sie draußen das Aufstoßen von Gewehrkolben hören könnten.

Der Neger hielt einen Augenblick mit seiner Arbeit inne, aber es blieb Alles ruhig, und eifrig ging er wieder von Frischem daran. Stein nach Stein kam jetzt heraus — die oberen fielen ihm fast von selber in die Hand, wichen wenig-

stens dem leichtesten Druck mit dem Brecheisen, und er hatte jetzt schon ein großes Loch durchgearbeitet. Aber noch war die äußere Schicht zu durchbrechen, und der erste Stein bot jetzt wieder die größte Schwierigkeit — und zwar jetzt noch größere als vorher, da man nicht wissen konnte, wer da draußen stand und auf das Ausbrechen vielleicht aufmerksam wurde. Zeit war aber nicht mehr zu verlieren — sie mußten vorwärts, und da Samuel nach einem vorsichtigen Versuch gefühlt hatte, daß er wirklich keine weitere Steinlage mehr nach der Straße zu vor sich hatte, verließ er sich auf seine riesige Körperkraft. Wurden sie jetzt entdeckt, so stieß er die vorderen Steine mit Gewalt hinaus, und kam er dann nur erst einmal auf die Füße, dann wehe dem, der es gewagt hätte, ihm in den Weg zu treten.

Draußen blieb aber Alles ruhig — nichts regte sich, und endlich gelang es dem Neger — gerade als es draußen einviertel auf Elf schlug, den ersten Stein von der Außenmauer langsam herein zu ziehen. Als er die Hand hindurch steckte, fühlte er keinen Widerstand mehr und die frische Nachtluft darüber hinziehen, und nun galt es scharf zu arbeiten, denn wie sich das Loch vergrößerte, waren sie auch der Gefahr ausgesetzt, daß ein draußen vorbeigehender Posten es bemerken mußte.

So groß wurde es schon, daß Castilia vielleicht hätte hindurchschlüpfen können. Samuel brauchte aber einen breiteren Raum für seine Schultern. Aber jetzt war es auch nicht mehr nöthig, Rücksicht zu nehmen, wo die Steine im Innern der Zelle blieben. Rechts und links warf er sie neben sich, wie er sie mit seinen eisernen Fäusten von dem allerdings erbärmlichen Mörtel losbrechen konnte — und schon fiel das Licht einer schrägüber angebrachten Laterne in den offenen Raum.

Jetzt schob er vorsichtig den Kopf hinaus, um zu sehen, ob die Straße frei sei, und zog ihn erschreckt wieder zurück, denn kaum zehn Schritt von der Oeffnung entfernt stand eine Schildwache, das Gewehr im Arm, und vor ihm zwei Männer. Er bog sich zu Castilia nieder und flüsterte leise:

„Wißt Ihr den Weg, den wir zu nehmen haben?“

„Links hinauf, rechts ist die Plaza, die von Soldaten wimmelt."

„Da gerade links stehen zwei Menschen und ein Posten."

„Es müssen Freunde sein, oder hätten sie unser Arbeiten gehört?" drängte Castilia, dem das Herz so heftig schlug, daß er kaum die Worte über die Lippen brachte. Der Neger antwortete nichts weiter; nur noch wenige Steine brauchte er herauszunehmen, um selber mit Leichtigkeit hinaus zu können — aber wieder hielt er erschreckt in seiner Arbeit inne, denn gerade gegenüber sah er eine dunkle Gestalt die Straße hinabgehen. Sollte er warten, bis die vorüber war?

„Hinaus!" drängte ihn da Castilia, dem die Aufregung die Sprache zu benehmen drohte — „hier drinnen können wir uns nicht wehren — nur in's Freie — laßt mich voraus!"

„Caracho!" knirschte der Neger zwischen den Zähnen, „Ihr habt Recht, hier sitzen wir in der Falle — vorwärts denn!" und sich mit dem rechten Bein stützend, das Eisen fest in der Hand, hob er das linke Bein zur Oeffnung hinaus, schob zugleich sich überbiegend den Kopf durch und warf sich mit einem Schwung hinaus auf die Straße, wohin ihm Castilia, das Dolchmesser in der Hand, mit gleicher Schnelle folgte.

16.

Die Flucht.

José und Teja, nachdem sie Gonzales' Haus verlassen, durchschritten vor allen Dingen einen Theil der Stadt, durch welchen Teja nachher, wenn die Befreiung Castilia's wirklich gelang, mit diesem entfliehen mußte. Es war das unumgänglich nöthig, damit er das Terrain genau kennen lernte und nicht aus Versehen seinen Feinden wieder gerade in die Hände lief. Gefahr hatten sie aber nachher und weiter draußen

fast gar nicht zu fürchten, denn Patrouillen gingen da nicht, oder doch sehr selten, und fast das ganze Militär war im Mittelpunkt concentrirt. Erst auf der Landstraße trafen sie wieder Piquets, wie in den kleinen Ortschaften starke Besatzungen, und die mußten sie deshalb unter jeder Bedingung vermeiden. Das Beste war, sie wandten sich rechts von der Straße und zwar dicht vor der Stadt ab, zogen sich in westlicher Richtung durch die Felder und Hügel hin — der sternenklare Himmel zeigte ihnen da deutlich genug den Weg — und suchten nur vor Tag irgend eine Hacienda zu erreichen, wo sie sich, wenn das nöthig werden sollte, den Tag über versteckt halten konnten, oder auch vielleicht gleich einen Führer fanden, der sie sicher weiter und zu der Lagune geleitete.

Ein solcher Weg war wohl außerordentlich beschwerlich, aber er·hielt sie auch von jeder Gefahr fern. Gleich hinter Los Teques aber, einer gar nicht so sehr weit entfernten kleinen Stadt, hatten sich ja schon die Vorposten der Blauen gezeigt, und die Regierungstruppen wagten sich dort gar nicht mehr in einzelnen Patrouillen aus ihrem Garnisonsplatz hinaus.

Selbst hier in der Vorstadt von Caracas ließ sich Nachts kein Soldat blicken — nur Polizei war dort, aber ebenfalls spärlich, vertheilt: Serenos, wie sie in vielen spanischen Colonien genannt werden. Diese konnten ihnen aber kaum ein Hinderniß in den Weg legen, besonders wenn sie erst die — in einem benachbarten Hof bereit stehenden Pferde bestiegen hatten. Es fällt auch außerdem in heißen Ländern sehr häufig vor, daß Leute, die einen längeren Ritt beabsichtigen oder zu einer Reise mitten in der Nacht aufbrechen, nur die kühle Zeit benutzen, während sie dann in der Tageshitze unter Dach und Fach bleiben.

Teja trug übrigens seinen Revolver, wie José ebenfalls einen solchen für Castilia zu sich gesteckt hatte. — Wurden die Flüchtigen wirklich draußen irgendwo angehalten, dann mußten sie sich ihren Weg mit Gewalt bahnen. Sie befanden sich ja nun einmal im Kriegszustande, und Leben um Leben war überall die Losung.

Daß Castilia das Brecheisen richtig erhalten hatte und seine Freunde da zu finden erwartete, wo er ausbrechen konnte, war außer allem Zweifel. Wer aber konnte der andere Gefangene sein, den man zu ihm hineingesteckt hatte? und würde er sich der Flucht anschließen oder ihn hindern? — Es blieb ihnen keine Wahl, als sich auf das erstere vorzubereiten. Gelang es ihm, seinen Mitgefangenen mit zur Flucht zu bewegen, so zweifelten sie auch nicht daran, daß er im Stande sein würde, in der bestimmten Zeit die Mauer zu durchbohren, und so blieben ihnen ja noch zwei volle Stunden, um jenen Augenblick abzuwarten.

Langsam gingen sie deshalb — bald nachdem es zehn Uhr geschlagen und die Posten abgelöst sein mußten, die Straße entlang, die nach der Plaza führte, und kamen dort an der Pulperia vorüber. Noch immer trieben sich dort müßige Soldaten herum; es war überhaupt keine Ordnung in der ganzen Mannschaft, denn die armen Teufel bekamen nicht einmal ihre rechtmäßige Löhnung, und um sie nur halbwegs bei guter Laune zu erhalten, durfte man nicht zu streng gegen sie verfahren. Sie thaten so ziemlich — gerade in dieser Zeit — was sie wollten, und wenn sie nicht direct zu desertiren versuchten, ließ man sie gewähren.

Jene Soldaten, die da vor der Schenke saßen, hatten allerdings ihre Musketen nicht bei sich, denn die Gewehre mußten sie auf der Wache stehen lassen, aber ihre Seitengewehre trugen sie doch und Lärm konnten sie ebenfalls machen, falls sie etwas Verdächtiges bemerkt hätten, worauf nur eine der Schildwachen ihre alte Flinte abzufeuern brauchte, um die ganze Wache auf die Beine zu bringen. — Gefährlich konnten sie also immer werden, aber was half's. Das Unternehmen war begonnen und mußte durchgeführt werden.

Die Mauer nahm reichlich die Hälfte der Quadra oder Straße — bis zur nächsten Querstraße — ein, während an der andern Seite die Kirche mit einem alten Kloster lag. Gegenüber der Gefängnißmauer befand sich also keine Wohnung, so daß man von dort her wenigstens keine Störung zu fürchten brauchte. Oben an das Kloster schloß sich die Pulperia an, und die an der Mauer befindlichen Posten sollten

auch nur diese bewachen, was ihnen jedenfalls eine sehr nutzlose Arbeit schien. Der obere schlenderte manchmal bis zur Pulperia hinauf, während der untere um die Ecke nach der Plaza zu trat und mit den dort befindlichen Schildwachen plauderte. Es gab zuweilen Viertelstunden, wo sich Niemand in unmittelbarer Nähe des bezeichneten Platzes befand. Jetzt freilich, kurz nach der Ablösung, hielten die Leute noch ihren bestimmten Wachtgang ein. Da Teja aber schon seinen Säbel umgeschnallt hatte und das gelbe Band an der Mütze trug, fielen die beiden Freunde nicht im Geringsten auf, und der erste Posten zog sogar das Gewehr vor ihnen an.

An der Stelle, die sich José gemerkt hatte, wo Castilia's Zelle lag, blieben sie stehen, und José entzündete ein Streichhölzchen, bei dem sie sich die Cigarren anbrennen konnten — das war etwas zu Natürliches, um aufzufallen. — José brachte dabei sein Ohr so nahe als möglich der Mauer — beim Himmel, da drinnen bohrte es — Castilia war an der Arbeit — also er hatte keine Schwierigkeiten bei seinem Mitgefangenen gefunden, aber jetzt galt es auch, das einmal Begonnene durchzuführen.

Doch was war zunächst zu thun? sollten sie den nächsten Posten gleich zu gewinnen suchen? Sie durften es nicht wagen, denn sie wußten nicht, wie viel Zeit Castilia gebrauchen würde, um sich frei zu arbeiten. — Gelang es ihm aber nicht bis zwölf Uhr, so war hier Alles vergebens gewesen und das Geheimniß sogar in fremden, feindlichen Händen.

Sie durften hier aber auch nicht zu lange stehen bleiben, wenn sie nicht Verdacht erregen wollten. Der untere Posten kam schon langsam auf sie zu, und Arm in Arm schlenderten sie ihm deshalb entgegen.

An der Plaza liefen sie allerdings die Gefahr, daß sie von einem der sich dort herumtreibenden Officiere angeredet wurden — aber selbst die Officiere kannten nicht alle ihre Kameraden — er konnte von Laguayra — von Victoria eben eingetroffen sein — eine Ausrede fand sich da leicht. Es redete sie auch keiner an, und schräg über die Plaza, von

der Wache weg hinüber schneidend, tauchten sie bald wieder in die gegenüberliegenden dunkeln Straßen ein.

Sollten sie jetzt einen Bogen machen und von oben noch einmal denselben Weg verfolgen? — Das ging nicht — dadurch hätten sie schon Aufmerksamkeit erregt, und das Beste war, sie zögerten hier eine kleine Weile und gingen denselben Weg zurück. Das konnte nicht auffallen. Wer wußte denn, ob sie nicht dort oben wohnten.

Beide waren aber so aufgeregt, als schüttelten ihre Glieder in Fieberfrost.

„Lassen Sie uns ein Glas Wein trinken," sagte endlich José.

„Gern — aber finden wir noch ein Haus offen?"

„Im Hotel — es ist nicht so weit von hier, und so lange Zeit haben wir noch — es ist besser, als wenn wir zum dritten Mal den Platz passiren müssen —"

„Und wenn wir dort Bekannte finden?"

„Seien Sie ohne Sorge — nur Fremde wohnen dort, am meisten kehren Amerikaner da ein, denn der amerikanische Consul wohnt in dem Hotel. — Kommen Sie, Teja — ein Glas Wein wird uns Beiden gut thun, denn Sie besonders haben eine scharfe Nacht vor sich."

„Aber kann ich mit meiner falschen Militärmütze — mit meinem Säbel dort einkehren?"

„Dort eher als irgendwo anders," erwiderte José, „denn in der gemeinsten Pulperia sind wir der Gefahr ausgesetzt, wirkliche Officiere der Gelben anzutreffen — dort aber nicht. — Ich würde Sie nicht hinführen, wenn ich uns nicht völlig sicher wüßte" — und ohne Weiteres schritten die beiden jungen Leute durch einige Querstraßen dem Hotel zu. José kannte auch den Platz genau. Nur ein paar gerade von Laguayra heraufgekommene Fremde, zwei Amerikaner und drei Franzosen, fanden sie dort, und sich an einen der Tische auf die überhaupt halb dunkle Veranda der ersten Etage setzend, ließen sie sich eine Flasche Xeres geben und rauchten ihre Cigarre dazu.

Jetzt schlug es draußen einviertel nach Zehn.

„Wir müssen fort," flüsterte José — „ich weiß nicht,

mir läßt es keine Ruhe mehr — wenn wir die rechte Zeit versäumen, können wir Unheil anrichten."

„Mir brennt der Boden schon lange unter den Füßen," rief Teja, indem er aufsprang und seinen Säbelgurt etwas fester schnallte. „Wollte Gott, ich säße erst wieder im Sattel. Auf meinen eigenen Füßen fühle ich mich nicht halb so heimisch."

„Und sind Sie überzeugt, daß Sie Ihren Weg jetzt finden könnten?"

„Und wenn keine einzige Laterne in der Stadt brennte — nur nach dem Sternenlicht."

„Gut denn! Vorwärts!" Und die beiden jungen Leute schritten, ohne ein Wort weiter zu wechseln, die Treppe wieder hinab — die dies Hotel ausnahmsweise hatte — und die Straße entlang, die sie auf's Neue der Plaza entgegenführen mußte.

Jetzt war es todtenstill da draußen — keinem einzigen Menschen begegneten sie mehr; nur hier und da an den Häusern, aber in langen Zwischenräumen, lehnte ein schläfriger Nachtwächter, in seine Cobija gehüllt, denn die Luft wehte frisch vom Norden herunter und von der See her, — hielt seinen Degen in der Hand und wünschte sich, daß es erst wieder Morgen wäre.

Auch die Soldaten der Plaza hatten sich in das Wachtlocal zurückgezogen — nur die beiden Posten standen zusammen im halboffenen Thorweg und plauderten dort mit Jemandem, der sich noch im Schatten des Gebäudes befand.

Ueber die Plaza kam ein höherer Officier zu Pferde, sein Thier ging einen kurzen Trab. Als er vor den beiden Freunden vorbeikam, blieb Teja stehen und grüßte militärisch. — Der Officier warf kaum einen Blick herüber, dankte flüchtig und ritt vorbei.

Jetzt erreichten sie die Ecke der Plaza und hatten die ziemlich öde Straße vor sich — die Schildwachen standen weiter oben zusammen und plauderten mit einander. Hatten sie etwas gemerkt? — aber nein — in dem Fall würden sie ja augenblicklich Lärm geschlagen haben.

Sie schritten rasch die Straße hinauf, bis zu der Stelle, wo der Name an die Mauer geschrieben war: **Viva el Gral Guzman** — sie horchten einen Augenblick und es durchzuckte sie wie ein Blitz, als ein kleines Stückchen Backstein, das der Arbeitende nicht vorsichtig genug hereingenommen hatte, hinaus auf die Straße und dicht vor ihren Füßen niederfiel.

Waren sie schon so weit, dann hatten sie auch den innern Raum vollkommen frei und konnten in wenigen Minuten die letzten Schwierigkeiten weggeräumt haben. Der Augenblick der Entscheidung nahte, und längeres Zögern war zur Unmöglichkeit geworden.

Der eine Posten hatte die beiden Männer dort stehen sehen und kam langsam, das Gewehr im Arm, die Straße herab. — José stellte sich so an die Mauer, daß er die Stelle, hinter welcher er jetzt den Freund wußte, verdeckte, und selbst Teja klirrte ein wenig mit seinem Säbel — sie waren Beide noch unschlüssig, was sie thun, wie sie handeln sollten, denn ihre Sache wurde verzweifelt, sobald sich die Schildwache weigerte sie zu unterstützen.

Der Posten, der, wie er meinte, in dem einen der späten Wanderer einen Officier erkannte, ging ruhig vorüber und der Ecke der Plaza wieder zu. Wenn Castilia jetzt bereit gewesen wäre, so hätten sie es nur mit dem Einen da oben zu thun gehabt und ihren Weg vielleicht mit Gewalt erzwingen können.

„Bei Gott, die arbeiten rasch," rief José leise, als er wieder einen Blick auf die Mauer warf — „sie nehmen die Steine nur so fort — seht das Loch da — ein Mann kann schon hindurch."

„Da kommt der andere Posten — laßt uns ihm ein Stück entgegengehen, daß wir die Stelle verdecken. Die andere Schildwache scheint unten zu bleiben. Vielleicht geht Alles leichter, als wir dachten."

Langsam, um sich nicht zu weit von dem Ort zu entfernen, thaten sie jetzt ein paar Schritte die Straße hinauf. Oben die Pulperia war fast leer — nur zwei dunkle Gestalten standen noch in der matt erleuchteten Thür. Eine von diesen

trat jetzt ebenfalls hinein, die andere blieb draußen und wandte sich, wie es schien, langsam die Straße herab.

Der Posten kam näher und war nur noch wenige Schritte entfernt. Teja hatte wieder ein Zündhölzchen in Brand gebracht und that, als ob er eine Cigarre anstecke. Dabei ließ er den Säbel wieder ein klein wenig auf dem Pflaster klirren. Der Posten kam dicht heran — wenn er sie passirte, mußte er das Loch in der Mauer sehen, ja Teja konnte sogar das Flüstern der Beiden hören.

„Buenas noches, Señores," sagte der Soldat, indem er, wie die vorige Wache, passiren wollte.

„Compañero," erwiderte da Teja, indem er vor ihn trat und die Hand auf seinen rechten Arm legte. „Willst Du heut Abend hundert Pesos verdienen und ein freier Mann werden?"

„Caracho, das ist viel auf einmal," meinte lachend der Soldat, der immer noch glaubte, er habe es mit einem Officier zu thun, „aber womit, Señor? Es ist lange her, daß ich keine hundert Reals gesehen habe."

„Willst Du mit mir entfliehen?"

„Desertiren? — Wohin?"

„Einerlei, in's Land — fort, wo kein Krieg ist — hier hast Du Abschlagsgeld," und er drückte dem Soldaten eine Anzahl Dollar in die Hand, die dieser eben erstaunt betrachten wollte, als er hinter den beiden Fremden ein merkwürdiges Geräusch hörte.

Gerade gegenüber, an der andern Seite der Straße, ging jetzt auch der andere Soldat vorüber, um sein Wachtlocal wieder aufzusuchen.

„Wir haben hier zwei Gefangene, mit denen wir entfliehen wollen," flüsterte ihm der also gedrängte Teja zu, „Dein Glück ist gemacht, Compañero. Der eine ist eines reichen Mannes Sohn. Hundert Pesos und ein gutes Maulthier."

„Caracho!" rief der andere Soldat über die Straße herüber, der plötzlich einen dunkeln Gegenstand aus der Mauer herauskugeln sah, ohne jedoch unterscheiden zu können, was es eigentlich sei. — Der andere Posten von unten kam jetzt ebenfalls, aber noch immer langsam die Straße wieder herauf,

denn dadurch, daß der Neger zwischen der Gruppe und ihm auf die Straße sprang, konnte er nicht deutlich erkennen, was sich da bewegte.

„Purisima!“ rief aber auch jetzt der Soldat neben Teja erschreckt, als plötzlich die riesige Gestalt des Negers dicht vor ihm auftauchte, und suchte seinen Arm von Teja's Griff los zu bekommen. Drüben war ein Zeuge, wenn er auch hätte der Verführung nachgeben wollen, wie sollte er hier entwischen können.

Der Neger enthob ihn aber jeder weiteren Zweifel, denn während er mit der linken Hand nach der Muskete griff, hieb er dem armen Teufel mit dem eisernen Brecheisen eins dermaßen über den Schädel, daß er lautlos auf der Stelle zusammenbrach.

„Fort!“ rief Samuel, und an seiner Seite war schon Castilia.

Der Soldat auf der andern Seite der Straße, der wohl merkte, daß hier etwas nicht in Ordnung war, hatte sein Seitengewehr aus der Scheide gerissen und sprang mit wildem Fluchen auf die Gruppe zu, José aber unterlief ihn und schleuderte ihn mit solcher Gewalt auf das Pflaster nieder, daß er für einen Augenblick wie todt liegen blieb.

„Caracho! steht!“ schrie jetzt der andere Posten, der nun in vollem Lauf herankam, und aus der Pulperia vor ihnen sprang noch ein Soldat heraus, der letzte Gast, der sich, mit keinem Centavo mehr in der Tasche, nur noch wenigstens in Sicht der Flaschen eine Weile herumgetrieben und mit dem Wirth geplaudert hatte.

Der Posten wollte schießen, aber unter der Gruppe, die in diesem Augenblick die Straße hinauflief, sah er im Schein der Laterne eine Muskete blitzen — war das sein Kamerad? und vor ihm im Weg lag ein dunkler Körper. Jetzt hatte er diesen erreicht und merkte das Loch in der Mauer — rechts im Fahrweg lag auch Jemand und raffte sich gerade wieder empor — und der Todte da vor ihm — alle Teufel, da lag ein Silber-Dollar — und da noch einer — da zwei — die fand er nicht oft auf der Straße — aber der Todte hier war ja sein Kamerad!

„Mord!" schrie er, so laut er schreien konnte, und feuerte nun sein Gewehr — aber noch in die Luft, als Signal ab, denn vorhin war ja auch ein Officier dabei gewesen, und auf den konnte er doch nicht schießen — der war es jedenfalls, der dort hinter einem der Flüchtlinge herlief und ihn wieder einzufangen suchte. Durch das Geldaufnehmen hatte er freilich viel Zeit verloren.

Die vier Flüchtigen sprangen indeß in die Straße hinauf, als der obere Soldat ihnen den Weg verrennen wollte; aber Teja's vorgehaltener Revolver machte ihn rasch zur Seite fahren. Sollte er sich fremder Leute wegen todtschießen lassen?

Unten an der Plaza hatte die dortige Wache ihre Gewehre aufgerissen und war hinausgestürzt, aber sehen konnten sie nichts mehr, den oben bog der Trupp der Flüchtigen um die Ecke der Quadra.

José war an Castilia's Seite. „Nun helf Euch Gott!" rief er ihm zu, „daß Ihr auch dieser letzten Gefahr entgeht — hier den Revolver nehmt, wenn Ihr noch gezwungen wäret, Euch zu vertheidigen."

„Wie soll ich Euch danken? — Aber welchen Weg schlage ich jetzt ein?"

„Ihr habt einen treuen Freund zur Seite, den Hauptmann Teja, der von der Lagune hereingekommen ist; er kann Euch auch Nachricht von den Euren geben. Eure Schwester ist bei uns gut aufgehoben — in den nächsten Tagen bringe ich sie Euch selber hinaus. — Jetzt hier wieder rechts um — dort müssen die Pferde stehen — und dann fort, was sie laufen können!"

„Halt, quien vive?" schrie ein Sereno, der dort im Schatten der Häuser stand.

„Libertad!" brüllte ihm der Neger in's Ohr und versetzte ihm dabei einen so furchtbaren Schlag, daß er augenblicklich zusammenknickte.

Rechts im dritten Hause befand sich der Stall, in dem die Thiere bereit und gesattelt stehen sollten, und der Eigenthümer hatte seinen Auftrag gut erfüllt — aber natürlich nicht auf den Neger gerechnet.

„Nehmt Ihr das Pferd, Compañero," rief Castilia diesem zu, als sie das Hofthor aufwarfen und hineinsprangen.

„Ein Pferd?" fragte lachend Samuel Brown, „daß ich ihm den Rücken bei den ersten drei Sprüngen zerbräche? Mich trägt keins, aber meine Füße sind desto besser. Kommt Ihr nur so flink hinter mir drein, als ich Euch voran bin" — und ohne sich aufzuhalten, floh er die Straße hinunter und war bald in eine der Biegungen verschwunden.

Teja und Castilia saßen im Nu im Sattel, und fort klapperten die Hufe über das Pflaster, daß die Funken stoben. — José aber schloß das Thor wieder und blieb da drinnen horchend stehen, um zu hören, wie rasch die Verfolger hinter den Flüchtlingen drein sein würden.

Es dauerte auch in der That nur wenige Minuten, so hörte er hastige Schritte in der Straße — und Stimmen stritten sich, welchen Weg sie nehmen sollten.

„Sie sind rechts umgebogen," rief Einer — „sie wollen uns irre führen."

„Den Teufel sind sie," rief ein Anderer — „die nehmen den geraden Weg nach den Bergen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Feuert Eure verdammten Gewehre ab, um die Wachen zu alarmiren, ich hab' es Euch lange genug gesagt. Die laufen vor dem Tod, und wir holen sie doch nicht ein."

Jetzt knatterten dicht vor dem Hofthor, hinter dem José stand, vier oder fünf scharfe Schüsse in die Luft hinein — mochten die Kugeln schlagen, auf welches Dach sie wollten.

„Wir hätten die andere Straße nehmen sollen," sagte wieder eine Stimme. „Ihr wolltet aber nicht hören — hier kamen sie gar nicht vorbei. Und der Neger ist mit fort."

„Ach, der möchte zum Teufel gehen, aber der Bursche, der morgen früh erschossen werden sollte, und der Skandal, den jetzt Bruzual machen wird. — Na, Gott sei Dank, daß ich nichts damit zu thun hatte."

Die Stimmen wurden undeutlich. Die Leute hatten jedenfalls auf irgend ein Zeichen von außen her gewartet, und da sie das nicht erhielten, nahmen sie die Verfolgung, jetzt ziemlich hoffnungslos, wieder auf.

Der Eigenthümer der Pferde stand neben José.

„Daß alle die gelben Canaillen der Böse hole!“ brummte er ingrimmig vor sich in den Bart — „aber sie werden ihre Rolle hier wohl bald ausgespielt haben — verdamm' sie, und dann wünsch' ich mir nur eins, daß die Blauen den Falcon erwischen, um ihn für die Semana santa auszustopfen und als Judas Ischarioth zu verbrennen. Blutegel, verdammter! — Mir haben sie schon sieben von meinen besten Pferden aus dem Stall geholt, und gesegnet der Real, den ich für eins von ihnen je bekommen werde — nicht einen Centavo, und das nennen sie das Land regieren!“

„Glaubt Ihr, Amigo, daß es möglich ist, jetzt nach meinem Haus zu kommen?“

„Wenn Ihr aufgegriffen und beigesteckt sein wollt, könnt Ihr's ja versuchen, dann wäre ich die beiden Pferde vielleicht auch los. Wenn Ihr aber einen vernünftigen Rath annehmen wollt, so legt Ihr Euch hier in eine Hängematte und schlaft, bis die Sonne über die Dächer scheint.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht; die ganze Garnison scheint auf den Füßen zu sein, jetzt haben sie auch die Cavallerie herausgetrieben.“

Ueber das Pflaster klapperten die Hufe einer Anzahl Reiter, die in voller Flucht die Straße entlang kamen. Diese schienen aber unter besserem Befehl zu stehen. Wie ein Wetter sausten sie an dem Haus vorüber, und dem Geräusch nach kam es den Lauschenden fast so vor, als ob sie sich an der nächsten Ecke getheilt und zwei verschiedene Wege eingeschlagen hätten. Dann war eine Zeit lang Alles ruhig — ob sie die Verfolgung aufgegeben? — ob sie draußen mit dem Eifer fortgesetzt wurde? es ließ sich von hier innen nicht unterscheiden, und der Pferdevermiether hütete sich wohl, seinen Thorweg wieder zu öffnen.

Jetzt endlich kamen wieder Einzelne zurück, und zugleich konnte José deutlich unterscheiden, daß eine Patrouille die Straße herab marschirte. Es war also doch gut, daß er das Haus nicht noch in der Nacht verlassen hatte, denn wäre er von einer solchen aufgegriffen worden, so konnte sich der Verdacht leicht auf ihn lenken. — Was halfen ihnen jetzt freilich die Patrouillen! Von den Bewohnern der Stadt, die das

Schießen gehört, öffnete keiner seine Thür, und die paar Menschen, die sie wirklich aufgegriffen, mußten sie wieder laufen lassen, denn es stellte sich bald heraus, daß sie mit der Flucht der Gefangenen auch nicht in der geringsten Verbindung standen.

Die einzige Person nur, der diese Flucht einen großen Spaß machte und die fortwährend über den Hof auf und ab ging und sich vor lauter Vergnügen die Hände rieb, war höchst merkwürdiger Weise der Schließer des Carcels selber.

Zuerst allerdings, wie die Soldaten hereinstürmten und ihn anfuhren, daß er einen oder zwei Verbrecher habe entspringen lassen, erschrak er natürlich und zitterte an allen Gliedern; denn daß er selber jetzt eingesperrt werden würde, lag außer allem Zweifel. Wie er aber die Zellen revidirte — denn von außen konnte man nicht gleich beurtheilen, welche Nummer es im Innern war — und an Nr. 37 kam, das Nest ausgeflogen und hinten in der Wand das große Loch fand, da glänzte sein ganzes Gesicht vor innerlichem Vergnügen, denn ihm konnte jetzt gar nichts auf der Welt passiren.

Er freute sich aber nicht etwa darüber, daß der zum Tod Verurtheilte entkommen sei — was kümmerte ihn der — er wäre ihn am nächsten Morgen doch los geworden — nein, er hatte sich geweigert, den dicken Neger dort mit hinein zu stecken, und der Officier der Wache ihn dazu gezwungen. Nun hatten sie's. Er konnte selbstverständlich nicht hinten und vorn vor dem Gefängniß zu gleicher Zeit sitzen und auf die Gefangenen Acht geben. Was da draußen geschah, ging ihn hier drinnen nichts an. Und das Werkzeug, womit sie ausgebrochen waren? denn deutlich konnte man an der Mauer die breiten Spuren eines eisernen Meißels, und besonders an den Stellen erkennen, an denen im Anfang Castilia die verunglückten Versuche gemacht hatte, einen Stein zu lösen. Bah, das hatte der Neger jedenfalls bei sich geführt, und es war ihm ja nicht einmal erlaubt gewesen, ihn anzurühren. Er sollte ihn ja ruhig und gebunden so liegen lassen bis zum andern Morgen.

Vor allen Dingen confiscirte er jetzt das Kistchen mit den kaum berührten Lebensmitteln, in dem er auch noch eine volle Flasche Wein fand. An dem entdeckte er aber bald genug den Schieber, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Kistchen auseinander zu schlagen und die unteren Theile zu verbrennen. Das wußte jetzt Niemand wie er, und daß er sich nicht den Mund damit verbrannte, war gewiß, denn darüber hätte er können zur Strafe gezogen werden.

„Ob die Canaillen nicht mit allen Hunden gehetzt sind," brummte er vor sich hin, als er das Holz auseinander brach, „das hätt' ich nur wissen sollen. Und der verdammte Neger der mir noch einen Tritt vor den Leib gab, als wir ihn hinein schleppten. Bah, ich krieg' ihn vielleicht ein ander Mal wieder, und den kenn' ich jetzt, darauf kann er sich verlassen."

17.

Zwei Familien.

José verließ das Haus des Pferdevermiethers erst wieder mit Sonnenaufgang, und nachdem er vorher, so gut es anging, Toilette gemacht, um keine übernächtigen Zeichen an sich zu tragen. Er nahm auch absichtlich den Weg durch dieselbe Straße, an der das Carcel lag, und bemerkte schon oben an der Ecke eine Menge Menschen, die vor dem in die Mauer gebrochenen Loche standen und die Geschichte und die Gerüchte der letzten Nacht erzählten.

Wie ein gerade Vorübergehender mischte er sich dann unter die Leute und frug, was da vorgegangen sei; aber das Volk lachte. Sie freuten sich Alle, daß der „Spion der Blauen" durchgekommen sei, wenn sie es auch nicht direct aussprachen, und er erfuhr jetzt — natürlich mit Uebertreibungen — sein eigenes Abenteuer.

Der Erzählung nach sollte ein ganzer Trupp der „Blauen" in dieser Nacht in die Stadt geschlichen sein. Hier hatten sie dann die Mauer aufgebrochen, die Wache dabei niedergeschlagen und waren nachher im Triumph mit den Befreiten wieder abgezogen und auch glücklich entkommen.

„Also man hat sie nicht wieder bekommen?"

„Kein Gedanke daran," riefen lachend die Leute, „werden sich hüten und sich fangen lassen. Eben sind die letzten Soldaten wieder zurückgekommen und die Reiter auch schon wieder da. Es heißt, daß ein Trupp der Blauen gerade da drüben hinter den Bergen liegt, und auf der Plaza stellen sie sich jetzt auf und wollen hinausmarschiren."

José hätte laut aufjubeln mögen, und in solcher Erregung fühlte er sich, daß er jetzt nicht wagte, über die von Menschen gedrängte Plaza zu gehen. Er kehrte um, bog dann rechts ein und erreichte seine Wohnung auf einem, zwar etwas weiteren, aber wenig begangenen Weg, traf aber dort gerade zur rechten Zeit ein, um eine schwere Sorge von den Herzen seiner Eltern zu nehmen.

Er fand die ganze Familie schon angekleidet und in äußerster Unruhe im Frühstückszimmer versammelt; ja der Vater war eben im Begriff gewesen, selber auszugehen und ihn aufzusuchen.

„Um Gottes willen, José, wo bist Du die Nacht gewesen?" rief ihm die Mutter entgegen und warf sich an seine Brust. „Ach was für Sorge hast Du uns gemacht, und die Unruhe — das Schießen in der Stadt — was ist nur vorgefallen?"

„Nichts das ist wüßte, Mütterchen," antwortete der junge Mann. Alle die jüngeren Kinder waren im Zimmer und zwei von den Dienstboten, und er hielt es nicht für rathsam, in deren Gegenwart das Geschehene zu erzählen; „ich habe mit Teja noch lange im Hotel bei einer Flasche Wein gesessen; wir hatten von so Manchem zu sprechen, und da es zu spät wurde und ich Euch nicht mehr stören wollte, warf ich mich dort in eine Hängematte und blieb da."

„Und an uns hast Du dabei gar nicht gedacht?"

„Gewiß — aber nicht, daß Ihr Euch deshalb ängstigen könntet."

„Aber diese Unruhe in den Straßen, was bedeutet das?" frug der Vater.

„Wie ich eben unterwegs hörte, fürchtet man, daß ein Trupp der Blauen bis nahe an die Stadt gekommen wäre, und an der Plaza stellte sich das Militär auf, um hinaus zu marschiren. Ich glaube aber nicht, daß an dem Gerücht auch nur ein wahres Wort ist; was sollte ein Trupp der Blauen hier in der Nähe von Caracas ausrichten wollen. Er könnte höchstens abgeschnitten werden."

„Du siehst so verwildert aus, José," meinte die Mutter, die ihn ängstlich und mit sorgenden Blicken betrachtet hatte.

„Ein wenig übernächtig, liebe Mutter; ich gehe jetzt auf mein Zimmer und wasche mich und ziehe mich um."

„Bis dahin ist auch das Frühstück fertig."

„Desto besser, denn ich habe Hunger," und damit eilte er über den kleinen Hof.

Ana war mit in dem Zimmer gewesen und hatte, als er's betrat, seinem freundlichen Gruß still und gedrückt gedankt, aber kein Wort mit ihm gesprochen. Eine Frage nach dem Bruder lag ihr wohl auf den Lippen, aber sie wagte nicht, ihr Ausdruck zu geben. Wozu auch? Hätte er etwas Gutes von ihm gewußt, so würde er es selber rasch genug ihr mitgetheilt haben, und das Schlimme? Ihr Herz bangte vor dem Augenblick, wo sie es ja doch einmal erfahren müsse.

Der alte Gonzales hatte seinen Hut wieder abgelegt und ging mit auf den Rücken gelegten Händen auf der Veranda hin und her. Als José das Haus betrat, lag etwas in seinem Blick, das ihn beunruhigte — etwas wie Scheu, wie er sich überall umsah. — Seine Worte beruhigten ihn auch nicht — es war jedenfalls irgend etwas vorgefallen, und er mußte es erfahren.

José brauchte zu seiner Toilette heute Morgen ziemlich lange Zeit. Der Frühstückstisch stand schon gedeckt und der Diener frug eben an, ob er die Speisen auftragen solle, als Gonzales erschreckt emporfuhr, denn draußen vor seiner Hausthür wurden plötzlich Gewehrkolben auf das Pflaster niedergestoßen und zu gleicher Zeit ein paar heftige Schläge mit

dem Thürklopfer gegen das Thor gethan. Was war das? — galt es dem Sohn?

Der Bursche sprang hinaus, um zu öffnen, fuhr aber auch im nächsten Augenblick zurück, als ein Officier die Thür aufstieß und, von etwa zwanzig Mann gefolgt, das Haus betrat. — Andere standen noch auf der Straße, und in der That war das ganze Gebäude mit dem Waarenlager und Geschäftslocal so eingeschlossen worden, daß man sogar in die Nachbarhäuser Patrouillen geschickt hatte, um die Scheidemauern zu überwachen. Der Rücken des Hauses war außerdem schon durch hohe feste Mauern eingeschlossen.

Der Officier schritt indessen, von seinen Leuten gefolgt, gerade in den Hof, an dem ihn Gonzales, anscheinend wohl ruhig, aber doch mit ängstlich klopfendem Herzen erwartete, nahm aber vor der Hand noch gar keine Notiz von ihm und beschäftigte sich nur mit seiner Mannschaft.

„Vertheilt Euch jetzt — Ihr seht selber, wie das Haus gebaut ist, und postirt Euch so, daß Ihr jeden möglichen Ausgang, Mauern und Dachfenster genau im Auge habt. Wo sich irgend Jemand an einer ungewöhnlichen Stelle oder flüchtig blicken läßt, gebt Feuer. Wenn Ihr aber den Burschen bekommt, so schießt mir ihn nicht gleich auf der Stelle todt, sonst verderben wir ihm das Vergnügen des Hängens.“

„Was wünschen Sie? Wen suchen Sie hier, Señor?“ frug Gonzales jetzt, der diese Vorbereitungen nicht begreifen konnte; denn kamen die Soldaten wirklich, um seinen Sohn zu suchen, so würden sie doch wohl erst nach ihm gefragt haben.

„Von Ihnen vor der Hand nichts,“ fertigte ihn der junge Officier, der ein sehr freches und gemeines Gesicht hatte, kurz ab. „Sie haben sich hier ruhig zu verhalten, bis Sie gefragt werden. Aber halt! Eins muß ich wissen. Wohnt ein Mädchen in Ihrem Hause? Die Tochter des Rebellen Castilia?“

„Eine Señorita Castilia befindet sich allerdings bei mir — was wünschen Sie von ihr?“

„Wenn ich etwas von ihr wünsche, werde ich es ihr schon selber sagen,“ höhnte der gelbe Bursche — „für jetzt habe ich hier nichts zu wünschen, sondern zu befehlen.“

„In meinem Hause?“

„In Ihrem Haus, Señor, und wenn Sie wissen, was Ihnen gut ist, so schweigen Sie, oder ich lasse Sie augenblicklich abführen. Wo ist Ihr Sohn?“

„Mein Sohn? In seinem Zimmer.“

Der Officier wandte sich ab, und Gonzales, der wohl sah, daß er hier gegen die rohe Gewalt nichts ausrichten könne, schwieg ebenfalls.

José, der den Lärm gehört hatte, trat in seine Thür und betrachtete sich erstaunt die Scene. Der Officier nahm aber gar keine Notiz von ihm, sondern schritt jetzt in die erste Stube vorn und befahl zweien von seinen Leuten, den Raum genau zu untersuchen, und wohin sie nicht sehen könnten, nur mit ihren Bajonnetten zu stoßen. — Dies Zimmer war aber gerade der Gesellschaftssalon der Familie, und es wäre nicht möglich gewesen, daß sich Jemand dort hätte verstecken können. Ein Posten wurde ebenfalls an die Thür gestellt und nun nach der Reihe im Haus fortgefahren, um jeden Winkel auf das Sorgfältigste zu durchstöbern. Die Damen wollten anfangs Schwierigkeiten machen, wurden aber in so roher Weise zur Ruhe verwiesen, daß sie scheu der Gewalt wichen.

Alles wurde hier, noch dazu unter den rohen Scherzen dieses Jungen in der Officiersjacke, durchgewühlt, Küche und Boden, Speisekammer und Mädchenstuben bis in das Kleinste hinab, und der Herr in der Uniform schien immer schlimmerer Laune zu werden, als sie gar nichts fanden, woran der geringste Verdacht hätte haften können.

Ana hatte todtenbleich und mit ängstlich klopfendem Herzen diesem rücksichtslosen Treiben der Soldaten zugesehen, aber selbst Gonzales, so ruhig und gleichmüthig er sich bis jetzt betragen, lief zuletzt die Galle über.

„Komm, José,“ sagte er, während der Officier gerade an des Sohnes Stube gehen wollte — „wir können ja indessen immer frühstücken und ein Glas Wein trinken, während die Herren da unser Haus durchstöbern.“

„Ich danke Dir, Vater, ich ziehe es doch vor, lieber dabei zu bleiben — man kann nicht wissen.“

„Glauben Sie, daß Sie von Soldaten der Republik

bestohlen werden?" fuhr ihn der Officier, der den Sinn der Worte nicht gut mißverstehen konnte, in voller Wuth an.

„Ich habe etwas Derartiges nicht geäußert, Señor," erwiderte José mit einem kaum unterdrückten Lächeln. Wie kommen Sie auf den Gedanken?"

Der Officier sah ihn zornig an, und die Untersuchung wurde fortgesetzt, während ihnen aber der junge Mann nicht von der Seite ging und den Soldaten fortwährend scharf auf die Finger sah. Ebenso machte sich José ein Vergnügen daraus, mit in die Küche zu gehen, als sie an dieser beginnen wollten, und rief dabei Jean zu, das Silberzeug alles zusammen zu nehmen und vorn in das Frühstückszimmer zu tragen.

Der Officier biß sich auf die Lippen, aber er hatte kein Recht, eine Gegenordre zu geben, und Alles, was er thun konnte, war: die Familie auf das Aeußerste zu belästigen, indem er sich Alles aufschließen ließ, wo sich kaum eine Katze, geschweige denn ein Mensch hätte verstecken können. Aber es war Alles vergebens, denn den, welchen sie suchten, fanden sie nirgends, und es blieb dem Commandirenden zuletzt nichts Anderes übrig, als seine Mannschaft wieder zurück zu ziehen. Vorher ließ er sie aber noch einmal auf dem Hof aufmarschiren, und verlangte dann mit frecher Miene „la muchacha" — „das Mädchen" zu sprechen — die Tochter des Rebellen.

Auf seinen Säbel gestützt, den Kopf und Oberkörper zurückgeworfen, stand er dabei mitten im Hof — ein Bild bodenloser Gemeinheit.

Es war der nämliche gelbe Bursche mit den eckigen Augenbrauen, eine Mischlingsrace von Mulatte und Indianer, der sich schon in der Officierstube hervorgethan.

José zuckte es in den Armen, den frechen Gesellen am Kragen zu nehmen, aber er wußte dann auch recht gut, daß er ihm dadurch nur erwünschte Gelegenheit gegeben hätte, seinen Unmuth an irgend wem auszulassen, und was konnte er allein gegen das ganze Piquet der Bewaffneten ausrichten?

Ana, in ihrem einfachen schwarzen Kleid, das Antlitz fast noch bleicher als die schneeige Krause, die ihren Hals umschloß, trat vor und frug mit leiser zitternder, Stimme, was er wünsche.

„Wo ist Ihr Bruder?" fuhr sie der Bursche mit rauher Stimme an.

Ana zitterte; sie hatte in dem kleinen häßlichen Menschen schon lange einen der Officiere erkannt, die sich damals an Bord des Dampfers mit gezogenen Säbeln auf ihren Bruder geworfen und ihn niedergeschlagen.

„Mein Bruder?" antwortete sie verwirrt über die Frage, „so viel ich weiß in Gefangenschaft, oder — Gott der Barmherzige," rief sie entsetzt, als ein anderer Gedanke ihr Hirn durchzuckte — „sollte er nicht mehr leben?"

Der Officier beobachtete sie scharf mit den kleinen, zusammengekniffenen Augen und konnte sich selber nicht verhehlen, daß sich die Schwester nicht verstellte. Sie wußte in der That nichts von der Flucht des Gefangenen, aber als sein Blick auf ihr haftete, verzogen sich seine häßlichen Züge zu einem höhnischen und maliciösen Lächeln, und sich zu seinem neben ihm stehenden Unterofficier, ebenfalls einem Sambo, wendend, sagte er hämisch:

„Das ist die Dirne, wegen der neulich unser armer Benito von dem blauen Schuft erschossen wurde; aber wir werden doch noch das Vergnügen haben, ihn dafür hängen zu sehen."

„Señor," rief da José, der sich nicht länger mäßigen konnte, indem er dicht vor den Officier sprang, „ich werde direct zu General Bruzual gehen, um mich bei diesem zu erkundigen, ob es in seiner Absicht liegt, daß seine Untergebenen anständige Damen in den Bürgerhäusern von Caracas insultiren. Eine Genugthuung für dieses freche Benehmen behalte ich mir dann später selber vor."

„Señor!" rief der Officier, in die Höhe fahrend.

„Señor?" sagte José kalt, indem er ihm fest in's Auge sah.

„Ich werde Ihr Betragen zur Meldung bringen. Nehmen Sie sich überhaupt in Acht, denn Sie könnten in den nächsten Tagen selber alle Hände voll zu thun haben, um sich gegen verschiedene Anklagen zu vertheidigen."

José lächelte, erwiderte aber nichts und drehte dem Officier einfach den Rücken, und dieser, der sich in der Gesellschaft nicht recht wohl fühlen mochte, schien auch die Drohung mit General Bruzual nicht ganz zu mißachten. Bruzual duldete

allerdings keine solchen Uebergriffe und er war selber schon einmal von ihm deshalb gestraft worden. Sich wieder direct an Gonzales wendend, forderte er diesen auf, ihm das Lagerhaus und die Geschäftsräume, die ebenfalls umstellt waren, aufzuschließen, um dort genaue Revision zu halten. Der alte Herr willfahrte ihm auch mit dem größten Vergnügen, aber das Resultat blieb dasselbe. Nicht das geringste Verdächtige wurde gefunden, viel weniger denn irgendwo ein versteckter Mensch, worauf es doch jedenfalls abgesehen schien.

Nach etwa anderthalb Stunden wurden die Soldaten wieder durch Signal zusammengerufen und aufgestellt, die Trommel rasselte, die tapferen Krieger marschirten die Straße hinunter, und die neugierige Menge, die sich indessen vor dem Haus gesammelt hatte, verlief sich nach und nach.

Ana war auf einen Stuhl gesunken und barg das Antlitz in den Händen. José's Mutter stand neben ihr und sprach ihr Trost ein, und die Kinder kauerten neben ihr auf der Erde und betrachteten sie mitleidsvoll. José konnte den Jammer nicht länger mit ansehen, und doch wußte er nicht, wie er Kinder und Dienstboten entfernen sollte. Es war auch jetzt kein Zweifel mehr, daß die ausgeschickten Soldaten in dieser Nacht keinen Erfolg gehabt, man hätte sonst wahrlich nicht in ihrem Haus nach dem Entflohenen gesucht. Er mußte dem armen Mädchen Trost einsprechen, und ohne sich lange zu besinnen, schritt er auf sie zu, blieb vor ihrem Stuhl stehen und faßte ihre Hand.

„Señorita," sagte er dabei leise und freundlich, „wollen Sie mir erlauben, einmal ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen, und — eine Frage gestatten Sie mir wohl: Fühlen Sie sich stark genug, in der allernächsten Zeit die Reise nach der Lagune antreten zu können?"

„Ja!" rief Ana, indem sie rasch, aber mit thränenden Augen zu ihm aufsah — „ja, Sie haben Recht — ich fühle, daß ich Ihnen hier nicht länger zur Last fallen und Ihr stilles Haus dem Verdacht und Mißtrauen der Regierung aussetzen darf. Oh, zu lange habe ich schon Ihre Güte mißbraucht — zürnen Sie mir nicht deshalb."

„Aber, Ana," rief Beatriz, indem sie ihre Arme um ihren

Nacken schlang — „so hat es doch José wahrhaftig nicht gemeint! — Nicht wahr, José — oh, sprich doch zu ihr — sie darf sich ja auch nicht noch deshalb kränken und betrüben.“

José schwieg, und selbst sein Vater, wenn ihm auch die ganze Sache fatal genug sein mochte, sah ihn verwundert an; aber José's Blicke hingen an der gebeugten, ja ineinander gebrochenen jugendlichen Gestalt, und noch immer ruhte seine Hand auf der ihren. Jetzt faßte er leise ihren Arm und sagte freundlich:

„Bitte, Señorita, stehen Sie einen Augenblick auf — wir können leichter Alles besprechen, wenn wir ungestört sind — Beatriz ist immer gleich so leidenschaftlich — nur einen Moment — ich muß mir in etwas, das aber auch gerade auf Ihre Reise Bezug hat, Ihren Rath erbitten.“

Ana sah ihn erstaunt an, aber sie gehorchte der Aufforderung — nur die Kniee zitterten ihr so, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. — José bemerkte das, zog ihren Arm in den seinen und sagte: „Stützen Sie sich auf mich, ich — habe Ihnen Gutes zu melden,“ setzte er dann mit einem Flüstern hinzu.

Das junge Mädchen bedurfte jetzt wirklich der Stütze, so traf es sie wie ein jäher Schreck. — Gutes? oh, sie war ja gar nicht mehr gewöhnt, Gutes von irgend eines Menschen Lippen zu hören. — José ließ ihr aber keine Zeit zu einer weiteren Frage; ihren Arm festhaltend, schritt er mit ihr quer über den Hof, zwischen den dort eingepflanzten Bäumen hin, und während er sich ein wenig zu ihr niederbog, sagt er leise:

„Muth! Muth! liebes Fräulein — halten Sie den Kopf aufrecht — es ist Alles gut — Sie kehren jetzt zu Ihren Eltern zurück und haben keine Sorge weiter auf der Welt als die, die wir Alle theilen — unser Vaterland.“

„Keine Sorge weiter? — oh mein Gott! Mein Bruder?“

„Ist gerettet — ruhig, ruhig — nehmen Sie sich zusammen — die Kinder dürfen noch nichts davon erfahren, denn sie können die kleinen Mäulchen nicht halten, und die Diener“ — er warf den Blick zurück, aber die Diener hatten die Veranda verlassen, um aus der Küche das so lange versäumte Frühstück herbei zu holen.

„Aber ich begreife nicht,“ stöhnte Ana, die ihr Herz mit der Hand halten mußte, so fühlte sie es schlagen.

„Teja und ich waren im Complot,“ fuhr José fort, „sehen Sie nur, wie Mutter und Großmutter da herüber gucken und so gern wissen möchten, was wir Heimliches mit einander zu besprechen haben — aber sie erfahren es noch immer früh genug, und Sie sollten die Erste sein, die Kunde davon bekam. — In der kleinen Kiste mit Lebensmitteln steckte ich ihm ein Werkzeug zu, mit dem er sich durch die Mauer arbeiten konnte — er war zum Tod verurtheilt und keine Zeit mehr zu versäumen.“

„Zum Tod! Heilige Jungfrau!“

„Sorgen Sie sich nicht, er ist jetzt weit genug und in Sicherheit — gestern Abend brach er aus — wir Beide, Teja und ich, erwarteten ihn auf der Straße; mit den Schildwachen wurden wir fertig — Pferde standen bereit, mit Waffen war er auch versehen, und hinein ging's in die stille Nacht und in die freien Berge.“

„Aber das Schießen gestern Abend — haben sie auf ihn geschossen?“

„Alarmschüsse, weiter nichts — die Soldaten verloren gewiß die Fährte — frisch und frei streift er jetzt durch die Berge, und daß sie ihn nicht wiederbekommen haben, beweist Ihnen die Nachsuchung heute Morgen, da sie ihn vielleicht hier im Haus versteckt glaubten.“

„Und Senor Teja?“

„Ist an seiner Seite und außerdem noch ein kräftiger Neger, der mit ihm zusammen gefangen saß — er ist frei wie ein Vogel in der Luft.“

„Frei — frei — frei,“ flüsterte das arme Mädchen, aber in einem Jubel, der ihr die Brust zu sprengen drohte — hinausjauchzen hätte sie es mögen in die Welt — „und Sie — Sie haben ihn gerettet!“ Sie konnte nicht weiter, fast krampfhaft schlang sie den linken Arm um ihn, und wäre jetzt zu Boden gesunken, wenn er sie nicht aufrecht gehalten hätte.

Jetzt eilte aber auch die Mutter und Großmutter herzu, und Ana, die sich rasch von ihrer augenblicklichen Schwäche erholte — denn die Freude heilt ja bald wieder, was sie allzu

plötzlich vielleicht verschuldet hat, warf sich der Mutter José's an die Brust und flüsterte ihr in hastigen Worten ihren Jubel zu. — Den Frauen liefen die großen Thränen an den Wangen nieder, und die Dienstleute, die das Essen herausbrachten, wußten sich nicht zu erklären, woher es kam, daß sie auf einmal lauter freudige Gesichter sahen.

Und jetzt allerdings wurde die Abreise Ana's besprochen, aber mit anderen Gefühlen als vorher, denn es drängte das junge Mädchen selber, die Heimath zu erreichen, wo ja die Eltern und der ihr neu geschenkte Bruder ihrer harren würden.

Doch hatte er auch wirklich das Lager der Freunde glücklich erreicht? — so viele Posten und Besatzungen der Feinde lagen noch zwischen hier und dort, daß er ja leicht einem oder dem andern derselben in die Hände fallen konnte. José beruhigte sie aber bald darüber. Teja wie Castilia waren allerdings der verschiedenen Nebenwege nicht so kundig, aber sobald sie sich nur fern von der Hauptstraße hielten, brauchten sie gar nicht zu fürchten, irgend welchen Regierungstruppen zu begegnen, die sich ja gar nicht abseits von ihren größeren Trupps wagen durften. Erstlich wären ihnen die Soldaten jedenfalls selber desertirt, und dann fühlten sie sich auch gar nicht sicher, im Bergland von den dort sich sammelnden Haufen der Blauen abgeschnitten und aufgerieben zu werden. Außerdem fanden aber auch die Flüchtigen in jedem Hacendero einen Freund und Bundesgenossen und konnten sich in den Kaffeepflanzungen, wenn ihnen wirklich einmal eine zufällige Gefahr drohte, mit größter Leichtigkeit versteckt halten. — Ana brauchte nichts mehr für die Sicherheit der Freunde zu fürchten.

Das Nähere über die Flucht versprach José ihr jedoch später zu erzählen, wenn sie einmal ungestört wären — die Leute im Haus durften das natürlich nicht erfahren.

Welche Veränderung hatte aber die kurze Stunde — ja kaum so viel —, in der das Alles besprochen wurde, in Ana's

lieben Zügen hervorgebracht. José hatte sie nur gänzlich niedergeschlagen, die Augen mit Thränen gefüllt oder roth von Weinen, die Lippen schmerzdurchzuckt und das Antlitz bleich und gramentstellt gesehen, und wie verwandelt hatte sie die Kunde von des Bruders Rettung. Ein Lächeln war auf diese Wangen zurückgekehrt, und mit dem Lächeln zwei herzige Grübchen, und als sie jetzt, in der Erinnerung an das Ueberstandene, ihre Fahrt von Laguayra herauf mit einem riesigen Neger erzählte, blitzten die Augen wieder in lauter Fröhlichkeit und ein leichter Rosenhauch legte sich über die edlen Züge. Sie hatte keine Ahnung, daß ihr Bruder gerade der Körperkraft jenes ihr damals so widerlichen Schwarzen zum großen Theil seine Freiheit verdanke.

Es wurde nun beschlossen, all' ihre, wie ihres Bruders Sachen zusammen zu packen und sie einem der Güterkarren zu übergeben, die von den fernen Hacienden mit Kaffee nach Caracas kamen und dann gewöhnlich leer, oder doch nur mit wenigen Gütern beladen zurückgingen. Dauerte es dann auch etwas länger, so wurden diese Züge doch nur in sehr seltenen Fällen belästigt; man hätte ja sonst den ganzen Handel von Caracas selber abgeschnitten. Für sich selber und seinen jungen Schützling mußte José natürlich einen eigenen Wagen nehmen.

Wie er aber nur ausging, um sich danach zu erkundigen, erfuhr er von dem Pferdeverleiher, daß die Straße plötzlich, ohne zu sagen, wie lange das dauern würde, für alle Reisenden gesperrt sei. Er hatte an dem nämlichen Morgen einen Wagen mit drei Damen selbst nur nach Victoria expediren wollen, das Fuhrwerk war aber schon unmittelbar vor der Stadt, wo es ein Piquet anhielt, zurückgewiesen und der Kutscher bedeutet worden, keinen zweiten Versuch zu machen, bis er sich eine Erlaubniß vom Generalcommando geholt. Und sollte er, jetzt gerade, wagen darum anzuhalten? Es war jedenfalls besser, sie ließen noch ein paar Tage darüber hingehen, bis die Herren Soldaten eingesehen hatten, daß sie die Flüchtigen auf diese Weise nicht wiederbekommen würden. Nachher fuhren Wagen wieder frei aus und ein, und keine Patrouille kümmerte sich mehr um sie, oder würde sie belästigen.

Als er zurückkehrte, um seinen Eltern und Ana die Nachricht zu bringen, mußte er das Haus der Señora Corona passiren. Kaum zwanzig Schritt noch von ihrer Thür entfernt, traf er auf den jungen Hierra, der ihn augenblicklich an einem Knopf festhielt.

„Weißt Du es schon, José? — in dieser Nacht ist Castilia mit einem Neger, den sie ihm in die Zelle geworfen, ausgebrochen und glücklich entkommen. — Das ist famos! Heute Morgen wollten sie ihn erschießen, und nun ist der Bande der ganze Spaß verdorben.“

„Das also war der Spectakel in der Nacht?“ — erwiderte José, der nicht daran dachte, den zwar braven, aber oft viel zu leidenschaftlichen jungen Freund gleich zum Vertrauten zu machen. „Dann haben sie auch deshalb bei uns heute Morgen Haussuchung gehalten. Ich konnte mir gar nicht erklären weshalb?“

„Bei Euch? — aber wie kommt Ihr dazu?“

„Auf die leichteste Art; Castilia's Schwester wohnt bei uns, und sie vermutheten vielleicht, daß sich der Gefangene dorthin geflüchtet hätte.“

„Sehr wahrscheinlich,“ meinte Hierra, „aber Caramba, die Herren werden mit jedem Tage frecher — sieh nur, wie sie hier überall die Häuser derer mit ihren ekelhaften Generalsnamen beschmiert haben, von denen sie wissen, daß sie zu unserer Partei halten. Wir ließen neulich unser Haus frisch anstreichen, und in der nächsten Nacht noch auf der frischen Farbe hatten sie Alles vollgeklert. Was will man machen? Man muß sie ruhig gewähren lassen, bis ihre Zeit um ist.“

„Und hat man sie nicht verfolgt?“

„Wen? die Entflohenen? Das will ich meinen? Die ganze Nacht war das Militär auf den Füßen. Reitertrupps wurden sogar auf die Straßen bis Las Ajuntas und Los Teques hinausgeschickt, um die Wachen zu alarmiren, und von diesen sind auch wohl einige noch nicht zurück — wenn sie es aber nicht gar dumm anfangen, kriegt man sie gewiß nicht wieder. Man erzählt sich sogar, daß ein Officier der Gelben mit ihnen zu den Blauen desertirt wäre. Eben wird auf der Plaza das Officiercorps gemustert. Der ganze

Generalstab ist in Aufregung. — Aber wo gehst Du jetzt hin?"

„Ich wollte nach Hause."

„Ich will einmal zuhorchen, ob ich nicht irgendwo etwas Näheres erfahren kann. Die Sache ist zu interessant, und meine Mutter brennt darauf, die Einzelheiten zu hören. Wie es heißt, hat ihnen der Schließer selber Werkzeug zugesteckt. Mit Geld ist hier Alles zu machen" — und fort stürmte er, seinem Beruf entgegen.

José lächelte still vor sich hin, als er langsam seinen Weg wieder aufnahm, denn das Gerücht, daß ein Officier der Gelben mit den Gefangenen entflohen sei, lenkte den Verdacht auf eine andere Fährte. So tief war er auch in seine eigenen Gedanken versunken, daß er eben an Corona's Haus vorübergehen wollte, ohne auch nur einen Blick auf die offenen Fenster zu werfen, als ihn die alte Dame selber anrief:

„Caramba, Señor Gonzales. Leben Sie denn noch? Es ist ja eine wahre Ewigkeit, daß wir Sie nicht gesehen haben?"

„Señora," sagte José, seinen Hut ziehend, indem er bei der Anrede fast erschrak, „ich habe mehrmals den Versuch gemacht, Sie zu besuchen, aber nie das Glück gehabt, Sie zu Hause zu treffen."

„Aber so kommen Sie doch herein und bleiben Sie da nicht auf der Straße stehen; oder wollen Sie den Leuten den Weg versperren?"

Die Einladung war zu direct, um ihr ausweichen zu können, und doch wie wunderlich klopfte ihm das Herz, als er das Haus betrat. Juan, der Bursche, hatte ihm schon die Thür weit aufgerissen und die alte Dame erwartete ihn in dem Empfangszimmer. Sie sah aber nicht besonders freundlich aus; ihre Augenbrauen waren zusammengezogen, die Lippen hielt sie eingepreßt, daß der kleine Schnurrbart nur noch deutlicher hervortrat, und mit der geballten Hand stützte sie sich auf den Tisch, neben dem sie stand.

Auch Isabel war in der Stube — sie erhob sich, als José das Gemach betrat, ging ihm ein paar Schritte entgegen

und reichte ihm ihre Hand — aber sie sah recht bleich aus und das sonst so keck blitzende Auge hatte allen Glanz verloren.

„Mein liebes Fräulein," rief José, bei dem Anblick des Wesens, das bis jetzt einen so mächtigen Zauber auf ihn ausgeübt, und dessen Erinnerung er ja noch immer nicht abschütteln konnte, — „wie freue ich mich, Sie einmal wieder begrüßen zu können. Aber Sie sehen blaß aus. Sind Sie krank gewesen?"

Isabel schüttelte langsam den Kopf, die Mutter aber sagte: „Vor Ihnen hätten wir sterben und verderben können, ehe Sie sich um uns gekümmert. Wo haben Sie nur gesteckt? So viel zu thun gehabt?" setzte sie mit einem halb lauernden Blick hinzu.

„Viel und wenig, Señora; ich habe mich etwas mehr als früher um meines Vaters Geschäft bekümmert und bin nur wenig aus dem Haus gekommen."

„Und von dem, was in der Stadt vorgeht, haben Sie gar nichts gehört?"

„Oh doch," erwiderte lächelnd José, „in dieser Nacht hat ja ein kleiner Zwischenfall stattgefunden, der das Militär ein wenig in Athem hält."

„Sie meinen die Flucht Castilia's? Ich glaube, sie haben ihn schon wieder."

„Ich glaube es nicht. Wie ich eben von einem Freund gehört habe, soll er mit Hülfe eines Officiers der Gelben entkommen sein, und der wird seine Maßregeln wohl sicher genommen haben."

„Kennen Sie Castilias?"

„Gewiß, sehr gut, es ist ein Geschäftsfreund meines Vaters."

„Nur ein Geschäftsfreund?"

„Señora, das sind die solidesten Verbindungen, denn sie gründen sich auf gegenseitige Achtung," sagte José und sah die Frau dabei scharf an. Señora Corona schien aber nicht sehr darauf zu achten oder mit anderen Gedanken beschäftigt, sie drehte den Kopf halb ab und fragte weiter:

„Ist die Schwester des Entflohenen noch in Ihrem Hause?"

„Allerdings — jetzt aber wird sie wohl bald nach der Lagune zurückkehren. Alles, was sie hier festhielt, ist Gott sei Dank beseitigt und das rohe Soldatenvolk um seine Beute geprellt.“

„Nehmen Sie sich vor den Castilias in Acht, Señor,“ meinte die Dame, „ich kenne sie genau und schon seit langen Jahren. Es ist hinterlistiges Volk und sie gehören heute zu der, morgen zu jener Partei — man kann sich nie auf sie verlassen.“

„Meinen Sie wirklich?“

„Und dann erzählte man sich damals in Cumana — denn von dort stammen sie eigentlich — böse, grundböse Geschichten über die Familie, die ich gar nicht wage nachzusagen. Das war auch die Ursache, weshalb sie jenen Staat verließen — sie konnten sich nicht länger in der Gegend halten.“

„In der That?“ fragte José erstaunt; „wie sonderbar, daß sie da gerade an der Lagune zu den geachtetsten Familien gehören.“

„Man wird sie auch dort bald kennen lernen, Señor,“ entgegnete die alte Dame, „so etwas geht eine Zeit lang, endlich aber kommt es doch immer zum Bruch. Ehrlichkeit währt am längsten.“

Die alte Dame sprach das mit einer solchen Würde, daß José wirklich für einen Moment stutzig wurde, und wie angstvoll haftete indessen Isabellens Blick auf ihm — wie er ihr aber nur das Auge zuwandte, wich sie ihm aus und nahm ihre Arbeit wieder auf.

„Sie sind so still, Señorita — Sie sehen wirklich leidend aus.“

„Kopfschmerzen, die mich seit einigen Tagen quälen, weiter nichts,“ erwiderte das junge Mädchen, „es mag auch sein, daß die ewige Unruhe in der Stadt viel dazu beigetragen hat, mich nervös zu machen. Ich wollte, ich könnte hinaus auf das Land.“

„Und glauben Sie, daß Sie da ruhiger wohnten?“ frug José. „Die Banden der Regierungstruppen streifen überall umher, und weit in die Berge müßten Sie sich schon zurückziehen, um von ihnen nicht belästigt zu werden.“

„Also ist das Gerücht nicht wahr, daß sich blaue Truppen in der Nähe gezeigt haben?“ frug die Señora rasch, „es hieß so heute Morgen.“

„Möglich ist es, aber ich glaube es kaum. Die Reconquistadoren werden keine kleinen Streifcorps hierher schicken — wozu auch — sondern warten, bis sie stark genug sind, einen vereinten Angriff zu machen, und dann, hoffe ich — ist auch die Revolution bald beendet.“

„Caramba, ja,“ rief lachend die Señora, „das glaube ich auch; aber was ich Sie fragen wollte, Señor: nach dem heutigen Fluchtversuch, oder der Flucht des einen Gefangenen wird die Regierung nur noch strengere Maßregeln gegen die anderen armen Teufel ergreifen. Ist es denn gar nicht möglich, denen zu helfen? Sie sprachen doch einmal von einem Plan, den einzelne junge Leute entworfen hatten, Falcon in ihre Gewalt zu bekommen und ihn dadurch zu zwingen, die politischen Gefangenen sämmtlich frei zu geben. Die Sache scheint mißglückt zu sein.“

„Es scheint so,“ antwortete der junge Mann, jetzt aber doch vorsichtig gemacht. „Man begreift nicht recht, woher Falcon Kunde von einem derartigen Plan bekommen haben konnte, aber einige der Betheiligten wurden plötzlich verhaftet, und ich weiß jetzt wirklich nicht, ob man noch daran denkt, einen neuen Versuch zu machen. Ich verkehre mit jenen Leuten selten und selbst dann nur zufällig.“

„Und welchen von ihnen halten Sie für den Befähigtsten unter ihnen?“

„Unter wem, Señora?“

„Unter jenen Leuten.“

„Ich wüßte da wirklich keine Auswahl zu treffen. Sie sind fast Alle zu hitzköpfig und gehen nicht mit der gehörigen Vorsicht zu Werke. So etwas sollte man eigentlich keinem einzigen Menschen, nicht einmal seinem Bruder anvertrauen, wenn er nicht selber thätig dabei wirkt. Ich z. B. that sehr unrecht, selbst Ihnen damals ein Wort davon zu sagen.“

„Mir, Señor?“

„Gewiß. Damen können so selten schweigen, besonders in einer Sache, die sie interessirt und an der sie Theil nehmen.“

„Ich dächte doch, Señor," erwiderte Señora Corona mit Würde, „ich hätte bewiesen, wie ich schweigen kann. Ich bin die Vertraute der halben Stadt."

„Ich dächte, auch ich hätte Ihnen bewiesen, daß ich Ihnen vertraue."

„Also wozu die langen Redensarten, es handelt sich hier nämlich um etwas Directes — nicht um bloße Neugierde, denn die Uebergriffe der Regierung werden in der That zu arg. Sie sperren ein, was ihnen vorkommt. — Sie selber sind ja neulich einmal verhaftet worden — kein Mensch weiß weshalb, und so wenig ich Falcon etwas Böses wünsche, so möchte ich doch selber, daß man seiner, und wäre es auch nur auf einen Tag, habhaft würde, um die Freilassung aller politischen Gefangenen zu erzwingen. Selbstverständlich dürfte dem Präsidenten aber dabei nichts geschehen."

„Und wollen Sie mich dazu werben, Señora?" fragte José mit einem leichten Lächeln.

„Nein," erwiderte die alte Dame entschieden, indem sie sich in ihrem Stuhl zurücklehnte. „Sie würden sich dazu gerade so wenig schicken, wie ich selber, Don José, aber ich habe einen passenden Mann dazu, und es kommt jetzt nur darauf an, ihn an die richtige Quelle zu weisen, um Alles, was wir wollen, rasch zu erledigen."

„Und wer ist das?" fragte José gespannt.

„Das ist für jetzt noch mein, oder vielmehr sein Geheimniß," sagte Señora Corona, die Unterlippe vorschiebend, „ich will auch einmal ein Geheimniß haben," setzte sie — ein trotziges Kind, jedoch nicht glücklich, nachahmend — hinzu, „aber ich stehe gut für ihn, und ich denke, daß ich im Stande bin, für Jemanden Bürgschaft zu leisten."

„Kein Zweifel, Señora, gewiß kein Zweifel; aber wollen Sie mir dann nicht gütigst sagen, was Sie eigentlich von mir verlangen und worin ich Ihnen dienen kann?"

„Sehr gern, mein junger Freund, nur mit der Bemerkung, daß Sie dadurch nicht mir, sondern der Sache selber dienen. Sagen Sie mir aufrichtig, an wen kann ich den jungen Mann am besten weisen? Wer ist der Tüchtigste, oder wenigstens der, den Sie für den Tüchtigsten halten, eine solche — wir

können immer sagen: kleine Verschwörung zu leiten, denn die Ausführung wird doch gewöhnlich dem jungen, hitzköpfigen Volk überlassen, das selber nicht im Stande ist einen richtigen — und die Hauptsache — praktischen Plan zu entwerfen."

„Hm," machte José und sah sinnend eine Weile vor sich nieder, „wenn die Möglichkeit einer solchen Maßregel vorläge, so hätte ich am Ende selber nichts dagegen, obgleich ich mich bis jetzt der Sache fern gehalten habe und — aufrichtig gestanden, auch persönlich nichts damit zu thun haben mag — schon meines Vaters wegen. Der alte Herr haßt jeden entschiedenen Schritt und läßt dem Ganzen am liebsten ruhig seinen Lauf; ja, ich bin sogar noch nicht einmal mit mir im Klaren, ob er im Ganzen nicht eher für, als gegen Falcon's Regierung ist."

„Ich glaube — gegen," sagte Señora Corona; aber José schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht, es giebt Momente, wo er auf das Entschiedenste Falcon's Partei nimmt und ihn bis auf's Blut vertheidigt."

„Aber Sie finden das überall im Bürgerstand," meinte Señora Corona, „ich bin erstaunt gewesen, so viel Opposition gegen — unsere Ansichten anzutreffen."

„Glauben Sie wirklich?"

„In der That — doch wir kommen von der Hauptsache ab und die Zeit drängt. Also wen würden Sie mir rathen, an den sich unser junger Freund wenden kann — und daß er im Stande ist, Ihnen die wichtigsten Dienste zu leisten, dafür bürgt Ihnen mein Wort."

„Ich wüßte wohl den Richtigen," erwiderte José — der sich völlig auf seiner Hut befand — leise, „es wird nur schwer sein, ihm beizukommen, denn er ist außerordentlich vorsichtig und dabei einer unserer bedeutsamsten Agenten, weil gerade Niemand in ganz Caracas — der nicht zur intimen Partei gehört — auch nur eine Ahnung von seiner politischen Thätigkeit hat. Aber Sie kennen ihn gewiß, denn in Ihren Kreisen muß er oft genug erwähnt sein."

„Ich bin sehr gespannt, wer das sein könnte."

„Sollten Sie Don Horacio nicht kennen?"

„Don Horacio? welchen? — ich kenne mehrere."

„Horacio Enano."

„Caramba!" schrie Señora Corona fast mit lautem Gelächter auf. „Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß unser kleiner Horacio im Stillen für die Blauen — haha! — das ist zu komisch — im Stillen für die Blauen wirke? Ein Mann, der Krämpfe bekommt, wenn er nur eine blaue Blume sieht."

José war vollkommen ernst geblieben. — „Sie haben Recht, aber was beweist das? — weiter nichts, als daß er seine Rolle ausgezeichnet spielt."

„Seine Rolle?"

„Glauben Sie nicht, Señora, daß ein Mann nur zu einem bestimmten Zweck eine politische Farbe annehmen könnte? Ich bin überzeugt, eine Frau wäre das nicht so leicht im Stande, denn sie hat ihr Herz zu sehr auf der Zunge, aber Enano kann es und hat es bewiesen. Er besitzt das volle Vertrauen Falcon's, für dessen eifrigsten, ja zu überschwänglichen Verehrer er gilt, und ich gebe zu, daß er in manchen Dingen zu weit gegangen ist, um sich als solcher zu zeigen. Es war nicht klug, denn bei einer Verstellung muß man vor allen Dingen das rechte Maß zu halten suchen, da eine Uebertreibung leicht verdächtig macht. Es scheint ihm aber trotzdem in den Augen der Regierungspartei, die für ein grobes Lob empfänglich ist, noch nicht geschadet, oder Mißtrauen gegen ihn gesäet zu haben, und ich müßte mich trotzdem sehr irren, wenn er bei der Befreiung Castilia's nicht ebenfalls der war, der wenigstens hinter den Coulissen die Fäden hielt — Boten zwischen ihm und dem alten Castilia gehen wenigstens fortwährend ab und zu."

„Wissen Sie das gewiß?" rief Señora Corona, von ihrem Stuhl halb emporfahrend.

„Seit die Señorita in unserem Haus ist, habe ich die Beweise dafür oft in Händen gehabt. Wie er im Herzen gesinnt ist weiß ich außerdem genau aus eigener Erfahrung, und da er, das Orakel der jungen Reconquistadoren scheint, die ihn nur Nachts besuchen dürfen, wie er auch alle die wichtigsten oder wenigstens gefährlichen Papiere derselben in Verwahrung

hat, glaube ich, daß das der beste, ja vielleicht der einzige Mann wäre, an den sich Ihr junger Freund wenden könnte. Aber dringend — dringend muß ich Ihnen Verschwiegenheit an's Herz legen, denn gerade in dieser Zeit brauchen wir nothwendig einen Mann, der uns sichere Nachrichten aus Regierungskreisen bringt, und schon ein gegen ihn erregter Verdacht würde ihn für uns unbrauchbar machen, wenn er sich auch, hinsichtlich aller Beweise gegen ihn, sicher genug gestellt haben mag."

„Ich begreife nur noch nicht recht, wie er Ihnen nützen kann," sagte die Señora, der der Gedanke nicht in den Kopf wollte.

„Sie begreifen das nicht? Einfach genug," erwiderte José; „denken Sie sich Jemanden, der mit der Partei, welcher er angeblich in vollem Sinne zugehört, frei und offen verkehrt. Wird er nicht Alles erfahren, worüber sich diese unter einander ausspricht? ihre Pläne, ihre Befürchtungen, ihre Hoffnung? — Ja, das nicht allein, er lernt auch die geheimen, und dadurch gefährlichsten Kundschafter kennen, und mancher von der Regierung vorbereitete Schlag wurde von der Revolution, die zeitig Nachricht davon bekam, entweder ganz abgewehrt, oder doch eines sonst sichern Erfolges beraubt."

„Merkwürdig," rief die Señora in vollem Erstaunen, „ich hätte es im Leben nicht für möglich gehalten, und es will mir noch nicht in den Kopf. Es ist nicht denkbar, daß sich ein Mann so verstellen könnte!"

„Enano? Trauen Sie dem," sagte lachend José, „der hat es tüchtig hinter den Ohren — aber, meine Damen, ich bedauere, meine Zeit ist abgelaufen — nur noch Eins, Señora, wollen Sie Ihren Freund zu Enano schicken, so lassen Sie ihn nicht allein gehen, oder der kleine Bursche denkt gar nicht daran, einem Fremden zu vertrauen. Es muß Jemand dabei sein, den er genau, als zu der Partei gehörig, kennt, und ich erbiete mich da sehr gern, Ihnen behülflich zu sein."

„Ich danke Ihnen, Señor," rief die Dame, die noch immer in Gedanken mit den Fingern auf dem Tisch trommelte, „ich werde mich an Sie wenden, wenn ich erst mit meinem jungen Freund gesprochen habe. Indessen bitte ich aber auch

Sie, über die Sache tiefes Stillschweigen zu beobachten. Sie ist noch nicht reif, und je weniger davon gesprochen wird, desto besser."

„Sie dürfen vollständig auf mich rechnen, Señora. Und haben Sie, Señorita, keinen einzigen freundlichen Blick für mich heute?"

„Ich — Señor?" entgegnete Isabel, die bis dahin keine Silbe in die Unterhaltung geworfen. „Sie waren so sehr mit meiner Mutter beschäftigt, und ich verstehe so wenig, so gar nichts von Politik."

„Ich habe Sie noch nie so still, so gedrückt gesehen, Isabel," sagte José herzlich, „fehlt Ihnen etwas? kann ich Ihnen vielleicht in etwas helfen? Sie wissen kaum, wie gern ich es thun würde."

„Ich bin davon überzeugt," erwiderte das junge Mädchen leise, „aber es ist wirklich nichts als ein augenblicklicher, hoffentlich vorübergehender Kopfschmerz, und ein Arzt," setzte sie mit einem fast wehmüthigen Lächeln hinzu, „sind Sie ja doch nicht."

„Vielleicht dennoch," rief José, „vielleicht ein Seelenarzt."

„Ach was," rief Señora Corona, während Isabel den Kopf abwandte „Seelenärzte brauchen wir hier im Hause nicht; das Mädel hat Migräne, Alles was ihr fehlt, ist meine Natur, ich war anders in dem Alter, Don José, aber das weiß der Henker, unsere Jugend wird von Jahr zu Jahr zimperlicher und schwächer. Sie braucht nichts wie Ruhe, die aber freilich in diesem gesegneten Venezuela nicht mehr zu finden ist, bis einmal eine oder die andere Partei wieder Ordnung hergestellt hat."

„Leben Sie wohl, Isabel," sagte José, dem jungen Mädchen die Hand entgegen streckend, „wenn ich Sie wieder sehe, hoffe ich Sie heiterer zu finden."

Isabel sah ihn mit ihren großen Augen voll an, sie versuchte zu lächeln, aber der Blick schwamm in Thränen.

„Leben Sie wohl," entgegnete sie, aber so herzlich, wie sie nie mit ihm gesprochen, es war auch fast, als ob sie noch etwas hinzusetzen wolle, aber der scheue Blick suchte nur die Mutter, und sie schwieg. José fühlte, daß ihn die alte Dame los sein wolle, denn sie drängte schon der Thür zu; er hob deshalb

nur Isabellens Hand leise an die Lippen, schüttelte dann der Señora Corona herzhaft die Hand und fand sich wenige Minuten später wieder mit seinen eigenen Gedanken allein draußen auf der Straße.

18.

An der Lagune.

Langsam verfolgte José seinen Weg, und Isabellens Bild besonders schwebte vor seinem innern Auge. — So lieb und gut — so hold und weiblich hatte er sie noch nie gesehen — so hatte sie ihn noch nie mit ihren guten treuen Augen angeschaut — und die Thränen darin — die bleichen Wangen selbst — konnte das Alles geheuchelt sein, und trug er nicht selber vielleicht die Schuld an ihrem Leid? — Es war kaum denkbar, daß sie die Helferin, ja Mitwisserin von ihrer Mutter Plänen sein könne, und trotzdem war das Vertrauen und mit diesem die Liebe zu ihr aus seinem Herzen gewichen, denn die Alte — — Im Nu verlor sich die düstere Falte auf seiner Stirn, denn jetzt malte er sich die Folgen aus, die der in dem Herzen der Frau erweckte Verdacht gegen den unschuldigsten und harmlosesten Mann Venezuelas herbeiführen könne.

Enano ein geheimer Verschwörer! Er mußte laut auflachen, wenn er sich nur die Möglichkeit einer solchen Anklage vorstellte. Enano, der ruhigste und zufriedenste Mensch in ganz Venezuela, dem man nichts auf Erden vorwerfen konnte, als daß er blindlings und vertrauensvoll an die Unfehlbarkeit und Weisheit Falcon's glaubte, dabei aber keinem Kind selbst etwas in den Weg legte, keine politische Gesellschaft besuchte, ja nur höchst ungern über Politik reden hörte. Und trotzdem schienen seine Worte auf die Señora einen Eindruck gemacht zu haben — trotzdem sann sie darüber nach. — Aber hatte sein Vater

wirklich Recht und spielte sie ein doppeltes Spiel, weshalb sollte sie dann nicht das an einem Andern für möglich halten, was sie ja selber trieb und durchzuführen suchte?

Wenn sein Vater Recht hatte? Das Herz schlug ihm wild und heftig in der Brust bei dem Gedanken — und das Haus, das Falcon dort an der Rückseite des Corona'schen Grundstücks besaß — aber fort! fort! mit solchen Bildern, die ihm die Seele marterten — er brauchte Beweise, und noch hatte er diese nicht einmal für die alte Frau, obgleich er ihr jetzt selber nicht mehr traute. — Aber Enano sollte ihm den Beweis wenigstens liefern, denn ging sie in die Falle, dann wußte er, woran er mit ihr war, und dann — ein schwerer Seufzer hob seine Brust, als er die Straße hinab seines Vaters Wohnung zuschritt.

Die nächsten Tage vergingen in Caracas in völliger Ruhe. Es war fast, als ob ein stillschweigender Waffenstillstand zwischen den beiden feindlichen Parteien abgeschlossen sei. Aber hauptsächlich die armen Leute in den kleinen Orten vor der Stadt fühlten die sie niederdrückende Last, denn die dort eingestellten Soldaten wollten wenigstens leben, und da sie consequent keine Löhnung bekamen, mußten sie stehlen, wo noch irgend etwas Eßbares aufzutreiben war.

Die entflohenen Gefangenen wurden nicht wieder eingebracht. Nach und nach kehrten alle die in jener Nacht ausgesandten Reiter zurück, ohne auch nur eine Spur von den Flüchtlingen gefunden zu haben, und die Controle über die Wege hörte deshalb von selber auf. Was half es auch länger, den Verkehr zu hindern, denn so viel sah man doch ein, daß sich die „Verbrecher" nicht so lange würden in der Stadt der Gefahr entdeckt zu werden ausgesetzt haben. Entweder waren sie in das innere Land entkommen, oder hatten sich auch der Seeküste zugewandt, und in beiden Fällen mußte die Regierung, wenigstens für jetzt, die Hoffnung aufgegeben, sie wieder einzufangen.

Beide Parteien fühlten sich aber auch noch nicht stark genug, einen entscheidenden Schlag zu wagen. Falcon hatte dadurch, daß er Colina nach Calabozo sandte, seine überdies nicht sehr starke Armee geschwächt, und die Reconquistadoren warteten

noch immer auf einen tüchtigen Führer, der sich an ihre Spitze stellen sollte, um dann das Volk aufzurufen und den Kampf ernstlich zu beginnen. Jetzt fehlte es ihnen nicht allein noch an Mannschaft, sondern auch an Waffen, und Agenten waren deshalb nach allen Seiten ausgeschickt worden, um besonders die letzteren zu beschaffen.

Ein günstigerer Zeitpunkt kam nicht wieder, Ana in ihre Heimath zurück zu führen, und José benutzte ihn denn auch. — Ohne natürlich bei irgend einem Obercommando anzufragen, bestellte er sich zu früher Morgenstunde einen zweispännigen Wagen vor das Haus. — Ana's Gepäck war vorher mit einem Karren expedirt worden, und wie der Tag graute, erreichten sie schon die prachtvollen Felsenpartien, an denen sich eine vortrefflich gebaute und auch ausnahmsweise gut unterhaltene Straße gen Westen und zu dem hoch in den Bergen liegenden Los Teques hinzieht.

Dort wurden sie allerdings von dem in dem Städtchen liegenden Militär angehalten und gefragt, wohin sie wollten. José aber, in der Umgegend genau bekannt, gab eine nicht ferne Hacienda als Ziel an, auf der sie nur einen Besuch machen wollten. Gepäck hatten sie außerdem sehr wenig bei sich, und das Piquet, mit überhaupt keiner Ordre mehr, Damen anzuhalten, ließ sie ruhig passiren.

Mehr Umstände wurden ihnen in Victoria gemacht, wo sie Beide in das Gouvernementsgebäude mußten, um sich zu legitimiren. José fand es auch nützlich, hier einen andern Namen anzugeben, und erklärte, er begleite nur seine Braut zu ihren Eltern, die auf einer Hacienda dicht hinter San Mateo wohnten. Er habe gefürchtet, sie allein reisen zu lassen, da man sich in Caracas die schrecklichsten Geschichten von den „Blauen" erzähle, die in dieser Nachbarschaft schon überall umherstreifen und die Gegend unsicher machen sollten.

„Und sind Sie schon derartigem Gesindel begegnet, Señor?"

„Nein — Gott sei Dank noch nicht," erwiderte José — „aber man kann nicht wissen; die Gegend ist hier rauh und gebirgig."

„Dann reisen Sie auch unbesorgt weiter — Sie haben nichts zu fürchten. Verlassen Sie sich darauf, daß unsere

Truppen die Straße rein halten. Doch was ich fragen wollte — ist in Caracas Alles ruhig?"

„Alles! vollkommen!"

„Hat man die Flüchtigen, die neulich verfolgt wurden, nicht wieder eingefangen?"

„Bestimmt kann ich es Ihnen nicht sagen, Señor, aber gestern Abend ging allerdings das Gerücht, daß sie eingebracht wären."

„Bueno, bueno!" sagte der freundliche Herr; „also ich wünsche Ihnen und Ihrer Fräulein Braut ein recht glückliche Reise."

Ana war bei dieser Bezeichnung blutroth geworden, als sie aber den Saal verließen, bat José sie, ihm deshalb nicht zu zürnen. Er habe nicht gewagt, sie als seine Schwester vorzustellen, da es möglich wäre, daß ein Bericht über sie und ihren Bruder auch an diese Behörde gegangen sei und schon ein Aufenthalt ihnen unendliche Umstände bereitet haben würde. Die Galanterie habe dem Governador verboten, eine Braut anzuhalten, und sie hätten damit das Schlimmste überstanden.

In Victoria wechselten sie die Pferde, und da dies der letzte von der Regierung behauptete Platz war, lag der Weg nach der Lagune von da an frei und offen vor ihnen. —

Die Familie Castilia hatte indessen schwere und sorgenvolle Tage verlebt, denn keine Nachricht drang mehr von der Hauptstadt zu ihnen, und sie konnten nicht anders als das Schlimmste fürchten. Dazu kam, daß sich selber im Lager der Reconquistadoren eine merkwürdige Unruhe zeigte, denn vergebens hatte Rojas versucht, genauere Kunde über die Bewegungen Colina's einzuziehen. Er war und blieb verschwunden, und alle Spione kehrten nur mit der einen Nachricht zurück, daß er allerdings San Juan passirt habe und in die Llanos eingedrungen sei — war es aber denkbar, daß er dieser Richtung folgen würde, und mußte man nicht annehmen, daß er sie hier, an der offenen Lagune, nur in einem etwas weiteren Bogen umging, und dann, wenn eine gehörige Truppenmacht von Victoria aus gegen sie vordrang, konnte er in der That einen vernichtenden Schlag gegen das noch junge und kaum halb organisirte — ja nicht halb bewaffnete Heer ausführen.

Rojas hatte auch deshalb ganz offen mit Castilia gesprochen und ihm erklärt, daß er nicht wagen dürfe, länger an der offenen Lagune stehen zu bleiben, bis er nicht nähere und zuverlässige Nachricht über den Feind erhalte. Sein Plan war, sich in die Hügel hinein zu ziehen und dort zu verschanzen, bis er größere Verstärkungen heranbringen könne, und Castilia kannte die Verhältnisse des Landes zu genau, um nicht zu wissen, daß er einer schweren Zeit entgegen gehe, wenn die „gelben" Truppen dann nachrückten und seine Hacienda erreichten. Er wußte, wie ihn Falcon haßte und daß das „Verbrechen" seines Sohnes, den man natürlich des Landesverraths beschuldigte, diesen Haß nur verstärken mußte. Auf Schonung durfte er nicht rechnen und hatte auch deshalb schon beschlossen, wenn Rojas wirklich mit seinen Leuten abziehen würde, seine ganze Familie in das Land hinein zu schaffen und wenigstens dem ersten Anprall auszuweichen. Mochten sie ihm dann seine Hacienda auch plündern und verwüsten, so setzte er doch nicht die Sicherheit der Seinen zugleich auf's Spiel.

Oberst Bermuda war noch der Einzige, der wirkliches Vertrauen zu haben schien, daß die „Gelben" gar nicht wagen würden, sie hier anzugreifen, und rieth auch dem General hartnäckig ab, ihre Stellung aufzugeben. Sahen sie sich wirklich von einem viel stärkeren Feind bedrängt, so konnten sie sich auch von hier und südlich in die Berge wenden, und er selber hatte auf einer kleinen Recognoscirungstour einen Platz entdeckt, der, wie er sagte, alle nur möglichen Vortheile bot, um eine nicht zu lange Belagerung auszuhalten. Alles Vieh aus der Nachbarschaft mußte man allerdings in einem solchen Fall mit forttreiben, aber das war dann ohnedies verloren, denn es wäre den Feinden in die Hände gefallen und von diesen wahrlich nicht geschont worden.

Bermuda hob dabei kräftig hervor, daß man die Familien, von denen man so gastfrei aufgenommen wäre, doch nur im äußersten Nothfall ohne Schutz lassen dürfe, weil sie die Rache der Feinde sonst sicher erreichen würde, und die Frauen besonders dankten ihm im Herzen für sein Fürwort, während selbst Castilia anfing, ein gegen ihn gefaßtes Vorurtheil fallen zu lassen. Der Mann war in seinem ganzen Benehmen wohl

ein wenig roh und heftig, aber einem Soldaten im Felde mußte man auch schon Manches nachsehen — das rauhe Leben verbessert selten die Sitten. Und wie aufmerksam zeigte er sich gegen Alle im Haus, wie erleichterte er ihnen jeden Verkehr mit der Nachbarschaft — sogar auf Kosten seines Dienstes — und seinem Fürwort bei Rojas gelang es oft, sogar Soldaten vom Exerciren frei zu machen, nur damit sie auf der Hacienda die dort nothwendig gewordenen Arbeiten mit verrichten konnten. Es war das in einer Zeit gerade, wo es aller Orten an Arbeitskräften fehlte, und viele Haciendas vollständig aufgegeben werden mußten, weil man gar keine Leute zu ihrer Bearbeitung herbeischaffen konnte, eine ganz besondere Vergünstigung.

Und Rosa? Daß er im Stillen ihre Neigung zu gewinnen suchte, konnte Keinem auf der Hacienda ein Geheimniß bleiben — viel weniger denn Rosa selber. Sie war auch gern in seiner Gesellschaft, denn er wußte gut und lebendig zu erzählen und kannte besonders den ganzen ausgedehnten Staat fast von einer Grenze bis zur andern — aber Liebe oder selbst nur Zuneigung hatte sie noch nie für ihn empfunden, und manchmal, wenn sie seinen dunkeln Blick auf sich haften und dann rasch abwenden sah, hätte sie sich fast vor ihm fürchten können.

Aber ihr Herz bewegten jetzt auch andere Gedanken, und von Tag zu Tag wuchs die Sorge um die Geschwister, als Tag nach Tag keine Kunde von ihnen sowohl, wie überhaupt von Caracas kam, denn gerade in dieser Zeit war ja die Verbindung mit der Hauptstadt vollständig abgeschnitten, ohne daß sie sich eine solche Maßregel erklären konnten. Das Einzige nur, was sie dabei in etwas beruhigte, war, daß auch von Teja keine Botschaft kam. Er mußte doch jedenfalls Hoffnung oder Aussicht haben, seinen Zweck zu erreichen, er wäre sonst sicherlich nicht so lange — ja eigentlich schon über seinen Urlaub ausgeblieben; oder war auch er dem Verhängniß zum Opfer gefallen, das über ihrer ganzen Familie lag?

Rojas selber sorgte sich schon um ihn, Bermuda aber beruhigte ihn vollkommen. Er hatte ja einen besondern Boten an eine sehr einflußreiche Person in Caracas abgesandt, um

seine Bemühungen zu unterstützen, und gerade auf den Brief baute er die größte Hoffnung. Nur seine alte Befürchtung sprach er gegen Rojas aus, die dieser aber kopfschüttelnd abwies, daß nämlich Teja sich in Caracas, durch große Versprechungen vielleicht gelockt, habe verleiten lassen, die Sache der Reconquistadoren ganz aufzugeben und zu dem Feind überzugehen. Welches Interesse hatte ein Ausländer — noch dazu ein Spanier — an dem Lande und dessen Sache. Nur wo er den eigenen Vortheil sah, blieb er, und wohl möglich, daß er den weit eher da drüben als hier zu finden glaubte.

Rojas wollte nichts davon hören, obgleich ihm das sehr lange Ausbleiben des jungen Mannes nicht gefiel. Jetzt waren volle elf Tage verflossen, seitdem er die Lagune verlassen hatte, und was nur in aller Welt konnte er treiben? Daß er aber zu dem Feinde übergegangen sei, glaubte er trotzdem nicht, denn er hatte recht gut den Eindruck bemerkt, den Rosa auf ihn gemacht, und ob diese keimende Neigung nun erwidert wurde oder nicht, es lag nicht in Menschennatur, in solcher Weise ein derartiges Gefühl abzuschütteln, ja in offene Feindschaft umzukehren.

Es war am Abend des elften Tages; die kleine Gesellschaft saß eben wieder in dem, nach der Palmenallee hin offenen Saal beim Mittagessen, und es ging eigentlich recht schweigsam zu. Der alte Castilia konnte nämlich die Ungewißheit nicht länger ertragen uud hatte beschlossen, einen neuen Boten nach der Hauptstadt zu senden; aber wo jetzt einen solchen auftreiben, der ihnen, nur einigermaßen rasch, wieder Nachricht bringen konnte; denn merkwürdiger Weise war Felipe, seitdem ihm Bermuda nach Caracas geschickt, auch nicht wieder nach der Lagune zurückgekehrt. Die Mutter hatte Thränen in den Augen, und die Speisen wurden fast ebenso wieder vom Tisch genommen, wie sie aufgetragen waren. Nur die beiden Officiere aßen davon.

Bermuda hatte wohl mehrmals versucht, ein Gespräch mit seiner Nachbarin Rosa anzuknüpfen; sie gab ihm aber, zwar freundliche, doch nur kurze Antworten. Endlich begann die Mutter:

„Ich weiß nicht, wie mir so sonderbar zu Muthe ist; wie

eine Centnerlast liegt es mir, gerade heute, auf der Seele — wie eine Ahnung recht drohender, furchtbarer Gefahr. Wenn wir heute keine Nachricht von Eloi bekommen, Antonio, so entscheidet sich an diesem Tag sein Schicksal in Caracas — Gott schütze ihn!"

„Auch mir war es so den ganzen Tag," sagte Rosa, „ich muß immer unwillkürlich, und ohne daß ich es oft selber weiß, dort drüben nach dem Thorweg sehen, als ob wir heute gerade bestimmt einen Boten von dort erwarteten, und doch — Heiliger Gott!" rief sie plötzlich, als sie wieder den Kopf dahin gewandt, „zwei Reiter sprengen in's Thor herein; unter den dunkeln Bäumen sind sie jetzt."

„Da ist etwas vorgefallen!" rief Rojas, von seinem Stuhl emporspringend und gespannt das Erscheinen der Beiden aus dem dunkeln Schatten der Bäume, die ihre unteren Zweige tief niederhängen ließen, erwartend. Nur dann und wann konnte man für einen Augenblick die sich darunter bewegenden Gestalten flüchtig erkennen. Aber schon tönten die klappernden Hufschläge an ihr Ohr und gleich mußten sie jetzt in der helleren und vom Sonnenlicht beschienenen Palmenallee auftauchen.

Die ganze Gesellschaft war aufgesprungen und stand auf der Terrasse, die zugleich eine Art von freiem Balkon bildete. Jetzt tauchten die beiden Reiter hervor, heraus in's Sonnenlicht — in voller Carrière kamen sie angesprengt, und „Eloi!" schrie die Mutter mit einem Jubelruf, indem sie die Arme den Nahenden entgegenstreckte — „Eloi, mein Sohn — mein Kind! mein Kind!"

„Mein Sohn!" rief aber auch der alte Castilia, und er mußte sich an dem Geländer halten, um nicht umzusinken, so wirbelte ihm der Kopf. Wie ein Reh aber die breite steinerne Treppe hinabfliegend, daß ihre Fußspitzen kaum die Stufen zu berühren schienen, sprang Rosa dem geliebten Bruder entgegen, und wie sich dieser aus dem Sattel des schäumenden Thieres warf, das er unbekümmert sich selber überließ, hing auch die Schwester schon an seinem Hals und schluchzte und lachte vor Freude.

„Caracho!" hatte Bermuda leise zwischen den Zähnen

durch geflüstert, als er selber jetzt in einem der beiden Reiter den Hauptmann Teja erkannte — Rosa's Bruder hatte er ja noch nie gesehen — „hat ihn der Teufel richtig wieder da! Was hängen soll, ersäuft nicht, sagt man gewöhnlich, und doch wird ihm wohl schwerlich so bald wieder eine bequemere Gelegenheit zu ersterem geboten." Er trug Gift und Galle im Herzen, aber er durfte es nicht verrathen. Doch Niemand achtete in diesem Augenblick auf ihn, denn die ganze Dienerschaft war hinaus vor das Haus gestürzt, und selbst Rojas eilte die Treppe hinab, um so rasch als möglich von seinem Hauptmann weniger die näheren Umstände der Rettung, als den Stand der Dinge in Caracas zu erfahren.

Dort unten ging er jetzt mit Teja, um den sich natürlich in diesem Augenblick Niemand bekümmerte, durch die Palmenallee hinab dem kühlen Schatten der hohen Bäume zu, und der Hauptmann mußte seinem General natürlich Folge leisten. — Wie gern wäre er freilich da oben mit im Hause gewesen, um Zeuge der Scene des Wiedersehens zu sein, das jene glücklichen Menschen ja auch ihm mit verdankten.

Indessen aber eilte Eloi, die Schwester in seinem Arm haltend, die Treppe hinauf an das Herz der Mutter, an das des Vaters, und die guten Menschen hielten sich viele Minuten lang fest und innig umschlungen, ehe nur Einer von ihnen Worte fand für die Seligkeit dieses Augenblicks.

Und jetzt sollte Eloi erzählen, wie er gerettet sei und durch welchen glücklichen Umstand. Das aber, wie er nur die Thränen aus den Augen geschüttelt hatte, wehrte er lachend ab und zeigte dabei auf den gedeckten Tisch.

„Glaubt Ihr, daß Leute, die fast eine Woche lang in den kahlen, trockenen Bergen herumgehetzt sind, sich jetzt hinsetzen und erzählen können, ehe sie einmal wieder eine ordentliche Mahlzeit und ein Glas Wein genossen haben? — Teja! oh, Teja! wo ist denn nur der Hauptmann auf einmal hingerathen? und was ist aus unseren Pferden geworden?"

„Sorge Dich nicht um die Thiere, die sind gut aufgehoben und bedürfen wahrhaftig der Pflege," erwiderte Castilia — „sie sehen entsetzlich mitgenommen aus."

„Und wir nicht minder, Papa — es war eine schwere Zeit für Mann und Roß, aber sie ist glücklich überstanden. — Doch, wo steckt nur Teja? — ihm hauptsächlich verdanke ich meine Rettung. Uebrigens wären wir beinahe gar nicht weit von hier den Gelben noch einmal in die Hände gerathen."

„Sind sie so nahe?" rief Bermuda, der bis jetzt ein schweigender Beobachter der Scene gewesen.

„Señor?" fragte Eloi.

„Oberst Bermuda," stellte ihn der Vater vor, „ein treuer Freund unseres Hauses."

„Oberst Bermuda? in der That?" sagte Eloi, indem er den Officier höflich, aber sehr kalt grüßte. Der Vater sah ihn etwas erstaunt an, aber Bermuda, der die halbe Abweisung nicht bemerkt zu haben oder zu beachten schien, wiederholte die Frage, und Eloi erwiderte: „Es war ein Streifcorps, wie ich glaube, das von Victoria ausgeschickt sein mochte, um uns aufzuspüren, oder sich auch vielleicht mit General Colina vereinigen sollte, der auf dem Rückmarsch von Calaboza ist."

„Von Calaboza?" riefen beide Männer erstaunt aus — „und was um Gottes willen hat er dort gemacht?"

„Quien sabe," meinte Eloi achselzuckend, „wir haben aber unterwegs Flüchtige getroffen, die sich in die Berge warfen, um nicht von der Bande gepreßt zu werden, und diese sagten allerdings aus, daß Colina schon wieder gegen San Juan del Morro anrücke und das hohe Land erreicht habe. Wohin er sich jedoch von da ab wenden würde, ließ sich nicht bestimmen. Das Wahrscheinlichste blieb, daß er sich nach Victoria zog, da er wohl kaum eine starke Heeresmacht mit sich führt."

„Und wie steht es in Barcelona?" frug Bermuda.

„Sie entschuldigen mich, Herr Oberst," erwiderte ihm Eloi, „aber ich sehe dort den General mit Teja kommen, und jetzt wollen wir vor allen Dingen etwas essen. Nachher, da wir doch dem General Bericht erstatten müssen, stehe ich mit Vergnügen zu Diensten. — Mutter, ich habe einen schmählichen Hunger und in den letzten Tagen auch wahrlich nicht eine einzige ordentliche Mahlzeit gehabt; wenn nur Teja käme!"

„Aber so iß doch nur," bat die Mutter, — „da stehen ja die Speisen — der Hauptmann wird noch beschäftigt sein."

„Dann wart' ich, bis er fertig ist," erwiderte Eloi entschieden, „denn einen braveren Mann giebt es nicht in der ganzen Armee der Reconquistadoren. Er hat an mir wie ein Bruder gehandelt, und kein Bissen geht über meine Zunge, den er nicht theilt — aber wo ist Ana? ich habe sie noch nicht gesehen."

„Ana? noch in Caracas," sagte die Mutter — „ach, mit Schmerzen warten wir auf sie. Sie wird doch wissen, daß Du frei geworden bist?"

„War doch der junge Gonzales an meiner Seite, als wir flohen — das hier ist noch sein Revolver, den er mir beim Scheiden in die Hand gedrückt, — und ein Glück war es, wir haben ihn gebraucht."

„Ach, so ist Blut geflossen?" rief die Mutter, entsetzt die Hände faltend.

„Diesmal nicht," rief Eloi lachend, „obgleich es gerade kein Unglück gewesen wäre. Wir trafen einen kleinen Trupp Gelbe — fünf Mann —, die uns zufällig in den Weg liefen und uns anhalten wollten. Die beiden Revolver thaten uns aber vortreffliche Dienste. Die Kerle wurden ungemein höflich, als sie in die Mündungen sahen. Wahrscheinlich war es auch wohl nur auf unsere Pferde abgesehen, denn sie konnten hier draußen kaum eine Ahnung von unserer Flucht haben." —

Teja hatte indessen dem General einen kurzen Ueberblick über das Wenige geben müssen, was er in Caracas von dem Feind gesehen. Die Besatzung schien gering zu sein; da aber überall in der Nachbarschaft Truppen herumstanden, ließ sich die Stärke nicht genau bestimmen. Der Geist, der dort herrschte, sollte kein besonderer sein — fast alle Bürger waren revolutionair gesinnt. Die eigentliche Befreiung versprach er ihm nachher oben zu erzählen — „und nun noch Eins, General," sagte er, als sie von den niederhängenden Zweigen so weit verdeckt waren, daß sie an der Stelle nicht gesehen werden konnten. Er blieb dabei stehen und nahm ein Papier aus der Tasche. „Diesen Brief hat Oberst Bermuda gleich

hinter mir her nach Caracas geschickt — wahrscheinlich um mir die Befreiung des jungen Castilia zu erleichtern."

Der General nahm den Brief und überflog ihn mit den Blicken, sah dann aber Teja erstaunt an.

„Oberst Bermuda? — diesen Brief?"

„Durch Felipe, mit dem Befehl, ihn unverweilt an die Adresse abzugeben."

„Wer ist die Dame, die hier auf der Adresse genannt steht?"

Teja zuckte mit den Achseln. — „Ich weiß nur, daß sie von Falcon zur Generala ernannt wurde."

„Zur Generala?" sagte Rojas leise vor sich hin. „Eine sonderbare Empfehlung ist das übrigens — und mir hat er gesagt, er hoffe gerade das Meiste von diesem Brief für Ihr Unternehmen."

„Sie sehen, was er mir zugedacht hat — den Strick. Bermuda ist ein Schurke, aber es wird mir doch nichts übrig bleiben, als ihn zu fordern."

Rojas blickte noch immer sinnend vor sich nieder, die Sache war ihm jedenfalls äußerst fatal; endlich sagte er:

„Verdenken könnte es Ihnen kein Mensch — aber — wollen Sie mir einen Gefallen thun, Teja?"

„Von Herzen gern, General."

„Dann lassen Sie die Sache in diesem Augenblick ruhen und ihn nicht einmal merken, daß Sie von seinem Brief etwas wissen."

„Aber, General, Sie können doch nicht verlangen, daß ich unter dem Menschen weiter dienen soll."

„Nein," entgegnete Rojas entschieden, „ich werde Sie heute noch zum Oberst befördern, dann stehen Sie mit ihm gleich, und außerdem findet sich vielleicht bald eine Gelegenheit, Sie anders unterzubringen, denn meinen Oberst möchte ich vor der Hand, und nach diesem Brief, ein wenig unter den Augen behalten."

„Ich halte ihn für einen ausgesprochenen Verräther."

„Er würde es in demselben Augenblick werden, wo er erführe, daß sein Geheimniß entdeckt ist, denn schon die Scham müßte ihn dazu treiben. Damit ist uns aber hier nicht

gedient, denn Bermuda kennt zu genau die hiesigen Verhältnisse und unsere kleinsten Schwächen wie die Quellen, aus denen wir uns allein stärken können, so daß wir ohne Weiteres die Lagune räumen müßten, sobald er zum Feind überginge. Wie Sie mir aber vorhin sagten, steht es in Barcelona gut, und wenn ich, was ich fest hoffe, in diesen Tagen günstige Nachricht von Alvarado bekomme, so bessert sich unsere Lage und wir brauchen dann nicht mehr viel zu fürchten. Für jetzt also sagen Sie nichts. Sehr vertraut waren Sie nie mit Bermuda — er mag Sie — unter uns — auch nicht leiden. — Seien Sie höflich wie immer und warten Sie Ihre Zeit ab. Wenn Sie der Sache, für die wir ja Beide kämpfen, nicht unendlich schaden wollen, so — richten Sie kein Unglück an."

„Es wird mir schwer werden, selbst nur höflich gegen ihn zu sein."

„Wenn ich Sie darum bitte? — und nun kommen Sie — ich sehe, man wartet droben schon auf Sie. Sie werden hungrig sein."

„Das kann ich nicht leugnen," rief Teja lachend.

„Und ich bin auch begierig, Ihr Abenteuer zu erfahren. A propos, wie kamen Sie zu dem Brief?"

„Felipe gab ihn mir — er traute dem Auftrag nicht und ist selber im Herzen vollkommen auf unserer Seite."

„Wie das ganze Volk. Für so scharfsinnig hätte ich den Burschen aber nicht gehalten. Er saß da so still in seiner Ecke und schenkte sich ein Glas nach dem andern ein."

„Es ist ein merkwürdiges Volk, diese Venezuelaner," erwiderte Teja, „und eigentlich ganz von uns Spaniern verschieden. Sie scheinen fortwährend nur träumerisch durch das Leben zu gehen, und doch entgeht ihrem Blick nichts, was in ihren Bereich kommt — und wie politisiren sie oft zusammen. In anderen Republiken werden Sie nie Leute der unteren Klassen, wenn sie einmal zusammen kommen, über Politik sprechen hören, hier treiben sie fast gar nichts Anderes, und man hört da oft genug vernünftige und klare Ansichten. Aber von den Rechten eines Republikaners haben sie noch immer keinen Begriff."

„Und das ist ein Glück," erwiderte Rojas, „oder der Henker sollte eine Republik regieren — nein, sie sind gerade so, wie wir sie brauchen, und — können so bleiben. Aber da haben wir das Haus, und nun eilen Sie hinauf, um den Dank der Familie entgegen zu nehmen. Sie haben ihn sich redlich verdient."

Und wie freudig wurde jetzt Teja von der Familie empfangen, wie tief erröthend, aber mit wie glücklichem Lächeln streckte ihm Rosa die kleine Hand entgegen. Wie herzlich drückte ihm der alte Castilia die seine, und wie belohnten ihn die Freudenthränen, die in der Mutter Augen glänzten! Aber Keiner von Allen fragte, nur auch selbst mit einem Blick, wie der Bruder gerettet sei, wie sie hierher gekommen wären, denn erst sollten und mußten sie essen, und der alte Castilia stand still dabei und sah lächelnd, was für Quantitäten von Lebensmitteln Beide jetzt zu sich nahmen.

Rosa schenkte ihnen ein und hatte ebenfalls alle Hände voll zu thun, aber endlich war auch dem Hunger genügt und Eloi mußte jetzt beginnen, und zwar mit der Scene auf dem Dampfer, die ja so unglücklich für den jungen Mann endete. Dann kam seine Gefangenschaft, seine Behandlung und wie man ihn für todt in seine Zelle geworfen hatte. Dann das zufällige Zusammentreffen mit Gonzales, die Verabredung zu seiner Flucht und das Zusammenwirken der Beiden — José und Teja, wobei der Letztere Manches ergänzen mußte. Teja suchte freilich den Antheil, den er selber an der Rettung Eloi's gehabt hatte, so gering als möglich darzustellen — es war schon Alles vorbereitet gewesen und er hatte nur eben noch die Hand zur Ausführung bieten können. Aber Eloi ließ das nicht zu, und allein auf dem Weg hierher verdankte er, wie er erzählte, dem Terrainüberblick Teja's seine Rettung; denn durch die Verfolger sowohl, wie durch auf ihrem Weg befindliche Besatzungen, denen sie ausweichen mußten, in die Berge getrieben, hätte er selber nie allein den Weg gefunden und wäre den Feinden wahrscheinlich wieder gerade entgegen gelaufen. Das hatte sie auch so lange auf dem Weg gehalten, denn einmal mußten sie sogar drei volle Tage in einer Schlucht versteckt bleiben und lebten in der Zeit nur von dem Wild-

pret eines Hirsches, den Teja zufällig an einem Wasserloch überraschte und mit seinem Revolver erlegte.

Oberst Bermuda fühlte sich während der ganzen Erzählung nicht recht behaglich, denn er spielte dabei eine zu untergeordnete Rolle; es nahm in der That Niemand Notiz von ihm, und doch mußte er Anstands halber und aus „Interesse an der Familie" das Ende abwarten.

Erst dann erhob er sich, ließ sich sein Pferd satteln und ritt nach Maracay hinüber.

„Kennst Du den Oberst Bermuda von früher, Eloi?" frug diesen der Vater, als er später mit dem Sohn allein war.

„Ich? nein; wie kommst Du zu der Frage?"

„Du behandeltest ihn so merkwürdig kalt und abstoßend, als er Dir vorgestellt wurde. Er muß es auch bemerkt haben, denn er war den ganzen Abend sehr still und schien beleidigt."

Teja hatte schon gegen Eloi den Wunsch des Generals und dessen Grund ausgesprochen, und Eloi sagte darum ausweichend:

„Ich weiß nicht, Vater — sein Gesicht mißfällt mir."

„Sein Gesicht?"

„Ja — wer kann gegen ein Vorurtheil. Ich verkehre nicht gern mit Menschen, die mir beim ersten Anblick mißfallen; aber ich werde die Höflichkeit gegen ihn nicht aus den Augen setzen, so lange er in unserem Hause ist — was hoffentlich nicht lange mehr der Fall sein wird."

„Ich bitte Dich darum."

Am nächsten Morgen, noch vor dem Frühstück, traf José mit Ana ein, und lange lagen sich die Geschwister in den Armen, die auf so furchtbare Art getrennt wurden und im Geist schon Abschied für das Leben genommen hatten. Aber wie ein Unglück selten allein kommt, so folgt auch in glücklichen Zeiten oft eine frohe Nachricht der andern.

Kaum eine Stunde später sprengte nämlich ein Courier des detachirten Alvarado in die Hacienda und brachte Depeschen, die jede Wolke am politischen Horizont zu zerstreuen schienen. Colina war allerdings schon von dort in wilder Hast vorbei und direct auf Caracas marschirt, und man hatte

nicht gewagt oder auch vielleicht versäumt, seine Colonne anzugreifen. Aber gerade dieser Raubzug des Negergenerals trieb alle jungen Leute, die sich noch in Sicherheit geglaubt, vor ihm her und den Blauen zu. Wenn sie denn einmal Soldaten werden mußten, so wollten sie auch in den Reihen Derer kämpfen, deren Partei sie angehörten, und Alvarado's Truppe wuchs so rasch, daß er jetzt schon fast tausend Mann unter Waffen hatte. Ebenso waren von Osten gute Nachrichten eingetroffen, die Alles bestätigten, was schon Teja über Barcelona erzählt, und Alvarado, ein Vollblut-Indianer, aber ein tüchtiger und gewandter Führer, drängte jetzt Rojas selber, endlich ihre defensive Stellung aufzugeben und zu einem entscheidenden Angriff vorzurücken.

Dazu entschloß sich nun Rojas allerdings noch nicht, denn der südamerikanische Charakter braucht entsetzlich viel Zeit zum Ueberlegen, und rasches Handeln findet selten unter dieser Menschenrace statt. Aber an ein Aufgeben der Lagune war jetzt ebenfalls nicht mehr zu denken, und da Alvarado den General um einige tüchtige und zuverlässige Officiere gebeten hatte, so zeigte sich hier eine ganz vortreffliche Gelegenheit, Teja und Bermuda zu trennen.

Teja wurde als Oberst hinüber nach Kagua gesandt, wo Alvarado sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und Bermuda triumphirte im Stillen, denn er behielt jetzt wieder freie Hand auf der Hacienda, wo ihm gegenwärtig nur der eingetroffene Sohn etwas unbequem war. Wie vornehm hatte ihn der junge Laffe bei ihrem ersten Begegnen behandelt; aber es konnte nichts helfen, er war einmal der Sohn vom Hause, und — vielleicht fand sich später eine Gelegenheit, selbst diesen auf Reisen zu schicken. Er mußte nur eben seine Zeit abwarten.

Castilias hätten zwar José Gonzales, dem wie dessen Familie sie zu großem Dank verpflichtet waren, gern eine Zeit lang bei sich auf der Hacienda behalten, und gern wäre José geblieben — aber es litt ihn nicht länger fern von Caracas. Er hatte jetzt gesehen, daß im Lande selber die Revolution von Stunde zu Stunde wuchs und täglich neue Kräfte gewann und größere Dimensionen annahm, jetzt mußte er

wieder nach der Hauptstadt, wo er — angeblich mehr zu wirken hoffte — im Grunde aber zogen ihn doch nur Privatinteressen dahin zurück. Isabellens Bild schwebte ihm vor, wo er ging und stand. Er konnte den Blick nicht vergessen, mit dem sie ihn zuletzt angesehen, das bleiche Antlitz und den schmerzerfüllten Zug um ihre Lippen, und — er mußte Gewißheit haben.

Es ist wahr, wenn er Ana gegenüberstand, verglich er oft im Geist Beide mit einander, sie und Isabel, und wie verschieden waren doch diese Mädchen: Ana das Bild holder Weiblichkeit, zart und sanft, und doch jetzt, in dem Neubesitz des Bruders, von Glück und Freude strahlend, Isabel dagegen das Ideal weiblicher Schönheit, eine Juno in Gestalt und Gesichtsform, voll Energie, mit blitzenden Augen und einem entschlossenen, fast kecken Zug um den Mund, der aber bei ihrer letzten Zusammenkunft all' das Stolze, fast Trotzige verloren und in dem Schmerz gerade dem Bild, das er von früher noch in seinem Herzen trug, nur einen so viel höheren Reiz verliehen hatte.

Seines Vaters Worte hatten ihm wohl einen scharfen Stachel in die Brust gedrückt und Mißtrauen und Eifersucht in seine Liebe gesäet, aber sollte er unbedingt einem nur hingeworfenen Verdacht Alles opfern, was er bis jetzt für das Heiligste und Höchste gehalten? Nein, ein Geheimniß lag allerdings auf dem Leben der Geliebten, ein weher Schmerz in ihrem Herzen, aber mußte es die Folge einer Schuld, konnte es nicht ein Leid sein, das sie unverschuldet, mit heiliger Geduld ertrug? Und er hätte sie ungehört verdammen sollen?

Es drängte ihn nach Caracas zurück, das Räthsel zu lösen, und keine Bitten der Familie Castilia vermochten ihn zurück zu halten.

Am nächsten Morgen, als sich die Pferde ordentlich ausgeruht hatten, bestieg er den Wagen wieder, und allein seinen eigenen oft quälenden, oft wieder von süßen Hoffnungen erfüllten Gedanken nachhängend, eilte er nach Caracas zurück.

19.
Wirkungen.

Während sich draußen im Lande die Revolution mit jedem Tage kräftigte und neue Anhänger fand, die einen andern Zustand der Dinge jetzt unter jeder Bedingung mit den Waffen herbeiführen wollten, überließ man sich in der Hauptstadt, oder wenigstens in den leitenden Kreisen einer völligen Sorglosigkeit. Bei Falcon selber, der nur seine Creaturen hörte, schien sich auch der Glaube entschieden festgesetzt zu haben, daß die ganze Revolution in weiter nichts ihren Ursprung habe, als in den Köpfen einiger Unzufriedenen in Caracas, und daß er nichts zu fürchten brauche, wenn er diese nur niederhielt. Allerdings stand die Eröffnung der Kammern wieder bevor, und über die Stimmung der Majorität war er unterrichtet — aber was konnten sie machen? Protestiren, — weiter nichts, und daß sie nicht zu keck vorgingen, dagegen hatte ihm schon sein Kriegsminister versprochen Sorge zu tragen. Falcon war allerdings kein Mann gewaltsamer, besonders blutiger Maßregeln — kein Tyrann im vollen Sinn des Worts — aber seine Ruhe wollte er haben. Die Leute sollten sich nicht um Dinge bekümmern, die sie seiner Meinung nach gar nichts angingen, und da er nur sehr selten Leute fand, die ihm, wie Arvelo, vom Herzen weg die Wahrheit sagten, so hielt er solche Einzelne, mit denen er zusammentraf, immer nur für „Schwarzseher" und hörte lieber auf Andere, die ihm den Stand des Landes in den rosigsten Farben schilderten.

Er war heute gerade in nicht besonderer Laune, denn seine beiden Minister, Oleaga wie Montes, hatten sich bei ihm anmelden lassen, und er wußte im Voraus, daß sie ihn wieder mit einer Menge von unangenehmen Dingen behelligen, wie ihm besonders rathen würden, einen Reiseplan, den er hegte, aufzuschieben, und das war ihm unbequem. Er fühlte sich nämlich nicht mehr so ganz sicher in Caracas, noch dazu, da ihm das

Attentat, vor dem er schon früher gewarnt worden: daß man sich nämlich seiner Person zu irgend welchem Zweck bemächtigen wolle, vor einigen Abenden wieder auf fatale und deutliche Art in's Gedächtniß zurückgerufen wurde.

Vermummte Männer hatten nämlich auf der Straße einen Mann in einer Cobija, der aus dem „Palais" kam, überfallen und fortgeschleppt, ihn aber später, als sie sein Gesicht gesehen, wieder unbelästigt frei gelassen, ja ihn nicht einmal beraubt, und er vermuthete nicht ganz mit Unrecht, daß es auf ihn selber abgesehen war und jener fälschlich für ihn gehalten wurde.

Die Polizei hatte sich dabei als vollkommen nutzlos erwiesen und Falcon jetzt selber mehrere Aufträge gegeben, ihm verdächtige Personen zu überwachen. Aber er konnte sich in einer solchen Umgebung doch nicht wohl fühlen, und die einzige Schwierigkeit blieb nur, einen Designado oder Jemanden zu ernennen, der in seiner Abwesenheit die Regierung führen solle, denn einen Vicepräsidenten gab es eigentlich gar nicht.

Falcon lag in seiner Hängematte, als ihm die Minister gemeldet wurden; er stand auf und ging ihnen entgegen.

„Caballeros, ich bin sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen."

„Excellenz wissen, was uns herführt?" frug Montes.

„Nicht genau — ich hoffe, nichts Unangenehmes."

„Das vielleicht nicht — aber auch nichts Erfreuliches," erwiderte Montes. „Ich habe eben Nachricht von Victoria bekommen, daß sich gleich nach Colina's Durchzug eine Masse von blauen Soldaten dort ganz in der Nähe zusammengezogen haben und überall davon gesprochen wird, gegen Caracas vorzurücken."

Falcon lachte. — „A propos, Montes, was haben Sie denn gestern mit Colina gehabt? Ich hörte davon."

Montes warf den Kopf ärgerlich zurück. „Ach eigentlich nichts, Execllenz; es handelt sich um einen Neger, den Sie auf Colina's Fürwort zum General gemacht haben, und der Bursche, ein wüst und roh aussehender Gesell aus der untersten Hefe des Volkes, kam während Colina's Abwesenheit zu mir; ich konnte mir nicht anders denken, als daß er das

allerdings ächte Patent gefunden oder gestohlen habe, und erkannte es deshalb nicht an. Später scheint sich nun der Bursche, der fortwährend halb trunken war, unnütz gemacht zu haben und wurde eine Nacht auf die Wache gesteckt, brach aber von dort aus und ist seit der Zeit verschwunden. — Colina wollte mich deshalb zur Rede zu stellen."

„Ich habe davon gehört," sagte Falcon. „Die Sache ist mir sehr fatal. Der Mann soll höchst unwürdig behandelt worden sein."

„Excellenz," fuhr Montes piquirt fort, „wenn nicht wirklich ein Irrthum in der Person vorliegt, was ich zu Colina's Ehre glauben will, so war der Mann auch ein sehr unwürdiges Subject für einen solchen Posten. Sogar die Soldaten haben sich über ihn lustig gemacht, und gleich die erste Nacht in Caracas hat er betrunken auf der Straße zugebracht. Ich muß bitten, mir künftig die Personen, die zu einem solchen militärischen Rang befördert werden sollen, auch selber erst persönlich vorzustellen, ich werde wenigstens nur unter dieser Bedingung meinen Namen wieder unter ein ähnliches Patent setzen. Wir haben überhaupt jetzt schon eine sehr wunderliche Mischung von Generalen in der Armee, und die Fremden fangen an sich darüber lustig zu machen."

„Und was sagten Sie von den Rebellen?" frug Falcon, dem dieses Thema nicht paßte.

„Daß wir ernste und entschiedene Maßregeln gegen sie in den allernächsten Tagen ergreifen müssen, oder sie statten uns hier selber einen Besuch ab."

„Aber, bester Montes, sie haben nicht einmal gewagt Colina mit seinem kleinen Corps anzugreifen."

„Weil er ihnen wahrscheinlich zu rasch durchmarschirt ist. Er selber hat aber eben so wenig wagen dürfen, auch nur in der Nachbarschaft zu recognosciren, und ist wie auf einer halben Flucht hindurchgezogen. Wir hätten die Truppen nie nach Calabozo schicken sollen, und ich war von Anfang an dagegen. Was nützen sie uns jetzt dort? — Gar nichts. Sie fehlen uns nur hier, wo wir sie nächstens einmal nothwendig brauchen werden."

„Sie sehen immer Gespenster. Das rebellische Nest mußte

gezüchtigt werden, und die anderen Städte mögen sich ein Beispiel daran nehmen."

„In Kagua sollen über tausend Mann Blaue liegen."

„Unsinn — wenn die Leute zwanzig Mann bei einander stehen sehen, so macht ihre eigene Furcht in der nächsten Minute zweihundert daraus. Lehren Sie mich meine Venezuelaner kennen! Glauben Sie, daß jenes Gesindel je wagen würde, selbst Victoria anzugreifen? — nie, und mit der Garnison dort im Rücken dürfen sie sich nicht einmal auf die Straße von Caracas wagen."

„Excellenz haben eine sehr feste Zuversicht."

„Die habe ich allerdings, lieber Montes — und nun, wie ist es, Oleaga — haben Sie etwas herausbekommen in der Sache?"

„Von der Verschwörung? nein, Excellenz — den Mann, den Sie mir bezeichneten, habe ich auf das Schärfste beobachten lassen, aber es ist mit dem besten Willen nichts Verdächtiges an ihm zu entdecken. Er scheint vollkommen harmlos — und eher ein bischen schwach an Verstand."

„Er scheint so — ja, das weiß ich," rief Falcon rasch, „und gerade mit dem Schein hat er Sie ruhig bei der Nase herumgeführt. Wenn Sie bei ihm eine Haussuchung vornähmen, würden Sie die überraschendsten Dinge finden."

„Aber Excellenz," rief Oleaga erschreckt — „bei Enano eine Haussuchung! Die ganze Stadt würde darüber ihre Witze machen."

„Und ich ersuche Sie trotzdem darum," entgegnete Falcon scharf — „glauben Sie mir, daß ich nicht auf das Gerathewohl einen Verdacht ausspreche — ich habe meine gewichtigen Gründe dafür."

„Wir haben schon einmal auf solche Gründe hin Mißgriffe gemacht," erwiderte der Justizminister, der sich gegen diese Zumuthung auf das Entschiedenste sträubte. — „Wir mußten den Koch wieder frei lassen und den jungen Gonzales ebenfalls."

„Weil die Untersuchung nicht geschickt genug geführt wurde," bemerkte der Präsident gereizt. — „Sie haben Alles nur halb gethan, Oleaga, und zwar aus reiner Gutmüthig-

keit. Damit kommen wir nicht zum Ziel, und ich bin deshalb fest entschlossen, das Uebel diesmal gleich an der Wurzel zu fassen. Jener Herr, der sich in höchst auffallender Weise für meinen treuesten Verehrer ausgiebt, ist mir wegen seiner übertriebenen Lobeserhebungen schon immer verdächtig gewesen. Er kann das nicht so meinen, wie er es fortwährend öffentlich ausspricht, und ich wünsche deshalb einmal genau zu wissen, wie ich mit ihm stehe."

„Und was vermuthen Excellenz bei ihm zu finden?"

„Lassen Sie vorzüglich nach Schriften suchen und verwenden Sie einen geschickten Mann dazu. Ich vermuthe bei ihm versteckte Schriftstücke."

„Excellenz befehlen also die Maßregel?"

— — „Ja," sagte Falcon nach einigem Zögern — „wenn Sie mich dazu treiben — aber weshalb wünschten Sie mich eigentlich heute zu sprechen? Ich möchte gern Alles erledigen, da ich in nächster Zeit zu verreisen gedenke."

„Ich muß Excellenz dringend bitten," erwiderte Montes, „den Reiseplan wenigstens auf so lange hinaus zu schieben, bis wir Gewißheit über die Zustände im Innern haben. — Ich möchte wenigstens die Verantwortung jetzt nicht übernehmen und Sie sonst lieber ersuchen — einen Andern in meine Stelle zu erwählen."

„Caramba, Montes — Sie setzen mir das Messer auf die Brust," rief Falcon; „ich bin fest überzeugt, daß Sie am hellen Tag Gespenster sehen."

„Ich kann mich irren, aber ich handle nur nach meiner Ueberzeugung."

„Dann beruhigen Sie sich vor der Hand noch — der Tag ist noch nicht bestimmt und — ich kann Sie auch jetzt nicht entbehren."

„Ich selber würde mich schon leicht beruhigen, Excellenz, wenn ich dasselbe nur von der Armee sagen könnte — die Soldaten haben aber in den letzten Tagen nur dreimal jeder einen Real Löhnung bekommen und desertiren, wo sie die Gelegenheit günstig finden."

„Es ist ein Lumpenvolk," rief Falcon — „Republikaner wollen sie sein, und haben nur immer ihr eigenes Interesse

im Auge. Woher soll ich das Geld nehmen? Silva liegt mir so schon den ganzen Tag in den Ohren."

„Dann thut es mir doppelt leid," sagte Oleaga, „daß ich selber eigentlich in einem ähnlichen Anliegen Excellenz zu sprechen suchte."

„Den Teufel auch, Sie kennen doch unsere Finanzverhältnisse!"

„Leider, aber ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Die Gefängnisse sind mit politisch Verdächtigen überfüllt, und ich kann Niemanden mehr unterbringen, ich müßte ihn denn in meine eigene Wohnung nehmen. Mit etwa dreitausend Pesos aber ich wäre im Stande, das neben der Kaserne liegende Gebäude —"

„Und ich kann Ihnen in dem Augenblick nicht dreitausend Centavos zur Verfügung stellen," unterbrach ihn Falcon; „sehen Sie zu, wie Sie sich einrichten, und lassen Sie lieber die Trunkenbolde und sonstiges Gesindel, das Sie auf wenige Tage eingesperrt halten, frei. In der Kaserne selber sind auch noch einige Kasematten, die benutzt werden können. Sie müssen sich zu helfen suchen, Amigo; bedenken Sie, daß wir jetzt jeden Peso brauchen, um nur die nöthigen Waffen herbei zu schaffen, und die Douanen liefern fast kein Geld mehr."

„Dann, Excellenz," entgegnete Oleaga ruhig, „möchte auch ich um Enthebung von meinem Dienst bitten. Sie finden vielleicht einen Ersatz für mich, der besser mit dem „Wenigen" zu wirthschaften versteht, als ich."

„Aber ich kann Sie eben so wenig entbehren, Amigo, wie Freund Montes. Sie müssen noch bei mir aushalten. Wie wäre es denn, wenn wir, wie es in früheren Revolutionen ebenfalls geschah, die Güter der Rebellen confiscirten? Sie sind bis jetzt in unverantwortlicher Gutmüthigkeit geschont worden und konnten dadurch in der nämlichen Zeit Schätze sammeln, in der unser Staat langsam zu Grunde ging, oder doch wenigstens verarmte. Weshalb haben Sie mir dazu noch keinen Vorschlag gemacht?"

„Excellenz," sagte Oleaga achselzuckend, „das wäre ein Gewehr, das nach hinten und vorn zugleich schießt, und ich

möchte nicht der sein, der es abfeuert. Meiner individuellen Meinung nach hat die Revolution viel größere Dimensionen angenommen, als Sie zu glauben scheinen, und wenn wir heute zu einer so verzweifelten Maßregel griffen, so sind wir nicht sicher, ob uns die Herren von der andern Partei nicht einmal bei der nächsten Gelegenheit Alles heimzahlen. Ich habe zum Beispiel selber eine Hacienda an der Lagune, die bis jetzt nicht mehr besteuert ist, als alle die übrigen, ohne Unterschied der Partei. Würde ich aber heute einen solchen Gewaltact befürworten, so könnte ich mich darauf verlassen, daß sie mir dort draußen keinen Stein auf dem andern ließen. So lange ich Minister bin, werde ich zu solchen Maßregeln nie meine Zustimmung geben."

Falcon lächelte. „Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie vollkommen Recht, Oleaga. Wir sind uns selbst die Nächsten — aber Sie reden ja, als ob die Revolution überhaupt siegen könnte?"

„Excellenz," fuhr Oleaga fort, „sie hat schon gesiegt, wenn sie sich in diesem Umfang nur halten kann, denn sie untergräbt unsere Regierung dadurch, daß sie uns alle Einkünfte abschneidet. Wir befinden uns hier wie in einer belagerten Stadt, und Montes hat ganz Recht — wenn wir diesem Zustand nicht mit bewaffneter Hand ein Ende machen können und zur Offensive übergehen, müssen wir unsere Sache als eine verlorne aufgeben."

„Ich will es mir überlegen, drängen Sie mich nur nicht."

„Außerdem scheint es, als ob die Revolution nun doch wirklich einen Kopf bekäme. Bis jetzt stritten sich Miguel Antonio Rojas und einige andere Generale darum, und wir hatten dabei nicht so viel zu befürchten. Dalla Costa hat ebenfalls eine Führerschaft entschieden abgelehnt, und es gab keinen Mann, der die Zügel in die Hand nehmen konnte. Jetzt hat sich einer gefunden."

„Wer?" frug der Präsident gespannt.

„Monagas."

Falcon lachte laut auf. „Und ist das Ihr Ernst, Oleaga? Glauben Sie in der That, daß die Venezuelaner dem „Tiger des Ostens", wie er mit Recht genannt wurde, die Köpfe noch

einmal in den Rachen stecken werden, nachdem er schon verschiedene Male zugeschnappt hat? Glauben Sie, daß sie ihm das Blutbad im Franciskanerkloster vergessen haben, wo er die Deputirten wie wilde Thiere niederschießen ließ, oder seine früheren Metzeleien der Indianer? Wenn wir Niemanden weiter zu fürchten haben, Amigo, vor Monagas sind wir sicher genug."

„Quien sabe," meinte achselzuckend der Minister; „es sind schon wunderlichere Dinge in Venezuela vorgekommen. Monagas arbeitet jedenfalls in diesem Augenblick an einem Aufruf an das Volk, und — Excellenz kennen gewiß das Sprüchwort: „Unter den Blinden ist der Einäugige König".

„Was Sie mir da sagen, Oleaga," erwiderte Falcon, „beruhigt mich sehr. Wenn wirklich etwas Derartiges im Werke ist — was recht gut möglich sein kann — und das Volk wartet darauf, so haben wir überflüssig Zeit, unsere Maßregeln zu treffen, denn Monagas, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, ist uns nicht gefährlich. Mit Ihnen, Montes, werde ich später — morgen oder übermorgen, sprechen, was wir am besten thun können, um die Rebellen an der Lagune auseinander zu jagen. Vielleicht schicken wir ihnen Colina auf den Hals, und Sie, Oleaga, bitte ich dringend, den besagten Herrn heimzusuchen — aber ohne Zögern. Je rascher Sie es thun, desto besser, damit er nicht gewarnt wird. Von dem entflohenen Castilia hat man nichts wieder gehört?"

„Nein, Excellenz."

Der Präsident zuckte mit den Achseln und zog sich mit einer leichten Verbeugung in ein anderes Zimmer zurück, es den beiden Herren überlassend, ihren Heimweg unverrichteter Sache anzutreten.

Oben in der Calle del Comercio bewohnte Señor Enano, oder Don Horacio, wie er nur in der ganzen Nachbarschaft genannt wurde, ein kleines allerliebstes Haus, das er sich auf's Beste hergerichtet.

Er hatte einen kleinen niedlichen Hof darin, kleine nied-



Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

50. u. 51. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



liche Stübchen mit eben solchen Möbeln, und ein kleines allerliebstes Mädchen, das die Küche besorgte und die gröberen Arbeiten verrichtete. Das Einzige nur, was nicht zu dem Allen stimmte, war seine Gattin, die man allerdings weder klein noch allerliebst nennen konnte. Sie war lang und hager — etwa fünf Jahre älter als Don Horacio, der im Anfang der Vierziger stand, und — man hätte fast sagen können, häßlich — wenigstens nahmen ihre scharfen Gesichtszüge und ihr fast zahnloser Mund nicht besonders für sie ein, während das Gerücht ging, daß ihre Zunge noch viel spitzer sei als ihre Nase.

Don Horacio war, wie wir schon gesehen haben, ganz das Gegentheil von ihr — d. h. klein, dick und gemüthlich, etwas schwärmerischer Natur. Seine Freunde hatten ihn sogar im Verdacht, daß einige Gedichte, die in der officiellen Zeitung gestanden (denn den „Federalista" verachtete er gründlich als oppositionelles Blatt), aus seiner Feder geflossen seien. Diese Gedichte besangen stets ein Ideal, das der Autor suchte, aber nicht finden konnte. Besonders schwärmte er für weibliche Ideale — der Autor nämlich — Enano verwahrte sich übrigens auf das Heftigste gegen diese Autorschaft, da seine Gattin ihm diese ewige Sehnsucht nach Idealen nie verziehen haben würde. Aber auch das Vaterland wurde zuweilen besungen, und einmal erschien eine Ode an Falcon selber, die das Ueberschwänglichste leistete, was man von einem wirklichen „Hofpoeten" hätte erwarten können.

Beide Gatten hingen übrigens dem jetzigen Regime mit voller Hingebung an — und weshalb? — Die böse Welt sagte, Falcon sei Doña Rosaura's erste Jugendliebe gewesen, und daß Don Horacio keine andere politische Meinung haben durfte, als die ihrige, verstand sich von selbst. Wie dem aber auch sei, sie waren Falcon persönlich zu Dank verpflichtet, der ihnen in früheren Zeiten das kleine Haus geschenkt haben sollte, und da Don Horacio selber etwas Vermögen besaß und eine wenn auch untergeordnete Stelle im Finanzministerium bekleidete, hatten sie genug, um sorgenfrei zu leben.

Don Horacio's größter Genuß aber war, Nachmittags um vier Uhr, nach dem Schluß seiner Bureaustunden, nach Haus

zu kommen, sich dann unter das Portal auf seinen Hof zu setzen, in welchem in der Mitte ein Granatbaum und rundherum einige Topfpflanzen standen, und hier, bei einer Creol-Chocolade, die officielle Zeitung bis zu der letzten Annonce hinab gewissenhaft durchzulesen. Er ärgerte sich wohl zuweilen über Helmbold's sich ewig wiederholende Anzeige seines De Buchu-Extracts, wie über Peyer y C., der eine Annonce unter der andern immer wieder mit demselben Namen brachte — aber das schadete nichts — es war das gerade seine „Erholung", und von der ließ er sich eben nichts kürzen — nicht einmal die Annoncen.

So saß er auch heute wieder, nachdem er sein frugales Mittagessen eingenommen, auf seinem bequemen Rohrstuhl in der balsamischen und kühlen Luft, und genoß noch mit vollen Zügen — weniger die Luft als den Leitartikel, der die „verzettelte" Rebellion verhöhnte und den „Blauen" einen baldigen und ruhmlosen Untergang prophezeite, als draußen sehr entschieden an die Thür gepocht wurde, so daß Don Horacio überrascht von seiner Zeitung aufsah. Es war etwas zu Außergewöhnliches und dabei Unangenehmes, daß er in seiner Lectüre gestört wurde.

„Der hat's sehr eilig," sagte Doña Rosaura, die sich, neben ihrem Gatten, ohne Lectüre, dem Genuß einer Tasse Kaffee hingab — „aber ich glaube, er wird wohl warten können" — und sie rührte sich nicht auf ihrem Stuhl. Wenn sie aber geglaubt haben mochte, den Klopfenden durch solche Mißachtung einzuschüchtern, so hatte sie sich sehr geirrt, denn die Worte waren kaum ihren Lippen entflohen, als das Getöse an der Thür, und zwar in so verschärftem Maße wiederholt wurde, daß das kleine Haus ordentlich zitterte.

„Eine solche Unverschämtheit ist mir aber in meinem Leben noch nicht vorgekommen," rief Dame Rosaura, von ihrem Stuhl emporfahrend, „ich hoffe nicht, daß das einer von Deinen Freunden ist, Horacio."

„Ich hoffe es auch nicht," murmelte Horacio leise vor sich hin, als seine Gattin mit raschen Schritten dem Thorweg zuging, denn er wußte, was ihn später in diesem Fall erwartet hätte. — Er horchte auch vorsichtig nach der Thür hinüber,

die er von seinem Sitz aus nicht sehen konnte, hörte aber merkwürdiger Weise gar nicht die Stimme seiner Gattin, sondern nur einen tiefen Baß, der nach Don Horacio fragte und ob er zu Hause wäre.

Doña Rosaura mußte, natürlich bejahend, geantwortet haben, denn Schritte wurden auf dem mit Fliesen belegten Gang hörbar, und Enano seufzte tief auf. Ein Besuch, und gerade in dieser Stunde — es war so unangenehm als möglich, ließ sich aber auch nicht mehr ändern, und seine angeborene Gefälligkeit verhinderte ihn, selbst nur ein mißvergnügtes Gesicht zu zeigen. Er lächelte.

Die Schritte kamen näher — es konnte möglicher Weise ein Vorgesetzter sein, und Don Horacio, die Zeitung mit einem Seufzer auf einen kleinen runden Tisch legend, stand von seinem Stuhl auf und sah sich, einige Secunden später, zu seinem unbegrenzten Erstaunen einem ihm sehr gut bekannten Polizeiofficianten gegenüber, der noch, um seinen amtlichen Besuch außer Zweifel zu stellen, zwei gewöhnliche Polizeidiener bei sich hatte.

„Don Pablo,“ rief Horacio mit dem erstauntesten Gesicht von der Welt, indem er ihm verlegen die Hand entgegenstreckte, „was verschafft mir diese Ehre?“

„Don Horacio,“ erwiderte der Mann des Gerichts, indem er die dargebotene Hand kräftig schüttelte, „es thut mir in der That leid, Sie zu belästigen, aber Sie wissen, der Pflicht steht alles Andere nach; dürfte ich Sie vielleicht um eine Cigarre bitten, ich habe meine zu Hause vergessen.“

Horacio sah ihn verblüfft an. — „Ja wohl, mit dem größten Vergnügen,“ griff dabei in die Tasche und holte ein Paket Papiercigarren heraus, wie sie in Venezuela gewöhnlich geraucht werden — „hier, mein bester Don Pablo; aber ich kann mir doch nicht denken, daß Sie deshalb allein und in dieser Begleitung hierher gekommen wären.“

„Nein,“ antwortete Don Pablo, indem er die Cigarre nahm, sie auf- und dann wieder fest zusammendrehte und zuletzt mit einem auf dem Tisch stehenden Feuerzeug anzündete — „deshalb nicht, Don Horacio — das ist eine famose Havanna — aber ich habe den Auftrag, bei Ihnen Haussuchung zu halten,

und ich möchte Sie deshalb freundlich bitten, mir Ihr Arbeitszimmer aufzuschließen. Bitte, beunruhigen Sie sich nicht, Señora — weiter nichts, nur das Zimmer, wo der Schreibtisch steht — die ganze Sache hat sonst keinen Zweck."

Horacio stand da wie aus Stein gehauen. Bei ihm Haussuchung und von Seiten der Regierung? — es war gar nicht denkbar und mußte auf einem Irrthum beruhen.

„Don Pablo," bemerkte er endlich mit seiner gewinnendsten Höflichkeit, „Sie haben sich doch nicht in der Hausnummer geirrt? Ich habe Nummer 45. Neben mir wohnt ein Schneider, ein sehr zweifelhafter Charakter, den ich schon mehrmals habe revolutionäre Lieder singen hören. Lautet der Befehl wirklich bei Horacio Enano?"

„Das sind die Worte," sagte der Polizeibeamte, „Hausnummer kommt gar nicht in Betracht. Dürfte ich Sie bitten, mir das Zimmer zu öffnen?"

War Horacio erstaunt gewesen, so war es seine Frau noch mehr, denn ohne eine wirkliche Veranlassung konnte doch die Polizei nicht eine solche Maßregel ergreifen, und was hatte ihr unglücklicher Mann wieder gethan? Konnte man ihn überhaupt auch nur eine Stunde sich selber überlassen, ohne daß er Dummheiten machte? Und nun kamen sogar die Gerichte, Falcon's Polizei, und hielten ihn für einen verdächtigen und gefährlichen Menschen!

Horacio war ganz blaß geworden, denn überhaupt ängstlicher Natur, hatte er, obgleich selber bei der Regierung angestellt, von Jugend auf eine gewisse Scheu vor der Polizei gehabt, die er sich immer nur — wie die Engel mit dem Schwert — als wachsame und strenge Richter vorstellte. Aber war er sich irgend eines Vergehens bewußt? — So sehr er sich abmühte, es fiel ihm nicht ein einziges ein, was auch nur im Entferntesten eine solche Heimsuchung verdient hätte. Wenn es einen Menschen in Venezuela gab, der mit der Regierung vertrauensvoll durch Dick und Dünn ging, so hieß der Horacio Enano — und jetzt wollte man bei ihm haussuchen? — Er war mild und sanft von Charakter, aber dagegen empörte sich doch sein Selbstgefühl, und mit einer besondern Würde, die er sonst nicht zum Vorschein brachte, sagte er:

„Don Pablo, wenn Sie einen solchen Auftrag von unserer Regierung, die Gott erhalten möge, haben, so steht Ihnen bereitwillig das ganze Haus zur Disposition. Bitte, beginnen Sie; ich werde Ihnen nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen.“

„Ich habe es nicht anders von Ihnen erwartet, Don Horacio,“ erwiderte der Polizeibeamte, „und nun seien Sie so gut und lassen Sie uns so rasch als möglich an's Geschäft, denn die Sonne geht bald unter, und ich möchte doch noch gern vor Dunkelwerden fertig sein.“

Horacio erwiderte kein Wort weiter. Er warf nur noch einen wehmüthigen Blick zurück auf die Zeitung, der ganze Nachmittag war ihm verdorben, und ging dann festen Schrittes dem Beamten voran in sein Arbeitszimmer hinein, wo er nur mit einer einladenden Bewegung seines rechten Armes seinem Begleiter die Erlaubniß ertheilte, darin umher zu stöbern, wie es ihm beliebte.

Der Mann ließ sich auch nicht lange nöthigen. Er besaß, nach den vielen ähnlichen Aufträgen der letzteren Zeit, schon eine ziemliche Erfahrung in derlei Dingen, und seinen Hut ablegend, winkte er nur seine beiden Leute herbei, um vor Allem die Untersuchung des Schreibtisches zu beginnen.

Der Schreibtisch war ein altspanisches oder vielleicht sogar ein französisches oder deutsches Möbel, das Horacio einmal auf einer Auction erstanden, mit einer Masse Schiebladen und Fächer und verschließbarer Klappen, in denen sich ein gelernter Tischler kaum zurechtgefunden haben würde. Der Beamte schien aber gerade der Mann dazu, sich auch dadurch nicht irre machen zu lassen, und visitirte mit einer Kaltblütigkeit die verschiedenen Gefache, daß es selbst Doña Rosaura in Erstaunen setzte. Aber er fand nichts, was selbst in den Augen eines Polizeibeamten staatsgefährlich gewesen wäre.

Don Horacio hatte nämlich so wenig Correspondenz oder andere Schriftstücke, daß er die Fächer weit mehr zu häuslichen Zwecken, als dazu gebrauchte, wozu sie doch jedenfalls ursprünglich bestimmt gewesen. In dem einen lagen seine Socken, ein Paar weniger als ein halbes Dutzend, in dem andern frischgewaschene Hemden, darunter Vorhemdchen und Kragen,

links verschiedene Unterkleider. Eine Schieblade enthielt nichts weiter als ein Paar weiße, aber schon getragene Glacéhandschuhe, und dann kam eine andere, in der Papiercigarren ihren Aufenthalt hatten. Don Pablo nahm sich eine davon, denn die seinige war aufgeraucht.

Papiere fanden sich allerdings auch noch vor, aber vollkommen harmloser Natur: quittirte Rechnungen, Notizen über Einnahme und Ausgabe mit einem sehr kleinen Vorrath von noch weißem Papier und einigen Couverten, und Enano's Frau stand daneben, wie der Beamte die verschiedenen Stücke kopfschüttelnd in der Hand herumdrehte und dann eins nach dem andern wieder auf seinen Platz legte. Don Pablo war aber kein Mann, der die Sache oberflächlich abmachte, und als er alle ihm zugänglichen Fächer genau durchgemustert, fing er an, sich den Schreibtisch im Allgemeinen zu betrachten, um zu sehen, wie die Schiebladen mit dem Umfang des Möbles übereinstimmten.

Da stellte sich denn bald heraus, daß das in der That nicht überall der Fall war. Links und rechts befanden sich zwei Schiebladen, die nicht die ganze Länge des Schreibtisches ausfüllten, sondern noch einen dahinter befindlichen leeren Raum vermuthen ließen, und der Beamte sagte deshalb mit der größten Ruhe und Artigkeit:

„Sie haben hier auch geheime Fächer, Don Horacio; dürfte ich Sie bitten, mir dieselben zu öffnen?"

Geheime Fächer?! — Davon hatte selbst Doña Rosaura nichts geahnt, und sah deshalb ihren Mann mit der größten Spannung an; Horacio dagegen, der wohl wußte, daß jetzt kein Sträuben half, warf einen unruhigen Blick auf seine Gattin, konnte sich aber nicht in den Augen des Beamten auch nur insoweit bloßstellen, diese Aufforderung selbst für einen Moment zu mißachten, und drückte deshalb ohne Weiteres an einer kleinen Feder, die im Nu einen rechts befindlichen Schieber aufspringen machte.

Das Fach war allerdings nicht leer, aber nach dem, was sich darin befand, hatte der Beamte nicht gesucht. Es enthielt eine weiße, etwas schmutzige seidene Schleife, eine in Papier gewickelte rabenschwarze Locke, eine Anzahl getrockneter Blumen,

einen linken Frauenhandschuh und einen in Papier gewickelten, sehr einfachen und werthlosen goldenen Ring.

„Aber, Horacio!“ rief seine Frau, die sich, unähnlich dem Beamten, mit voller Neugierde über diese Schätze einer vergangenen Zeit herwarf. „Was ist denn das? — was soll das bedeuten? Davon habe ich noch kein einziges Stück gesehen.“

Horacio faßte sich, ein glücklicher Einfall rettete ihn. „Theure Andenken an meine selige Mutter,“ sagte er mit einem wehmüthigen Blick auf die Gattin. „Ich wollte Dir das Herz nicht schwer machen, Rosaura, und habe sie hier, der Welt verborgen, aufbewahrt.“

„Von Deiner Mutter, Horacio?“ rief die Frau, noch immer etwas ungläubig.

„Bitte, nun das andere Fach,“ bemerkte aber der Beamte, der sich für solche Andenken nicht im Geringsten interessirte.

„Und glauben Sie mir nicht auf mein Wort,“ entgegnete Horacio, „wenn ich Sie versichere, daß jenes letzte Fach nichts enthält, was für den Staat von der geringsten Bedeutung sein könnte?“

„Thut mir leid, Don Horacio,“ erwiderte der Polizeicommissär, „ich bin hierher geschickt, um gar nichts zu glauben, sondern um Alles zu sehen. Bitte, drücken Sie einmal auf die andere Feder, ich kann nicht herausbekommen, wo sie steckt.“

Horacio seufzte tief auf, aber er wußte recht gut, daß ihm jetzt eine Weigerung nichts mehr geholfen hätte. Er drückte, und als auch diese Schieblade aufflog, sah der Beamte plötzlich einen Haufen von Manuscripten vor sich, der ihm allerdings Hoffnung gab, daß seine Untersuchung nicht ganz nutz- und erfolglos gewesen. Er kannte den kleinen Horacio schon seit langen Jahren und hatte ihn immer gern gehabt, aber ein Polizeibeamter besitzt auch sein Ehrgefühl: den Wunsch eines Erfolges, ähnlich dem, wie ein Jäger, der nach Wild jagt. An dem Wild selber liegt ihm vielleicht gar nichts, aber er mag doch nicht leer nach Hause kommen.

Der Polizeibeamte zog den Kasten auch — trotz seiner Freundschaft für Don Horacio — ziemlich gierig heraus, stellte

ihn auf den Tisch und fing an, die verschiedenen Papiere, die fast nur aus einzelnen Blättern bestanden, erst durchzuwühlen und dann nacheinander heraus zu nehmen und zu betrachten, aber der Erfolg war wiederum kein befriedigender.

„Caramba, Don Horacio,“ rief der Beamte, indem er die Papiere durchblätterte und Einiges flüchtig las, „das sind ja lauter Verse; ich habe gar nicht gewußt, daß Sie auch dichten könnten.“

„Dichten?“ wiederholte Doña Rosaura, indem sie herbeikam und die Hand nach den Papieren ausstreckte.

„Bitte,“ wehrte sie aber der gewissenhafte Beamte ab, „zuerst muß ich Sie ersuchen, mir die Durchsicht der Papiere zu überlassen. Wenn ich damit fertig bin, stehen sie Ihnen zu Diensten. — An sie — An die Entflohene — die Entflohene?“ Er wurde aufmerksam und las das Gedicht zur Hälfte etwa durch — aber er fand es vollkommen harmlos, denn es war reiner Unsinn, mit überschwänglichen Worten in Reime gebracht. Er suchte weiter — ha! da war des Präsidenten Name, groß geschrieben — aber die Ueberschrift hieß: „An Falcon den Großmüthigen“, und wie er nur ein paar Zeilen davon gelesen, rief er erstaunt aus: „Purisima! das ist ja das nämliche Gedicht, was neulich in der Zeitung gestanden hat. Sind Sie der Verfasser, Don Horacio?“

Don Horacio wurde bis hinter die Ohren roth und stammelte verlegen etwas von einfachen Versuchen, großer Verehrung ꝛc. vor sich hin, das eben so wenig Sinn hatte, als das Gedicht selber. Doña Rosaura aber schlug in Verwunderung die Hände zusammen und lauerte nur auf den Augenblick, wo sie die übrigen Blätter „An sie,“ „An die Entflohene“ ꝛc. in die Hände bekommen würde. Der Polizeibeamte stellte ihre Geduld auch nicht auf eine zu harte Probe. Nachdem er die poetischen Ergüsse flüchtig durchgesehen und gefunden hatte, daß dieselben nicht das geringste Staatsgefährliche oder gar Verrätherische enthielten, sondern daß sich in ihnen höchstens die „Milch frommer Denkungsart“ offenbarte, stopfte er die Blätter ziemlich rücksichtslos wieder in das Fach zurück und untersuchte nun vor allen Dingen noch einmal den Schreibtisch, ob er nicht weitere verborgene Stellen fände. Aber er

fand nichts mehr. Die Schiebladen stießen alle bis hinten an die Rückwand, und nachdem er sich dann noch einmal im Zimmer umgesehen, sagte er freundlich:

„Don Horacio, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich es mich macht, heute bei Ihnen Haussuchung gehalten zu haben."

„Bitte," erwiderte Horacio, „mir haben Sie den ganzen Abend verdorben."

„Lassen Sie sich das nicht gereuen," tröstete ihn aber der Mann des Gerichts. „Ihr Charakter steht jetzt rein da, und verleumderische Zungen müssen schweigen — ja, Falcon selber wird beschämt sein, wenn er erfährt, daß gerade der Mann, den er in falschem Verdacht gehalten, sein Dichter ist."

„Der Präsident!" rief Horacio fast entsetzt aus; „aber es ist doch nicht möglich, daß Seine Excellenz etwas Unrechtes von mir denken konnte, denn in meinem ganzen Leben habe ich nicht —"

„Denunciation," sagte Don Pablo mit einer wegwerfenden Handbewegung; „besorgen Sie deshalb nichts, kommt bei uns alle Tage vor, Don Horacio. Señorita, ich habe die Ehre, mich gehorsamst zu empfehlen," und seinen Leuten winkend, verließ er das Haus wieder, vor dem sich aber schon eine Menge Leute versammelt hatten, um Don Horacio Enano von der Polizei heimgesucht zu sehen.

Don Horacio, den sie immer scherzweise den „kleinen Falcon" nannten, das war etwas zu Außergewöhnliches und Absonderliches. Daß man bei ihm nichts Verdächtiges gefunden, verstand sich von selbst, wer aber, um Gottes willen, war nur auf den abenteuerlichen und absurden Gedanken gerathen? und es wurde am nächsten Tag von fast nichts weiter in der Stadt gesprochen. So viel glaubte man herauszusehen, daß, wenn Falcon selber einem Menschen nicht mehr traue, der ihn auf wirklich lächerliche Weise verehrte, er auch das Vertrauen auf seine ganze Regierung verloren haben müsse und, was man überall hoffte und jetzt erwartete, nächstens abdanken würde. Nur Falcon selber dachte nicht daran.

Die Scene, die sich indessen vor Horacio's Arbeitstisch abwickelte, als Doña Rosaura die Gedichte „An sie" — „An

die Entflohene" 2c. — noch viel genauer untersuchte, als vorher der Beamte, und das Manuscript sogar confiscirte, geht uns nichts an. Es sind das reine Familienangelegenheiten.

20.

Am Ostersonntag.

Wieder waren Wochen vergangen, und der Zustand in Caracas, ja im ganzen Land, fing an ein unheimlicher zu werden. Es fiel allerdings nichts Besonderes vor und nirgends noch hatte zwischen den feindlichen Parteien ein ernstlicher Zusammenstoß stattgefunden — aber die Gewitterschwüle vor einem Sturm lag über der ganzen Bevölkerung Venezuelas, und Jeder — nur, wie es schien, Falcon's Regierung nicht — wußte, daß dieser Zustand unmöglich lange dauern konnte.

Im Innern hielten die gelben Truppen zwar noch immer die größeren Plätze besetzt, und die Reconquistadoren ließen sie auch bis jetzt in ungestörtem Besitz, aber dazwischen hinein schoben sie entweder schon ihre Posten, oder fingen an, besonders von Süden und Westen her, mehr und mehr gegen die Hauptstadt vorzurücken, ohne daß Falcon's Generale im Stande gewesen wären, sie daran zu hindern, ja selbst ohne daß sie den Versuch dazu machten.

Falcon verfolgte indessen unverdrossen und unbeirrt seine kleinliche Politik. Die Deputirten der verschiedenen Landestheile traten wieder in der Kammer zusammen, und es war auch kein Geheimniß geblieben, daß sie einen energischen Protest gegen den, man konnte fast sagen, passiven Widerstand der Regierung beschließen wollten, mit welchem allen Wünschen des Volkes begegnet wurde.

Ob es auf Falcon's Befehl geschah, wußte man nicht, aber

es war jedenfalls nach seinem Wunsch, daß sich die zu ihm stehende Minorität der Kammer von den Sitzungen fern hielt und diese dadurch beschlußunfähig machte. Auf die Tribüne geschicktes Gesindel, fast nur Soldaten, die indessen ihre militärischen Abzeichen nicht trugen, verhöhnten die Abgeordneten, und als sich ein General in den Sitzungssaal drängte und der Präsident der Kammer dagegen protestirte, erhob sich draußen, in dem nur durch ein weites Gitter abgetrennten Raum, der als Tribüne diente, ein solcher Tumult unter der Bande und solche Drohungen wurden gegen die Abgeordneten ausgestoßen, daß diese schon eine Wiederholung der unter Monagas früher aufgeführten Scene fürchteten und der Präsident, anstatt erst den Versuch zu machen, die Tribünen zu räumen, augenblicklich die Sitzung aufhob und die Deputirten auseinander stoben.

Die Empörung in Caracas war allgemein. Oleaga selber ging zu Falcon, um ihm Vorstellungen darüber zu machen, aber dieser zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie?“ sagte er, „Sie sehen, daß selbst das Volk auf meiner Seite ist und eine Opposition gegen meine Regierung nicht dulden will. Soll ich mich selber in's Gesicht schlagen?

An dem nämlichen Abend entstanden neue Unruhen. Im Hause des Präsidenten der Kammer hatten sich verschiedene Mitglieder versammelt, um die Tagesereignisse und besonders die Störung der Sitzung zu besprechen. Wieder sammelte sich ein Menschenhaufen, der hauptsächlich aus Soldaten in Civil — d. h. mit Hemd und Hose bekleidet — bestand. Man klopfte an die Fensterläden, man schrie Drohungen hinein. Drei Revolverschüsse wurden sogar abgefeuert und eine Kugel schlug in das Zimmer, in dem sich die Abgeordneten befanden, glücklicher Weise nur harmlos in die Wand.

Die Stimmung in der Stadt wurde dadurch am nächsten Tag eine so drohende, daß sich der Senat veranlaßt sah, der Kammer über das Vorgefallene sein Bedauern auszusprechen. Die Regierung that indessen gar nichts. Nachdem an dem Abend geschossen worden, marschirte allerdings etwas Militär auf und besetzte die Straßenecken, belästigte aber die Unruhe-

stifter nicht im Mindesten, ja einer der Deputirten wurde sogar, als er nach Hause gehen wollte, von ihnen verhaftet, mußte aber freilich bald nachher wieder freigelassen werden.

Die eintretende Semana santa oder Osterwoche, die in Caracas mit großer Feierlichkeit begangen wird, beruhigte wenigstens auf kurze Zeit die Gemüther, und es schien, als ob die Regierung etwas Luft bekommen sollte.

Die üblichen großartigen Processionen zogen durch die Straßen, in denen die schöne Welt im höchsten Staat lustwandelte oder hinter den Gittern ihrer Fenster dem „Schauspiel" zusah. Die Kirchen waren wie gewöhnlich mit Damen angefüllt, die vor dem Bilde des Gekreuzigten und der mit Schwertern durchbohrten Brust der Jungfrau ihren glänzendsten Putz entfalteten. Es sollte ja auch ein Fest des Friedens und der Versöhnung sein; aber wer von all' den Tausenden, die heute ihr Gebet zum Himmel schickten, dachte an Frieden und Versöhnung! Ueberall in den Straßen standen die Männer in Gruppen zusammen, und selbst das auf der Plaza zusammengezogene Militär schien in Unruhe, denn dumpfe Gerüchte über den Abfall von Regierungstruppen in der Nähe von Caracas gingen von Mund zu Mund, ohne daß man ihren Ursprung hätte auffinden können. — Es war wie eine Vorahnung dessen, was nothwendig geschehen mußte, sobald einmal der jetzt nur noch unter der Asche glimmende Funken in helle Flammen ausbrach.

Wie es hieß, drängte Falcon fortwährend seine Minister, ihn reisen zu lassen; er hatte Besitzungen, die er besichtigen mußte, und brauchte auch eine Luftveränderung, seiner Gesundheit wegen. Die Minister weigerten sich aber, ihre Zustimmung dazu zu geben, denn sie wußten nicht genau, ob er zurückkehren würde, und hätten sich dann natürlich in einer höchst peinlichen Lage befunden.

Merkwürdiger Weise erhielt die Regierung gar keine Depeschen von außen. Ob sie aufgefangen wurden, oder ob die Generale nicht schrieben, genug, man wußte fast gar nichts vom Innern des Landes, während die paar Reisenden, die von dort herkamen, wohl genauen Bericht über die Stellung der Regierungstruppen abstatteten, die sie unterwegs getroffen

hatten, von Banden der Blauen aber nie etwas wissen wollten, und doch mußten diese überall zerstreut liegen.

In diesen ersten Tagen der Woche traf das sich bald bestätigende Gerücht ein, daß der frühere Präsident der Republik, José Tadeo Monagas, ein Manifest erlassen habe, worin er der Nation zum Frieden und zu einer gütlichen Beilegung des Streites rieth, dabei aber in kernigen, wenn auch etwas phrasenreichen Worten strenge Erfüllung der Volkswünsche verlangte. Das Manifest war allerdings nur an „seine persönlichen und politischen Freunde" gerichtet, aber selbstverständlich für die ganze Nation bestimmt, und die Ueberzeugung sprach sich schon überall aus, daß man, was auch immer auf Monagas' Vergangenheit lastete, doch vor der Hand keinen Besseren als ihn finden würde, um an die Spitze der Revolution zu treten.

Monagas, der sich mit sieben oder acht Millionen, die er dem Staat gestohlen, in die Stille des Privatlebens zurückgezogen hatte, trat auf's Neue an die Oeffentlichkeit. War das Geld schon verthan und brauchte er neue Hülfsquellen? Nein, er war einer der reichsten, wenn nicht der reichste Privatmann in Venezuela, und seine Freunde in der Stadt, deren er noch immer hatte, erzählten jetzt von seiner Aeußerung: er habe einen bösen Ruf in Venezuela hinterlassen, der ihn drücke und quäle. Er wolle das wieder gut machen und seinem Vaterland mit dem letzten Blutstropfen dienen, ohne auch nur das Geringste, weder Geld, noch Ehrenstellen, zu beanspruchen. Wenn er das erreicht habe, trete er wieder in sein stilles Familienleben zurück, und er hoffe, die Nation werde, wenn er einmal sterbe, das Brandmal von seinem Namen nehmen und ihm ein freundliches Andenken bewahren.

Am Mittwoch, den 8. April, mitten in der Semana santa, stand jenes Manifest abgedruckt in der oppositionellen Zeitung, im „Federalista," und die Stimmung für Monagas war eine entschieden günstige in der Stadt. — Zugleich aber lief auch ein heftiger Schreck durch die Reihen der Regierungspartei, denn plötzlich verbreitete sich das ganz bestimmte Gerücht, Victoria, die zweite Stadt im Innern, habe sich fest und entschieden für die Revolution erklärt, ja das dort stehende Militär sei mit Officieren und Allem zu den Blauen übergegangen.

An dem Tag mag Falcon zum ersten Mal die Möglichkeit seines Sturzes vorausgesehen haben. Donnerstag wurden die Minister zu ihm bestellt und sollten Hülfe schaffen; sie vermochten es nicht und reichten ihre Entlassung ein. Dann ward Arvelo gerufen und ihm die Bildung eines Ministeriums anvertraut; Falcon hatte vollkommen den Kopf verloren.

Arvelo benutzte die günstige Gelegenheit; denn wenn ihn nur der Präsident ehrlich unterstützte, so war es noch möglich, einen offenen Krieg von dem Lande abzuwenden. Er sandte augenblicklich Couriere nach der Lagune und dem in Kagua stehenden General der Blauen, Alvarado, um einen vierzehntägigen Waffenstillstand abzuschließen, während sich das neue, liberale Ministerium constituirte.

Schon am Charfreitag war ein neues Ministerium ernannt, das der Stadt die größten Hoffnungen auf eine friedliche Beilegung des Streites gab. — Mejia, ein anerkannt tüchtiger Soldat und braver Mann, der sich der Falcon'schen Wirthschaft stets fern gehalten hatte, war Kriegsminister geworden, Arvelo hatte das Innere und die Justiz, das Aeußere Villafañe, Antonio Parejo aber den nicht beneidenswerthen Posten des Finanzministers, und ein Jubelruf ging durch Caracas, als schon am nächsten Morgen, am Sonnabend, ein Decret des Justizministers verkündete, daß die Regierung beschlossen habe, alle politischen Gefangenen in Freiheit zu setzen, während der Kriegsminister zu gleicher Zeit einen Armeebefehl erließ, nach welchem die sämmtlichen Soldaten von elf Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, also während der Dauer der Session der Abgeordneten, in ihren Kasernen sollten gehalten werden und die Officiere davon keine Ausnahme machen dürften.

Beide Erlasse erschienen am 11. April im „Federalista" — das officielle Blatt war wenige Tage vorher sanft entschlummert — und der Jubel in Caracas läßt sich denken. Die einzige Befürchtung nur blieb, daß unter diesem Präsidenten und mit diesem Heer ein solches freisinniges Ministerium nicht lange würde bestehen können — und was dann?

José hatte sich die ganze Zeit in der Hauptstadt aufgehalten, und so besorgt sich auch seine Mutter zeigte, daß er

hier noch mit der Regierung, die ihn doch jedenfalls überwachte, in Conflict gerathen könne, so mochte er sich doch nicht entschließen, Caracas zu meiden. Was sollte er auch draußen im Innern thun? Müßig abwarten, was die noch immer unschlüssigen Reconquistadoren endlich einmal beschließen würden? Das konnte er hier eben so gut. Außerdem hieß es sogar, daß die hervorragendsten Führer beider Parteien, also Miguel Antonio Rojas mit einigen seiner ersten Officiere von den Blauen, Bruzual dagegen mit den Ministern des Kriegs und des Innern, in Victoria eine Zusammenkunft haben sollten, um die Grundlagen eines dauernden Friedens zu berathen — was natürlich nur dadurch geschehen konnte, daß die auch jetzt dazu völlig willige Regierung dem Volke die nöthigen Zugeständnisse machte.

Geschah das und fügte sich Falcon, so war die Revolution allerdings beendet und man hätte sich vielleicht sogar noch Falcon länger als Präsidenten gefallen lassen — war es doch immer besser, als ein so furchtbarer Bürgerkrieg, der — einmal entfesselt, viel edles Blut gekostet hätte.

Es war der Abend des Ostersonntags und die große Kathedrale von Caracas so angefüllt mit Menschen, daß „wirklich Andächtige" noch draußen vor den geöffneten Thüren auf den Knieen lagen und ihre Gebete zu dem Heiligthum hinein sandten. — Selber betreten oder wenigstens darin knieen konnten sie nicht mehr, denn die Damen der Hauptstadt hatten schon Besitz von der Kirche ergriffen und erfüllten den ganzen Raum. Aber nicht etwa, daß die schöne Welt nur zufällig etwas früher gekommen wäre als alle die Uebrigen, nein, seit drei, ja seit zwei Uhr Nachmittags — wie man sich wohl ausnahmsweise manchmal in einem Theater einen Sitz sichert, waren sie im höchsten Staat hineingeströmt und hatten dort ihre Plätze eingenommen, die sie oft bis um neun oder zehn Uhr Nachts behaupteten.

Sie lagen auch nicht etwa auf den Knieen, das würden sie nicht ausgehalten haben, sondern sie saßen, auf einem zu dem Zweck besonders mitgebrachten Teppich oder Kissen, mit untergeschlagenen Füßen, ihre weiten seidenen Faltenkleider um sich her gebreitet, in langen Reihen quer durch das Schiff

der Kirche und in den Gängen und in den entferntesten Ecken, wo die etwas später Gekommenen noch einen kleinen Raum gefunden hatten, und nur schmale Pfade waren an den Säulen hin frei gelassen — einzig und allein, damit die jungen Herren dazwischen herumgehen und sich das reizende Bild von allen Seiten betrachten konnten.

Vor dem Altar wurde das Hochamt abgehalten, und dann und wann, zwischen all' dem Flüstern und Kichern und Rauschen der Kleider, tönte die monotone Stimme des Priesters oder das Klingeln kleiner Glocken herüber; aber die jungen Damen schienen wenig darauf zu achten. Nur bei bestimmten Zeichen bekreuzten sie sich — oft ohne selbst ihr leise geführtes Gespräch dabei zu unterbrechen.

Und welche Mischung von Farben, nicht in den Kleidern allein, auf denen heute jede nur erdenkbare Kostbarkeit zur Schau getragen wurde, denn sie feierten ja die Auferstehung des Herrn, nein, auch in den Gesichtern des bunten Kreises! Hier saßen Creolinnen von blendender Weiße, den schneeigen Hals mit Perlen und Diamanten geschmückt, dicht dahinter aber vielleicht eine alte Negerin mit grauem wolligen Haar, großen breitgoldenen Ohrringen und eine grellrothe Mantille um die Schultern geschlagen. Rechts und links aber, wohin der Blick fiel, blitzten ihm die dunkeln Augen bronzefarbener junger Damen in jeder Schattirung, von der lichtesten, kaum merklichen Färbung der Quadron-Mestize bis zu dem dunkeln Braun der vollen Race entgegen, und Gesichtscontouren zeigten sich dabei, wie sie sich ein Bildhauer nicht herrlicher hätte zu einer Venus oder Psyche wünschen können.

Und wie diese glänzenden Augen herüber und hinüber flogen und die Gänge entlang, ob sie auf Bekannte oder auch vielleicht Erwartete trafen! — Andacht? Die paar alten Frauen, die da oder dort ihre Rosenkränze abbeteten, hatten sie möglicher Weise, aber wahrlich nicht an dem heutigen Abend das junge Volk, das sich hier mehr zu einem fröhlichen Fest, als zu irgend etwas Anderem versammelt zu haben schien.

Ebensolche Schattirungen wie die Damen zeigten übrigens auch die Herren, die sich in den freigelassenen, aber nur äußerst schmalen Gängen hinbewegten und einander vorbeizugehen such-

ten — kein leichtes Stück Arbeit, wenn sie dabei nicht Einer oder der Andern der Schönen auf das ausgebreitete Kleid treten wollten, was jedenfalls für eine Unart galt und doch in manchen Fällen gar nicht zu vermeiden war.

Sonderbarer Weise sah man aber viel mehr wirklich weiße Damen als Herren — die Mischlingsrace war jedenfalls am stärksten bei den letzteren vertreten, und licht bronzefarbene Gesichter zeigten sich überall, aber fast lauter schlanke, elastische und oft edle Gestalten, denen das rabenschwarze Haar und der kleine Schnurrbart gar nicht so übel standen.

Just hinter der Ecke des einen mächtigen Pfeilers, von denen zwei Reihen zu dem Hauptaltar führten, lehnte José — aber auch nicht in besonderer Andacht, denn er hatte sich bis jetzt hauptsächlich damit beschäftigt, das Innere der erst neu restaurirten Kathedrale zu betrachten, die wirklich schön in ihrer Einfachheit und würdig wie ein Gotteshaus ihn umgab. Die hohen, mächtigen Säulen hoben sich leicht und kühn empor, so daß sie das Gewölbe kaum zu tragen schienen. Nicht mit vielem Bilderzierrath war das Innere geschmückt — es hatte Alles beisteuern müssen, um nur das Nothwendigste zu schaffen, aber dadurch waren auch die Wände nirgends überladen und lenkten den Blick nicht auf zu buntes Bilderwerk und Schnörkelei. Die Kathedrale von Caracas konnte als ein Schmuck der Hauptstadt gelten — und galt dafür.

Wie aber der Blick des jungen Mannes eine Zeit lang in den hohen, luftigen Räumen umhergeschweift war, senkte er sich endlich seiner nächsten Umgebung zu. Dorthin war ihm freilich nur eine sehr unruhige Aussicht verstattet, denn der Zug der Spaziergänger in der Kirche bewegte sich fortwährend, bald vor-, bald rückwärts, zwischen ihm und den im Schiff sitzenden Damen vorüber. Deshalb aber wurde er dort, wo er stand, auch nicht gedrängt, denn wer heute in die Kirche kam, wollte sowohl sehen als gesehen werden, was in der Ecke da nicht möglich war.

Bald da-, bald dorthin — wie die langsam Vorüberziehenden wechselten, bekam José doch einmal eine Aussicht auf einzelne Gruppen, ohne daß man ihn hätte gut bemerken können. Er traf auch unter den Damen manches bekannte Ge-

sicht, wenn es auch nicht so leicht war, sie unter dem fremdartigen Putz und der Schminke, denn geschminkt hatten sich fast Alle und oft in auffallender Weise, rasch heraus zu finden.

Da plötzlich fühlte er, wie ihm das Herz stärker zu klopfen anfing, denn dort — allein und nicht mit ihrer Mutter — saß zwischen den Uebrigen Isabel, und oh wie schön, wie wunderbar schön sie gerade heut Abend aussah! Sie trug ein kostbares carmoisinrothes Seidenkleid und eine ebensolche einfache Rose im Haar, aber durch die vollen rabenschwarzen Locken, von denen die Mantille heruntergefallen war, wand sich eine einfache Schnur blitzender Diamanten, die aber keinen solchen Glanz ausströmten, als Isabel's Augen.

Doch wie verändert kam sie ihm heute vor. Als er sie zuletzt sah — es waren Wochen darüber hingegangen, denn er hatte seitdem der Señora Corona Haus nicht wieder betreten — erschien sie bleich und abgehärmt, als ob ein Schmerz auf ihrer Seele laste — und jetzt? Wie eine Königin saß sie zwischen ihren Nachbarinnen, das Haupt stolz, fast keck gehoben und mit den dunkeln Augen ruhig und siegesbewußt nach allen Seiten schweifend. Ihn konnte sie noch nicht bemerkt haben, denn auch über die Stelle, wo er sich befand, glitt ihr Blick, ohne auch nur für einen Moment darauf zu ruhen. Es war fast, als ob sie Jemanden suche oder erwarte.

Alles Andere war von dem Moment an für José verschwunden; er hatte nur Augen für die einst so heiß Geliebte — und doch wie anders ruhte jetzt sein Blick auf ihr. Schön war sie — schön wie der Sonnenstrahl, der sich durch Palmenwipfel seine Bahn zur Quelle bricht — schön wie die frisch erschlossene Rose, wie der perlende Thau, der auf der Granatblüthe schimmert — aber das Vertrauen zu ihr war aus José's Seele geschwunden. Sein Vater, der kalt berechnende und ruhig beobachtende Kaufmann hatte Recht gehabt — sie trug die prachtvoll schillernde Haut, aber auch das Herz einer Schlange, und wie er sie früher geliebt hatte, so fürchtete er sie jetzt.

Plötzlich flog ein lichtes Lächeln über ihre Züge — ihr Auge nahm einen noch höheren Glanz an, und leicht erröthend

erwiderte sie einen an sie gerichteten Gruß. Wem aber das Lächeln galt, konnte José von seinem Platz aus nicht erkennen, denn der Glückliche befand sich jedenfalls an der andern Seite der Säule, hinter der er selber lehnte; aber die Herren zogen an ihm vorüber, und wenn er Isabel's Augen beobachtete, gelang es ihm vielleicht, den Rechten auszufinden. Jetzt nahmen ihre Blicke die Richtung nach ihm hin — der Mann, der ihm vorbeiging, war ein alter Neger, der wahrscheinlich in der Kirche seine Familie suchte — dem hatte sie nicht zugelächelt — ha, der Nächste war ein junger Mann in moderner Tracht, von leichter Mischlingsrace — José konnte das Gesicht noch nicht erkennen, denn der Andere wandte den Kopf nach ihr zurück; hatte er ihr ein Zeichen gegeben? Sie winkte, wie einverstanden, mit den Augenlidern, jetzt drehte er den Kopf, und ein leises, erstauntes „Caramba" murmelte José zwischen den Zähnen, als er in dem Vorübergehenden seinen alten Freund Julio Hierra erkannte.

Er wußte recht gut, daß Hierra schon lange nach Isabel geschmachtet hatte, ohne aber je sich nur des kleinsten Zeichens von Gunst rühmen zu können. War seine Treue, Liebe und Ausdauer endlich belohnt worden? „Mädchenlaunen," zischte er vor sich hin, während sich seine Brauen zusammenzogen und ein verächtliches Lächeln um seine Lippen zuckte.

Er wandte sich ab und wollte die Kirche verlassen, aber er konnte nicht von der Stelle! Was hatte das Zeichen bedeutet, das sie ihm gegeben, und standen sie schon auf so vertrautem Fuß mit einander? Er mußte abwarten, wie sich das entwickelte. Es war schon längst neun Uhr vorüber, und hier und da standen schon einige Damen auf und suchten sich ihre Bahn, über die ausgebreiteten Kleider hin, dem nächsten Ausgang zu.

Hierra war verschwunden; José konnte wenigstens lange nichts von ihm entdecken. Jetzt plötzlich erhob sich auch Isabel, sie hielt ein kleines gesticktes Polster in der Hand und streckte den Arm aus, als ob sie es Jemandem reichen wolle. Fast gewaltsam drängte sich José durch die vor ihm Stehenden, um einen Blick auf ihren Begleiter zu gewinnen, denn wenn sie die Kirche verließen, wären sie seinem Auge eben=

falls durch die Säule entzogen gewesen. — Es war richtig Hierra.

Ob José's rasche Bewegung Isabel's Aufmerksamkeit erregt hatte, oder war es zufällig, aber sie drehte ihm den Kopf zu und mußte ihn erkannt haben. Er grüßte und sie erwiderte den Gruß, aber kalt und vornehm — keine Miene ihres schönen stolzen Gesichts bewegte sich — kein Lächeln der Erkennung flog über die ernsten Züge.

Hierra hatte den Freund gar nicht gesehen — keinen Blick verwandte er von ihr. Er trug ihr auch das kleine Polster, und langsam rückten Beide, wie es ihnen das noch immer starke Gedränge in der Kirche gestattete, dem Haupteingang zu.

José folgte ihnen fast unwillkürlich, aber in etwas größerer Entfernung und nur so, daß er sie eben noch im Auge behielt, als sie die Kathedrale verließen. Sie schritten direct der Wohnung Isabellens zu, bis zu deren Thür Hierra diese begleitete. Dort blieben sie noch einen Augenblick zusammen stehen, bis die Thür geöffnet werden konnte, dann verschwand die Señorita in dem Haus und Hierra verfolgte langsam seinen Weg die Straße hinab.

José ging jetzt etwas rascher, um den Freund zu überholen, und das gelang ihm, noch ehe er die Ecke der nächsten Quadra erreichte.

„Nun, Amigo," sagte er, seinen Arm in den Hierra's schiebend, „hast Du Dich gut amüsirt?"

„Caramba, José, wo kommst Du jetzt her? Amüsirt? Ich war in der Kathedrale."

„Das weiß ich — ich habe Dich dort gesehen und bin von da ab hinter Euch Beiden hergegangen."

Hierra fand nicht gleich eine Antwort. Wäre es Tag gewesen, so würde José bemerkt haben, daß er über und über erröthete.

„In der That?" erwiderte er endlich, „ich — fand Donna Isabel, gerade als sie nach Hause gehen wollte, und begleitete sie."

„Bst! Amigo, das Lügen steht Dir schlecht," sagte lachend José, „und mich fertigst Du nicht auf diese Weise ab. Ich habe hinter der nächsten Säule gestanden und Euch eine ganze

Weile beobachtet. Ihr habt Euch sogar untereinander Zeichen gegeben."

Wieder schwieg Hierra, endlich aber konnte er doch sein geheimes Entzücken, seine Seligkeit nicht länger unterdrücken.

„Es ist ein göttliches Mädchen, José," brach er heraus, „eine wahrhaft himmlische Erscheinung; aber ich begreife Dich nicht," fügte er hinzu, indem er stehen blieb und den Freund ansah.

„Mich? inwiefern?"

„Ich weiß bestimmt, daß Du Dich früher ebenfalls um sie beworben hast."

„Vielleicht hat sie mir einen Korb gegeben."

„Nein, sie hat mir noch gestern selber gesagt, als sie mich nach Dir frug, daß sie nicht wisse, weshalb Du so plötzlich ihr Haus gemieden habest — Du hättest es seit Wochen nicht mehr betreten und selbst auf der Straße immer nur sehr höflich, aber kalt gegrüßt. Es thue ihr leid, versicherte sie, denn sie fürchte, sie hätte Dich mit irgend etwas gekränkt, habe aber keine Ahnung, wodurch."

„Wahrhaftig?" rief José, und ein eigenes wehes Gefühl schoß ihm durch's Herz — „aber Du scheinst gar nicht eifersüchtig zu sein."

„Nein, José," erwiderte Hierra treuherzig, „weil ich fest überzeugt bin, daß sie mich wirklich liebt; Dir kann ich es ja sagen."

„Und habt Ihr Euch schon erklärt?"

„Nein," antwortete zögernd Hierra — „direct gefragt habe ich sie noch nicht."

„Und was sagt die alte Dame dazu?"

„Sie ist die Liebenswürdigkeit selber."

„Willst Du einen guten Rath von mir annehmen, Hierra?"

„Gern, denn ich bin überzeugt, daß Du es gut mit mir meinst."

„Cuidado!" (Nimm Dich in Acht!)

„In welcher Hinsicht?" rief Hierra erstaunt.

„Habe Acht auf Dich, mein Junge, Du flatterst jetzt um das Licht, wie ich es gethan habe."

„Ich verstehe Dich nicht —"

„Ich will deutlicher sein, und nicht allein Deinet=, sondern auch anderer Leute wegen. Sie haben sich bei Dir nach der Verschwörung gegen Falcon erkundigt, als man neulich erzählte, daß ein Attentat auf ihn gemacht, aber anstatt des Thäters der Falsche aufgegriffen sei?"

„Ich weiß nicht," erwiderte Hierra verlegen.

„Du weißt es, die Alte hat Dich danach ausgeforscht."

„Wahrhaftig nicht," rief Hierra rasch, „Isabel nur — aber im Scherz."

„Also auch Isabel!" sagte José langsam und mit einem recht aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer.

„Lieber Gott," entschuldigte sie Hierra, „die Frauen sind einmal neugierig."

„Und hast Du ihnen Aufschluß gegeben?"

Hierra lachte. „Ich weiß selber nichts davon und vermuthe nur, daß Guitierrez dahinter steckte. Dessen Bruder hielt man ja gefangen und behandelte ihn nichtswürdig. Aber die ganze Sache ist jetzt auch zwecklos. Durch das Decret des Ministeriums sind alle politischen Gefangenen freigelassen, und die beiden Guitierrez haben unmittelbar danach die Stadt verlassen."

„Der Zustand kann aber jeden Augenblick wiederkehren," entgegnete José, „das neue Ministerium hat schon wieder seine Entlassung eingereicht."

„Unsinn," rief Hierra, „nach drei Tagen?"

„Nach drei Tagen," wiederholte José; „der Aufstand in Victoria hat sich nicht bestätigt, Falcon ist wahrscheinlich wieder übermüthig geworden, und sämmtliche Minister sind zu anständige Leute, um ihre Namen zu Lumpereien herzugeben."

„Aber woher weißt Du das?"

„Es ist wohl noch nicht definitiv, aber im Werke. Verlaß Dich darauf."

„Und was haben Coronas damit zu thun?"

„Eigentlich gar nichts und doch wieder Alles. Hüte Dich, Hierra, Isabel ist vielleicht das schönste Mädchen von Caracas, was viel sagen will — aber eine herzlose Kokette — sie treibt nur ihr Spiel mit Dir, wie sie es mit mir getrieben, bis ich mich gewaltsam von ihr losriß."

„José —“

„Und das nicht allein — Mutter und Tochter sind falsch. — Im Herzen der Falcon'schen Partei und mehr als das, Falcon bis zur — bis zum Aeußersten ergeben, benutzen sie ihre angebliche Hinneigung zur Revolution, um Geheimnisse heraus zu locken und das Netz in Händen zu halten.“

„José, um Gottes willen!“

„Glaube mir nicht, versuch' es selber — stelle sie auf die Probe, wie ich es gethan habe — nenne ihr einen Mann, der verrätherische Absichten gegen Falcon habe, und sieh, ob er nicht in wenigen Tagen verhaftet ist. Hast Du von der Haussuchung bei Enano gehört?“

„Ja, es war sehr komisch.“

„Ich hatte ihn der Señora als verdächtig denuncirt.“

„Du, José — es ist nicht möglich! —“

„Ich könnte Dir mehr sagen, aber für das Andere habe ich noch keine Beweise, und ich will nicht blos verdächtigen. Nur Eins, Hierra — halte die Augen offen, Du stehst auf gefährlichem Boden und — bist noch jung und unerfahren. — Aber es wird spät — ich will nach Hause gehen, oder die Meinigen ängstigen sich sonst wieder um mich — gute Nacht, Amigo.“

„Gute Nacht, José,“ sagte Hierra und blieb, als ihn dieser verlassen hatte, wie in einem Traum auf der Straße stehen.

21.

Nahende Entscheidung.

Am Montag Morgen, nachdem die Ministerien die Feiertage über geschlossen gewesen waren, fand großer Umzug statt, denn sämmtliche alte Beamte waren natürlich von den neuen

Ministern entlassen worden, weil diese nicht eben so viele Spione um sich haben wollten. Auch Horacio Enano — obgleich Falcon Präsident blieb — hatte seinen Abschied bekommen, und die erste Kunde davon eigentlich nur mit starrem Erstaunen hingenommen.

Falcon entließ ihn, der auf ihn selbst „ein ganzes Heer von Sonetten gedichtet“ und durch die letzte Haussuchung (in der seine poetischen Versuche an die verschiedenen Ideale seiner Frau ebenfalls in die Hände geriethen) Höllenqualen von der Eifersüchtigen ausgestanden hatte — und er hatte doch nur Ideale besungen. —

Enano war ein braver, seelensguter Mensch, der wahrlich kein Wasser trübte und bis dahin mit fast alberner Verehrung an dem Präsidenten gehangen. Sah er doch gleichfalls in ihm ein Ideal — männlicher Schönheit sowohl, wie männlichen Edelsinns, und Ideale waren nun einmal seine schwache Seite. Die Behandlung aber, die er in der letzten Zeit erlitten und was er besonders nachher, theils bei seinen Collegen, theils in der Stadt dulden mußte, streifte an das Unerhörte, und selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Enano war empört.

Seine Collegen betrachteten ihn von dem Augenblick an, wo die Haussuchung, an die man allerdings nicht so rasch glauben wollte, bekannt geworden, mit Mißtrauen und behandelten ihn ebenso. Es ist wahr, man hatte gar nichts Verdächtiges bei ihm gefunden, ja im Gegentheil die Entdeckung gemacht, daß er der anonyme Verfasser der Hymne auf den Präsidenten gewesen sei — aber — ohne Grund läßt man bei Niemand eine Haussuchung anstellen, am wenigsten bei einem in Diensten der Regierung stehenden Beamten, und wo ein Grund einmal vorgelegen hatte, konnte auch das rechte Vertrauen nur schwer wieder hergestellt werden. Das Wichtigste aber war, wenn sie mit ihm nach wie vor freundlich verkehrten, so konnten sie selber in üble Nachrede kommen, oder es auch vielleicht nur von ihren Vorgesetzten nicht gern gesehen werden, und in beiden Fällen durfte es ihnen schaden und brachte ihnen keinenfalls Nutzen — also war es viel

besser und vorsichtiger gehandelt, sie ließen einen alten Bekannten und Freund fallen.

Das aber blieb noch nicht das Schlimmste, denn das hätte Don Horacio im Gefühl seiner Unschuld leicht ertragen, aber der Spott in der Stadt!

Wo er sich blicken ließ, nahmen ihn Einzelne bei Seite und frugen ihn geheimnißvoll: wie es draußen im Lager der Blauen stände, was Monagas zu thun gedächte und wie bald sie „auf den Sieg der guten Sache" rechnen dürften?

Andere wieder machten ihm zärtliche Vorwürfe, daß er sein Herz von dem „Besten seiner Zeit" abgewandt habe. Wieder Andere frugen ihn, wann sein nächstes Gedicht erscheinen würde, und ob sie nicht eine Abschrift, und zwar ein Autograph, erhalten könnten; kurz, die ganze Stadt hatte ihren Scherz mit ihm, und Don Horacio war zu klug, um das nicht zu fühlen, und mußte sich deshalb ärgern. Sein gutes, vertrauensvolles Herz war mit Bitterkeit bis zum Rand gefüllt, und eine eigene Genugthuung war es, mit der er an diesem Morgen zum letzten Mal zum Ministerium hinaufging, um sich noch einige Kleinigkeiten, sein Eigenthum, herunter zu holen. Neulich war ihm dazu keine Zeit geworden.

Als er hinaufkam, fand er seine Collegen schon in vollster Arbeit und bei einer Beschäftigung, wie sie vielleicht bei solchen Gelegenheiten einzig und allein in Venezuela vorkommt: um nämlich das Ministerium zu plündern, als ob sie es eben erobert hätten und es gleich nachher anzünden wollten.

Es waren fünf Beamte, die da oben gewöhnlich zusammen gearbeitet hatten. Enano's vier Collegen mußten sich auch schon eine Zeit lang im Bureau befinden, trotzdem daß es kaum acht Uhr Morgens sein konnte, aber um zehn Uhr trafen die neu Angestellten ein, und bis dahin sollte natürlich Alles „in Ordnung" sein. Sonderbar war nur, was die Herren unter Ordnung verstanden.

Der Eine hatte den größten Theil des noch vorhandenen Papiers vor sich auf dem Tisch liegen und schnürte es zusammen; in das übrige schienen sich die Anderen getheilt zu haben. Das noch vorhandene Siegellack war ebenfalls schon

beseitigt, und Einer hob gerade eine der etwas lockeren Steinplatten im Boden auf, um die Dinte aus dem Dintenfaß (die anderen waren schon zum Mitnehmen gereinigt) darunter zu gießen, damit er nicht unterwegs Flecken davon bekäme.

Horacio kam ihnen, wie es schien, nicht besonders gelegen, aber nicht etwa, weil sie sich vielleicht vor ihm genirt hätten, sondern weil er doch wahrscheinlich auch mit ihnen theilen wollte, und das schädigte sie dann natürlich. Er blieb auch, wirklich erstaunt, einen Augenblick in der Thür stehen und sah ihnen zu, ging dann aber plötzlich auf einen hagern und sehr langen Mann zu, denselben, der sich gerade mit dem Dintenfaß beschäftigte und es auswischte, und sagte:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Don Serafino, daß Sie sich die Mühe geben; das aber ist mein Eigenthum. Ich habe es mit heraufgenommen, weil ich daran gewöhnt bin.“

„Ihr Eigenthum, Don Horacio? hm,“ erwiderte der Mann, „das ist mir sehr unangenehm, denn ich bin dann mit dem Papier zu kurz gekommen. Der Staat schuldet mir drei Monate Gehalt, und ich sehe keine Möglichkeit, es unter den jetzigen Verhältnissen und mit dem Umsturz alles Bestehenden beizutreiben.“

„Ich habe in den letzten Monaten ebenfalls nichts bekommen, Don Serafino,“ erwiderte Don Horacio sehr förmlich, indem er sein Eigenthum ohne Weiteres an sich nahm und Serafino etwas piquirt seine schwarz gewordenen Finger betrachtete. „Sie werden mich entschuldigen.“

„Gut,“ meinte Serafino, „dann halte ich mich an die Tischdecke,“ und seine Finger vorher etwas mit Papier abwischend, ließ er auch dem Entschluß die That folgen, zog die Tischdecke von schwarz und grünem Wollenstoffe, auf der er bis jetzt gearbeitet hatte, halb an sich, faltete sie zusammen, schlug sie nochmals und wieder um, bis er ein kleines Paket daraus gemacht hatte; dann legte er sie zu dem Uebrigen.

Horacio kämpfte mit sich. Sollte er die Anderen beschämen, indem er stolz jede Selbsthülfe von der Hand wies? Aber was hätte er davon gehabt? Sie würden ihn nur heimlich ausgelacht haben, weil sie selber dadurch etwas mehr

bekamen, und daß er seinen noch schuldigen Gehalt nicht ausgezahlt erhielt, darauf hätte er das heilige Abendmahl nehmen wollen.

Er schloß seine Schublade auf, in der sich noch etwas Papier, mehrere Dutzend Couverte, Siegellack, Nadel und Garn und verschiedene andere Dinge befanden, die im Bureau gebraucht werden. Er betrachtete die Sachen aufmerksam; war er noch unschlüssig, ob er sie doch vielleicht da lassen sollte? — Nein, er überschlug nur in Gedanken den etwaigen Werth der Kleinigkeiten, der sich kaum auf zwei Pesos belaufen konnte. Dann nahm er Alles heraus, stopfte es in seine Taschen und wickelte, was nicht mehr hineinging, zusammen. Auf den Raub von Tischdecken, der von den Anderen gewissenhaft nachgeahmt wurde, ließ er sich jedoch nicht ein — er war dafür zu stolz.

Als sie zusammen das Gemach verließen, das jetzt im wahren Sinn des Wortes leer stand, war Don Serafino der Letzte. Er blieb noch einen Augenblick wie überlegend in der Thür stehen, dann schob er Alles, was er trug, unter den linken Arm, griff mit der rechten Hand den ihm nächsten Stuhl auf und folgte damit ruhig den Anderen.

Unten, ehe sie durch das Portal schritten und das Ministerium verließen, mußten sie eine Schildwache passiren. Diese ließ die Vorderen auch ruhig vorbei, als aber Don Serafino kam, sagte der Soldat:

„Wo wollen Sie mit dem Stuhl hin?"

„Ich will ihn zum Tischler bringen," erwiderte der Beamte mit äußerster Milde, „er wackelt so."

Der Posten ließ sich aber auf derartige Spitzfindigkeiten nicht ein.

„Stühle dürfen diesmal nicht mitgenommen werden," sagte er kurz, „ist strenger Befehl von oben."

„Dann bitte, nehmen Sie Platz," sagte Serafino, auf's Aeußerste gekränkt, daß man selbst einem gemeinen Soldaten aufgetragen hatte, auf sie Acht zu geben. Damit setzte er den Stuhl neben der Wache nieder und verließ empört das Gebäude.

Etwa anderthalb Stunden später wurden die neuen

Beamten eingeführt, der eine konnte gleich den Stuhl wieder mit hineinnehmen, der noch draußen stand. Als sie aber an die Arbeit gingen, zeigte sich — was sie freilich gar nicht anders erwartet hatten — daß nicht ein einziger Bogen Papier, kein Dintenfaß, keine Feder, kurz nichts vorhanden war, was sie zur Erledigung ihrer Geschäfte nothwendig brauchten.

Dieser Fall kam, wie gesagt, nicht unerwartet, und Aehnliches war in den letzten Jahren schon verschiedene Male aufgeführt. Die Leute wußten sich auch zu helfen, schickten Einen in die Buchhandlung, um das nöthige Material herbeizu schaffen, und gingen indessen in dem großen öden Saal auf und ab spazieren.

Der Abgesandte erreichte indessen seinen Zweck nicht so leicht, als sie vielleicht erwartet haben mochten. Als er in die deutsche Buchhandlung trat, saß der „Principal" selber im Laden auf dem Ladentisch und rauchte seine Cigarre. Zu thun war wenig oder gar nichts, und er hatte freie Zeit genug.

„Señor," begann der Beamte, „ich möchte Sie bitten, mir für das Finanzministerium Papier — Sie wissen schon welches, Couverte, Siegellack und eine Schachtel voll Stahlfedern zu geben, auch fünf Dintenfässer und ein halbes Dutzend Federhalter. Sie haben ja wohl verschiedene."

„Gewiß hab' ich das," erwiderte der Deutsche, ohne sich jedoch von seinem Sitz zu rühren, „aber wie ists d a mit?" und er rieb dabei den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zusammen.

„Bitte, schreiben Sie es nur für das Ministerium auf," lautete die Antwort.

„Ah, hm!" machte Herr Rothe — „wird wohl nicht angehen!"

„Aber der Staat wird Ihnen doch für ein paar Bogen Papier gut sein."

Der Deutsche schüttelte mit dem Kopf. „Nicht für eine Stahlfeder. Wer ist der Staat? — kenne ich nicht — ist mir noch nicht vorgestellt. Wer ist denn jetzt Finanzminister?"

„Aber haben Sie denn das nicht in der Zeitung gelesen? Doctor Antonio Parejo."

„Ja, der war es am Mittwoch, und heute haben wir schon wieder Montag. Ist er's noch?"

„Nun gewiß — und wird es auch hoffentlich bleiben."

„Abwarten, Amigo — aber Doctor Parejo ist mir gut genug, bringen Sie mir von ihm einen Zettel, daß er die Sachen auf seinen eigenen Namen haben will, und Sie können kriegen, was Sie wollen. Ministerium kenn' ich gar nicht, und Borgen — giebt's nicht."

„Das ist nicht übel," meinte der Beamte erstaunt. „Jetzt hat das Finanzministerium von Venezuela nicht einmal für zehn Pesos Credit."

„Guter Freund," fragte lachend Rothe, „Sie sind wohl nicht von hier, daß sie sich darüber wundern? Da werden Ihnen noch ganz andere Dinge passiren."

„Aber so geben Sie mir die Sachen wenigstens jetzt mit. Ich bringe Ihnen die Anweisung später her."

„Lieber Herr," erwiderte Rothe, ohne sich aber von der Stelle zu rühren, „Sie werden nachher zu beschäftigt sein, um Alles zusammen zu pumpen, was Sie brauchen, so daß Sie vielleicht keine Zeit hätten wieder herzukommen. Bringen Sie nur erst die Anweisung, nachher können Sie das Papier, und was Sie sonst brauchen, erhalten. Verstanden?"

Der Beamte antwortete nicht; er drehte sich auf den Fersen herum und verließ den Laden in der Absicht, seinen Credit anderswo zu eröffnen; aber er mußte wohl keinen rechten Erfolg damit gehabt haben, denn nach einer Stunde etwa kehrte er wieder zurück, brachte die gewünschte Anweisung zurück und erhielt nun, was er verlangte.

Was man befürchtet hatte, geschah. Das Gerücht, daß die gelben Truppen in Victoria zur Revolution übergegangen wären, bestätigte sich nicht; es war überhaupt nirgends etwas Bedeutendes geschehen, das Ganze nur ein blinder Lärm gewesen, und alle die guten Vorsätze, die Falcon in der ersten Angst gefaßt hatte, verschwanden wieder dermaßen vor seinem alten Uebermuth, daß die neuen Minister wohl einsahen,

sie könnten unter seiner Regierung das Land nicht versöhnen. Noch in der nämlichen Woche gab das Ministerium seine Entlassung ein, die auch ohne Weiteres angenommen wurde.

Eine ganze Weile hatte jetzt der Staat Venezuela gar kein Ministerium, und die kleinen Quälereien der Kammer der Abgeordneten wurden in solcher Weise fortgesetzt, daß sich das Haus endlich auflöste, denn es sah deutlich genug, daß man hier nur mit den Deputirten des Volks ein unwürdiges Spiel trieb, ohne daß sie selber das Geringste nützen konnten.

Falcon ließ sie auch mit dem größten Vergnügen gehen, denn er bekam dadurch vor der Hand einen Aerger weniger, und so lebte er — durch die Unthätigkeit der Reconquistadoren unterstützt — sorglos in den Tag hinein.

Der vom vorigen Ministerium geschlossene Waffenstillstand, aus dem es einen vollen Frieden heranzubilden gehofft hatte, war erfolglos abgelaufen, dauerte aber trotzdem in Wirklichkeit noch fort, denn es schien fast, als ob sich jede Partei scheue, zuerst los zu schlagen.

Es mag sein, daß die nur von seiner Regierung abhängigen Generale dem Präsidenten vorgelogen hatten, die ungeordneten und mit Lanzen bewaffneten Schaaren der Blauen würden nie im Stande sein, Caracas zu nehmen. Ueberall äußerten sich die Officiere wenigstens dahin, daß sie sich auf nichts mehr freuten, als auf den Augenblick, wo sie das „Gesindel" in die Nähe der Stadt gelockt hätten, um sie dann gleich Alle beisammen zu haben und mit e i n e m Schlage zu vernichten. Falcon hielt sich ebenfalls vollkommen sicher, und es beunruhigte ihn nicht einmal, daß sich die auf's Aeußerste gereizten Abgeordneten, die er schmählich und unwürdig behandelt hatte, jetzt über das ganze Land zerstreuten und in ihrer Schilderung, wie man mit ihnen, den „Abgeordneten des Volks", verfahren, nur einen neuen Zündstoff zu dem schon im Uebermaß vorhandenen Material liefern mußten. Er vertraute auf die Bajonnette seiner ziemlich gut bewaffneten Soldaten und hielt sich in der Hauptstadt für unüberwindlich.

Aber ein neues Ministerium m u ß t e er haben, denn er

konnte die Geschäfte nicht besorgen, und das bekam er endlich auch nach vieler Mühe. Arvelo, der wirklich das Beste des Landes wollte, entschloß sich noch einmal einzutreten und einen letzten Versuch zu machen, und Bruzual übernahm das Portefeuille des Kriegs. Kaum aber hatte Falcon sein Ministerium zusammen, so ließ er auch durch dasselbe einen Designado oder Stellvertreter für sich ernennen, um seinen Lieblingswunsch endlich auszuführen — seine Reise, und in der Stadt hielten die Soldaten jetzt wieder Paraden und marschirten mit klingendem Spiel auf und ab, als ob die ganze Revolution niedergeschlagen oder doch beendet sei — das aber war eine Täuschung.

Am Sonntag, den dritten Mai, herrschte keine Sabbathstille in Caracas. Die Straßen waren außerordentlich belebt, und die Leute steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander, denn das Militär befand sich unleugbar in einer außergewöhnlichen Bewegung — bei Falcon war Ministerrath und einzelne Generale sprengten herüber und hinüber in der Stadt.

Daß irgend etwas irgendwo vorging, war außer allem Zweifel, aber was und wo? — Von draußen bekam man keine Nachricht und nur dumpfe Gerüchte liefen um, die aber Niemand so recht glauben wollte. Es war schon so viel gesprochen, so oft erzählt worden, daß „die Blauen kämen", und hatte sich doch zuletzt immer als falsch erwiesen, ja man munkelte sogar schon davon, daß die Eifersucht zwischen den beiden angesehensten Führern der Reconquistadoren die ganze Revolution in zwei Theile zu zersplitterten drohe.

Plötzlich erzählte man aber ganz bestimmt: die Blauen lägen in Las Ajuntas, einem kleinen Ort, nur wenige Leguas von Caracas entfernt, wo zwei Bergwasser zusammen fließen und die Guayra bilden.

Ein Eseltreiber sollte die Nachricht in die Stadt gebracht haben; da aber die Regierungstruppen gar nicht Miene machten die Vorstädte zu besetzen, um dort einen etwa anrückenden Feind zu empfangen, so wurde dem Gerücht auch von vielen Seiten widersprochen.

Die Nacht verging ruhig, aber schon mit Tagesgrauen am

nächsten Morgen sprengten Couriere, vom Süden kommend, in die Stadt hinein und mußten wichtige Nachrichten gebracht haben, denn plötzlich wirbelten Trommeln und schmetterten die Trompeten — Officiere jagten nach allen Richtungen durch die Straßen, und auf der Plaza sammelten sich die verschiedenen Corps in Colonnen, als ob sie direct zum Angriff geführt werden sollten.

Jetzt konnte die Ursache dieser Bewegung kein Geheimniß mehr bleiben, ja die Officiere selber verbreiteten sie:

Die Blauen hatten wirklich die Frechheit gehabt, bis Las Ajuntas, das die Regierungstruppen nicht besetzt hielten, vorzudringen, und man hoffe jetzt nur, daß sie sich verleiten ließen, in das Thal von Caracas vorzudringen. In Las Ajuntas waren nämlich die Berge zu nah, und die Rebellenschwärme konnten sich, wenn angegriffen, dort leicht hineinwerfen, was die Verfolgung und Aufreibung sehr erschwert hätte.

Die Officiere besonders schienen vortrefflicher Laune, und insofern auch mit vollem Grund, als ihnen doch nun eine Abwechselung in dem nachgerade unerträglich werdenden monotonen Kasernenleben geboten wurde. Man hatte schon bis zum Ekel einen Kampf mit den Rebellen besprochen, ihrer aber noch immer, wie es hieß, nicht habhaft werden können — denn wo sie standen, dahin ging man eben nicht. Jetzt kamen sie endlich selber, und sogar Falcon schien eine Beruhigung darin zu finden. Bekamen die Rebellen nämlich — was gar nicht anders zu erwarten war — recht tüchtige Schläge, so wußte er, daß er wieder auf lange Zeit Ruhe vor ihnen hatte. Sehr lange konnten sie sich außerdem nicht in ihren Quartieren halten, denn sie sogen ja das Land vollkommen aus und das Volk wurde ihrer dann von selber überdrüssig. Wenn man sie nur noch ein klein wenig näher nach Caracas hätte bekommen können — aber der ganze Tag verstrich — ausgesandte Boten kehrten immer wieder mit der Nachricht zurück, daß sich auf der Straße, selbst bis nach Los dos caminos hin, nicht das Geringste von ihnen blicken ließe, und es sei sehr wahrscheinlich, daß sie vielleicht beschlossen hätten, das kleine, dazu vortrefflich gelegene Las Ajuntas zu verschanzen, um

dann vielleicht bei einem späteren Angriff den Rücken gedeckt zu haben.

Das durfte man nicht gestatten. General Colina war schon außer sich, daß Falcon nur so lange zögerte und setzte es gegen Abend wirklich durch, daß er den Befehl der Angriffscolonne gegen den Rebellenschwarm erhielt.

In der Nacht durfte man natürlich nicht wagen, von Caracas aufzubrechen, denn der ganze Weg, zuerst mit seinen zahlreichen Geländen und Büschen, später mit dem coupirten Terrain, eignete sich vortrefflich zu einem Hinterhalt und also gerade zu der Kriegführung, die den ungeordneten Schaaren der Rebellen am besten zusagte. In der Nacht aber sollten alle nöthigen Vorbereitungen getroffen und besonders Mundvorräthe beigeschafft werden, um die Expedition zu begleiten. Waren doch die kleinen Ortschaften zwischen Caracas und Las Ajuntas, in denen gerade Colina so lange mit seiner Division gewirthschaftet hatte, dermaßen ausgesogen und von dem Nöthigsten entblößt, daß man sich fest darauf verlassen durfte, kaum noch hier und da Futter für die Thiere, geschweige denn Nahrungsmittel für die Menschen zu finden.

Falcon's ganze Heeresmacht in Caracas bestand, da er sich durch die Besetzung von Calabozo noch geschwächt hatte, aus wenig mehr als etwa dreitausend Soldaten. Die Stärke des Feindes kannte man allerdings nicht genau, denn wenn auch die ausgesandten Kundschafter sie auf tausend Mann taxirten, so schien selbst das schon sehr übertrieben. Colina verlangte auch in der That nur sechshundert Mann regulärer Truppen und versprach damit Las Ajuntas in zwei Stunden zu nehmen und die Rebellen auseinander zu sprengen. Bruzual aber war vorsichtiger, weil er recht gut wußte, was von einer ersten Entscheidung der Waffen abhing, und bestand darauf, daß er eine Division von tausend Mann mitnahm, damit auch selbst die Möglichkeit einer Niederlage außer Frage gestellt sei. Hatten sie dann Las Ajuntas rein gefegt, so sollte Colina zweihundert Mann in den dort hochgelegenen Häusern einquartieren. Sie konnten zugleich als Vorposten für die Stadt gegen Südosten dienen; mit dem übrigen Heer aber hatte er sich gleich wieder nach Caracas zurückzuziehen und sich

auf keine zu weite Verfolgung in die zerklüfteten Berge einzulassen.

Die Soldaten lagerten mit ihren Waffen, und eine dumpfe Schwüle lag über der Stadt. Wußte man doch gut genug, daß jetzt die Entscheidung nahe und daß ein Sieg der „Gelben" die Soldateska nur noch übermüthiger machen und jede Aussicht auf eine gütliche Schlichtung des Streites hinausschieben, wenn nicht ganz zerstören würde.

So verging ein Theil der Nacht, aber schon um drei Uhr wurden die Bewohner von Caracas aus ihrem Schlaf aufgestört, denn der kriegerische Lärm begann von Neuem. Colina wollte nicht heimlich aus der Stadt hinaus marschiren, denn er wußte recht gut, wie wenig Sympathien die Bewohner derselben für die Regierung hatten. Nein, das Volk sollte jetzt hören, daß El Cólera auszog, um die frechen Banden zu züchtigen, die es wagten, ihm, und wenn auch nur aus der Ferne, Trotz zu bieten.

Es war eine prachtvoll mondhelle Nacht, als die Militärmusik auf der Plaza einen lustigen Marsch begann und damit in die stillen Straßen der Stadt einmarschirte.

Wie das da drinnen schmetterte und rasselte und die hin und her galoppirenden Pferde über das Pflaster klapperten! Die Schläfer fuhren erschreckt von ihrem Lager empor, die Hunde bellten, die Hähne fingen an zu krähen — die Esel in den verschiedenen Ställen, die den ganzen Tag über zum Wasser- oder Futterholen benutzt wurden, schrieen und antworteten einer dem andern, kurz es war etwa eine halbe Stunde lang ein entsetzlicher Lärm. Endlich aber, als die kriegerischen Töne schon lange in weiter Ferne verklungen waren und die Hähne merkten, daß sie den Tag viel zu früh angezeigt hatten, als die Hunde nicht mehr bellten, beruhigten sich auch die verschiedenen Esel. Hier und da stieß wohl noch eins oder das andere dieser in Venezuela arg mißhandelten Geschöpfe eine Art von schluchzendem Seufzer aus — dann schwieg auch das, und wieder todtenstill wie vorher lag das schlummernde Caracas.

In dem kleinen freundlichen Orte Chacao, unfern von Caracas und an der Straße nach Las Ajuntas, hatten die Bewohner in den letzten Tagen etwas freier aufathmen können, seitdem nämlich Colina die Truppen, die dort gelegen hatten, in die Stadt gezogen. Was hätte er auch da draußen länger gesollt, der Platz war ausgesogen bis zum Aeußersten, und nur die wenigen Lebensmittel, die einzelne Bewohner noch hier und da vor den überall herumsuchenden Soldaten versteckt hatten, dienten jetzt dazu, sie am Leben zu erhalten, bis sie wenigstens einige Gartenfrüchte ziehen konnten.

Die Regenzeit war vor der Thür — ja hatte schon zum Theil, ob auch nur noch in einzelnen Schauern, begonnen, und dann und wann zogen schwere Gewitterwolken über das Thal hinweg. Setzten erst die Regen ordentlich ein, dann wuchs ja auch Alles mit fabelhafter Schnelle, und die armen Menschen waren wenigstens gegen den Hunger geschützt.

Am Abend des vierten Mai, während drin in Caracas die Trommeln wirbelten und die Soldaten aufmarschirten, lag der kleine Ort noch still und friedlich im Schein der untergehenden Sonne. Man wußte allerdings, daß die „Blauen" gerade auf dieser Straße vorgerückt waren und sogar Las Ajuntas besetzt hatten, aber mit der dieser Menschenrace eigenen Sorglosigkeit kümmerte man sich noch wenig darum. In Caracas lag viel Militär; die Reconquistadoren würden sich hüten, bis hierher zu kommen, wo sie einem Angriff so leicht ausgesetzt waren, und die „Gelben" blieben wohl ebenfalls in ihrer Stadt. Jedenfalls vergingen noch viele Tage, vielleicht Wochen darüber, ehe von einer oder der andern Seite die Feindseligkeiten begonnen wurden, und weshalb hätte man sich da heute schon Sorgen darüber machen sollen? Die schlimme Zeit kam immer noch früh genug heran.

In der kleinen freundlichen Wohnung, aber hinter dem Haus, am Eingang in den jetzt freilich geplünderten Garten, der kaum noch das geringste Grün zeigte und nur erst an einigen Beeten wieder frisch aufgegraben worden, saß Tadeo's Frau auf einer hölzernen Bank, und neben ihr Felipe, der Einarmige, der sich hier vollkommen zu Hause zu fühlen schien

und behaglich mit dem Rauch einer der ordinären venezuelanischen Cigarren die balsamische Luft verunreinigte.

Vor ihnen aber im Garten stand der alte blödsinnige Mann, der Perdido — wie er sich selber genannt — hatte ein kleines Grabscheit in der Hand und grub damit an einer etwas abgelegenen Stelle eine kleine Grube, wobei er still vor sich hin ein altes Kinderlied summte.

Felipe war eben erst eingetroffen und wollte eigentlich wieder zurück nach der Lagune, hatte aber den Umweg nicht gescheut, um seine Tante, Tadeo's Frau, einmal wiederzusehen und ein paar Stunden mit ihr zu plaudern.

Tadeo war nicht zu Hause, sondern nach Caracas hineingegangen, mußte aber jedenfalls noch heut Abend zurückkehren, und Felipe störte das auch sehr wenig. Es blieb sich ziemlich gleich, wann er die Lagune erreichte, und er war noch nicht einmal recht mit sich einig, ob er überhaupt schon morgen früh dahin aufbrechen solle.

Seiner Tante hatte er indessen von Caracas erzählt, wie es dort zugehe und was für einen Spectakel die Soldaten machten, und daß sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, hier bald durchmarschiren würden, um nach Dos Caminos zu gehen, damit sie den Blauen besser auf die Finger sehen könnten, und seine Tante seufzte dabei recht aus voller Brust und bat den Himmel, das Unheil solchen trostlosen Zustandes doch recht bald von ihnen zu nehmen, denn das Land gehe ja dabei zu Grunde — und die Bevölkerung auch.

Felipe, der den alten Perdido seit langen Jahren kannte, wie er harmlos sein Wesen trieb und eigentlich wie ein großes Kind behandelt wurde, hatte ihm eine ganze Weile zugesehen, endlich frug er:

„Aber, Tante, was macht denn der Perdido eigentlich? Er ist ja heute einmal recht scharf an der Arbeit."

„Ach," seufzte die Frau, „er hat jetzt fast jede Woche etwas Anderes, womit er sich beschäftigt. Augenblicklich scheint er sich in den Kopf gesetzt zu haben, daß seine Manuela, von der er immer spricht, schwer krank darnieder läge und sterben würde, und da wolle er ein Grab graben, damit er

sie dort hineinlegen und verstecken könne. Sonst fände sie ihre Mutter wieder und nähme sie fort.“

„Rein verrückt,“ murmelte Felipe vor sich hin, „und wie hübsch er singen kann!“

„Ach, wir wollen Gott danken, daß er singt,“ sagte die Frau, „vor einiger Zeit hatten wir einmal rechte Sorge, als die Soldaten noch hier waren, Tadeo mußte ihn sogar ein paar Tage einsperren und war auch schon in der Stadt und hatte sich Medicin für ihn geholt — aber am nächsten Morgen zogen die Soldaten ab, und von da an war er wieder ganz ruhig und suchte sich nur bie eine oder andere Beschäftigung.“

„Wie lange habt Ihr den Alten nun schon bei Euch?“

„Oh Du lieber Gott, der Tadeo muß ihn schon an die elf Jahre füttern.“

„Und was kriegt er dafür?“

„Er hat's gleich auf einmal bekommen — und mir haben uns hier, als wir vom Orinoco herüberzogen, die kleine Hacienda dafür gekauft. Ja, wenn uns die Soldaten nicht ruinirt hätten, wär's ja schon recht, aber Sorgen machte uns der Mann immer. Der Tadeo hängt nun einmal an ihm — er war früher sein Brodherr, und da er jetzt im Elend ist, will er ihn nicht verlassen.“

„Hat er denn keine Familie?“

„Ich weiß es nicht — der Tadeo spricht nicht gern davon, und als ich ihn heirathete, hatte er ihn schon in Pflege.“

„Perdido ist doch eigentlich ein merkwürdiger Name.“

„Ja, so heißt er auch gar nicht — den Namen soll er sich selber gegeben haben. In Angostura, wo er früher ein reicher Kaufmann war, hieß er Castilia.‘

„Ja, derer giebt's viele in Venezuela,“ erwiderte Felipe, „an der Lagune wohnt auch eine Familie mit dem Namen, und in Victoria auch. Sie sind aber nicht verwandt untereinander.“

Der alte Mann hatte indessen sein kleines Grab fertig gegraben, schob jetzt seinen Spaten wie einen Grabstein dahinter in die Erde und setzte sich dann daneben auf den Boden, wo er die Hände faltete und sich vorn überbeugte, als ob er

betete. Felipe, der ihm zugesehen hatte, schüttelte mit dem Kopf, sagte aber nichts.

„Habt Ihr denn gar nichts mehr zu trinken hier im Haus?" frug er endlich nach einer Weile, „nicht einmal ein bischen Papelonwasser?"

Die Frau schüttelte traurig mit dem Kopf. „Selbst der Zucker ist ausgegangen," seufzte sie, „und ein paar Tage haben wir schon den Kaffee so trinken müssen. Der Tadeo will eben nicht borgen gehen, obgleich er überall Credit hätte. Er bringt aber gewiß heute Geld aus der Stadt mit — er ist eben hinein, um welches zu holen. Lieber Gott, wenn nur erst einmal der Krieg vorbei wäre, dann könnten wir uns ja schon helfen — aber so ist's ein Jammer.

„Hat der Tadeo Geld in der Stadt ausstehen? wohl bei den Kaufleuten?" fragte Felipe, „da sieht's aber jetzt auch windig aus, denn die geben nicht gern her, was sie haben."

„Ach, es ist ja so wenig, was wir brauchen," seufzte die Frau, „aber ich weiß nicht, ob er's von einem Kaufmann bekommt — eine reiche Frau in der Stadt besorgt's ihm, glaube ich."

„Eine Frau?"

„Ja — Corona heißt sie — Du kennst sie wohl nicht."

„Die Señora Caramba? — gewiß kenn' ich sie — gut genug. Aber was hat er mit der zu thun?"

„Caramba heißt sie nicht," sagte lächelnd die Frau — „welcher Mensch heißt Caramba? — Corona."

„Ja, ich weiß wohl — die Generalin."

„Möglich, daß ihr Mann General war — jetzt ist sie, glaub' ich, Wittwe."

„Hm," sagte Felipe, mit dem Kopf schüttelnd — „hat er Euch nichts weiter gesagt?"

„Nein, gar nichts — ich wußte nicht einmal das, aber vor acht Tagen, wie es uns auch schon so knapp ging, war Tadeo krank, und ich sollte an seiner Stelle gehen und der Frau nur sagen, ich käme von Tadeo, es ginge ihm schlecht und er bäte sie um das Versprochene — und da sagte er mir, wie sie hieße und wo sie wohne — aber nachher gereute es ihn

wohl wieder. Ich mußte zu Hause bleiben, und wie er nach zwei Tagen besser war, ging er selber — er traf sie aber nicht. Er ist jetzt schon ein paar Mal umsonst drin gewesen —"

„Und wo wohnt sie?"

„Nicht weit von der Plaza — das vierte oder fünfte Haus von der Ecke."

„Stimmt — Caramba —"

„Wer ist denn die Frau? Wohl eine recht vornehme Dame?"

„Hm — ich weiß nicht," meinte Felipe; „in der Pulperia, wo ich wohnte, erzählten sie wunderliche Geschichten von ihr. Sie ist nicht aus Caracas und von wo anders hergezogen, und soll dabei geizig sein, wie der Böse — daß die Geld giebt ist merkwürdig."

„Der Tadeo hat ihr vielleicht früher einmal Früchte oder Kartoffeln verkauft," sagte die Frau, „und dann das Geld nachher nicht gekriegt."

„Das ist eher möglich," erwiderte Felipe, „dann wird er's aber jetzt wohl auch nicht kriegen."

„Oh doch," rief die Frau, „neulich hat er einmal eine ganze Reihe Fuertes (harte Thaler) mitgebracht."

„Eine Reihe Fuertes? Von der Frau?"

„Ja das weiß ich nicht — aber aus der Stadt war's."

„Wird wohl wo anders her gewesen sein; die giebt keine heraus. Aber wo der Tedeo nur bleibt! Ist er denn schon lange fort?"

„Seit heute Morgen — ich weiß es auch nicht. Er wird sie wohl wieder nicht zu Hause getroffen haben."

„Wenn er Geld holen wollte," meinte lachend Felipe, „gewiß nicht. Wo geht denn jetzt der Perdido hin?"

Der alte Mann war aufgestanden und schritt den Garten hinab.

„Nicht weit," sagte die Frau, „nur bis an die Gartenthür. Dort bleibt er stehen und horcht, als ob er auf Jemanden wartete."

„Aber es wird schon dunkel."

„Oh, da bleibt er wohl noch eine Stunde stehen, nachher

kommt er in's Zimmer, holt sich sein Essen und legt sich dann ruhig in seine Chinchorra."

„Und läuft er nicht einmal fort?"

„Nein, gewiß nicht — er denkt nicht daran."

Die Beiden saßen noch eine ganze Weile auf der Bank zusammen in dem prachtvollen Mondlicht, als es plötzlich an die Hausthür pochte und, als die Frau öffnete, Tadeo auf der Schwelle stand.

„Wieder nichts," sagte er indem er, sich den Schweiß von der Stirn trocknete — „jetzt bin ich schon zum dritten Mal umsonst gegangen."

„Aber ich denke, Du wolltest es heute in der Stadt abwarten, bis sie käme —"

„Ich glaube gar nicht, daß sie aus war," sagte der Mann finster — „es war Licht in der Stube — durch die geschlossenen Läden konnte ich es erkennen. Wer ist da bei Dir?"

„Guten Abend, Tadeo," rief Felipe, indem er vortrat und ihm die harte Hand reichte — „bin einmal herübergekommen, um zu sehen, wie es Euch geht."

„Schlecht geht's," erwiderte der Mann kopfschüttelnd und mit einem recht tiefen Seufzer — „recht schlecht, Felipe — Du bist zu keiner günstigen Zeit gekommen, denn ich habe keinen Real im Haus, um uns auch nur Abendbrod zu schaffen."

„Dann kann ich vielleicht aushelfen," meinte der Bursche gutmüthig, „ich habe die Zeit über in Caracas ganz hübsches Geld eingekriegt, herumschleppen mag ich's doch nicht gern mit mir, denn es ist jetzt zu viel Soldatenvolk unterwegs, und bei Euch wird's schon wieder einmal besser werden, dann kommt mir's nachher zu Gute."

„Ich borge nicht gern, Felipe."

„Das ist nicht geborgt. Ihr sollt mir's nur aufheben."

„Aufheben? ich müßt's gleich forttragen um etwas zu essen zu haben. Wer sollte in jetziger Zeit Geld aufheben!"

„Na, hungrig sitzen wollen wir hier nicht. Ich habe zwar nur einen Arm, aber die Leute können mich doch überall gebrauchen, und ich verdiene immer, was ich nöthig habe. Ihr müßt aber tüchtig gelaufen sein. Der Schweiß steht Euch ja auf der Stirn."

„Der Teufel ist in der Stadt los," sagte Tadeo, „und Colina wieder auf den Beinen; ich weiß nicht ob sie nicht schon hinter mir drein kommen. Deshalb bin ich so gelaufen — möchte die Frau nicht hier allein haben, wenn die Bande durchzieht. Wo kommst Du denn her?"

„Ich ging heute Morgen auch von Caracas fort," antwortete Felipe, „bin aber den Tag über noch in Mariperez bei dem Compadre*) geblieben. Der Spectakel war schon heute Morgen, aber ich glaubte nicht, daß sie herauskommen würden."

Heut Abend war's bestimmt. Die ganze Macht ist auf den Beinen, Colina galoppirt auf seinem Maulthier herüber und hinüber. Er will mit tausend Mann ausrücken und die Blauen aus Las Ajuntas hinaustreiben."

„Caramba, also geht's los. Ich wollte beinahe, ich könnte dabei sein!"

„Daß sie Dir den andern Arm auch wegschießen, nicht wahr?" sagte die Frau — „Ihr Männer seid schreckliches Volk — und das viele Blut, das jetzt wieder fließen wird. Oh die armen Mütter!"

Felipe zuckte die Achseln. „Was kann's helfen," meinte er — „aber jetzt, Onkel, schafft einmal 'was zu essen herbei — und gleich für morgen mit, denn nun will ich auch erst abwarten, wie die Geschichte ausfällt, damit ich denen an der Lagune was Neues erzählen kann. Geht aber lieber gleich, denn wenn der Colina hier durchgegangen ist, wird er verwünscht wenig zurücklassen, auf das ein anderer Mensch noch beißen kann."

*) Gevatter.

22.
Las Ajuntas.

Kaum zwei Leguas von der Hauptstadt entfernt und südlich von dieser, in einem reizenden Thal, in welchem zwei zusammenfließende kleine Bergströme oder vielmehr Bäche den Guayra bildt, liegen auf einer niedern Erhöhung das freundliche Städtchen Las Ajuntas (von dem Zusammenfluß so genannt) mit wohnlichen, weiß angestrichenen Häusern, hübscher, auf dem Hügel gebauter Kirche, mit einer festen, steinernen Brücke und einer betriebsamen, fleißigen Bevölkerung. In Friedenszeiten herrschte auch hier ein bedeutender Verkehr, denn im Lande lagen viele Hacienden und in den Hügeln wurde eine nicht unbedeutende Viehzucht getrieben. Die gut gehaltene Chaussee bis Caracas war dann mit Transportkarren bedeckt und von zahlreichen Maulthier- und Eselzügen belebt. Das aber hatte jetzt freilich Alles aufgehört.

Seit dem Ausbruch der Revolution, die ebenfalls eine Menge Menschen anzog, überschwemmte Falcon die Nachbarschaft der Hauptstadt mit Soldaten und zog die arbeitende Bevölkerung, wenn sie dem nicht durch die Flucht entging, vollständig in ihre Reihen. Das Land wurde aber unter allen Umständen von Arbeitern entblößt, und jeder Handel und Verkehr damit gründlich unterbrochen. Ja selbst der Ackerbau sank in dieser Zeit zu einem Hazardspiel herab, das vielleicht, bei der Theuerung der Producte, einen bedeutenden Gewinn abwarf, allen menschlichen Berechnungen nach aber mit Verlust enden mußte, da der wohl schwerlich erntete, der gesäet hatte.

Allerdings standen noch die Läden geöffnet, aber Niemand kaufte, und die Pulperien und Eßwaaren-Boutiquen machten noch die einzigen Geschäfte, denn essen und trinken mußte doch Jeder, und wenn er sein Letztes dafür als Pfand brachte.

So gedrückt aber auch der Bevölkerung bis dahin die Tage fortgeschlichen waren, ein so lebendiges, ja fast heiteres Treiben herrschte heute in dem kleinen Ort, denn endlich, endlich schien für ihn die Zeit gekommen, wo die „gelben" Marodeurzüge nicht mehr wagen durften, ihre Schwärme hierher zu senden und — nach Gutdünken jedes einzelnen Officiers — Contributionen aufzuerlegen.

Die Blauen waren eingerückt! Mit schmetternden Trompeten waren sie, die Cavallerie voran, im Triumph und mit wehenden Fahnen angekommen und von den Einwohnern mit wirklicher Herzlichkeit begrüßt worden. Für diese waren es auch keine Rebellen gegen den ruhigen Frieden eines Landes, sondern wirkliche Reconquistadoren oder Wiedereroberer eines geordneten Zustandes, der dem Vaterland auf's Neue Ruhe und Sicherheit geben sollte. Nicht gegen die nothwendige Regierung eines Landes, sondern gegen Tyrannei und Erpressung, gegen die Verletzung der Constitution und gegen eine wahre Blutsaugerwirthschaft hatten sie sich erhoben, und der frische Muth, der aus den Augen Aller, selbst der gemeinen Soldaten, blitzte, verrieth schon, daß sie sich bewußt waren, einer guten Sache zu dienen — und sie hatten sich deshalb nicht zu beklagen, daß sie hier schlecht empfangen wurden.

Die Männer schwenkten ihnen die Hüte, die Frauen Tücher entgegen, und aus allen Häusern brachte man willig Speisen und Getränke — Branntwein für die Leute, Wein für die Officiere, um sie nach einem langen und mühseligen Marsch zu erquicken und zu stärken. Wo die „Gelben" nahten, da wurden augenblicklich sämmtliche Läden geschlossen, und wer irgend etwas besaß, wovon er glaubte, daß sie es gebrauchen könnten, — und sie konnten eigentlich Alles gebrauchen — versteckte es. Hier waren sämmtliche Läden geöffnet und blieben es, ohne daß auch von irgend einer Seite Klage eingelaufen wäre.

Die kleine Stadt liegt eigentlich mehr an dem südlichen Hang des Hügels, wo sich derselbe leise gegen das Thal zu abdacht, denn die nördliche ist ein wenig zu steil zum Häuserbau, und Raum genug war ja ebenfalls vorhanden. Oben auf dem Hügel, mit einer prachtvollen Aussicht nach dem

Guayra und dem dahinter liegenden Thal, wie auch über die nach Caracas führende Straße, hatte sich der Generalstab einquartiert, General Andres Alvarado mit den beiden Obersten Adolfo Garcia und Teja, während man die Leute so in der Stadt vertheilte, daß sie den Bewohnern so wenig als möglich zur Last fielen. In dem warmen Klima ließen sie sich ja überdies leicht unterbringen, und eigentlich nur ein Schutzdach mußten sie sich sichern, denn die Zeit der Regen war bald da und zeigte schon ihre Vorläufer in wehenden Wolkenstreifen und wenn auch noch vereinzelt fallenden Schauern. Fing es aber erst einmal an, dann konnten sie sich auch darauf verlassen, daß es tüchtig kam.

Vor allen Dingen suchte nun Alvarado genau auszufinden, wie viel Besatzung in Caracas selber lag, und jede Auskunft, welche ihm die Bewohner von Las Ajuntas geben konnten, stand ihm gern zu Diensten. Alvarado kannte aber seine Landsleute zu genau, um nicht zu wissen, wie unzuverlässig solche Notizen waren. Nicht etwa, daß ihm die Leute absichtlich falsche Angaben gemacht, aber sie haben durchschnittlich eine zu lebendige Phantasie und übertreiben gewöhnlich. Die Versicherung, daß Falcon wenigstens über 6—7000 Soldaten verfüge, nahm er deshalb nur sehr ungläubig auf — er hatte darüber andere und wahrscheinlichere Berichte; aber nach Allem, was er hörte, schien es ihm doch, daß er nicht zu leichtsinnig vorgehen dürfe, sondern erst noch eine Verstärkung oder wenigstens die Gewißheit abwarten müsse, von einer andern Division unterstützt zu werden.

Sein Zug nach Las Ajuntas sollte auch vor der Hand nur eine Drohung sein. Mig. Ant. Rojas hatte ihm aber fest versprochen, schon in einigen Tagen von Valencia und der Lagune heranzurücken und mit ihm dann vereint zu wirken. Rojas' Wunsch war natürlich, Caracas zu nehmen, ehe Monagas von Barcelona her die Hauptstadt erreichen und ihm den Sieg schmälern konnte, und er rechnete dabei stark auf die Mithülfe der Stadt selber, die schon allein durch eine bloße Demonstration Falcon einschüchtern und zur Uebergabe zwingen konnte. — Darin hatte er sich freilich in den Bewohnern von Caracas geirrt, und überhaupt geschieht es fast

in keiner dieser südamerikanischen Revolutionen, daß sich die Städte selber erheben, d. h. die Bürger, die bei solchem Act ihr Eigenthum zu sehr gefährdet sehen. Sie lassen das gewöhnlich die streitenden und einmal unter Waffen befindlichen Parteien untereinander ausmachen, schließen nur ihre Läden und Thüren, und fügen sich nachher mit der größten Liebenswürdigkeit dem Sieger, der dann, wie sich auch die Wage neigen möge, nie Ursache hat, auf sie erzürnt zu sein.

Die Umgegend wurde indessen durch Streifpatrouillen gehörig abgesucht, ob nicht doch etwa ein versteckter Feind in der Nähe lauere, und dazu eigneten sich diese Soldaten, von denen überhaupt der größte Theil aus Vollblut- und Halbindianern bestand (selbst Alvarado gehörte der letzteren Race an), ganz vortrefflich. Ein solcher Verdacht zeigte sich aber unbegründet. Falcon hatte, mit Ausnahme der weitentfernten Garnisonen, die er nicht wieder einziehen konnte, Alles um sich her in die Hauptstadt gezogen — angeblich um seine Truppen zu sammeln und sich dann selber an ihre Spitze zu stellen, damit er persönlich die Revolution niederwerfe. Ob er wirklich eine solche Absicht gehabt — wer kann es sagen.

Im Osten dämmerte der Tag; der Mond war schon vor einiger Zeit hinter dem in Westen lagernden Wolkenschleier verschwunden, und als sich das Dunkel lichtete, bot sich dem Auge von der Höhe aus ein wahrhaft zauberisch schöner Anblick.

Unmittelbar unter dem Hügel, auf welchem die Stadt lag, trieb der murmelnde Bergstrom, die Guayra, ihr klares Wasser in das Thal hinab, dem nicht fernen Meer entgegen, links an den Hügeln hin zog sich die helle Straße, die hinein nach Caracas führte, und nach rechts und vorn dehnte sich, von einer mit frischem Grün bedeckten Hügelkette eingeschlossen, das fruchtbare Thal mit seinen Zuckerpflanzungen und Bananengärten aus. Den Strom selber aber bezeichnete deutlich ein schmaler Streifen hoher Weiden und Caña brava oder wildes Rohr, das in dem leichten Wind herüber und hinüber schwankte. Das rege Leben fehlte wohl da draußen, das sonst der ganzen Gegend einen so eigenen Reiz verlieh, aber die Natur bleibt sich ja immer gleich — immer schön und hehr, ob die

Menschen nun in Liebe und Eintracht bei einander wohnen und ihre Gaben mit vollen Zügen genießen, ob sie im furchtbaren Bruderkrieg einander bekämpfen und den grünen, schwellenden Rasen mit ihren Rossen zerstampfen, mit ihrem Blut beflecken.

Im Thal lag noch ein leichter duftiger Nebel, der aber das ganze Bild desselben nicht etwa verhüllte, sondern einen eigenen Schmelz darüber goß, und, mit seinen beweglichen Schleiern von dem Windzug dann und wann gefaßt, bald hier bald da hinüber wechselte und manchmal wie ein leichter Schatten über den Bergstrom glitt. Dort unten das fruchtbare Thal zeigte auch noch hellgrünes Zuckerrohr, denn Las Ajuntas lag doch etwas zu weit ab von der Hauptstadt, als daß sich kleine Fouragier-Trupps, wie sie überall in der Nähe von Caracas umherstrichen und mitnahmen, was sie fanden, bis hierher gewagt hätten. Das überall von Hügeln eingeschlossene Thal gestattete zu leicht einen Ueberfall, und die Officiere trauten auch selbst ihren Soldaten zu wenig, ob diese nicht die günstige Gelegenheit zum Desertiren benutzen würden. So war die Gegend denn wohl im Verhältniß zu Mariperez und Chacao wenigstens verschont geblieben, aber doch freilich dann und wann von größeren Abtheilungen heimgesucht worden, die dann Vieh und Menschen einfingen, so viel sie bekommen konnten.

Die Sonne stieg über die Hügel herauf und der Nebel zerfloß in Duft, aber in Milliarden Diamanten glänzte das Thal und eine wohlthuende Frische trieb der sich erhebende Wind von dort herüber. Und wie das Licht auf den hellen Häusern der kleinen Stadt blitzte und doch zugleich die hinter ihr aufsteigenden Wolkenmassen so schwarz und düster malte! Es waren *zwei* Gewitter, die gegen den friedlichen Ort zu gleicher Zeit emporstiegen.

Oberst Teja stand oben am Fenster seines kleinen freundlichen Stübchens und schaute, der Sonne entgegen, über das Thal hinaus — Garcia lag noch in seiner Hängematte, hatte sich eine Papiercigarre angezündet und blies Ringel.

„Caramba, Garcia," rief der junge Mann, indem er mit dem Arm hinaus aus dem offenen Fenster deutete — „hier

haben Sie, in der frischen Morgenluft, ein Bild, wie man es sich kaum schöner denken kann, fertig ausgemalt und beleuchtet, und dort liegen Sie in Ihrer Chinchorra und gönnen diesem kleinen Paradies nicht einmal einen Blick. Sehen Sie nur die Schatten, die jetzt der darüber hinstreichende Nebelstreifen in jenes Seitenthal wirft — sehen Sie den rosigen Hauch, der über dem Ganzen liegt, die dunkeln Weiden da unten, das helle Rohr, den murmelnden Strom selbst, wie er blitzt und funkelt!"

„Sie sind so poetisch heute Morgen, Teja," erwiderte lächelnd der junge Officier, „daß ich viel mehr Genuß habe, wenn ich Sie es beschreiben höre, als wenn ich es selber sehe. Fahren Sie fort! Bemerken Sie nicht auch irgendwo einen malerischen Eseljungen, der unten am Wasser seine Fässer füllt, oder ein paar niedliche Mädchen, die ihre schmutzige Wäsche waschen?"

„Sie sind unverbesserlich," rief Teja — „ich, ein Fremder, finde immer neue Schönheiten in Ihrem herrlichen Lande, und Sie, der Sie als Sohn desselben nur so viel mehr darüber entzückt sein sollten, wollen nicht einmal aufstehen, um ihm einen Blick zu gönnen."

„Wir müssen unsere Kräfte schonen, Amigo," meinte Garcia, ohne sich aber auch nur zu rühren, „denn wir wissen nicht, wie wir sie in allernächster Zeit gebrauchen werden. Wie sieht die Straße aus? leer?"

„Vollkommen — außer einer kleinen Staubwolke dort an der Biegung, wo — Caramba! Da ist ein Reiter, der in voller Carrière hierherzu angesprengt kommt."

Garcia war mit einem Satz auf den Füßen und neben Teja.

„Wo?"

„Dort auf der Straße."

Die beiden jungen Leute beobachteten wohl eine Minute lang den heranjagenden Reiter, dann aber rief Garcia, indem er rasch in seine Kleider fuhr, „da ist 'was im Wind. Machen Sie sich fertig, Teja, und klopfen Sie vor allen Dingen einmal den General heraus, wenn der vielleicht noch schlafen sollte. Der Bursche da unten bringt wichtige Neuigkeiten,

denn umsonst strengt er sein Thier nicht so an. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn ihm Falcon selber dicht auf den Fersen wäre."

So kaltblütig er vorher die Scenerie genommen, so rasch war er jetzt gerüstet, schnallte seinen Säbel um, steckte seine beiden Revolver ein und war eben fertig, als er den General schon die kleine Treppe hinabrasseln hörte. Noch einen Blick warf er aus dem Fenster, der Reiter jagte eben, ohne sein Pferd einzuzügeln, über die Brücke, am Hügel hin und in die Stadt hinein, und mit Teja, der jetzt ebenfalls zurückkam, um seine Waffen zu holen, eilte er hinunter vor das Haus.

Sie sollten aber nicht lange über das, was der Bote brachte, in Ungewißheit bleiben. „Sie kommen!" tönte ihnen schon der Ruf voraus, die Straße herauf — „Falcon kommt! die Gelben rücken an!" — und Frauen flüchteten in ihre Häuser, die Händler, die eben erst geöffnet hatten, schlossen schnell ihre Läden wieder, und in den Straßen sammelte sich jetzt das neugierige und allerdings hierbei auch sehr betheiligte Volk, um selber die eben gehörte Nachricht bestätigt zu sehen.

Der Ruf hatte nicht gelogen. Alvarado, als er den Boten erreichte, hörte von ihm, daß eine Heeresmasse auf der Straße heranziehe und er sogar die Gewehre habe in der Sonne blitzen sehen. Wie stark die Truppe etwa sei, konnte der Bote nicht sagen, aber es müßten viel, sehr viel sein, denn so weit er den Weg habe überschauen können, wäre der Staub aufgewirbelt. Da sei er denn fortgesprengt, um die Kunde so rasch als möglich hierher zu bringen.

„Und wo hast Du sie verlassen?"

„Noch vor Dos Caminos — wenn sie sich dazu halten, können sie gar nicht mehr so lange ausbleiben."

Jetzt tönten die Signale durch den ganzen Ort. Die Trommeln wirbelten den Generalmarsch, und von allen Seiten stürzten die Soldaten herzu, zu ihrem Sammelplatz an dem Brückenkopf.

Das war freilich in dieser Jahreszeit kein wichtiger Punkt. Ja, wenn erst die Regen einmal wirklich eingesetzt hatten,

dann trieb der Guayra eine mächtige Wassermasse zu Thal, und eine Furth gab es nicht mehr, weder für Mann noch Thier. Jetzt aber konnte man ihn fast überall durchwaten. Von welcher Seite ein Angriff erfolgen würde, war deshalb vollkommen unbestimmt, denn die Gelben mochten Las Ajuntas umgehen, wie sie wollten. Die Vertheidigung wurde aber dadurch erleichtert, daß sich die Belagerten auf dem nicht großen Hügel rasch nach jeder Seite wenden konnten und der Feind in den steilen Straßen stets im Nachtheil bleiben mußte. Nur die besseren Waffen gaben den Regierungstruppen wieder einen Vortheil, denn von Alvarado's Schaar hatte fast die Hälfte nur Lanzen und die Officiere Revolver, und selbst die Schußwaffen eines großen Theils der Uebrigen bestanden in höchst mittelmäßigen Carabinern.

Eben so dürftig sah es mit der Munition aus, und ein Munitionstransport wurde erst heute oder morgen erwartet. Hatte man doch nicht darauf gerechnet, so rasch angegriffen zu werden. Falcon konnte ja kaum erfahren haben, daß sie da waren.

Aber das Alles half jetzt nichts. Der Feind kam und mußte abgeschlagen werden, und wenn sie ihre Munition nur ein klein wenig schonten, so reichten sie auch, für diesen Angriff wenigstens, damit aus.

Alvarado war ein vortrefflicher Guerillaführer und verstand als solcher auch jeden Punkt zur Vertheidigung zu benutzen. Mit dem Terrain hatte er sich ebenfalls schon vertraut gemacht, und von Garcia und Teja unterstützt, gelang es ihm bald die verschiedenen Positionen so zu besetzen, daß sie sowohl nach jeder Seite gedeckt waren, wie auch nach jeder eben so leicht Hülfe bringen konnten.

„Da sind sie! da kommen sie!" tönte plötzlich der Ruf, und Alvarado, der mit einem Signalisten neben sich wieder oben an seinem Fenster stand, entdeckte jetzt auch selber den aufwirbelnden Staub, der die nahende Truppe einhüllte und verrieth. Es ließ sich aber für jetzt weiter gar nichts thun, sondern es mußte abgewartet werden, wie der Feind die Angriffscolonnen führen würde. Ehe das aber geschehen konnte, brauchte er von da, wo er sich jetzt befand, wenigstens noch

eine halbe Stunde, und die Zeit sollte von den Soldaten benutzt werden, um erst zu frühstücken und nicht hungrig in den Kampf zu gehen. Seinen Posten durfte freilich Keiner verlassen, aber das war auch nicht nöthig, denn die Einwohner schleppten schon selber Alles herbei und trugen es ihnen zu. Wenn die Gelben siegreich eindrangen, so behielten sie doch nichts davon, und da war es viel besser, vorher die Freunde damit zu stärken.

Alvarado stand mit Teja und Garcia oben in der Stube, von der aus man den Weg am weitesten übersehen konnte, und allerdings wollte der Staub darauf gar kein Ende nehmen. Er verhinderte aber auch, daß man von dort aus einen Ueberblick gewann, um die etwaige Stärke zu taxiren, bis endlich ein plötzlicher Windstoß, den die aufsteigende Wolke herüberschickte, für einige Minuten Luft machte, und das genügte, um wenigstens einen Theil der Colonnen zu übersehen. Alvarado lachte.

„Ich glaube, wir haben uns umsonst gefürchtet," sagte er, „die marschiren da unten weitläufig genug, immer zu Vier und Vieren auf der Straße, und gehen dabei nicht einmal Mann an Mann. Das erklärt die lange Staubwolke, und es ist, wie ich mir dachte. Wahrscheinlich ahnen sie gar nicht, daß wir hier auch mit etwas über tausend Mann stehen, sie würden sonst wohl nicht so langsam angeschlendert kommen. Also noch ein Glas Wein, meine Herren! Der Wein ist wirklich vortrefflich und so klar und dunkelgolden, daß er Einen ordentlich anblitzt."

„Dios, Union y Libertad!"

rief er, das gefüllte Glas nehmend, und als die beiden jungen Officiere eingestimmt und ihre Gläser geleert hatten, winkte ihnen der General. „So, meine Herren, jetzt an die Arbeit. Sie kennen Ihre Posten. Der Signalist hier giebt denen, die durch die Häuser gedeckt sind, das Zeichen, wohin sich der Feind zum Angriff wendet, ich glaube aber, er wird von verschiedenen Seiten zugleich stürmen, und darauf sind wir vorbereitet. Schärfen Sie mir nur noch einmal den Leuten besonders ein, daß sie nicht zu hastig schießen und um Gottes willen keine Munition verschwenden. Die Herren müssen ja

zu uns heraufsteigen, und dann bekommen wir sie nahe genug. Vorwärts! beim Himmel! die machen keine lange Pause, da geht schon der eine Trupp hinab, um durch den Guayra zu setzen. Haben Sie Ihre Leute alle richtig postirt, Teja?"

„So weit es bis jetzt möglich war, General," rief Teja. „Sie können sich auf mich verlassen."

„Gut, vorwärts! Auf Wiedersehen, meine Herren!" und die beiden Officiere stürmten hinab, ihren Truppentheilen zu.

Indessen entwickelten sich dort unten die Streitmassen des Feindes immer mehr, wie sie in langem Zug auf der etwas beengten Straße vorrückten. Daß sie dabei die nöthige Vorsicht nicht außer Acht ließen, sah man übrigens deutlich, denn rechts über die Hügel kletterten zugleich die Tirailleure Colina's, um sich versichert zu halten, daß sich die Rebellen nicht dort hinein geworfen und plötzlich vielleicht einen Flankenangriff versuchten. Das war aber allerdings nicht der Fall gewesen, und er konnte seine Ueberraschung als gelungen betrachten, denn daß er die Feinde jetzt, wo er sie zusammen hatte, werfen würde, hoffte er sicher. — Und doch, welch ein Unterschied gab sich in den verschiedenen Truppentheilen kund!

Bei den Blauen herrschte reges, fast freudiges Leben. Sie sollten endlich einmal und noch dazu unter für sie günstigen Umständen mit dem verhaßten Feind zusammentreffen, und siegesgewiß trugen sie ihre oft ärmlichen Waffen und lachten und scherzten mit den Einwohnern, die ihnen noch eine Mahlzeit oder einen Schluck aguardiente brachten. — Die Gelben dagegen rückten still und verdrossen vor, denn welches Interesse nahmen sie an dem ganzen Bürgerkrieg? Sie waren zu Soldaten, meist ohne Ausnahme, gepreßt worden. Löhnung hatten sie fast gar keine bekommen, nicht einmal hinreichende Nahrungsmittel, außer dem, was sie sich selber stehlen oder erbetteln konnten, und daß sie bei der Bevölkerung ihres eigenen Landes verhaßt waren, wo sie sich nur mit ihren gelben Bändern sehen ließen, konnte ihnen nicht verborgen bleiben. Die Officiere zwar hatten guten Muth, denn sie gingen, wie sie meinten, in einen leichten Kampf. Es war nicht einmal wahrscheinlich, daß die Rebellen ihnen nur Stand hielten, und deshalb schon ließ Colina seine ersten Truppen rasch aus-

flanken und durch den Guayra gehen, damit sie den Feind, wenn er sich hinten in die Berge werfen wollte, wenigstens noch beschießen konnten.

Dem Aehnliches geschah aber nicht. Kein einziger Mann war dort draußen zu sehen, während man deutlich erkennen konnte, daß sich die Blauen in der Stadt festgesetzt hatten und den Angriff dort erwarten wollten. Also mußte es doch zu einem Kampf kommen, wozu aber der Vortrab Colina's erst wieder neue Instructionen einzuholen hatte.

Colina selber kannte das Terrain ziemlich genau und wartete nur an der Straße, bis auch die letzten Nachzügler der Truppe angekommen waren. Jetzt aber galt es auch kein Zögern mehr, denn er hatte seinen Leuten versprochen, daß sie in Las Ajuntas frühstücken, und zwar gut frühstücken sollten. — Er konnte zwar nicht wissen, ob die Blauen freundlich dort aufgenommen waren, oder ob sie sich nur mit Gewalt festgesetzt hatten, aber er kannte zu gut die ganze Stimmung des Landes und hoffte das Rebellengesindel, wie er es schon oft gethan, wieder einmal nach Herzenslust zu züchtigen.

Von Las Ajuntas aus war er schon von Alvarado sowohl wie von Teja mit dem Fernrohr erkannt worden, und die Bewohner der kleinen Stadt geriethen in nicht geringe Angst, als sie die Gewißheit erhielten, daß El Cólera die Feinde befehlige; befürchtet hatten sie es ja gleich von Anfang an, da er zu solchen Expeditionen von Bruzual gewöhnlich verwandt wurde. Sie wußten auch genau, wie es ihnen ergehen würde, wenn er dort einzog, und viele der Bewohner fingen schon an ihre besten Sachen und Waaren bei Seite zu bringen, um sich auf den schlimmsten Fall gefaßt zu machen.

Sie sollten wenigstens nicht lange auf den Kampf zu warten haben, denn Colina zögerte nicht mit dem Angriff. Ob er es nicht der Mühe werth hielt, mit Rebellen irgend welche Umstände, wie Aufforderung zur Uebergabe oder derartige Formen zu machen, ob er die Frage schon dadurch hinlänglich beantwortet glaubte, daß eben die Blauen gar keinen Versuch zur Flucht machten, also entschlossen waren Widerstand zu leisten, genug, er theilte seine Division ohne Weiteres in drei

Colonnen und gab dann so ruhig das Zeichen zum Angriff, als ob er ihnen nur befohlen hätte, in die Stadt hinein zu marschiren.

Alvarado hatte indessen seine Truppen so aufgestellt gelassen, daß nur der kleinste Theil derselben von den Gelben bemerkt werden konnte. Wie er den Feind jetzt taxirte, war er seiner Mannschaft keineswegs an Zahl überlegen, und wenn auch die Regierungstruppen, mit guten Bayonnetflinten bewaffnet, darin ein Uebergewicht beanspruchen konnten, so wußte er sich dafür im Besitz der vortheilhaftesten Stellung und hielt den Erfolg kaum für zweifelhaft. Diese Schaar war nie im Stande, Las Ajuntas zu nehmen.

Bis dahin hatten sich die Angreifer noch, wenn auch außer Schußweite, doch so entfernt gehalten, daß sie von den unvollkommenen Waffen der Gegner wenig zu fürchten brauchten. Jetzt ertönte das Zeichen zum Angriff, und Colina, der den Hauptangriff über die Brücke selber leiten wollte, sprengte auf seinem starken Maulthier keck dem Zug voraus — galt er ja doch auch in der ganzen Armee für einen der tapfersten Generale, der sein Leben nirgends schonte.

Es mag sein, daß die Regierungstruppen mit nur sehr wenig Begeisterung in den Kampf gingen und sich am liebsten mit den Blauen, worunter Viele ihre Brüder und Freunde wußten, vertragen hätten; der Mensch ist aber ein wunderliches Geschöpf und kann mit einiger Geschicklichkeit und Ausdauer eben zu Allem getrieben werden, wozu man ihn haben will. Bis dahin schien es, als ob sie dem Kampf nur verdrossen, ja widerwillig entgegen gegangen wären, jetzt aber, als zum Angriff geblasen wurde, erwachte das Thierische, das in jedem Menschen schlummert, und wenn er sonst noch so sanft und rücksichtsvoll wäre. Die Bestie kommt dann und wann einmal doch zum Vorschein.

Gerade als Colina mit seiner Colonne die Brücke passirte, schmetterte die erste Flintensalve durch das Thal und kündete den Beginn des Kampfes an. Die Kugeln schlugen auch zum Theil richtig ein und rissen zwei Menschen nieder, konnten aber den Feind eben so wenig einschüchtern als zurückhalten, ja bewirkten vielmehr das Gegentheil.

Es war Blut geflossen, der Kampf im vollen Ernst begonnen, und während Colina mit einem donnernden Hurrah seinen Säbel schwang und, den Revolver in der linken Hand, sein Maulthier mit den Schenkeln regierend, vorsprengte, stürmten seine Soldaten mit einem wilden Racheschrei über die gefallenen Kameraden hinterdrein und warfen sich mit gefälltem Bajonnet dem Feind entgegen.

„Halt! Feuer!“ Im Nu sammelten sie sich, um dem Befehl zu gehorchen, erst ihre Gewehre abzuschießen und dann mit dem Bajonnet hinein und hinauf in die Stadt. Da drüben knatterte es auch schon herüber. An ein regelmäßiges Feuer war allerdings nicht zu denken. Jeder gab seinen Schuß ab, wie er eben fertig wurde, aber anstatt daß sich da oben die Straße gelichtet hätte, sprangen die Blauen jetzt von allen Seiten vor, feuerten ihre Gewehre die Straße hinunter und verschwanden dann wieder in und hinter den Häusern.

„Vorwärts!“ schrie Colina, indem er selber aus dem Sattel sprang und sein Thier zurückjagte, „vorwärts, meine Burschen! sie fliehen schon. — Daß sie uns nicht entkommen! Hurrah für Falcon und die Federacion, hurrah!“

„Hurrah!“ tönte es zurück, und die Schaar, welche die Aufgabe hatte, vor allen Dingen den Hügel zu nehmen, wonach sich die Rebellen nicht mehr in der Stadt halten konnten, stürzte sich mit wirklicher Tapferkeit dem Feind entgegen. Noch aber hatte sie nicht den Abschnitt, den die erste Querstraße kreuzte, erreicht, als plötzlich von allen Seiten wieder die einzelnen Schützen vorsprangen und auf die kurze Entfernung eine tödtliche Salve niedersandten. Die Gelben stutzten, viele von ihnen fielen, aber sie wollten sich dadurch nicht werfen lassen; mit wildem Geschrei stürmten sie vorwärts. Da wichen aber die mit Carabinern bewaffneten Blauen zurück, und ein dichter Schwarm Lanzenträger, von Teja geführt, wälzte sich auf die Stürmenden. In der Straße selber hatten die Reconquistadoren mehrere Häuser besetzt und Schützen an die Fenster postirt. Jetzt, auf ein Trompetensignal, traten sie vor und feuerten mit ihren Gewehren in die Masse hinein, während die Lanceros —

von dem höheren Boden, auf dem sie standen, unterstützt — einen wüthenden Angriff machten.

Den ersten Anprall hielten die Gelben wacker aus. Mit Wuthgebrüll trieb sie Colina vorwärts, aber der auf sie niederpressenden Wucht konnten sie nicht widerstehen. Die hinter ihnen Drängenden beengten sie sogar im Gebrauch ihrer Waffen. Und dazu noch die knatternden Schüsse von den Seiten — das war zu viel für ihren schwachen Patriotismus.

Sie fingen an, Raum zu geben, und beschränkten sich schon auf augenblickliche Vertheidigung. Colina wüthete und drängte nach vorn. Ein stürzender Soldat kam zwischen seine Füße, er mußte sich selber gegen einen nach ihm geführten Lanzenstoß schützen, er wich etwas zurück, und jetzt war an ein Halten nicht mehr zu denken. In toller Flucht wälzten sich im nächsten Augenblick Verfolgte und Verfolger den Hang hinab.

Aber auch Garcia war auf seiner Seite nicht müßig gewesen und hatte seine Soldaten so geschickt postirt, daß sie sich zum Theil versteckt halten konnten, bis die Gelben die ersten Außengebäude passirten. Jetzt brachen sie vor, hinter und mitten zwischen der Angriffscolonne, und verbreiteten gleich von allem Anfang an Verwirrung in den Reihen der Feinde.

Die dritte Kolonne war noch gar nicht recht zum Angriff gekommen, sondern von einem so heißen Feuer empfangen worden, daß sie, mit einem nicht sehr tapfern Führer an der Spitze, nur Deckung und einen andern Platz zum Einbrechen suchten; ehe sie den aber fanden, ertönte schon von drüben ein Signal zum Rückzug, und zu gleicher Zeit sahen sie einen Theil der Ihrigen in voller Flucht den steilen Abhang nach dem Guayra hinabspringen.

Noch standen sie unschlüssig, als oben in der Stadt Trompeten ihre Signale schmetterten. Das war kein Sammelruf, das war das Sturmsignal der Blauen, das Viele von ihnen recht gut kannten, und jetzt wurde die Stadt selber auch lebendig. Aus allen Straßen brachen Feinde hervor, aus den Häusern sprangen sie toll und wild und Lanze oder

Muskete in der Hand den Hang herunter, und wären die Soldaten jetzt gesammelt worden, so hätten sie den immer noch vereinzelten Angreifern verderblich werden können — aber schon war kein Halten mehr unter der Truppe, und die Gelben glaubten sich von einer Uebermacht angegriffen und umstellt. Auf die Straße hin flohen sie, in das Thal sprangen sie hinab und durch den Fluß; an den Hügeln, die links die Straßen beengten, kletterten sie hinauf. Viele ließen dabei ihre Gewehre fallen und nahmen sich nicht die Zeit, sie wieder aufzuheben, und Colina selber hatte Mühe, sein Maulthier in diesem augenblicklichen Wirrwarr aufzufangen und zu besteigen. In voller Carrière sprengte er jetzt mit dem wackern Thier die Straße entlang, um die ersten der Flüchtigen einzuholen und zu sammeln. Mit seinem Säbel hieb er sogar in voller Wuth nach ihnen, aber sie wichen ihm aus und waren nicht in ihrer Flucht zu hemmen.

Hinterdrein brachen die Reconquistadoren mit Siegesjubel und tönenden Hörnern und hätten jetzt, da sie sich in gedrängten Massen hielten, ein Sammeln der Flüchtlinge gar nicht mehr gestattet.

An der Brücke erreichte Teja, der mit unter den ersten der Verfolger war, die Feinde und warf sich selbst mitten zwischen sie hinein, um einen Theil von ihnen abzuschneiden und zu Gefangenen zu machen. Sein Revolver war abgeschossen, aber er nahm sich gar nicht die Zeit, ihn wieder zu laden, sondern nur mit dem Säbel in der Rechten, die linke Hand frei, sprang er in den Schwarm und erwischte einen Indianer, der an der Einfassung hinfloh, am Kragen. Das aber war ein handfester Bursche, und mit einer raschen Wendung, von seinem Nachbar unterstützt, faßte er den jungen Officier um den Leib, hob ihn wie ein Kind in die Höhe und wollte ihn eben über das steinerne Geländer hinunter in den Strom werfen, als beide Soldaten einen lauten Schrei ausstießen und machtlos in die Kniee sanken. Ein breitschultriger Neger nämlich, mit keiner Waffe als seinen Fäusten, hatte sie Beide zu gleicher Zeit im Nacken gepackt und dermaßen gepreßt, daß sie vor Schmerz zusammenbrachen. Der Neger nahm weiter keine Notiz von ihnen, riß nur dem einen die Muskete

aus der Hand, sprang über ihn weg, und Teja lachend zunickend, folgte er den Uebrigen mit gewaltigen Sprüngen.

In Los dos Caminos hoffte Colina seine Leute wieder zu ordnen, aber ob die Flüchtigen etwas Aehnliches befürchteten oder vielleicht glaubten, daß ihnen in dem Dorf ein neuer Ueberfall drohe, genug die meisten von ihnen brachen nach rechts und links aus, und als sie endlich Chacao erreichten, war ihre Zahl — weniger durch Todte und Verwundete, als durch Gefangene und Deserteure — dermaßen gelichtet und zusammen geschmolzen, daß an weiteren Widerstand nicht zu denken war.

In Chacao waren alle Läden und Häuser fest verschlossen; aber das heute Morgen so siegesgewiß da hindurch gezogene Heer durfte sich nicht einmal dort aufhalten, um kurze Rast zu machen, denn die Verfolger blieben ihnen dicht auf den Fersen und ließen ihnen kaum Zeit, sich umzuschauen. Alvarado nämlich, schon die moralische Niederlage des Zuges nicht zu gering anschlagend, gönnte ihnen keine Ruhe. Was er an Gefangenen gemacht hatte, wurde unter kleiner Bedeckung zurückgelassen, und mit etwa achthundert Mann verfolgte er den Feind unerbittlich, selbst durch Chacao und Mariperez hindurch, fast bis zur unmittelbaren Nähe von Caracas, das Colina etwa drei Uhr Nachmittags erreichte.

Dort erst, und zwar hinter Mariperez, hielten die Blauen, denn die Munition war ihnen fast vollständig ausgegangen, sammelten sich wieder, nahmen noch eine Anzahl von Ueberläufern auf, die froh waren, auf gute Manier dem Dienst in der Hauptstadt zu entgehen und wieder zu ihren Familien in das Innere zurückzukehren, und zogen sich dann langsam gegen ihr Hauptquartier zurück.

In Chacao hielten sie kurze Rast, oder eigentlich erst hinter dem kleinen Orte, um die Bewohner nicht zu sehr zu alarmiren. Teja hatte einen Streifschuß im Gesicht erhalten, der ihm die linke Backe aufgerissen, und wollte sich die Wunde gern zunähen lassen, fand aber Niemanden, der damit umzugehen wußte, und beorderte eben Einen seiner Leute, in das Städtchen zurückzulaufen, um zu sehen, ob er keinen Wundarzt auftreiben könne, als einer der Gefangenen oder vielmehr

Deserteure auf ihn zutrat und sich in sehr gebrochenem Spanisch erbot, die „Arbeit" zu übernehmen.

„Bist Du ein Wundarzt, mein Bursche?" fragte ihn der Officier.

„Nein," sagte der Mann, entschieden mit dem Kopf schüttelnd, „una sastre."

„Una sastre?" rief Teja lachend — „ein Schneider? wo kommst Du her?"

„Aus Alemania," sagte der Bursche, indem er kaltblütig in die Tasche griff und Nadel und Zwirn herausholte. „Wollen das schon wieder zusammenflicken. Habe neulich schon einmal einem pechschwarzen Neger das Gesicht so zusammengeheftet, daß es eine Freude war. Auf der schwarzen Haut werden nur die Nähte leicht weiß, und das sieht nachher nicht hübsch aus. Seinem Gesicht that's aber keinen Schaden."

„Und wie bist Du denn unter das Militär gerathen, mein Bursche?" frug der Officier, wahrend der Schneider seine Nadel einfädelte und einen ordentlichen Knoten machte — „Freiwilliger?"

„Ja wohl," sagte der Schneider, „freiwillig eingefangen und einen Real Löhnung versprochen — und dafür auch noch todtschießen lassen? Caracho — weiter fehlte nichts!"

Teja lachte. — „Aber wenn Du die Absicht hattest, weshalb bist Du denn da mit bis hierher gerannt? das konntest Du doch schon in Las Ajuntas bequemer haben."

„So? wenn der verdammte schwarze Neger immer mit Revolvern nach Allen schoß, die rechts oder links auskniffen, oder mit dem Säbel hieb, nicht wahr? Aber wie ich nur erst einmal wieder Bäume hatte, war ich sicher."

„Und willst Du jetzt bei uns eintreten?"

„Wenn ich einmal verrückt werde, ja, dann gehe ich unter die venezuelanischen Soldaten," rief der Deutsche, „aber so lange ich noch einen Funken gesunden Menschenverstand im Hirn habe, dank' ich dafür. — So — nun setzen Sie sich einmal dahin — meinen Fingerhut hab' ich auf der Hetze verloren, aber es wird wohl auch ohne den gehen."

„Aber hast Du Dich denn da nicht an Deinen Consul gewandt?" sagte Teja, „ich bin auch Ausländer, aber diene

freiwillig — gewaltsam dürfen sie uns gar nicht unter das Militär stecken.“

„Thun Sie mir den Gefallen,“ sagte der Schneider, „und verderben Sie mir den schönen Tag nicht mit meinem Consul. Ich bin königlich baierischer Unterthan, und jetzt seien Sie so gut und setzen Sie sich endlich einmal auf — den Stein da und halten Sie den Mund.“

Teja lachte, ließ aber den komischen Burschen gewähren, der ihm denn auch bald und noch dazu mit ziemlicher Geschicklichkeit die aufgerissene Backe wieder zunähte.

„So,“ sagte er dann, als er zurücktrat und mit schräg gehaltenem Kopf seine Arbeit wohlgefällig betrachtete — schade, daß wir's nicht ausbügeln dürfen; aber ein Pflaster sollten Sie sich jetzt auflegen.“

„Ich habe keins — weiß der Henker, wo der Doctor steckt.“

„Hm, macht nichts,“ sagte der Schneider, indem er ein paar alte Lappen aus der Tasche nahm und von dem einen einen Streifen abriß, — „legen wir ein Stückchen Leinwand auf.“

„Aber das bleibt nicht liegen.“

„Macht wieder nichts — dann heften wir es mit ein paar Stichen fest!“

„Im Gesicht? na, das fehlte auch noch!“

„Kommt ja blos in die Haut.“

„Nein, danke!“ rief Teja emporspringend, „da lassen wir's lieber so, bis ich heut Abend in's Quartier komme, und dann hol' Dir auch gleich den Schneiderlohn, Kamerad.“

„Wäre wirklich merkwürdig,“ sagte der Mann, wenn ich einmal wieder baar Geld sollte zu sehen kriegen; aber abwarten!“ — und sein Nähzeug wieder sorgfältig zusammenwickelnd, schob er es in die Tasche und schritt seinen übrigen Kameraden zu.

Als Teja noch seine umhergelagerten Schaaren mit dem Blick überflog und ungeduldig auf das Signal zum Rückmarsch wartete, bemerkte er den großen, breitschulterigen Neger, der ihm auf der Brücke den Liebesdienst erwiesen und ihn von den beiden Feinden frei machte. Er schlenderte langsam an ihm vorüber und schien sich einen Platz zum Hinlegen auszusuchen.

„Amigo,“ rief er ihn an, „ich bin Euch zu vielem Dank verpflichtet, denn ich war nahe daran, einen Sprung von der Brücke zu machen. Ihr kamt gerade zur rechten Zeit — Ihr sollt dafür heut Abend eine Flasche vino blanco extra bekommen.“

„Wäre nicht übel,“ erwiderte lachend der Neger. „Die Gegend hier ist verdammt durstig, und mir brennt so schon die Kehle.“

„Caramba!“ rief Teja, der bei der Stimme des Mannes aufhorchte und sich die breite Gestalt jetzt näher betrachtete, „haben Euch etwa die Gelben vor einiger Zeit einmal in Caracas eingesteckt gehabt und seid Ihr mit einem Mitgefangenen ausgebrochen?“

„Ist ganz 'was Aehnliches passirt, aber — Carracho! woher wißt Ihr das? Ich habe doch mit keinem Menschen darüber gesprochen.“

„Dann sind wir Kameraden, Amigo, noch von früher her,“ sagte Teja, ihm die Hand reichend. „Ich habe Euch damals die eiserne Brechstange gebracht und bin nachher mit Euch geflohen. Wißt Ihr nicht, daß ein Officier dabei war?“

„Aber ein gelber,“ erwiderte der Neger, ihn erstaunt ansehend.

„Das war ich — ich trug ein goldenes Band an dem Abend um die Mütze.“

„Und hattet Euch nach Caracas hineingeschlichen?“

„Gewiß, um Euren Mitgefangenen, den jungen Castilia, zu befreien. Wir bestiegen aber dann Pferde und Ihr ranntet zu Fuß davon.“

„Bravo,“ rief der Neger, indem er die breite Hand noch einmal dem Officier hinreichte und sie so herzlich drückte, daß Teja hätte laut aufschreien mögen, „das war gescheidt gemacht, und von der Gelegenheit habe ich ebenfalls profitirt. Hol' die Bande da drin der Teufel — Caracho — jetzt will ich's ihnen heimzahlen, was sie mir angethan, die Schufte, und sie sollen noch an den Samuel gedenken.“

„Haben sie Euch schlecht behandelt?“

„Reden wir nicht davon; ich war eigentlich selber schuld daran und ein Narr. Jetzt aber bin ich curirt, und nun kann

die Geschichte wieder von vorn losgehen. Wenn wir nur heute mehr Munition gehabt, so hätten wir wahrhaftig das ganze Nest gleich genommen, so waren die Kerle auf der Flucht. Habe gar nicht geglaubt, daß der Colina so laufen könnte!"

In diesen Augenblick ertönte das Signal — es wurde zum Sammeln geblasen, und wenige Minuten später zog sich der Trupp, rasch geordnet und wieder in Reih' und Glied, nach Las Ajuntas zurück.

23.

Am Abend.

Die Aufregung in Caracas nach dieser Niederlage war unbeschreiblich, und man schien nichts Anderes zu erwarten, als daß die „Rebellen" jetzt ohne Weiteres die Stadt stürmen und nehmen würden. Alle Läden und selbst die Häuser wurden geschlossen und auf der Plaza und vor dem Regierungsgebäude die Kanonen aufgefahren. Nichts als Signale wurden gehört — keine Militärmusik mehr, die Officiere standen in Gruppen zusammen, Bruzual hatte die Minister zu einer Conferenz einberufen, und das Obercommando schien vollkommen den Kopf verloren zu haben.

Wäre jetzt Mig. Ant. Rojas mit den Seinen bei der Hand gewesen, er würde mit wenig Arbeit in die Stadt eingedrungen sein; so aber verpaßten die Blauen den günstigen Augenblick, und als die Nacht einbrach und ausgesandte Kundschafter meldeten, es sei in der Nähe der Hauptstadt und bis Chacao hin kein Feind mehr sichtbar, beruhigte Falcon's Partei sich wieder und konnte neue Kräfte sammeln.

Ein schwerer Schlag für die Regierung blieb es aber doch, denn wie hatte man bis jetzt geprahlt, das „Rebellenvolk" über die Achseln angesehen und sich über die Namen der

Reconquistadores lustig gemacht, und jetzt jagten diese „Banden", von denen man behauptete, daß sie nur mit Messern und Lanzen bewaffnet wären, gerade den General, auf den man in der Armee das größte Vertrauen setzte und der fast den dritten Theil des ganzen Heeres draußen gehabt hatte, dermaßen in die Flucht, daß er kaum mit fünfhundert Mann nach Caracas zurückkehrte, um die Schmach seiner Niederlage zu erzählen.

Colina war in einer Stimmung, um Brunnen vergiften zu können. Er hatte mitten im Kampf den Neger Samuel erkannt, auf den er schon seiner riesigen Körperstärke und seines persönlichen Muthes wegen große Hoffnungen gebaut hatte, und war jetzt außer sich, daß er den, wie er meinte, „durch die Dummheit Bruzual's" nun unter den Gegnern wußte. Er hatte auch eine heftige Scene mit dem Kriegsminister, aber es war jetzt eine schlechte Zeit zum Streiten im Lager, und Bruzual gab nach, um den jähzornigen Neger nicht noch mehr zu reizen.

Aber von anderer Seite traf noch vor Sonnenuntergang böse Kunde ein. Im alten Schloß, einer prachtvollen Ruine noch aus der alten spanischen Zeit her, die im Osten von Caracas und nicht weit entfernt vom Fuß der 8000 Fuß hohen Silla lag, hatten sich die Blauen ebenfalls festgesetzt und erwarteten dort Monagas, der mit seinem Heer zu Land von Barcelona kam, während Mig. Ant. Rojas vom Westen her, von der Lagune von Valencia fast stündlich erwartet wurde. Es war jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die bis dahin so verachteten Rebellen wie die Pilze aus der Erde wuchsen, und nach der Probe, die sie heute abgelegt hatten, durfte ihre Gefährlichkeit nicht mehr unterschätzt werden.

Der Kriegsminister Bruzual wurde zu Falcon beschieden und fand den Präsidenten nicht in seiner Hängematte, sondern in großer Aufregung in dem luftigen Gemach hin und her gehen.

„Excellenz haben befohlen."

„Lieber Bruzual," sagte Falcon, sich rasch wendend und auf ihn zukommend — „diese Herren Reconquistadores, wie sie sich zu nennen belieben, werden übermüthig, und es

scheint an der Zeit, ihnen einmal eine tüchtige Lection zu geben."

„Ich habe Excellenz immer gewarnt. Wir ließen ihnen zu lange Zeit, sich zu sammeln, und unsere Kräfte sind zersplittert. Was nützen uns die Divisionen jetzt, die wir in San Fernando und Calabozo liegen haben? Sobald wir den Kampf hier entschieden, mußten sich die kleinen Städte doch dem fügen, ob sie eine Garnison hatten oder nicht."

„Und wäre es nicht möglich, sie noch herbei zu ziehen?"

Bruzual schüttelte mit dem Kopf. „Jetzt ist es zu spät; sie sind völlig abgeschnitten, und denken Sie nur, welche Zeit wir gebrauchten, um einen Boten hin und die Soldaten durch das überall ausgesogene und vom Feind jetzt besetzte Land hierher zu bringen. Die Hälfte wenigstens würde zu den Rebellen übergehen und sie nur noch verstärken — den günstigen Fall angenommen, daß wir die andere Hälfte hierher bekämen."

„Caracho!" murmelte der Präsident leise zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch — „und ist da gar nichts zu machen?"

„Was in diesem Fall gethan werden konnte, ist geschehen," sagte Bruzual. „Ich habe Ordre an die verschiedenen umliegenden Garnisonen in Victoria, Villa de Cura und Los Teques geschickt, sich augenblicklich zusammen und hierher zu ziehen, denn wir dürfen sie nicht länger der Gefahr aussetzen, dort abgeschnitten zu werden; ich begreife eigentlich kaum, daß es noch nicht geschehen ist. Dadurch verstärken wir unsere Kräfte hier und können gesicherter auftreten, und dann —"

„Nun?" frug Falcon, als er schwieg.

„Habe ich noch eine Hoffnung, Excellenz."

„Welche?" rief Falcon rasch.

„Rojas," erwiderte Bruzual.

„Sie meinen Pedro Manuel — aber der steht ja in San Fernando! Glauben Sie, daß er unterwegs ist?"

„Ich meine Miguel Antonio."

„Den General en chef der Reconquistadoren?"

„Den Rebellengeneral selber."

„Und wie viel glauben Sie, daß er kosten könnte?“ fragte Falcon und sah Bruzual scharf an. Dieser zuckte die Achseln.

„Ich glaube nicht, daß es mit Geld allein abzumachen wäre. Rojas ist sehr ehrgeizig — ich kenne ihn genau. Nur die Aussicht hat ihn in das Lager der Feinde getrieben, dort eine sehr bedeutende Rolle zu spielen, aber jetzt kommt ihm Monagas in die Quere und droht nicht allein den Ruhm, sondern auch den Gewinn an sich zu reißen, und ich weiß, daß Rojas jetzt schon schwankt.“

„Sie wissen es? von wem?“

„Einer von Bermuda's Brüdern ist Adjutant bei ihm, es gelang ihm neulich, einen Brief herein zu senden.“

„Aber Monagas hat er doch nicht zu fürchten! Es ist zu unsinnig, zu glauben daß sich nach alle dem Vorgefallenen das Volk wieder zu ihm wenden könne.“

„Excellenz, Monagas hat einen Namen, und solch ein Mann wird jetzt überall nothwendig gesucht. Ob er einen guten oder schlechten hat, bleibt sich vollkommen gleich — er hat einen Namen, das ist die Hauptsache. Ein Jeder kennt ihn und weiß auch, daß er sonst ein energischer und tüchtiger Kopf ist, und was er früher gethan, lieber Gott, darüber ist Gras gewachsen. Haben wir denn nicht ähnliche Beispiele genug in den verschiedenen Republiken aufzuweisen?“

„Aber welchen Nutzen kann uns Rojas' einzelne Person bringen?“

„Der einzelne Mann wohl nur sehr wenig — der wäre keinenfalls den Kaufpreis werth, aber er hat vielen Einfluß unter seinen Leuten und ist außerordentlich beliebt. Brächten wir ihn mit seiner Abtheilung zu uns herüber und gegen Monagas, so wäre in dem Augenblick kein Preis zu hoch, um das zu ermöglichen.“

„Und wie wollen Sie sich mit ihm in Verbindung setzen?“

„Ich habe einen zuverlässigen Mann,“ erwiderte Bruzual, „aber es wäre dann kein Augenblick Zeit zu versäumen. Er müßte noch in dieser Nacht, vielleicht noch in dieser Stunde zu ihm aufbrechen.“

„An die Lagune?“

„Er braucht nicht so weit zu gehen, ich habe vor einer Stunde Nachricht bekommen, daß Rojas in Los Teques lag und jetzt wahrscheinlich schon auf dem Marsch hierher, jedenfalls aber noch in dieser Nacht zu erreichen ist.“

„Und wen wollen Sie schicken?“

„Ich bitte, daß Excellenz das mir überlassen und mich nicht weiter nach der Person fragen. Ich gehe ganz sicher, Sie können sich fest auf mich verlassen.“

„Gut, gut,“ entgegnete Falcon nach einer Pause, in der er still und nachdenkend vor sich nieder gesehen hatte. „Ich verlasse mich ganz auf Sie; ich m u ß mich auf Sie verlassen, da wahrscheinlich schon von morgen oder übermorgen an überhaupt Alles in Ihren Händen liegt.“

„Excellenz wollen fort?“ rief Bruzual rasch und erschrocken, „jetzt, in dieser Zeit?“

„Fort — nein,“ sagte der Präsident und wandte sich halb ab — „fort kann man es doch nicht gut nennen, denn ich will mich selber an die Spitze der Armee stellen, und hoffe dann das Gesindel zu Paaren zu treiben. Sie haben Recht, Bruzual, das Volk verlangt einen Namen, besonders die Soldaten, und wenn der Präsident an ihrer Spitze steht, so folgen sie ihm mit weit mehr Begeisterung als einem gewöhnlichen General. Das wäre heute n i c h t vorgefallen, wenn ich selber hätte dabei sein können, und ich weiß wirklich nicht, was ich von Colina denken soll. Es ist zu unglaublich und kommt mir oft manchmal so vor, als ob es gar nicht möglich sein könne, daß ihn ein Haufen Rebellen mit fast dem dritten Theil unseres ganzen Heeres in die Flucht gejagt und bis nach Caracas hineingetrieben hätte.“

Bruzual hatte ihn, während er sprach, still und schweigend betrachtet, er erwiderte auch jetzt nichts, und es entstand eine lange Pause, die Falcon zuletzt peinlich wurde — „ich glaube doch, daß unsere Geschäfte so weit alle geordnet sind. Das Ministerium hat Sie zum Designado erwählt.“

„Excellenz, wir haben keinen Centavo Geld in der Kasse. Die Soldaten wissen nicht einmal mehr, was es heißt Löhnung zu bekommen, und fangen an zu murren. Selbst die Vor=

räthe in der Stadt werden knapp werden, wenn wir längere Zeit von den Feinden eingeschlossen bleiben."

„Caramba, deshalb gehe ich ja gerade hinaus, um uns Luft zu machen!" rief Falcon. „Geld kann ich Ihnen jetzt nicht schaffen, aber der Telegraph meldete heute wieder zwei Schiffe in Sicht. Sistiren Sie alle Zahlungen an der Douane und — machen Sie meinetwegen, was Sie — für das Beste halten. Sie haben ja unbeschränkte Vollmacht."

„Aber wenn Excellenz nur so kurze Zeit ausbleiben und sich vielleicht nicht einmal von Caracas entfernen —" sagte Bruzual.

„Das wollen wir nicht hoffen!" rief Falcon. „Wenn Sie wirklich meinen, daß Monagas der gefährlichste Gegner ist, so rücken wir ihm zuerst auf den Leib, und wenn wir ihn bis nach Barcelona und weiter jagen sollten. Halten Sie mir nur unterdessen den Rücken frei von Rojas. Für das Andere lassen Sie mich sorgen. Munition haben wir doch genug?"

„Reichlich genug."

„Schön, lieber Bruzual," sagte Falcon, mit der Hand winkend. „Morgen früh sehe ich Sie jedenfalls noch. Zuerst müssen wir nur erst einmal das Gesindel aus dem alten Schloß hinausjagen. Schade, daß sich das steinerne Nest nicht in Brand stecken läßt, ich habe es schon immer wollen abreißen lassen, denn in allen Revolutionen hat es den Rebellen zum Schlupfwinkel gedient."

„Also ich habe ausgedehnte Vollmacht, mit Rojas zu unterhandeln. Wie?"

„Jede, die Sie gebrauchen. Fertigen Sie mir das Schriftstück aus, daß ich es noch unterzeichnen kann — und selbst das ist nicht einmal nöthig," setzte er hinzu, „denn als Designado können Sie das nachher eben so gut thun."

Bruzual verließ das Zimmer, und Falcon, dem der Boden schon unter den Füßen gebrannt hatte, ging rasch in sein anderes Gemach, um dort das Packen einer Anzahl von Koffern, das er selber und ganz allein besorgte, zu beenden.

In Gonzales' Haus und der sonst so glücklich zusammenlebenden Familie herrschte heute tiefe Trauer. Der alte Herr saß in seinem breiten Rohrlehnstuhl, die Arme auf der Brust gefaltet, und sah still und in tiefem Nachdenken vor sich nieder — die Mutter und Beatriz hatten verweinte Augen, die Kinder selbst standen scheu und gedrückt umher, und José ging mit erregtem Antlitz, aber blitzenden Augen und raschen Schritten vorn auf der Veranda des Hofes auf und ab. Keiner von Allen sprach auch ein Wort, es war, als ob sich Jeder fürchte, das kaum fallen gelassene Gespräch wieder aufzunehmen.

Die alte Großmutter hatte still in der Ecke gesessen und zu dem Allen, was die Uebrigen mit einander sprachen, kein Wort gesagt, jetzt nahm sie mit ihrer weichen und wohlklingenden Stimme das Wort:

„Der José hat Recht! er kann nicht anders, und wenn ich an seiner Stelle wäre, thät' ich das Nämliche."

„Großmutter!" rief die Mutter erschreckt auffahrend, „und Du redest ihm auch noch zu?"

„Weil es meine feste Ueberzeugung ist," erwiderte die alte Frau. „Wenn sie Alle so handelten wie er, brauchte es gar keinen Krieg, denn die Ueberzahl erdrückte die Gegner; aber auch schon die Einzelnen können durch ihr Beispiel wirken, und der Zustand jetzt muß ja doch einmal ein Ende nehmen. Laß ihn ziehen, Pedro, er ist jung und kräftig und hat einen klaren Kopf. Solche Leute brauchen sie draußen, und der liebe Gott wird ihn schon schützen."

„Und muß ich dann nicht fürchten, daß jede Kugel, die von hier aus abgefeuert wird," sagte der alte Gonzales düster, „das Herz des einzigen Sohnes trifft? Für wen hab' ich denn mein ganzes Leben lang geschafft und gearbeitet und geduldig ausgehalten in allen Schicksalen?"

„Es geht nicht anders, Vater," drängte aber auch José. „Sieh, ich hielt es wahrhaftig hier nicht aus und müßte mich ja vor den Freunden schämen — Eloi Castilia ist auch seines Vaters einziger Sohn, und ich weiß, daß er jetzt draußen steht unter unseren Freunden. Teja, ein Fremder in unserem Land, kämpft für dessen Freiheit, und i ch sollte hier feige sitzen

und die Hände in den Schooß legen? Ich könnte den Kopf im Leben nicht wieder hoch tragen. Und habt auch keine Furcht," setzte er lebhaft hinzu, wie der alte Mann recht aus tiefster Brust aufseufzte, „alle Kugeln treffen nicht, und leichtsinnig setz' ich mich gewiß der Gefahr nicht aus. Ich gehe zu Rojas' Division, wo ich Eloi und Teja finde. Hierra geht auch mit und eine ganze Zahl von uns."

„Und wie wollt Ihr nur aus der Stadt kommen?" frug die Mutter. „Alle Ausgänge sind mit Bewaffneten besetzt, und sie schießen auf Jeden, der ihnen nicht Rede steht."

„Mache Dir deshalb keine Sorge, Mütterchen, unsern Plan dazu haben wir schon entworfen. Wir nehmen die ganze Wache mit."

„Aber José!" rief die Mutter erschreckt aus.

Die Großmutter kam auf den Enkel zu; ein freundliches, fast schelmisches Lächeln lag auf ihren guten Zügen; sie hielt etwas in der Hand, das sie noch versteckt hatte. Jetzt öffnete sie die Finger — es war die blaue Cocarde, die sie ihm einst heimlich abgetrennt.

„Da, José," sagte sie, „jetzt bekommst Du Deine Cocarde wieder und darfst sie getrost an den Hut heften, wenn Du erst draußen aus der Stadt bist nämlich — früher war es nichts als eine gefährliche Spielerei, die keinen Zweck hatte — jetzt magst Du sie tragen für Dein Vaterland — und Gott geleite und schütze Dich," setzte sie hinzu, als sie ihm die Lippen zu einem Kuß bot.

„Meine liebe, liebe Großmama," rief José, indem er sie in die Arme nahm und küßte — „wie herzlich dank' ich Dir für Dein Fürwort."

„Ja, weil Du Deinen Willen dadurch bekommst," meinte die alte Frau; „aber es kann nichts helfen, Pedro, mach' ihm das Herz nicht länger schwer. Caramba, Mann, wenn wir Frauen uns nicht einmal fürchten, was willst Du dann sagen? Und wenn ich jung und ein Mann wäre, ich schnallte selber einen Säbel um und zöge mit hinaus."

Das kam den Kindern so unendlich komisch vor, daß sie hell auflachen mußten.

„Großmutter will einen Säbel umschnallen — Großmutter will einen Säbel umschnallen!“

„Still, Ihr Rangen,“ rief aber die alte Frau in gutmüthigem Zorn, „schreit nicht so laut, daß es die Leute auf der Straße hören, sonst werde ich am Ende auch noch als Reconquistadora eingesteckt.“

Das herzliche Lachen der Kinder, die rasch genug merkten, daß Großmutter nicht wirklich böse war, sondern nur so that, brachte einen andern Ton in den Familienkreis. Selbst die Mutter lächelte und auch Beatriz sagte herzlich:

„Laß ihn ziehen, Vater — er würde sich hier ja doch nur unglücklich fühlen und Dir später vielleicht die bittersten Vorwürfe machen. Wer weiß denn auch, ob es noch wirklich zu einem Kampf kommt, denn rückt Monagas mit so vielen tausend Mann von Barcelona herüber, dann muß ja Falcon der Uebermacht weichen.“

„Nun denn in Gottes Namen,“ sagte Gonzales, von seinem Stuhl aufstehend, und José sprang auf ihn zu und preßte seine Hand, — „thu, was Du nicht lassen kannst. Ich habe meine Schuldigkeit gethan und mir später wenigstens keine Vorwürfe zu machen. Wann willst Du fort?“

„Noch in dieser Nacht, Vater, es ist schon Alles bereit; unser Sammelplatz ist draußen nach dem Calvarienberge zu, nicht so weit von dort, wo schon gestern Abend eine starke Patrouille lag.“

„Eine Patrouille? es waren dreißig Mann.“

„Wenn auch — unsere Waffen sind ebenfalls dort schon einzeln hingeschafft.“

„Und dann kommst Du noch und fragst mich um Erlaubniß?“

„Lieber Vater —“

„Also weiter — und was dann?“

„Nun, das Andere müssen wir dem Zufall überlassen. Vielleicht geht es, daß wir durch die Gärten unbemerkt hinauskommen — vielleicht ist die Patrouille auch heute nicht so stark, oder der Officier läßt sich gewinnen. Jedenfalls sind wir entschlossen durchzubrechen, und wenn es mit Gewalt wäre.“

„Wie viel seid Ihr?“

„Fest zusammen schon fünfundzwanzig Mann, aber ich glaube, daß sich unsere Truppe heute Nacht noch bedeutend vergrößern wird.“

„Und wer ist der Führer?“

„Ich selber.“

Der Vater schüttelte mit dem Kopf, aber er sagte kein Wort mehr, sondern ging nur an seinen Geldschrank, den er im Hause stehen hatte, schloß ihn auf, nahm eine Hand voll Unzen heraus und gab sie seinem Sohn.

„Da,“ sagte er, „das sind die Waffen, die ich Dir mitgeben kann. Ihr sollt von den armen Leuten da draußen nichts erpressen, sondern ihnen Alles bezahlen. Sie haben schon ohnedies genug gelitten. Um wie viel Uhr versammelt Ihr Euch?“

„Um elf Uhr, so daß wir um Mitternacht bereit sind, und tausend Dank Vater — Du hast nie in Deinem Leben ein paar Dutzend Unzen besser angelegt, denn wir bringen Dir wieder Ruhe und Frieden und Vertrauen in das Land.“

„Das wollen wir abwarten,“ sagte der Kaufmann, indem er seinen Geldschrank wieder zuschloß. „Bis jetzt halt' ich es noch immer für ein schlechtes Geschäft.“

In Caracas ging es an dem Abend bunt genug zu, doch wenn auch die Leute in der ersten Bestürzung ihre Läden und Häuser selbst geschlossen hatten, so verscheuchte die einbrechende Nacht — wenigstens für heute ihre Befürchtungen. In der Dunkelheit griffen die Blauen die Stadt nicht an, so viel war sicher, und da es Alle drängte, sich mit einander auszusprechen, so öffneten sich auch bald wieder die Privathäuser, und wo sich Bekannte auf der Straße trafen, blieben sie in Gruppen beisammen stehen, um über die Tagesereignisse ihre Meinung auszutauschen.

Verschiedene Meinungen gab es aber fast gar nicht unter Allen, die sich dort begegneten. Man drückte sich im Jubel die Hände und flüsterte sich seine Hoffnungen in die Ohren; doch nur das junge, leichtsinnige Volk gab sich diesen Ge-

fühlen offen hin. Die älteren Herren wußten dagegen aus Erfahrung, wie schwankend in den Revolutionen solche Erfolge sind, und hüteten sich wohl, sich vor der Zeit nach irgend einer Seite hin zu compromittiren. Quien sabe — man konnte eben nicht wissen.

José mußte noch mit einigen seiner Freunde Verabredungen treffen und schritt dem Sammelpunkt zu, wo sie ausgemacht hatten sich zu treffen; aber das Herz war ihm doch recht schwer — freilich nicht des bevorstehenden Kampfes wegen, auf den er sich vielmehr freute, denn er wußte ja, daß ihnen der Sieg werden mußte. Es konnte vielleicht noch einige Zeit dauern — es kostete auch möglicher Weise Blut — viel Blut. Aber in diesem Alter kennen wir den Werth des Lebens noch nicht, und wissen es nicht zu schätzen. Wir haben da nur für uns selber zu sorgen, und daß Andere ihre ganze Lebenszeit darauf verwandten, um uns so weit zu bringen, fällt uns selten ein.

Aber etwas Anderes ging ihm durch Herz und Kopf — Isabel. — Wie hatte er das Mädchen geliebt, wie seine ganze Seligkeit nur in ihrem Besitz geträumt — und jetzt war das Alles vorbei und lag nur wie ein schöner, aber auch zugleich unheimlicher Traum hinter ihm. — Doch wenn er ihr nun unrecht gethan hätte? Wenn er nur allein auf einen Verdacht hin gehandelt und dadurch vielleicht muthwillig sein ganzes Lebensglück untergraben hätte? — Hierra wußte sich von ihr geliebt; — aber sprach selbst das so ganz entschieden und unabweisbar gegen sie? — Ein böses, schmerzliches Beispiel fiel ihm aus seiner eigenen Familie ein: eine Cousine von ihm sah sich von ihrem Verlobten verlassen; nur ein Mißverständniß, das sich später aufklärte, hatte sie für den Augenblick von dem Geliebten getrennt; aus gekränkter Eitelkeit aber, denn sie wußte sich unschuldig, reichte sie einem andern Manne, der sich zu gleicher Zeit um sie bewarb, die Hand und wurde unglücklich ihr ganzes Leben lang. — Und Isabel? — Ein schmerzliches Gefühl erfaßte ihn, wenn er sich dachte, daß er jetzt, daß er *so* von ihr scheiden sollte, und fast unwillkürlich lenkten sich seine Schritte dem Hause zu, in dem sie wohnte.

Wegen der Señora Corona hatte er keinen Zweifel mehr, daß sie falsch sei und allein ihre eigennützigen und verächtlichen Ziele verfolge; aber war es auch nur wahrscheinlich, daß sie das junge, unschuldige Mädchen in solche Intriguen eingeweiht hatte? daß sie hätte hoffen dürfen, bei ihr Hülfe und Unterstützung zu finden? Er war zu hastig, zu ungerecht gegen Isabel gewesen und hatte vielleicht sein eigenes Glück von sich gestoßen. — Aber dann wieder das Haus, das Falcon dort erstanden hatte, wo er so oft verkehrte? — Konnte das nicht ein Zufall sein, ein Zufall, den das Mißtrauen von Menschen, die ihm überhaupt nicht wohlwollten, ausgebeutet hatte, um die schlimmsten Folgerungen daraus zu ziehen? Und zeugte das von Liebe, treuer, vertrauensvoller Liebe zu dem Mädchen seiner Wahl, daß er sie sogleich, nur auf den ersten unbestimmten Verdacht hin, ja ohne einen einzigen Beweis ihrer wirklichen Schuld, völlig aufgegeben und verlassen hatte?

Von diesen Selbstvorwürfen gequält, schritt er langsam die Straße hinab, unschlüssig was er thun, wie er handeln könne, und ob überhaupt noch ein Schritt in dieser Sache möglich sei — schon des Freundes wegen.

Da, als er so ganz in die eigenen Gedanken vertieft seinen Weg verfolgte, überholte ihn Hierra, mit dem er sich im Geist die ganze Zeit beschäftigt hatte. Aber der Freund war fröhlich und guter Dinge, und ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte er freundlich:

„Gehst Du mit zur Versammlung, José? Es wird bald Zeit werden."

„Ich war auf dem Weg dahin, aber eine Menge Dinge gingen mir dabei im Kopf herum."

„Du bist doch nicht unschlüssig geworden?" rief Hierra rasch.

„Unschlüssig? wahrhaftig nicht, und ich wollte nur, wir stünden erst dem Feind gegenüber — ich habe felsenfestes Vertrauen auf unsern Sieg."

„Und was sonst bedrückt Dich, Du siehst so niedergeschlagen aus? Mir ist so leicht und froh um's Herz, daß ich meine Lust laut hinausjubeln möchte in die Welt."

José seufzte tief auf. „Du bist glücklich in Deiner Liebe?“ sagte er endlich leise, ohne aber den Freund dabei anzusehen.

„Selig!“ rief dieser, indem er seinen Arm in den José's legte.

„Und sie wird erwidert?“

„Isabel ist ein Engel!“ rief Hierra, und setzte lachend hinzu: „wie aber kein Ding vollkommen ist auf der Welt, so muß ich Dir gestehen, daß mir die Schwiegermutter weniger gefällt.“

„Hast Du sie auf die Probe gestellt, wie ich Dir rieth?“ rief José rasch.

„Das habe ich allerdings nicht,“ meinte der junge Mann, „denn wenn ich dort war, hatte ich wichtigere Dinge zu thun, als mich mit politischen Fragen zu beschäftigen, die ja nur das Schwert lösen kann.“

„Und Isabel hat nicht mit Dir von Politik gesprochen?“

„Das arme Herz hört ja schon den ganzen Tag nichts weiter von der Alten als Politik,“ sagte Hierra.

„Und ist Eure Verbindung schon auf eine bestimmte Zeit festgesetzt?“

„Nach Beendigung der Revolution,“ lautete die Antwort; „jetzt können wir natürlich an etwas Derartiges nicht denken, und dann ist auch ein unangenehmer Zwischenfall eingetreten, den ich vorher erst wieder ausgleichen muß.“

„Darf ich ihn wissen?“

„Weshalb nicht, ich habe kein Geheimniß vor Dir. — Meine Mutter und die Señora Corona müssen sich durch irgend etwas, Gott weiß was, überworfen haben. Sie besuchen einander nicht mehr, und Mutter hat sogar von mir verlangt, ich sollte das Haus nicht wieder betreten. Merkwürdig dabei, sie warnt mich ebenfalls davor, mit der Señora über Politik zu reden, wenn ich sie zufällig träfe.“

„Und weiß Deine Mutter von Deiner Liebe?“

„Gewiß, und wie sie jetzt aufgeregt und ärgerlich ist, schwört sie, daß sie mir nie ihre Einwilligung geben werde; aber ich kenne meine Mutter. Sie beruhigt sich rasch wieder, und dann,“ setzte er halb trotzig hinzu, „bin ich schon seit vierzehn Tagen majorenn.“

„Du könntest Isabel nicht wieder aufgeben?“ frug José leise.

„Eher mein Leben!“ rief Hierra rasch; „wenn Du wüßtest, José, wie alle meine Gedanken von ihr erfüllt sind, wie sie mit jeder Faser meines Herzens verwachsen ist, wie sie meine Träume belebt und sich selbst in mein Gebet schleicht, Du würdest die Frage wahrlich nicht an mich richten. Sieh, ich habe bis jetzt eine Art träumerisches Leben geführt, ich bin ja auch noch jung, — von dem Augenblick aber, wo ich dieses Mädchen zum ersten Mal sah, war es, als ob ein ganz anderer Geist über mich gekommen, als ob ich erst von da an gelernt hätte, was das Leben sei, was es biete, wie es lohne. — Anfangs freilich, und fast noch bis vor kurzer Zeit, sah ich zu ihr fast wie zu einer Heiligen empor, wagte kaum mich ihr zu nahen und beneidete nur Dich, dem so manches freundliche Lächeln von ihrer Lippe galt — und trotzdem mißgönnte ich Dir Dein Glück nicht. Aber die Leidenschaft wuchs, als ich plötzlich fand, daß Du das Haus miedest, so daß mich sogar die Señora nach Dir frug und wissen wollte, wo Du wärest, da Du Wochen lang ihre Schwelle nicht betreten; da keimten neue Hoffnungen in mir empor. Du konntest sie nicht lieben oder Gegenliebe gefunden haben, oder Du hättest Dich nicht so von diesem Engel losreißen können. Von da an näherte ich mich ihr mehr und — wurde nicht zurückgewiesen, wie ich es anfangs immer gefürchtet. — Jetzt habe ich den Beweis ihrer Liebe, ihr ausgesprochenes Wort, und wie selig es mich gemacht hat, José, brauche ich Dir nicht zu sagen.“

„Und suchst Du sie noch einmal auf, ehe wir hinausgehen?“

„Gewiß. Glaubst Du, daß ich ohne Abschied von ihr scheiden möchte, wo wir einem vielleicht erbitterten Kampf entgegen ziehen?“

„Dann werde ich Dich begleiten, Hierra,“ sagte José nach einer kleinen Pause, in der er augenscheinlich mit sich gekämpft. „Es ist wahr, ich habe das Haus der Señora lange nicht betreten und möchte nicht, daß Isabel mir zürne, schon Deinetwegen. Aber ich will sie auch nicht mehr allein aufsuchen.

Laß uns nachher zusammen gehen — aber jetzt wird es Zeit, daß wir uns bei den Freunden einfinden; wir sind hier, mit einander plaudernd, ganz von unserer Bahn abgekommen, und da steigt noch dazu ein Gewitter auf. Komm rasch, unsere Verhandlung wird nicht lange dauern, und wir treffen ja auch eigentlich nur zusammen, um die Zahl unserer kleinen Schaar festzustellen."

Die beiden jungen Leute schritten eine Seitenstraße hinab, die sie zu dem besprochenen Rendezevous führte, und sie hatten Ursache zu eilen, denn der Sturm fing an die Straßen zu fegen. Die Sonne konnte kaum hinter den Horizont gesunken sein, aber volle Dunkelheit herrschte schon in den Straßen, in denen man zu so früher Stunde noch versäumt die Laternen anzuzünden. Alles flüchtete in die Häuser, denn diese Schauer der jungen Regenzeit ließen nicht mit sich spaßen. Selbst das Militär, das auf der Plaza aufmarschirt gestanden, zog sich ebenfalls, ohne besondere Ordnung und nicht einmal einen Befehl abwartend, unter die schützenden Dächer zurück. Die Officiere sagten auch nichts dagegen, denn sie wußten gut genug, daß die Leute ihre Gewehre trocken halten mußten, und hatten nur nicht daran gedacht, die Ordre zu geben. Wer kümmerte sich auch um einen venezuelanischen Soldaten!

Und jetzt prasselte es nieder, als ob die Wolken geborsten wären und ihre Massen auf die Erde niederschütteten. Die großen Tropfen schlugen auf die Steine wie fallender Hagel, und nach kaum zwei Minuten schon wälzten sich kleine Bäche durch die Straßen und überflutheten manche, wo das Wasser nicht so rasch ablaufen konnte, vollkommen. Aber gestrenge Herren regieren nicht lange, und nach kaum einer halben Stunde theilten sich die Wolken wieder und die Sterne brachen hier und da hindurch, während der Mond, wie von silbernen Schleiern eingefaßt, sein Licht auf die getränkte Erde sandte.

Die Versammlung der jungen Freiheitskämpfer war indessen ebenfalls beendet, und wider Erwarten hatten sich zweiundvierzig junge Leute eingefunden, die bereit waren, in der Nacht mit heraus zu brechen und sich der Revolution anzuschließen, ja man versprach sich sogar noch vor dem Aufbruch Zuwachs. Jetzt hatte es auch keine Gefahr mehr, daß sie zurückgehalten

werden konnten; es bekam nur Jeder die Ordre, sein Gepäck so einzurichten, daß er es selber tragen könne, außerdem genügende Lebensmittel für ein paar Tage wenigstens mitzunehmen und spätestens ein Viertel vor zwölf an dem Ort ihrer Zusammenkunft zu sein. Um Zwölf Uhr wurden die Straßen unruhig, weil die verschiedenen Patrouillen zur Ablösung umherzogen, und gegen Morgen lag die Möglichkeit vor, daß die ganze Armee in die Vorstädte gelegt wurde, weil die meisten Angriffe kurz vor Tagesanbruch stattfanden. Bald nach Mitternacht, wenn sich wieder Alles beruhigt hatte, schien deshalb die beste Zeit, um ihren Plan in's Werk zu setzen.

Uebrigens trennten sie sich jetzt einzeln und nach und nach, um nicht die Aufmerksamkeit irgend eines Spähers zu erregen, und nur José und Hierra schritten — es konnte kaum acht Uhr sein — dem Hause der Señora Corona zu.

Wie sie aber so nebeneinander hingingen, blieb José, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, stehen, und Hierra's Arm ergreifend, frug er ihn rasch:

„Du hast doch nicht im Hause der Señora unsern Zug erwähnt?"

„Natürlich nicht," antwortete Hierra, „Isabel würde sich ja nur unnützer Weise die ganze Zeit um mich geängstigt haben."

„Gott sei Dank!" sagte José, indem er aus voller Brust Athem holte.

„Aber, José!" rief Hierra erschrocken, „Du glaubst doch nicht etwa, daß —"

„Einerlei, was ich glaube, Amigo," erwiderte José, „besser ist besser. Wir können immer Abschied von den Damen nehmen, aber sie brauchen nicht zu wissen, wohin wir gehen. Eine Geschäftsreise nach Laguayra ist das Wahrscheinlichste; es ist ein Schiff angekommen, auf dem wir Waaren erwarten. Ich selber gehe dann noch weiter nach Porto Cabello. Das genügt vollkommen."

24.

Verrathen.

Gerade als sie Señora Corona's Haus erreichten, verließ Dr. Ignacio, der Hausarzt, dasselbe, und sie brauchten deshalb nicht anzuklopfen. Juan, der Bursche, schien aber Schwierigkeiten machen zu wollen. Die Señora wäre nicht recht wohl — er wüßte nicht —

„Wir wollen gar nicht zur Señora, sondern zur Señorita," sagte Hierra, ihn lachend bei Seite schiebend, „komm nur, José, der Doctor ist ein gewöhnlicher Besuch im Hause und braucht Dich nicht besorgt zu machen." Dabei nahm er des Freundes Arm und führte ihn den ziemlich langen und schmalen und dabei jetzt vollkommen dunkeln Gang entlang, der hinüber auf den erleuchteten Hof zulief. Dort unter dem Vorbau hing eine Astrallampe, und die Veranda diente zugleich zum Speisesaal, so daß man gewissermaßen im Freien sitzen konnte, und doch zugleich am Tage gegen die Sonne, oder durch ein gutes, regenfestes Dach gegen die plötzlichen Gewitterschauer geschützt war.

Dort überraschten sie die Damen unangemeldet, und die Señora fuhr etwas erschreckt von ihrem Stuhl empor.

„Caramba," rief sie aus, als sie zuerst Hierra und dann José erkannte, wie sie in das Licht der Lampe traten, — „so spät noch, Señores? Sie hat wohl auch der Kriegslärm auf die Beine gebracht?"

„Meine liebe Isabel," rief aber Hierra, ohne von der Frage Notiz zu nehmen, indem er auf das junge Mädchen zueilte und ihre beiden Hände nahm und küßte — „Sie müssen mir verzeihen, daß wir so hereinbrechen, aber ich hatte eine solche Sehnsucht, sie heut Abend noch zu sehen, daß ich mir das Glück dieses Augenblicks nicht versagen konnte."

Isabel schien selber etwas bestürzt; war es der Anblick José's, der so lange und in fast auffallender Weise ihr Haus gemieden? Hierra fing den Blick auf, den sie gegen ihn wandte.

„José wird auf längere Zeit verreisen," fuhr Hierra fort' „und da ich gezwungen bin, ihn wenigstens auf einige Tage zu begleiten, so könnten wir diesen Besuch eigentlich," setzte er mit erzwungenem Scherz hinzu, „eine gemeinschaftliche Abschiedsvisite nennen."

„Sie werden verreisen?" frug Isabel rasch und mehr neugierig als theilnehmend, was José nicht entging.

„Und wohin wollen denn die jungen Herren?" fragte die Señora, die sich wieder bequem in ihren Stuhl zurückgelehnt hatte, ohne aber beide Freunde zum Sitzen einzuladen. Der Besuch schien ihr, aus irgend welchem Grunde, nicht recht angenehm, „etwa zu Ihren Freunden, den Blauen, Don José?"

„Bitte um Entschuldigung," erwiderte ruhig der junge Gonzales, „wir haben Beide Geschäfte in Laguayra, wo ein Schiff gerade eingelaufen ist, das unseren beiden Häusern Waaren bringt. Ich selber werde dann aber meine Tour wahrscheinlich noch bis Porto Cabello ausdehnen müssen und dann auch wohl länger abwesend sein, als Hierra."

„Also nach Laguayra? und wann wollen Sie fort?"

„Morgen früh mit der Diligence."

„So — ja dann werden Sie wohl noch Manches zu besorgen haben," meinte die Señora, und es klang gerade, als ob das eine Art von Entlassung wäre — „es war sehr freundlich von Ihnen, Don José, daß Sie da noch einmal bei uns vorsprachen."

„Ja, so rasch werden Sie uns aber noch nicht los," rief Hierra lachend, während José schon einen Ansatz zu einer Abschiedsverbeugung machte, „ein Stündchen können wir immer noch mit einander verplaudern. Ach, kommen Sie, liebe gute Isabel, setzen Sie sich zu mir hierher. Denken Sie, daß ich auf lange Tage — vielleicht eine Woche lang, nicht in Ihre guten Augen schauen darf — und wie werden mir die Stunden, die ich ohne Sie verleben muß, so langsam dahin schwinden."

Er hatte sich dabei einen Stuhl vorgerückt, Isabel's Hand aber nicht losgelassen und zog jetzt das junge Mädchen neben sich nieder.

Die alte Dame warf ihm einen eben nicht freundlichen

Blick zu, konnte aber doch nicht gut etwas dagegen sagen, und José, mit einem kleinen Anflug von Bosheit, weil er merkte, daß er die Alte damit ärgerte, rückte sich ebenfalls einen Stuhl herzu und nahm Platz.

„Ich wäre der Letzte, der Dich drängte,“ sagte er dabei, indem sein Blick wieder auf Isabel's holden Zügen ruhte — „denn ich darf nicht grausam Dir das Glück der letzten Stunde kürzen — Zeit haben wir auch, denn was noch zu ordnen ist, kann in kaum einer Stunde abgethan sein.“

Die Señora rückte ungeduldig auf ihrem Stuhl, sah nach ihrer Uhr, stand auf, schraubte die Astrallampe etwas in die Höhe — setzte sich wieder, sah noch einmal nach der Uhr und rief dann nach Juan.

„Señora.“

„Ein Glas Wasser.“

Der Diener kam und brachte das Verlangte, ein Wink rief ihn aber zugleich heran, und seine Herrin flüsterte ihm etwas zu. — Juan, ein schlauer, durchtriebener Gesell, den sie selber schon als Kind aufgezogen und seit dem neunten Jahre schon in ihren Diensten hatte, schlenderte langsam in den Hof zurück, als ob er in die Küche wolle, bog dann rechts ab und verlor sich in einer der hinteren Eckstuben, die im Schatten der hohen Gartenmauer und ebenfalls unter einer Veranda lagen.

Hierra plauderte indessen mit Isabel, die auch wieder freundlich geworden, aber doch etwas befangen schien. José machte sich auch schon Vorwürfe, daß er nicht doch lieber allein fortgegangen war, denn seine Gegenwart, nach Allem, was früher zwischen ihnen vorgefallen, wie sie zusammen gestanden, konnte sie nicht angenehm berühren. Nur deshalb fühlte sie sich auch nicht frei in ihren Bewegungen — ihren Worten. Und wie bildschön sie heut Abend aussah; es fiel ihm jetzt erst auf, daß sie sich wie zu einem Spaziergang oder einem Besuch angezogen hatte. Sie trug ein hellblaues Seidenkleid, tief ausgeschnitten, darunter ein weißes kostbares Spitzentuch, und an ihrem Hals funkelte die kleine Schnur von Diamanten, die sie damals, als er sie am Ostersonntag sah, im Haar trug. Die Arme waren bloß und nur den linken umschloß ein kostbares goldenes Armband von prachtvoller Arbeit und mit einem

Smaragd geziert. — Aber wie schön der Schmuck dem Mädchen stand, wie stolz und fast königlich sie darin aussah — nur etwas bleicher kam sie ihm heute vor als neulich, und die Augen flogen unstät umher und ruhten nur selten auf dem neben ihr schwärmenden Hierra.

Hierra hielt einen kleinen goldenen Ring zwischen seinen Fingern, und ihre Hand ergreifend, sagte er herzlich, doch mit halb unterdrückter Stimme:

„Isabel — ich habe bis jetzt noch nicht gewagt, Ihnen dies Zeichen treuer und endloser Liebe anzubieten; lassen Sie es mich heute thun, wo ich zum ersten Mal gezwungen werde, mich — wenn auch nur für kurze Zeit, von Ihnen zu trennen. Es ist nur ein einfacher Ring und darf sich kaum neben dem prachtvollen Schmuck, den Sie tragen, sehen lassen; aber er kommt auch von einem einfachen, doch treuen Herzen, und mag Ihnen ein Pfand sein und bleiben, wie gut — wie recht von Herzen gut ich Ihnen bin.“ Er nahm dabei ihre zarte Hand und schob leise und vorsichtig den Ring an den Goldfinger, den er dann an seine Lippen hob und innig küßte.

Isabel duldete es — aber auch kaum mehr — eine flüchtige Röthe goß sich über ihre Wangen, aber nur ein paar leise, kaum hörbare Worte des Dankes murmelte sie dabei, und José, der keinen Blick von ihr indeß verwandt, zuckte plötzlich — er wußte selber nicht, woher es kam — der Gedanke durch's Hirn, daß sie sich bei den Huldigungen, die er ihr früher gebracht, fast genau so benommen hatte wie jetzt: nicht gerade abwehrend, aber doch auch nicht ermuthigend — nicht glücklich in dem Mitempfinden eines ähnlichen Gefühls, aber doch stillschweigend duldend, daß es ihr gebracht wurde. Aber Hierra, von Glück und Seligkeit berauscht, sah nichts dem Aehnliches. Isabellens Befangenheit entging ihm vielleicht nicht, aber er schrieb sie dann jedenfalls, wie es auch José selber that, allein der Gegenwart desselben zu, und schwatzte jetzt so viel tollen Liebesunsinn durcheinander, daß er endlich selbst auf der Geliebten Lippen ein Lächeln hervorrief.

Der alten Dame war indessen ihr stummer Nachbar langweilig geworden, und da sie doch wußte, daß sie den nun

auch nicht früher los wurde als den Andern, so brach sie endlich das Schweigen.

„Nun, Señor, Sie sitzen ja heute so still da, als ob Sie nicht drei zählen könnten, und sonst geht Ihnen doch das Mundwerk flott genug. Caramba, ist denn heute nichts in der Stadt vorgefallen? Ich denke, es geht Alles kopfüber und kopfunter. Hier vor meinem Haus war wenigstens ein Spectakel, daß Einem angst und bange werden konnte.“

„Allerdings, Señora,“ wandte sich José rasch gegen die alte Dame. Er erschrak fast bei der Anrede, so vertieft war er in seine eigenen Gedanken gewesen, daß er Alles um sich her darüber vergessen hatte. Jetzt kam ihm das Gespräch gerade recht, und er war auch in der Stimmung, keine besondere Rücksicht auf die Señora zu nehmen. „Der Kampf hat begonnen und in glorreicher Weise. Unser berühmter Neger, General Colina, El Cólera, wie sie ihn seiner Raubzüge wegen im Lande nennen, und von einer unvergleichlichen Tapferkeit, wo es gilt, einem armen Teufel seine letzte Kuh wegzunehmen, ist so geprügelt worden und dermaßen gelaufen, daß ihn die Blauen nicht einmal erwischen konnten, obgleich sie ihm bis fast zu den ersten Häusern von Caracas folgten.“

Die Señora nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und warf den Kopf herüber und hinüber, aber sie durfte nichts dagegen sagen, wenn sie nicht ganz aus ihrer Rolle fallen wollte. José aber, der es bemerkte, gereichte das zur besondern Genugthuung, und er fuhr deshalb fort:

„Außerdem kann man jetzt etwa berechnen, wie lange sich die Armee Seiner Excellenz, Falcon's des Großmüthigen, halten wird. Tausend Mann hat Colina ungefähr mit hinausgenommen und circa fünfhundert wieder mit zurückgebracht, nun wollen wir annehmen, daß etwa zehn Mann davon getödtet wurden, so kommen vierhundert und neunzig Gefangene und Deserteure dabei in Anschlag, die jetzt alle auf Seiten der Reconquistadoren stehen. Wenn wir noch drei oder vier solche Züge hinausschicken, sind wir hier in Caracas mit unseren Soldaten fertig und behalten kaum noch ein paar Schildwachen über, um die Wachen vor der Wohnung Seiner Excellenz und dem Regierungsgebäude zu beziehen.“

„Sie sind wohl verrückt?“ rief die alte Dame, die ihren Grimm nicht länger bemeistern konnte — „zehn Todte bei einem Angriff auf Las Ajuntas? Wenn General Colina wirklich geschlagen wurde und nicht Verrath im Spiele war, denn der Teufel soll das ganze Negergesindel holen, so sind auch drei- bis vierhundert Mann auf der Wahlstatt geblieben. Unsere Soldaten schlugen sich wie die Löwen, aber sie hatten das ganze Heer der — Blauen gegen sich und glaubten es nur mit einem kleinen Streifcorps zu thun zu haben.“

„Meine beste Señora,“ bemerkte José lächelnd, „die Armee der Reconquistadoren ist noch gar nicht da, oder sie bliebe nicht in Las Ajuntas liegen, sondern marschirte einfach nach Caracas herein. Wir haben jetzt erst erfahren, wie stark diese Armee ist. Monagas rückt mit vier- oder fünftausend Mann an, wie viel Mig. Ant. Rojas hat, weiß ich gar nicht, und heut Abend ist auch die Nachricht eingetroffen, daß ein Corps schon im alten Schloß unter der Silla liegt, um gleich bei der Hand zu sein, wenn die Uebrigen anlangen. Falcon hat erklärt, daß er sich an die Spitze der Armee stellen wolle. Wir wissen das besser. Durchbrennen will er, weil er sieht, daß die Sache nicht mehr zu halten ist. Darauf können Sie sich verlassen, Señora, wenn Falcon jetzt Caracas verläßt — und das soll, wie ich gehört habe, morgen geschehen — so sind wir ihn vollständig und für immer los, denn in diese Mauern kehrt er nicht zurück, und sich an die Spitze der Armee zu stellen, fällt ihm gar nicht ein. Er wird froh sein, wenn er der Sache hier noch mit heiler Haut den Rücken wenden kann.“

Señora Corona hatte bei den früheren Worten innerlich gekocht und die Zähne zusammengebissen. Sie mußte sich gewaltsam zusammen nehmen, daß sie nicht mit einem sehr unweiblichen Caracho dazwischen fuhr, und José bemerkte das zu seiner innerlichen Genugthuung. Jetzt aber veränderten sich plötzlich ihre Züge — ihr Blick hing an dem des jungen Mannes, als ob sie seine inneren Gedanken errathen wolle. Ihre Lippen hatten sich getrennt und selbst ihr Gesicht nahm in dem Moment etwas Fahles — Leichenähnliches an. Wie unwillkürlich suchte ihr Blick dabei Isabel, und als José ihr

jetzt den Kopf zuwandte, konnte ihm nicht entgehen, daß sie weit mehr auf seine, als auf Hierra's Worte lausche.

„Aber, beste Isabel,“ rief lachend der junge Liebende in all' dem sorglosen Glück seiner Jahre — „ich habe Sie jetzt nun schon zweimal gefragt, weshalb Sie heut Abend so geschmückt sind und ob Sie noch ausgehen wollen — Sie antworten mir gar nicht.“

„Ich — ich habe Sie in der That gar nicht verstanden,“ erwiderte das junge Mädchen, verlegen lächelnd, „wir hatten allerdings die Absicht und werden bald gehen müssen — nicht wahr, Mutter?“

„Ja — ja gleich,“ sagte die Señora — setzte aber hinzu, „wir haben noch ein paar Minuten Zeit, bis Juan zurückkommt, daß er auf das Haus passe. Also das erzählt man sich in der Stadt, Señor?“

José war aufmerksam und — mißtrauisch geworden; es konnte hier nicht Alles in Ordnung sein, wenn er auch noch keine rechte Ahnung über die Ursache hatte, und während er sich von da an ganz zwanglos bewegte, bald ein Blatt Papier aufhob, aus dem er sich eine Cigarre drehen wollte, und das ihm aus den Händen fiel, bald den Stuhl etwas rückte, bald sich Feuer nahm, suchte er Isabel's wie der Señora Gesichter im Auge zu behalten und horchte jetzt, unter dem Anschein völliger Gleichgültigkeit, zu gleicher Zeit auf Beide.

„In der Stadt?“ erwiderte er, indem er seine kleine Dose mit geschnittenem Tabak aus der Brusttasche nahm, „gewiß, Señora, und zwar in Kreisen, die schon etwas davon wissen können. Es macht auch Niemand mehr ein Geheimniß daraus, denn die Sache ist doch nun einmal vorbei. Falcon hat seine Rolle ausgespielt, und wird die Stadt und das Land so ruhmlos verlassen, wie er die ganze Zeit über hier regiert hat. Er ist total fertig und denkt auch gar nicht daran, sich länger hier zu halten, oder gar einer persönlichen Gefahr auszusetzen.“

„Und durch wen wissen Sie das Alles?“ fragte die Señora, während sie aber fast gewaltsam Athem holte.

„Durch wen?“ rief José, im hellen Uebermuth auflachend, „durch meinen kleinen Freund Enano, der sich neulich bei

einer, Gott weiß auf welche Denunciation hin, vorgenommenen Haussuchung mit vortrefflicher Schlauheit herausgebissen hat. Er schloß ganz richtig, daß ihn nur ein „guter Freund" verrathen haben könne, bekam aber noch glücklicher Weise zur rechten Zeit einen Wink über die ihm drohende Gefahr, schaffte alle gravirenden Papiere bei Seite und legte an deren Statt Abschriften von Gedichten — unter anderen sogar ein paar Gedichte an den Präsidenten — in das geheime Fach. Es war zu komisch, und die Beamten mußten natürlich mit langer Nase abziehen."

Wieder faßte die Señora ihre Unterlippe und sagte dann finster: „Der Enano soll ein ganz harmloser, unschuldiger Mensch sein."

„Dafür gilt er," erwiderte José.

„Aber wohin glaubt man, daß sich der Präsident wenden wird?"

„Wohin? — natürlich nach seiner Insel, wo man ihm von Venezuela aus nichts anhaben kann. — Die Kriegsschiffe liegen ja jetzt sämmtlich geheizt vor Laguayra. — Schon seit vorgestern ist die Ordre hinunter gegangen, und der Brief, den wir heute Nachmittag mit der Diligence erhielten, sagt, daß sie alle drei rauchen, als ob sie augenblicklich in See gehen sollten." — Sein Blick wandte sich Isabel zu, und er sah, daß sie ihr Auge fest auf ihn geheftet hielt — und doch lächelte sie und nickte dabei wie zustimmend zu den Worten, die ihr Hierra jetzt, der ihre Hand gefaßt hielt, zuflüsterte. Das Mädchen war entweder an Allem, was ihre Mutter betraf, vollkommen unschuldig oder — ein Teufel.

Die Señora warf die Oberlippe verächtlich in die Höhe.

„Die Bewohner von Caracas," sagte sie, „sind immer entsetzlich klug und wissen gewöhnlich viel mehr, als was — nicht einmal draußen in der Welt, sondern unter ihrer eigenen Nase geschieht. Was Falcon auch zu thun beabsichtigt, denen wird er's wahrhaftig nicht aufbinden, denn so klug ist er jedenfalls."

„Sie nehmen ja auf einmal gewaltig seine Partei," rief José; „aber so sind die Damen, wenn Jemand im Unglück ist, lassen sie alle Principien fallen und nur ihr schönes Mit-

leid walten. Deshalb waren auch gerade die Frauen von jeher die schlechtesten Politiker und verderben gewöhnlich Alles, was sie in die Hand nehmen. Damen sollten sich überhaupt nie mit Politik befassen."

Die Señora wollte gereizt darauf erwidern, als Juan wieder hinten aus der Stube kam und sie rasch nach ihm hinübersah. Wo aber war er gewesen? der Gedanke durchzuckte José. Hatte die Alte vorhin nicht selber gesagt, sie müsse warten, bis Juan zurückkehre — und konnte er überhaupt fortgewesen sein, wenn das Haus hinten, wie alle übrigen, mit einer festen Mauer geschlossen war? — Also gab es dort hinten einen Ausgang und sein Vater hatte Recht gehabt? Armer Hierra! Aber es war ja doch nicht denkbar, es konnte gar nicht sein.

Juan glitt, sich anscheinend erst mit etwas ganz Anderem beschäftigend, quer durch den Hof; es konnte jedoch José nicht entgehen, daß die Señora mit der größten Spannung auf das wartete, was er ihr zu melden hatte. Sie schien ganz vergessen zu haben, was José ihr gesagt, achtete wenigstens nicht im Mindesten darauf, sondern folgte mit ihrem Blick nur dem indianischen Jungen, bis dieser endlich an ihr vorbeikam und ihr einige Worte zuflüsterte. Isabel's Augen hingen indessen an der Mutter Zügen, ob sie daraus vielleicht lesen könne, welche Botschaft jener gebracht habe. Sie mußte dabei interessirt sein.

Der Señora Gesicht verrieth allerdings nicht, was in ihr vorging; sie hatte zu lange eine „Rolle" gespielt, um eine so einfache Vorsicht der Selbstbeherrschung außer Acht zu lassen; sie wandte sich sogar zu José, als ob sie das Gespräch wieder aufnehmen wolle, und dabei nur wie zufällig auf ihre Uhr sehend, sagte sie, von ihrem Sitz aufstehend:

„Aber es wird Zeit, daß wir uns zurecht machen, Señores; Sie müssen uns heut Abend entschuldigen. Ich hoffe, daß wir nach Ihrer Rückkehr wieder das Vergnügen haben werden, Sie bei uns zu sehen."

Isabel erhob sich ebenfalls und mit ihr José. Hierra saß noch vor ihr und ließ ihre Hand nicht los.

„Oh, so rasch sollen wir jetzt scheiden? Ich hatte mich

so darauf gefreut, nur wenigstens kurze Zeit noch hier bei Ihnen sein zu dürfen."

„Sie bleiben ja nicht so lange aus, Señor," erwiderte Isabel freundlich — fast herzlich, — „kehren Sie recht bald zu uns zurück."

„Wenn es denn sein muß, so leben Sie wohl, — aber Sie sind ja schon angezogen," setzte er plötzlich, mit einem Blick auf ihre in voller Toilette prangende Gestalt hinzu: „wenn wir nun warteten, bis die Mama fertig ist, und die Damen dann begleiten dürften —"

Ein einziger, aber ziemlich vollklingender Ton zog durch den Hof, der jedenfalls von der Rückseite der Gebäude herkam, und José, der die Señora so wenig als möglich aus den Augen ließ, sah, daß sie unwillkürlich, wenn auch nur für einen Moment, emporzuckte. War das ein Zeichen?

Er fühlte sich jetzt überzeugt, daß hier nicht Alles war, wie es sein sollte. Sie Beide schienen heute zu ungelegener Zeit gekommen, man hatte etwas Anderes vor. Isabel war wie zu einer Staatsvisite angezogen, die Mutter noch in ihrem alten gewöhnlichen Seidenkleid. Wollten sie wirklich ausgehen, so hätten sie die alte Dame doch wenigstens bei ihrer Toilette treffen müssen, wozu sie meistens ziemlich viel Zeit gebrauchte. Und jetzt der fremdartige Ton, der genau so klang, als ob Jemand mit einem Klöppel auf einen der kleinen chinesischen Gongs geschlagen; die Abwesenheit Juan's vorhin, und was hatte der Bursche noch jetzt immer mit der Señora zu flüstern? er mußte ihr eine ganze Geschichte erzählen.

Hierra hatte auf das Alles auch mit keinem Blick, mit keinem Gedanken von Argwohn geachtet. Sein Auge hing nur an der Geliebten, die ihm noch nie im Leben so schön, so wunderbar schön vorgekommen war, als jetzt, wo er sie verlassen sollte, um einem gefährlichen Kampf entgegen zu gehen. Würde er sie wiedersehen? Zum ersten Mal beschlich eine bange Furcht sein Herz, wenn er sein Leben und damit auch sie verloren hätte. Aber Isabel entzog ihm, wenn auch langsam, die Hand, die er noch immer gefaßt hielt. Sie neigte sich leise zu ihm über, es war ein halb gebotener Kuß, und selig in Glück und Wonne, drückte er sie für einen Moment

in seine Arme, wobei aber die alte Dame wie ungeduldig den Kopf schüttelte und doch nicht wegging, um sich anzuziehen. Es half nichts, sie mußten fort.

„Wir haben noch zu thun, Señores,“ sagte die alte Dame, die ihre Ungeduld kaum noch bemeistern konnte, „und ich bin auch noch lange nicht fertig. Juan wird uns nachher begleiten. Don José, es war mir sehr angenehm, Sie einmal wieder bei uns gesehen zu haben. Ich hoffe, Sie werden später Ihre Besuche fortsetzen. Lieber Hierra, thun Sie mir den Gefallen und machen Sie mit dem Abschiednehmen einmal ein Ende. Sie thun ja wahrhaftig gerade, als ob es für ein ganzes Leben wäre, und nach Laguayra fährt man in kaum drei Stunden.“

Sie reichte ihm ihre Hand, und es blieb Beiden nichts übrig, als zu gehen. José aber bemerkte doch noch, daß sie, wie sie sich wandten, Juan ein Zeichen gab, und der Bursche glitt jetzt rasch und wie eine Schlange quer über den Hof hinüber und wieder jener Thür zu.

José und Hierra gingen die wenigen Schritte die Veranda entlang und bogen in den dunkeln Gang ein. Die Señora hatte sie bis dorthin begleitet.

„Jetzt brennt da nicht einmal ein Licht,“ sagte sie, „aber die Herren kennen ja den Weg. Können Sie die Thür öffnen?“

„Gewiß, Señora,“ antwortete José, „ich habe es ja schon so oft gethan. Leben Sie wohl und auf baldiges Wiedersehen.“

Hierra schritt rasch den dunkeln Gang hinab, aber seine Augen waren noch von dem Licht geblendet, seine Gedanken bei Isabel — er stieß an die Mauer an, und José nahm seinen Arm und hielt ihn fest. So schritten sie den Gang entlang, und Señora Corona stand dort und sah ihnen nach, bis sie die Thür öffneten und das helle Licht der gegenüber brennenden Laterne von draußen hereinfiel. Dann wandte sie sich ab und kehrte in den Hof zurück. José drehte den Kopf und sah die Ecke frei, und gerade als Hierra hinaus auf die Straße treten wollte, zog er ihn am Arm zurück und warf die Thür wieder laut in's Schloß, daß sie noch eingeschlossen in dem dunkeln Gang blieben.

„Hast Du noch etwas vergessen?“ fragte Hierra; „laß mich hinaus, mir ist das Herz so schwer.“

„Halte Dich ruhig,“ flüsterte ihm José zu, „keinen Laut mehr, ich traue der Señora nicht.“

„Was willst Du thun?“ fragte Hierra erstaunt, aber mit unterdrückter Stimme, „was hast Du nur?“

„Was schon bessere Männer vor uns gethan haben,“ flüsterte José zurück, „horchen will ich und mich selber überzeugen, und Du sollst bei mir bleiben. Halte Dich nur einen Moment ruhig.“

„Aber was müssen nachher die Damen von uns denken?“

„Wir sind gerade hier, um zu sehen, was wir von den Damen denken sollen. Ruhig, Hierra, ich mache Dich heut Abend zu dem glücklichsten Menschen, den es auf der weiten Welt giebt, und beneide Dich mein ganzes Leben lang, oder —“

„Oder?“ fragte Hierra erstaunt, als er schwieg.

„Folge mir nur,“ bat José, „es ist allein zu Deinem Besten, daß ich Dich bitte nur für kurze Zeit ruhig zu bleiben. Da drinnen geht etwas vor. Die Frauen wollten uns los sein. Ueberzeugen wir uns, daß unser Verdacht, oder vielmehr der meinige, unbegründet war, so können wir uns jeden Augenblick unbemerkt zurückziehen, und sollten wir wirklich entdeckt werden, nun so hast Du Dich nicht von Deiner Angebeteten trennen können und warten wollen, um sie noch zu begleiten. Einem Liebenden und Geliebten verzeiht man Alles.“

Hierra schüttelte mit dem Kopf. Es war ihm nicht recht, daß er in den Verdacht kommen konnte, selbst nur das geringste Mißtrauen zu zeigen, Mißtrauen gegen Isabel, und auf was sonst lief das Ganze hinaus? Aber er fügte sich trotzdem, und eine eigene Angst schlich ihm dabei in's Herz, der er gar keine Worte zu geben vermochte. War es die Ahnung eines nahenden Unheils? und wer will leugnen, daß es solche giebt? Wie aber nun, mit derselben, der Schatten selbst eines Verdachts in seine Seele schlich, war er auch wie ein machtloses Kind in der Hand seines vollkommen ruhigen und leidenschaftslosen Begleiters, und nur leise flüsterte er: „Was sollen wir thun?“

„Vor der Hand gar nichts,“ flüsterte José zurück, „als

nur langsam und vorsichtig weiter nach oben zurückschleichen. Sie haben die Thür zuschlagen hören und glauben jetzt, daß wir fortgegangen sind. Sie erwarten Jemanden."

„Aber der muß ja dann an uns vorüber," sagte Hierra, „wir stehen in dem einzigen Gang, der auf die Straße führt. Laß uns gehen, José, und lieber draußen in der Nähe des Hauses bleiben. Mir schnürt die Angst hier die Kehle zusammen, und Du wirst doch sehen, daß Du Dich geirrt hast. Isabel muß mir ja zürnen."

„Lieber Freund," flüsterte José, „kein Mädchen zürnt darüber, wenn sie merkt, daß ihr Geliebter eifersüchtig ist — aber horch! siehst Du dort?"

Er deutete mit der Hand vorwärts. Der Gang bildete einen langen, dunkeln Tubus, in dem oben der hellere Hof in dem viereckigen Rahmen wie ein Bild sichtbar wurde. Der Gang lag aber genau an der Mauer des rechts befindlichen Nachbarhauses, wie jene Thür, durch welche Juan vorhin aus und ein gegangen, und deutlich konnten Beide jetzt erkennen, daß sich die Thür öffnete und eine in eine Cobija gehüllte Gestalt — ein Mann — darin sichtbar wurde, der mit raschen Schritten nach vorn eilte und eben hinter der linken Wand verschwinden wollte, als ihm Isabel entgegen eilte und ihre Arme um ihn schlang. Er ließ jetzt den Mantel fallen, der auf dem Hof liegen blieb, und ging mit ihr zu der Stelle, wo sie selber vorher gesessen hatten, und nun war es Hierra, der, seinen Sinnen kaum trauend, nach vorn stürzen wollte. Aber jetzt hielt ihn José zurück, und indem er ihn bis an die Hausthür führte, flüsterte er, dieser das Gesicht zugewandt, daß auch kein Laut den Gang hinaufdringen konnte:

„Ehe wir weiter forschen, Hierra, muß ich Dir den Verdacht aussprechen, der mich bewog, Dich hier zurück zu halten. Der Indianerbursch ging vorher fort, und zwar durch eine Hinterthür, die mit dem Hause, welches an dieses mit dem Rücken lehnt, unzweifelhaft in Verbindung steht. Jenes Haus aber ist Falcon's, des Präsidenten, Eigenthum, der es häufig und besonders Abends besucht. Begreifst Du jetzt, weshalb ich zurücktrat, und nicht mehr selbst um einer Isabel Hand werben wollte?"

„José," stöhnte Hierra, „es ist nicht möglich — nicht denkbar — wenn es wäre, weshalb hattest Du mich da nicht vorher gewarnt?"

„Weil ich selber keine Beweise hatte, selber noch an ihrer Schuld zweifelte und nur mein Vertrauen zu ihr erschüttert fühlte. Gewarnt habe ich Dich, aber nicht weiter durfte ich dabei gehen, als ich verantworten konnte. Auch selbst jetzt ist noch nichts entschieden," setzte er beruhigend hinzu, als er fühlte, daß Hierra's Arm wie in Fieberfrost zitterte, „wir wissen noch nicht, wer sie da aufgesucht, für wen sie sich so festlich geschmückt hat."

„Wer kann es sein, wenn sie ihn heimlich empfängt?"

„Bst, nicht so laut, der Schall könnte in der engen Röhre nach vorn dringen; komm, daß wir uns selbst überzeugen, aber fasse Dich. Ist sie Deiner nicht werth, so verdient sie auch nicht eine Thräne aus Deinem Auge, und wenn mein Verdacht unbegründet ist, dann bitte ich Dich um Verzeihung und Du ziehst als ein glücklicher — doppelt beglückter Mensch in den Kampf. Komm, die Zeit vergeht, und wir dürfen hier nicht so lange säumen."

Hierra blieb noch einen Augenblick stehen — der Kopf schwindelte ihm, er mußte sich an der Mauer festhalten — aber das ging rasch vorüber. Krampfhaft ballte sich seine Faust und ein unheimliches Feuer glänzte in seinen Blicken. José aber, wenig darauf achtend, da seine ganze Aufmerksamkeit nach vorn gerichtet blieb, hielt wieder seinen Arm, und vorsichtig schlichen die beiden jungen Leute nach vorn, drückten sich aber rasch in den dunkeln Schatten der Mauer, als die Gestalt des fremden Mannes wieder zum Vorschein kam.

Auch der Señora Stimme, die bis jetzt nur leise gesprochen hatte, wurde lauter und deutlicher, und sie konnten jetzt Beide hören, daß sie sich, nach der Art wie ihre Worte klangen, in nicht besonderer Laune befand.

„Das Alles hilft nichts, Excellenz, Sie sagen, daß Sie sich an die Spitze des Heeres stellen wollen, und andere Leute sagen, daß der Dampfer schon unten in Laguayra auf Sie wartet, um Sie fortzuführen."

„Und glauben Sie anderen Leuten mehr als mir, Señora?"

„Früher that ich es nicht," brummte die Frau, „aber wenn andere Beweise ebenfalls zustimmen, dann wird Einem der Glaube schon aufgezwungen —"

„Und welche Beweise wären das?"

„Wohin sind die drei Karren mit Koffern gegangen, die heut Abend in Ihrer Wohnung aufgeladen und fortgefahren wurden, und die Straße nahmen, die hinunter an die Küste führt?"

„Señora, Sie sind schlecht berichtet," erwiderte Falcon, denn er war es wirklich, „oder Ihre Spione mögen auch vielleicht zu schlau sein und überschießen ihr Ziel. — Wissen Sie, was sich in den Koffern befand, die ich heute allerdings in das Fort von Laguayra geschickt habe? — Archive, wichtige Acten; denn das Kriegsglück ist wandelbar und ich durfte sie nicht der Gefahr aussetzen, von den Feinden zerstört zu werden, wenn sie vielleicht doch in ihre Hände fielen. Diese Schriftstücke aber enthalten die Rechtfertigung meiner Regierung, die Beweise, wie ich sorglich die langen Jahre hier in Venezuela gewirthschaftet habe, und wenn weiter nichts, so sollen sie wenigstens meinen guten Namen, den mir jetzt der Feind zu schmälern sucht, später einmal vor der Welt wieder herstellen. Sind Sie jetzt beruhigt?"

„Ich wußte es, ich wußte es ja, daß er nicht falsch sein könne!" rief Isabel und flog an seinen Hals; „oh Juan, welche Sorge habe ich um Dich schon gehabt, wie war mir manchmal das Herz Tage lang so schwer, daß ich alle Lust am Leben verlor und ihm lieber selber ein Ende gemacht hätte. Dann verzweifelte ich an Allem. Stunden lang saß ich und weinte, und nur wenn Du wieder kamst, wenn ich wieder in Deine großen stolzen Augen schauen durfte, dann war Alles gut, und ich trug selbst mit Lust die Qual, vor den Augen der Welt als die Braut eines Andern zu gelten, nur um von Dir die leiseste Sorge, den leisesten Verdacht fern zu halten."

„Meine Isabel," sagte der Angeredete zärtlich und preßte sie an sich, und Hierra machte eine Bewegung, als ob er nach vorn springen wolle. José aber, der ihn genau bewachte, hatte schon seinen Arm gefaßt und hielt ihn zurück. Sprechen

durften sie nicht mehr mit einander, denn sie standen zu nahe, und selbst ein Flüstern hätte vielleicht gehört werden können.

„Und doch geht er fort," sagte die Señora — „in den Koffern waren keine Archive und Papiere, und die Dampfer da unten haben auch nicht umsonst geheizt. — Es läßt sich auch hier nicht mehr halten, denn wenn eine Bande der Blauen schon den Colina geschlagen hat, was soll dann erst noch mit den Anderen werden. — Gehen Sie, Excellenz, Sie sind falsch wie alle Männer — und was wird nachher aus uns — aus mir hier? — glauben Sie, daß ich einen Centavo meiner Pension von den Blauen bekäme, wenn Sie uns hier zurückließen?"

„Rede nicht so, Mutter, um Gottes willen, schon der Gedanke wäre Tod. — Er wird uns nicht hier — nicht so zurücklassen. Wäre ich dann nicht an jenen Hierra gebunden, der mich mit seiner Liebe martert und verfolgt?"

Hierra zitterte so heftig, daß José glaubte, er würde in die Kniee sinken, und ihn deshalb mit den Armen hielt.

Falcon antwortete eine ganze Weile nicht — er stand außer Sicht, aber es war augenscheinlich, daß er überlegte.

„Und wenn ich mich nicht zur Armee begebe," sagte er endlich, „werden sie mich einen Feigling schelten."

„Haben Sie sich je etwas daraus gemacht, was das Volk über Sie sagte?" rief die Señora finster — „dort, wo Sie wohnen, sind Sie von der Welt abgeschlossen und können in Ihrem Reichthum und der Liebe meines Kindes schwelgen." —

Falcon war aufgestanden und ging mit untergeschlagenen Armen im Hof auf und ab, so daß er, wenn er bald die Mauer erreichte, auch den Freunden sichtbar wurde. — Plötzlich blieb er stehen, so daß sie, wenn sie sich vorbogen, eben noch seine Gestalt erkennen konnten.

„So kommt," sagte er — „sind Eure Vorbereitungen getroffen?"

„Alles," entgegnete die Señora, „das Haus ist sogar an den Doctor Ignacio verkauft."

„Und wir dürfen Dich begleiten?“ rief Isabel, mit vor Freude fast erstickter Stimme.

„Um elf Uhr sollen die Karren hier vor der Thür halten, die Eure Sachen in den Hafen bringen. Morgen früh drei Uhr hole ich Euch selber ab.“

Isabel stieß einen Freudenschrei aus und flog, jubelnd wie ein Kind, an Falcon's Brust.

José, in der Aufregung, in die ihn selber diese Scene versetzte, hatte versäumt, auf den Freund so scharf zu achten. Seine Absicht war auch gewesen, daß sie sich jetzt wieder still und unentdeckt zur Thür zurückzogen. Sie konnten dieselbe geräuschlos von innen aus öffnen, und wenn sie dann in's Schloß fiel, waren sie sicher draußen auf der Straße. Aber er hatte sich in der Geduld Hierra's verrechnet.

Hierra, noch jung und in seiner Eltern Hause aufgewachsen, war im gewöhnlichen Umgang schüchtern, fast scheu, und José hatte ihn nie einer entschiedenen Handlung für fähig gehalten; aber das heiße Blut des Südens in der indianischen Race, wenn auch doppelt vielleicht vermischt, rollte in seinen Adern, und wie lange auch der wilde, unzähmbare Geist in ihm geschlummert hatte, jetzt schäumte er über. Ehe José nur Zeit hatte, ihn fester zu fassen, riß er sich los von ihm, und mit einem Aufschrei, der aus keiner menschlichen Brust zu kommen schien, ein Dolchmesser, das er verborgen getragen, in der gehobenen Faust, sprang er gegen die Gruppe und den Präsidenten an.

Isabel lag an Falcon's Brust, und der Schreck schien sie, während die Mutter einen lauten Hülfeschrei ausstieß, für einen Augenblick erstarren zu machen. — Sie fühlte, daß Falcon zurückwich, sie sah den gehobenen und bewehrten Arm des Rasenden, der zum Stoß gegen den Geliebten ausholte, und mit einem gellenden Angstruf warf sie sich ihm entgegen. Dadurch gewann der Präsident Zeit, zurück zu springen. Der erste Stoß ging fehl, und ehe Hierra das Mädchen von sich schleudern und auf den Verräther zum zweiten Mal eindringen konnte, war José an seiner Seite, faßte ihn mit starkem Arm um den Leib und schrie: „Keinen Mord, Hierra — um Gottes

willen keinen Mord! — und jetzt fort, oder wir sind verloren," flüsterte er ihm zu.

Und trotzdem würde er den seiner Sinne kaum mehr Mächtigen schwerlich zurückgehalten haben, wenn er noch in der Nähe seines Opfers geblieben wäre, aber Falcon — wahrscheinlich unbewaffnet oder einen beabsichtigten Mordanfall fürchtend — war, diesen Augenblick benutzend, mit wenigen Sätzen in der Thür verschwunden, die hinüber nach dem andern Hause führte. Hierra wollte nach, aber José ließ ihn nicht los. — „Die Freunde warten!" rief er ihm in's Ohr, „komm dahin, wo wir würdiger kämpfen können, als mit Meuchelmord — fort von hier!" und mit kräftigem Arm zog er den Freund mit sich in den Gang hinein.

Noch einen Blick warfen Beide, ehe sie in den Gang eintauchten, auf die Frauen zurück. Isabel hatte sich, als sie Falcon gerettet sah, wie Schutz suchend an die Brust der Mutter geworfen, aber keiner von Beiden richtete auch nur ein Wort an sie. Den langen dunkeln Gang flohen sie hinab, öffneten die Thür, warfen sie wieder in's Schloß und eilten dann mit raschen Schritten die Straße hinauf.

Wohin? — Hierra konnte nichts mehr denken; das Messer war seiner Hand entfallen, und wie vernichtet hing er an des Freundes Arm. Aber José hatte rasch seinen Plan entworfen.

Die Möglichkeit war da, daß sie noch diesen Abend von der Polizei gesucht werden könnten, wenn er auch selber kaum daran glaubte; aber auch dieser Möglichkeit mußten sie ausweichen. Das Beste war, sie eilten gleich zu ihrem Sammelplatz und hielten sich dort die wenigen Stunden, die noch zum Aufbruch fehlten, still und versteckt. Hierra war wenigstens gerettet, und nicht in der Liebe Qualen brauchte er künftig an das falsche, trügerische Wesen zu denken, das ein so schändliches, nichtswürdiges Spiel mit einem treuen Herzen getrieben; er konnte nur mit Verachtung auf das gesunkene, verlorene Wesen blicken.

25.

Flucht nach allen Seiten.

Der Versammlungsort der jungen Leute, die heute Nacht beabsichtigten aus der Stadt hinauszubrechen und sich den Reconquistadoren anzuschließen, lag in einem kleinen Hause, das nur eine kurze Strecke von der Stadtgrenze ablag. Dort standen natürlich keine Posten, und durch die nur angelehnte Thür konnten sie Alle mit einiger Vorsicht nach und nach in das Innere gelangen, ohne nach irgend einer Seite hin Verdacht zu erregen. Dieser Theil der Stadt war überhaupt nur höchst mittelmäßig, ja fast gar nicht erleuchtet, und hier wohnte auch nur das ärmere Volk: Neger und Indianer, die von ihrer Tagesarbeit lebten.

Das Haus selber gehörte einer alten Frau, einer Wäscherin, die es aber willig für den Abend hergegeben hatte, denn ihr Sohn stand ebenfalls bei den Reconquistadoren, und je mehr Streiter dort hinauseilten, um deren Sache zu unterstützen, desto größere Hoffnung hatte sie ja auch, den einzigen Sohn glücklich und gesund wieder heimkehren zu sehen.

Um ganz sicher zu sein, daß so viele Menschen nicht etwa von vorbeigehenden Leuten gehört werden konnten, räumte sie ihnen die hinteren Stuben ein, und José und Hierra, welche die Ersten waren, nahmen gleich von der einen, ärmlich genug aussehenden Kammer Besitz. — So lange sie sich auf den Füßen gehalten hatten, war Hierra festen Schrittes mit dem Freund gegangen, aber kein Wort hatten sie zusammen gewechselt den ganzen Weg entlang. Jetzt aber, als die erste Ruhe eintrat, verließ den Armen auch seine Kraft. Er taumelte in das Gemach hinein, und sich auf den einzigen Stuhl, der dort stand, niederwerfend, barg er sein Antlitz in beide Hände und schluchzte laut.

José störte ihn nicht. Der erste Schmerz will austoben, und Thränen lösen und lindern ihn. Erst als er fürchten

mußte, daß jetzt bald andere Kameraden hinzukämen, redete er ihm zu, sich zu ermannen.

„Hier, Hierra,“ sagte er, indem er ihm ein Glas Xereswein, den er aus seinem Proviantsack gezogen hatte, hinreichte, „da nimm und trink, es wird Dir gut thun; aber jetzt sei auch wieder ein Mann. Denke, wenn die Kameraden kommen, was sie sagen werden, und wer braucht das Geschehene zu wissen, als wir Beide? Da, hier nimm, und dann wische die Thränen aus den Augen. Beim ewigen Gott, die Dirne ist doch wahrlich nicht die Thräne eines braven Mannes werth!“

„Du hast Recht, José,“ erwiderte Hierra, indem er vom Boden emporsprang. Er sah todtenbleich aus, und die langen schwarzen lockigen Haare hingen ihm wild um Stirn und Schläfe — „gieb mir den Wein, mich fröstelt.“

José reichte ihm das Glas, welches Hierra leerte, aber seine Kraft schien gänzlich gebrochen. José neigte sich zu ihm und drückte ihn an's Herz.

„Armer Freund,“ sagte er, „ich habe Dir heut Abend recht weh thun müssen, aber es war nöthig, Du hättest Dich sonst Dein Leben lang mit Zweifeln abgequält und wärst unglücklich und elend geworden. Jetzt, da Du weißt, daß sie Deiner nie werth gewesen, wirst Du sie leichter vergessen, sobald nur der erste Schmerz vorüber ist.“

„Komm, José,“ erwiderte Hierra, ihn leise von sich drückend, „Du machst mich nur wieder weich, und das darf nicht sein; es ist vorüber — hättest Du mich nur Rache nehmen lassen.“

„Es ist besser so; der Gedanke an den Mord würde Dich ewig gequält haben.“

„Und ohne Strafe sollen Beide bleiben?“

„Du mußt Isabel mit Deinem Messer verwundet haben, ich sah wenigstens, als sie die Mutter umfaßt hielt, Blut auf dem lichten Kleide der Señora. Sie mag die Schramme als Erinnerung an diesen Abend tragen, und in Scham erröthen, wenn ihre Hand darüber streift.“

„Oh, daß ich ihr falsches Herz getroffen hätte! Aber es ist jetzt vorbei, ich danke Dir, José, daß Du mich vor diesem

Teufel nicht allein gerettet, sondern mir ihn auch in seiner wahren Gestalt gezeigt hast. Ich hatte keine Ahnung, daß unter einer solchen Hülle ein solches Herz schlagen könne! Und diese alte Hexe — welch ein Weib! — aber fort mit den Gedanken. Vorbei — Alles vorbei, und jetzt wollen wir auf's Neue frisch und kräftig in das Leben eintauchen."

Er schien von diesem Augenblick an wie verwandelt. Bei der Alten, die das Haus bewohnte, ließ er sich frisches Wasser geben, um Stirn und Schläfe abzukühlen, und ging dann ruhig an die Arbeit, um seine Sachen zu ordnen.

Jetzt blieb ihnen auch nicht mehr lange Zeit, denn einzelne Kameraden trafen nach und nach ein, und diese durften nicht merken oder auch nur ahnen, was geschehen sei. Es hatte aber auch Jeder von ihnen heut Abend genug mit sich selber zu thun, denn ihr Auszug war nicht ohne Gefahr.

Da die Regierung nämlich befürchtete, daß die Blauen doch vielleicht in der Nacht einen tollkühnen Angriff auf die Stadt unternehmen könnten, so waren überall an die Ausgänge ziemlich starke Besatzungen gelegt, und Signalisten ihnen beigefügt worden, um gleich bei den ersten Anzeichen einer Gefahr, Hülfe herbeiziehen zu können. Einige der jungen Leute riethen auch, lieben den hellen Tag abzuwarten, wo man die Truppen dann wieder nach der Plaza zurückrufen würde und nur vielleicht einzelne Posten dort draußen ließ. Die Mehrzahl war aber vollständig dagegen, denn zeigten sich nach Tages Anbruch Blaue auf irgend einer der Höhen, so konnten sie sich darauf verlassen, daß Falcon's ganze Armee sich in die Vorstädte ziehen würde, und sie wußten dann gar nicht, ob es ihnen überhaupt noch gelingen werde, durchzubrechen.

Die einzige Gefahr für sie war, daß sie, wenn sie mit ihrer Truppe die Straße hinunterzogen, wahrscheinlich schon von Weitem entdeckt und dann durch die Warnungssignale verrathen würden. José entwarf deshalb den Plan, daß sie sich gleich hier im Hof zu einer wirklichen Colonne ordneten, um draußen nicht zu lange herumzustehen. Dann sollten sie rasch und geräuschlos auf die Straße treten und wie eine der gewöhnlichen Patrouillen, zu Vieren, mit festen Schritten gerade auf die Besatzung losmarschiren. Dadurch vermieden sie

die Gefahr, daß das Alarmsignal früher gegeben wurde, als sie mit den Truppen zusammentrafen. Vielleicht gelang es dann, sie gänzlich zu überrumpeln, vielleicht mußte ein Kampf entscheiden, aber sie selber waren dabei, als die Angreifenden, jedenfalls im Vortheil. Sonst ließ sich im Voraus nichts Näheres bestimmen. Das mußte der Augenblick geben; alarmirten die Feinde dann durch Schießen die ganze Truppenmacht, so that das weiter nichts. Sie waren dann am Ausgang der Stadt, und ehe die anderen Colonnen dort eintreffen konnten, befanden sie sich selber draußen im Freien und konnten und würden dorthin nicht mehr verfolgt werden.

Die Truppe besaß unter achtundvierzig Mann, zu denen sie heut Abend angewachsen war, vierundzwanzig Musketen mit Bajonnet und etwa neunzehn Jagdflinten, aber Jeder trug noch einen oder zwei Revolver im Gürtel und Viele hatten Säbel, so daß sie also auch an Bewaffnung den Feinden weit überlegen blieben. Ihre kleine Armee war rasch aufgestellt, die zwölfte Stunde schon lange vorüber und die Straße lag wieder todtenstill. Einer von ihnen mußte aber trotzdem auskundschaften, ob kein Nachtwächter in der Nähe sei, der etwa vor der Zeit ein Zeichen geben konnte. Niemand ließ sich blicken, ihre Bahn lag frei, und in Reih' und Glied rückten sie jetzt hinaus, hielten sich noch, bis sich der Zug vollständig geordnet hatte, dicht an der Häuserreihe, und marschirten dann, auf das leise gegebene Commandowort, acht Mann hoch, die Musketen und anderen Gewehre geschultert, und nur etwas durch ihr Gepäck belästigt, unerschrocken die Straße hinab, wo sie wußten, daß sie in wenigen Minuten mit den Regierungstruppen zusammentreffen mußten.

José hatte von den Uebrigen die Führung überkommen, und Jeder von ihnen sein blaues Band oder seine Cocarde angesteckt. Das aber konnte der Feind natürlich erst erkennen, wenn sie sich in unmittelbarer Nähe befanden, und dann lag ihnen selber nichts daran, ihn länger in Zweifel zu lassen.

Hierra ging neben José. Er trug nichts als seine zwei Revolver im Gürtel.

„Hierra," flüsterte ihm José zu, und alles Andere war in dem Augenblick in der Nähe der Gefahr, die der entscheidende

Moment bringen mußte, vergessen, „wahrscheinlich steht, wenn wir die Truppen erreichen, der Signalist neben dem Officier gleich vorn. Ich bemächtige mich des Officiers, wahre Du den Signalisten, daß er seine Trompete nicht gebrauchen kann — aber nur im äußersten Nothfall einen Schuß — ich habe noch immer Hoffnung, daß wir die ganze Sache im Stillen abmachen.“

„Und sind unsere Kameraden unterrichtet?“

„Von Allem — wie ich den Officier fasse, schlagen sie an, geben aber nur auf Commando Feuer.“

„Schon gut, verlaß Dich auf mich. Ich sehe im Dunkeln wie eine Katze und werde den Burschen rasch genug herausfinden. Er soll seine Trompete nicht an die Lippen bringen, oder ich schlage sie ihm in die Zähne hinein, daß ihm das Blasen vergeht. Stehen sie nicht da vorn?“

„Ich kann nichts erkennen, aber möglich ist's; wir können kaum noch achtzig Schritt von den Häusern entfernt sein.“

Links, rechts; links, rechts. Mit festen Schritten und ächt militärisch marschirte die kleine Colonne die Straße hinab, und José erkannte jetzt selber, wenn auch der Hintergrund noch durch die dicht vor der Stadt aufsteigenden Berge verdunkelt wurde, einen schwarzen Klumpen rechts von ihrem Weg. Der Mond stand zwar am Himmel, aber trübe Wolken hatten sich über das ganze Firmament gezogen und drohten schon wieder einen tüchtigen Regen niederzuschütten. Doch hatte sich wenigstens noch kein Wind erhoben, und so still war es, daß man selbst das Zirpen einzelner Grillen in den jetzt nicht mehr fernen Bäumen hören konnte.

„Quien vive?“ tönte da plötzlich ein scharfer Ruf durch die Nacht, und José erkannte eine nicht unbedeutende Zahl Soldaten — nicht weniger vielleicht als sie selbst waren, rechts von dem Hause, aber ziemlich unordentlich aufgestellt. Die Leute, die den Trupp aus der Stadt herauskommen sahen, konnten natürlich nicht anders denken, als daß es ein Commando der Ihrigen sei, das wahrscheinlich hierher geschickt wurde, um sie zu verstärken, da man mit ziemlicher Sicherheit einen Angriff gegen Morgen erwartete. Der Anruf war auch

nur eine Form und mußte beobachtet werden, schon um zu zeigen, daß der Posten dort auf Wache sei und nicht schlafe.

„Patria!“ antwortete José ruhig mit dem Wachtwort der Gelben.

„Quien es?“ lautete der zweite Anruf.

„Federal!“ und der kleine Trupp marschirte keck vorwärts, bis dicht an die Soldaten hinan.

Die Gelben hatten sich seitwärts aufgestellt, um genügenden Raum zum Vorbeidefiliren der Truppe zu lassen, auf die sie ja nicht den geringsten Verdacht haben konnten, aber José wußte gut genug, daß sie dann augenblicklich erkannt werden würden. — Die in Caracas liegenden Soldaten waren ohne Ausnahme uniformirt und trugen Jacken und Hosen von ungebleichter Leinwand, wie ihre Dienstmützen mit dem gelben Band, und die „gelben“ Officiere mußten zweifellos entdecken, daß hier ein Betrug stattfand. Zeigten doch die jungen Leute mit ihrem unregelmäßigen Gepäck, einige in hellen, einige in dunkeln Kleidern, daß es keine wirklichen Soldaten wären. Jetzt befanden sie sich noch im Vortheil, wurde der Feind aber erst einmal mißtrauisch, so konnten sie recht gut eine Salve bekommen, ehe sie im Stande gewesen wären sich zu vertheidigen, oder gar selber anzugreifen.

„Hierra,“ flüsterte José dem Freunde zu, „ich glaube, jetzt ist unsere Zeit — wahre Deinen Signalisten.“

Nur wenige Schritte gingen sie weiter, da commandirte José Halt und ging selber auf den Officier zu, der fast gar nicht auf ihn achtete, sondern nur erstaunt die wunderlichen Gestalten betrachtete, die da vor ihm aufmarschirt standen, und die er sich, da er noch an keinen Verrath dachte, gar nicht erklären konnte. José aber sorgte dafür, daß er zu keinem Entschluß kam.

„Fertig!“ rief er, und während seine ganze Mannschaft ihre Gewehre in Anschlag brachte, hatte er auch den Officier und Hierra den Signalisten gepackt, und Beide befahlen ihnen mit vorgehaltenem Revolver, kein Glied zu rühren.

„Der erste Schuß, der von Eurer Seite fällt,“ rief José mit donnernder Stimme, „und Ihr seid Alle verloren. Fügt Euch in das Unvermeidliche, denn dort unten in der Straße

sammelt sich noch ein zweiter Zug, der uns folgt. Wer uns entginge, fiele dem in die Hände."

„Aber Caracho!" rief der Officier, dem der gespannte Hahn vor der Stirn nicht angenehm sein mochte. Was wollt Ihr von uns? Wer seid Ihr?"

„Reconquistadoren," lautete die Antwort. „Es soll Euch kein Leid geschehen, sobald Ihr Euch gutwillig meinen Befehlen fügt. Wer sich widersetzt, ist des Todes."

„Aber was verlangt Ihr von uns?"

„Die Sache ist sehr einfach, Señor," fuhr José fort, indem er den Revolver etwas herunter, aber noch immer gegen die Brust des Feindes gerichtet hielt. „Wir sind im Begriff, uns den Blauen da draußen anzuschließen, und wünschen nicht daran verhindert zu werden."

„Gut," erwiderte der Officier, „dann gehen Sie — marschiren Sie ruhig vorbei, ich will nichts gesehen haben."

„Sehr freundlich von Ihnen. Die Sache hat jedoch einen Haken, denn wenn Sie nachher hinter uns drein feuern, so wissen wir recht gut, daß wir Sie nicht in die Stadt hinein verfolgen können, und Einige von uns möchten dabei unnützer Weise zu Schaden kommen. — Aber wir haben keine Zeit, uns mit Ihnen aufzuhalten — also lassen Sie Ihre Leute die Gewehre schultern und marschiren Sie voran —"

„Voran? — wohin?"

„Vor die Stadt hinaus — sind wir weit genug von hier entfernt, um nichts mehr von Ihren Kameraden besorgen zu müssen, so können Sie zurückkehren."

„Caracho, Sie wissen doch, daß ich meinen Posten nicht verlassen darf, Señor? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —"

„Bitte, Señor," unterbrach ihn José ruhig, „Sie dürfen Alles, was Sie müssen, und ich weiß nicht, in wie weit Sie die Pflichten eines Ehrenworts kennen" (der Bursche sah allerdings als Officier ruppig genug aus und war von schwarzbrauner Farbe). „Aber ich glaube, es wird besser sein, ich übernehme die Führung. — Meine Herren Regierungstruppen! Schultert's Gewehr! Wenn ich drei gezählt habe und der

Befehl ist nicht befolgt, commandire ich Feuer! — Eins — zwei — drei —"

Die Soldaten, die von ihrem Officier keine Gegenordre bekamen, schulterten ruhig ihre Gewehre; weshalb sollten sie sich hier mitten auf der Straße todtschießen lassen? „So — ich werde jetzt bei Ihnen hier zurückbleiben, Señor — schwenkt in Eurem gewöhnlichen Gliede ein und vorwärts marsch, bis ich Halt commandire. Nun, wird's bald?"

Der Officier, mit dem Revolver auf der Brust — dem Signalisten hatte Hierra schon die Trompete abgenommen — verhielt sich vollkommen passiv, und die Soldaten ordneten sich, wie ihnen befohlen worden.

„Vorwärts marsch!"

Der Zug, der jetzt aus einigen achtzig Mann bestand, passirte die letzten Häuser und wandte sich aus der Stadt hinaus; auf der breiten Straße hin und den Bergen zu. Es war freilich kein besonders gutes Marschiren dort im Dunkeln, denn wie sie nur erst die Häuser und das Pflaster verließen und auf höheren Boden kamen, trafen sie auf tiefe Rinnen im Weg, die frühere Regen gerissen hatten, und konnten nur langsam vorrücken. Aber mit jedem Schritt, den sie machten, ließen sie die Gefahr weiter hinter sich, und sie war schon jetzt eigentlich geschwunden. Selbst den Fall angenommen, daß ihnen eine andere Colonne von Regierungstruppen bis an das Ende der Stadt gefolgt wäre: hier in das Dunkel im Freien hätte sie sich nicht mehr hinausgewagt.

Als sie die nächste kleine Höhe endlich erreicht hatten, commandirte José Halt und wandte sich dann an die Leute:

„So, Caballeros! Wir, die wir uns unseren Freunden und Brüdern da draußen anschließen wollen, befinden uns nun so weit in Sicherheit, und ich glaube, wir können Sie jetzt mit unserem besten Dank entlassen. Auf Eins möchte ich Sie aber vorher aufmerksam machen: wir bleiben hier, die Gewehre an der Backe, im Anschlag stehen und warten, bis Sie völlig außer Schußweite sind. Der erste verrätherische Schuß jedoch, der von Ihnen gefeuert wird, ist das Signal zu einer volleu Salve. — Sodann noch eine Frage! Wer sich uns anschließen will, ist herzlich willkommen. Daß sich

Caracas nicht länger als höchstens noch ein paar Tage halten kann, wißt Ihr vielleicht so gut wie ich. Euer Officier hier hat Euch nichts zu befehlen, denn er steht unter meinem Obercommando. — Wenn Ihr gescheidt seid, laßt Ihr Euch da drinnen nicht für einen Präsidenten abschlachten, der in diesem Augenblicke schon nach Laguayra auf der Flucht ist und nie wieder nach Venezuela zurückkehrt. Was wollen denn die Leute da draußen, die sich Reconquistadoren nennen? was anders als den Tyrannen aus dem Lande treiben, der Euch zu Soldaten gepreßt hat und Euch nicht einmal so viel dafür giebt, daß Ihr satt werdet? Wir wollen nichts als das Land dahin bringen, daß es keine Soldaten mehr braucht und und Ihr zu Euren Familien, zu Eurer Arbeit zurückkehren könnt. Wünscht Ihr aber Euch noch zu Krüppeln schießen zu lassen, um Sclaven zu bleiben — gut, ich habe nichts dagegen; kehrt ruhig um und marschirt wieder nach Caracas hinein. — Wenn Ihr aber gescheidt seid, so geht Ihr mit uns. Wer dann unter den Reconquistadoren dienen will, der ist willkommen. Wer es nicht will, der mag seine Waffen und Munition abliefern und ruhig nach Hause gehen — es soll Keiner gezwungen sein, Soldat zu bleiben."

Für ein paar Augenblicke standen die Leute still und regungslos. Es war augenscheinlich, daß Keiner gern zuerst sprechen wollte. Da plötzlich glitt einer von den Soldaten, ohne ein Wort weiter zu sagen und sein Gewehr auf der Schulter, mitten aus der Truppe heraus und zwischen die Reconquistadoren hinein; als ob das das Signal gewesen wäre, folgten ihm fast alle übrigen. Der Officier stand dabei und sagte keine Silbe. Nur drei oder vier bleiben noch zurück.

„Señor," meinte da einer von diesen — „das ist Alles recht gut — wir haben aber unsere Familie in Caracas, und wenn wir jetzt unter die Blauen gingen, müßten wir nachher auf unsere Brüder, die noch in der Armee sind, schießen."

„Ich sage Euch ja, daß Ihr gar nicht Soldaten zu bleiben braucht!" rief José; „geht wohin Ihr wollt und wartet das Ende des Krieges ab."

„Ja" — fuhr derselbe fort — „das kennen wir schon. Wenn wir erst einmal dazwischen sind, dann wird ein armer Teufel auch nicht mehr gefragt, ob er dienen will oder nicht. Sie machen's drüben nicht besser als hüben. Und wohin wollen wir? Wir haben keinen Centavo Geld."

„Wie viel von Euch sind es, die nicht weiter dienen wollen?" fragte José. „Denen, die unter die Reconquistadoren treten, sichere ich selber ihre regelmäßige Löhnung. Wer aber von Euch nach seiner Heimath zurückkehren und dort das Ende des Krieges abwarten will, der trete hier herüber auf die Seite."

Es dauerte eine kleine Weile, dann traten erst einzelne und dann mehrere vor, bis vierzehn von ihnen aufmarschirt und in Reih' und Glied standen; unter ihnen der Signalist.

„Ihr wollt in Eure Heimath zurückkehren, meine Burschen?"

„Ja, Señor."

„Seid Ihr hier in der Gegend bekannt? Findet Ihr Euren Weg?"

„Gewiß, Señor."

„Gut, Leute," sagte José, indem er in die Tasche griff und eine von seinen Unzen herausnahm. „Hier ist Geld für Euch als Zehrpfennig; das vertheilt untereinander, damit Ihr unterwegs Euren Unterhalt nicht zu betteln oder zu stehlen braucht. Und nun gebt Eure Gewehre ab, die Ihr doch nicht mehr brauchen könnt, denn wenn man Euch damit beträfe, würdet Ihr überall aufgegriffen werden. Außerdem, wenn Ihr einen guten Rath hören wollt, so nehmt die gelben Bänder von den Mützen. Sie werden da unten im Lande nicht gern gesehen."

Die Soldaten erwiderten kein Wort weiter, sie nahmen ihre Gewehre herunter und stellten sie auf der Straße zusammen, hingen dann ihre Patrontaschen darüber und schnallten ihre Seitengewehre ab, dann rissen sie die Bänder von der Mütze und stellten sich wieder in Reih' und Glied auf.

„Caramba, Señor!" rief da der Officier, „und was wird aus mir?"

„Sie haben volle Freiheit, Señor, mit Ihren Waffen nach Caracas zurückzukehren, wenn es Ihnen beliebt."

„So? Damit ich dort vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werde?“

„Dann gehen Sie vielleicht mit uns?“ lachte José. „Nur Ihre Falcon'schen Abzeichen müssen Sie fortwerfen, und zwar Ihrer selbst wegen, denn Sie setzen sich vielleicht dadurch rauher Behandlung aus.“

„Hol's der Teufel!“ rief der Sambo-Officier, indem er sein Goldband von der Mütze riß, „zu verlieren habe ich in Caracas auch nichts, und faul wird die Geschichte jedenfalls — Caracho! wenn sie Leute haben wollen, die sich für sie todtschießen lassen, so müssen sie ihnen auch wenigstens so viel Geld geben, daß sie zu essen haben, so lange sie noch am Leben sind. Vorwärts marsch! ich will's einmal mit den Blauen versuchen.“

„Dann verschmähen Sie auch vielleicht vor der Hand einen guten Trunk nicht?“ sagte José lachend, indem er ihm die angebrochene Flasche Xeres reichte. — „Hinunter damit, Amigo, der Morgen ist kühl und wir haben noch einen langen Marsch vor uns.“

Der Officier trank herzhaft; wie ihm aber der feurige Wein durch die Adern rollte, sagte er zutraulich:

„Compañero, da oben, gleich etwas weiter draußen, steht noch eine andere Patrouille auf Vorposten, könnten wir die vielleicht ebenfalls mitnehmen?“

„Wie viel Mann?“

„Nicht mehr als acht oder zehn. Sie sind nur dahin postirt, um den Alarm zu geben, wenn sie etwas Verdächtiges bemerken sollten, mit der Ordre, gleich nachher auf die Stadt zurückzufallen. Schießen dürfen wir nicht auf sie. Die armen Teufel haben keine Ahnung von dem, was hier vorgeht.“

„Ich hoffe, Señor,“ erwiderte José, „daß wir nicht blutdürstiger Natur sind. Wir Alle gehören einem einzigen großen, schönen Lande an, das glücklich und reich sein könnte, wenn es nicht einzelne gewissenlose Schurken darin gäbe. Wir haben keine Feindschaft gegen arme, zu Soldaten gezwungene Burschen. Die Leute sollen ihre Freiheit haben, zu thun, was ihnen beliebt. Also vorwärts, Kameraden, ich denke, wir nehmen die nächste Patrouille auch noch mit, und

bilden dann zusammen ein ganz respectables Corps. Vorher aber bitte ich alle Solche, die noch keine Gewehre haben, wenigstens eins der hier stehenden zu tragen. Wir dürfen keine Waffen zurücklassen, die vielleicht drüben nothwendig gebraucht werden.“ Damit griff er selber eins der Gewehre auf und hing sich eine Patrontasche um. Die übrigen waren rasch vertheilt, und die kleine Colonne rückte wenige Minuten später wieder vorwärts, in das innere Land hinein.

Fünfhundert Schritt mochte sie etwa gegangen sein, als ihnen das Quien vive der Vorposten entgegenschallte, aber eine Antwort war gar nicht nöthig, denn von den neugeworbenen Soldaten riefen schon einige die Gegenüberstehenden bei Namen, und luden sie ein, zu ihnen zu kommen. Dem stärkeren Corps hätten sie doch keinen Widerstand leisten können, und der ganze Vorposten schloß sich nach kurzer Verhandlung dem Zuge an.

Als um zwei Uhr in einem furchtbaren Sturm und Unwetter, das plötzlich losgebrochen, eine starke Colonne, von einem der Generale selber geführt, die Außenposten in Caracas verstärken wollte, um gegen einen möglichen Ueberfall der Feinde gerüstet zu sein, fanden sie keinen Mann dort, nicht einmal auf Wache, und in das Hauptquartier mußte die Meldung eingeschickt werden, die ganze Patrouille sei desertirt und keine Spur mehr von ihnen zu finden.

Etwa in derselben Stunde der Nacht, als so viele junge Leute, aus den besten Familien der Stadt, Caracas verließen und zu den Reconquistadoren übergingen, fuhr nach einer andern Seite hin, und die Richtung gegen Laguayra haltend, eine mit zwei starken Maulthieren bespannte leichte Kalesche die Straße entlang. Als sie die Außenposten erreichte, wurde sie angerufen. Der Kutscher hielt, und der Officier trat an den Wagen, um zu sehen, wer sich darin befände. Er erhielt nur ein einziges Wort zur Erwiderung und trat ehrerbietig grüßend vom Wagen zurück.

Drinnen, in seinen Mantel eingewickelt, saß ein einzelner

Herr, und als die Maulthiere wieder anzogen, trieb der Kutscher die starken und ausgeruhten Thiere fast zu einem Carrière an, mit dem sie die glatte Straße dahinflogen. Das ging auch recht gut auf diesem Wege, der vortrefflich in Stand gehalten war und keine Gefahr bot. Anders wurde es aber, als sie nach etwas mehr als einer Stunde die Höhe überschritten hatten und nun wieder scharf zu Thal zogen. Der steile und schmale Weg wand sich hier an einem Abgrund hin, und das Gewitter, das sich über der Hauptstadt schon seit Mitternacht zusammengezogen hatte, schien sich in den Bergen oben gesammelt zu haben. Wie dann der Sturm durch das enge Thal daherbrauste, das sich nach Norden, dem Meer zu öffnete, da gab ein mächtiger Donner das Signal zu dem beginnenden Wetter — Blitze zuckten, die den Abgrund links wie einen schwarzen Schlund erscheinen ließen, und ein Regen prasselte nieder, als ob er die Höhen in die Tiefe hinabspülen wollte.

Der Kutscher wandte sich um und frug den Reisenden, ob er nicht lieber zurückfahren und das Tageslicht abwarten solle — es sei eine böse Nacht für den Weg, und die Bergwasser würden bald in Strömen herabstürzen. Der Reisende aber rief:

„Vorwärts, mein Bursche — wir kommen schon durch. Laß die Thiere nur an den gefährlichen Stellen langsam gehen."

„Dann können wir den ganzen Hang hinunter Schritt fahren," brummte der Kutscher — „sie sind alle gefährlich."

„Du bekommst eine Unze Trinkgeld."

„Caracho, dafür kann man schon einmal naß werden, und wenn Sie sich nicht im Wagen drinnen fürchten, ich komme schon im schlimmsten Fall herunter."

Es wurde kein Wort weiter gesprochen; der Kutscher trieb die Thiere wieder mit der Peitsche an, und fort rollte das leichte Fuhrwerk den schmalen Weg entlang, der rechts auf der Seite den hohen schroffen Felsen hatte, während links, durch kein Geländer und nur hier und da durch halbeingestürzte niedere Mauern von der Straße geschieden, der Abgrund gähnte.

Und immer ärger wurde der Sturm; es war, als ob sich

die Elemente selbst verschworen hätten, den Flüchtigen, der dort mit bleichen Wangen und fest in seinen Mantel gehüllt im Wagen saß, nicht entkommen zu lassen. Eine Unze Trinkgeld! Das Wort hatte freilich gewirkt, und der Kutscher war entschlossen, selbst diesem Sturm Trotz zu bieten. Der Weg wurde indessen immer dunkler, es regnete nicht mehr, es strömte wie aus geöffneten Schleusen auf die Erde nieder. Selbst die Maulthiere wurden störrisch, und der Kutscher mußte von seinem Bock heruntersteigen und sie eine Strecke lang am Zügel führen.

Es war eine rabenschwarze Nacht, — plötzlich zuckte ein Blitzstrahl, der die Berge grell erleuchtete und die Augen blendete — und dahinter wieder die schmetternden Donnerschläge, vor denen die sonst so ruhigen Maulthiere scheuten und aufbäumten.

Langsam und Schritt für Schritt verfolgte das Fuhrwerk seinen Weg. Der Reisende im Innern des Wagens rührte und regte sich nicht — er zeigte weder Furcht noch Eile. Schlief er etwa in diesem Aufruhr der Elemente? Der Kutscher würde gestaunt haben, hätte er ihn im Wagen sitzen sehen: ein kaltes, eisiges Lächeln lag um seine Lippen, denn sein Geist war anderswo, und er sah wohl kaum den Blitz, der seinen gefährlichen Pfad erhellte — hörte kaum der Donner, der über die Höhen prasselte. — Vorwärts! — nur der Eine Gedanke beseelte ihn, und erst als der Wagen plötzlich hielt, fuhr er aus seinem Halbtraum empor und sah aus dem Schlag hinaus.

„Was giebt's?"

„Caracho!" fluchte der Kutscher, „seh'n Sie mal her. Bei Gott, da kommen wir nicht durch;"

Der Reisende lehnte sich rechts, nach dem Berghang zu, aus dem Wagen. Er konnte allerdings nichts im Weg erkennen, als eine weiße bewegliche Masse, hörte aber das Getöse eines Wasserfalls. — „Was ist das?"

Ein heller Blitz zuckte jetzt vom Himmel nieder. — Der Weg machte hier eine kleine Biegung nach rechts, wie in den Berg hinein; dort gerade entsprang eine starke Quelle, die aus dem Felsen brach und quer über den Weg hinüber sich

den Abgrund hinabwarf. Oberwasser kam jetzt dazu, und wie ein Bergstrom mit furchtbarer Gewalt schoß es über den schmalen Pfad dahin und eilte gegen die nur wenige Fuß davon entfernte Tiefe, die schwarz wie die Nacht selber von unten herauf gähnte.

„Verdammt will ich sein, wenn wir mit heilen Knochen da hinüber kommen;" rief der Kutscher. „Die Maulthiere wollen auch nicht, und wenn ihnen hier die Füße ausrutschen, geht die ganze Karre, wie ein Boot über einen Wasserfall, in das Loch da hinunter."

„Vorwärts," sagte aber der Mann im Wagen und lehnte sich auf seinen Sitz zurück, als ob er bei der ganzen Gefahr nicht im Geringsten interessirt wäre. Der Kutscher schüttelte mit dem Kopf.

„Ist das ein Mensch!" brummte er leise vor sich hin, „vorwärts? — Caracho, ja — vorwärts: wenn wir nur nicht seitwärts abgingen."

Er ließ die Thiere los und versuchte erst, ob er selber hindurchgehen oder wenigstens wie weit er hineintreten könne. Das Wasser war nicht tief, es spritzte ihm wohl bis an die Kniee, ging ihm aber kaum an den Knöchel. „Wenn nur der Wagen nicht so verdammt leicht wäre, dann kämen wir vielleicht hinüber, breit ist's nicht."

„Leg' Steine herein, dort liegen eine Menge, die das Wasser losgespült hat — rasch, die Zeit vergeht."

Der Kutscher kratzte sich hinter den Ohren — Steine waren wohl da — er konnte sie mit dem Fuß fühlen — naß war er doch schon durch und durch — er schleppte also, was er an Steinen finden konnte, herbei und hob sie in den Wagen und vorn auf das Fußbrett, bis nichts mehr hinein ging. Er hatte dabei gehofft, der ärgste Sturm sollte indessen aufhören, aber es schien fast, als ob er sich mit noch viel größerer Gewalt in dieser Ecke brach und an den steilen Felswänden herunter heulte.

„Bist Du noch nicht fertig?"

„Nun denn in der heiligen Jungfrau Namen!" rief der Kutscher, der den ganzen Weg geflucht hatte, jetzt aber auf einmal an die Heiligen dachte, indem er selber auf den Bock stieg,

um sein eigenes Gewicht hinzuzufügen. Vorsichtiger Weise setzte er sich aber auf die äußerste rechte Seite, damit er, wenn die Sache schief ging, wenigstens hinunterspringen und sich selber in Sicherheit bringen konnte. Wagen und Thiere gehörten dem Manne, der da drinnen saß, und wenn der absolut nicht anders wollte — was lag ihm daran.

Jetzt trieb er die Thiere an, die zuerst zurückdrängten und den Wagen seitwärts, dem Abgrund zuschoben. — „Vorwärts, Canaillen, sehr Ihr denn nicht?“ Er hieb mit voller Wucht auf die scheuen Thiere ein — der Reisende im Innern rührte sich nicht — jetzt sprang das eine Maulthier nach vorn, dann das andere, und im nächsten Augenblick kochte und quirlte die Fluth unter den Rädern und warf ihr Spritzwasser bis in den Wagen hinein. Dieser wurde auch, trotz seines verstärkten Gewichts, mehrere Fuß auf die Seite gerissen, aber die gefährlichste Stelle war kaum zehn Schritt breit. Wie die stärksten Wasser den Wagen packten, hatten die Thiere vorn schon wieder harten, wasserfreien Boden unter sich und zogen ihn nach, und wenige Secunden später lag der Strudel hinter ihnen.

„Na, an die Fahrt will ich denken,“ knurrte der Kutscher, indem er wieder anhielt und vom Bock sprang, um den eingenommenen Ballast auszuwerfen. „Das wäre beinahe schief gegangen, Señor.“

„Vorwärts!“ war die einzige Antwort, und der Kutscher schüttelte mit dem Kopf. So ein Passagier war ihm noch nicht vorgekommen.

Das Gewitter schien jetzt nachzulassen; Blitze zuckten noch, aber der Donner kam, dumpf grollend, erst später hinterdrein. Es zog nach Osten hinüber, der Küstenkette folgend, und nur der Regen floß noch in einem soliden Schauer auf die übersättigte Erde herab. Die gefährlichen Stellen hatten sie zwar noch lange nicht alle passirt, aber es gab doch keine mehr wie die letzte; nur Vorsicht mußte der Kutscher gebrauchen, um in der Dunkelheit den Weg nicht zu verfehlen und in den Abgrund zu stürzen. Bei trockenem Wetter war die Chaussee leicht zu erkennen, denn sie sah dann, selbst in der Nacht, hell und weiß aus; jetzt aber hatte der Regen den sonst lichten Staub

zu einem dunkeln Lehmbrei zusammen geschmolzen, und der Kutscher blieb deshalb noch eine lange Strecke vorn am Kopfe seines Sattelthieres und lenkte das Fuhrwerk Schritt für Schritt den Berg hinab.

Dadurch rückten sie allerdings nur langsam vorwärts. Der Reisende schien jedoch völlig befriedigt, wenn sich das Fuhrwerk nur bewegte, aber er schlief nicht, denn oft bog er sich aus dem Wagen heraus und sah nach, auf welchem Punkt sie sich eigentlich befänden.

Sie hatten jetzt den untern Theil des Weges erreicht, das heißt die Stelle, wo er sich um den letzten Ausläufer des Gebirges herum und ein Stück an diesem hinab windet, um dann, mit der weiten, offenen See zur Linken und der wunderbaren Aussicht auf Stadt und Hafen von Laguayra, auf einer breiten, sanft sich abdachenden Bahn dem Ziel entgegen zu führen.

Im Osten dämmerte der Tag. Gerade vor ihnen hatte sich die düstere Wolkenmasse, welche die Nacht über das ganze Firmament umschleiert gehalten, etwas gehoben und zeigte darunter den wie mit Purpur gefärbten Saum des Horizonts. Rechts wurde die Aussicht durch den steil auftauchenden Hang der grünen Küstenberge begrenzt, links zeigte sich die bleigraue Färbung des weiten Caraibischen Meeres, und wie ein dünner, duftiger Hauch lag ein bläulich weißer Nebel auf der Landschaft im Vordergrunde. Jetzt erglühte plötzlich und wie mit einem Schlag der Purpurstreifen zu blitzendem Golde, und zugleich zeigte sich der äußere Rand der Sonnenscheibe über dem Horizont, ein magisches Licht über die bewaldeten Berge gießend, während es die noch im Westen lagernden dichten Wolkenschichten fast schwarz färbte.

Und der Duft, der sich von dem feuchten Lande aus noch eine kurze Strecke über das Meer hinaus gebreitet hatte, zerfloß. Die Sonne war kaum mit ihrer vollen Scheibe am Himmel sichtbar, da traten, wie bei einem Nebelbild, wenn die Schatten schwinden, die einzelnen Theile der Landschaft rasch hervor, und wahrhaft zauberisch schön entfaltete sich im Nu das ganze reizende Panorama der über den Hügelhang zerstreuten Stadt mit ihren hohen Palmenwipfeln und dunkeln Baumschatten,

und auf der See sah man kleine weißblitzende Segel, während im Hafen die dunkeln Körper der Dampfer mit ihren nur leise rauchenden Schornsteinen lagen.

Aber der Reisende im Wagen hatte für das Alles nur einen einzigen Blick. Wie sich der Nebel verzog, bog er den Kopf zum Schlag hinaus und suchte, wie es schien, einen bestimmten Gegenstand im Hafen, dann lehnte er sich wieder zurück und bekümmerte sich nicht weiter um die ganze Fahrt. Der Kutscher trieb jetzt seine Thiere wieder zu rascherem Laufe an; der Weg war wohl schlammig, aber es ging doch immer scharf bergab, und die Maulthiere mochten selber danach verlangen, bald in einen Stall zu kommen und Futter zu erhalten.

Jetzt hatte das Fuhrwerk das untere Land erreicht und damit auch sandig trockenen Boden, dann rasselten die Räder über das Pflaster der Stadt.

„Wo soll ich fahren?“ frug der Kutscher, indem er sich zurückbog, den Passagier.

„Ich werde es Dir sagen, wenn Du halten sollst“ — und weiter rollte der Wagen bis zum Steuergebäude.

„Halt!“

Der Passagier stieg auf der dem Meer zugewandten Seite aus. „Hier ist Dein versprochenes Trinkgeld, — hier auf der Adresse steht das Haus, wo Du Thiere und Wagen ablieferst.“

„Ich kann nicht lesen, Señor.“

„Frage Jemand, der lesen kann.“

Der Reisende wandte sich bei diesen Worten um und schritt auf das kleine Werft hinaus, wo allein Boote anlegen können. Etwa zwanzig Schritt weiter draußen lag das Boot eines Kriegsschiffes vor Anker, und die Leute darin warteten an ihren Rudern. Der Fremde gab ihnen ein Zeichen, und Leben kam plötzlich in die bis dahin schläfrige Mannschaft. Der kleine Anker wurde gehoben, und das Boot glitt rasch heran.

„Sind meine Sachen am Bord?“

„Ja wohl, Excellenz; schon vor Mitternacht gekommen und ehe das Wetter aufkam.“

Der Bug des Bootes glitt heran, aber es war noch etwas unruhige See und das schwanke Fahrzeug mußte mit großer Vorsicht gehandhabt werden, daß es nicht gegen das Werft stieß und zerschellte. Der Passagier paßte also seinen Moment ab. Wie der Bug des unruhigen Bootes wieder heraufkam, sprang er von der obern Stufe der Treppe hinein; der Bootsmann fing ihn auf und unterstützte ihn.

„An Bord!" rief er, indem er auch nicht einen einzigen Blick auf das Land zurückwarf. Der Bug flog herum, die Ruder setzten ein, und bald glitt das schlanke kleine Fahrzeug dem größten der Dampfer, der dort draußen lag, dem „Bolivar" entgegen. Bald verkündete frisch aufsteigender Rauch, daß die Leute an den Feuern thätig waren. Zu gleicher Zeit wurde die Ankerpumpe in Bewegung gesetzt. — Der Anker kam herauf, und ohne einen Gruß zu feuern, nur die Flagge aufgezogen, verließ der Kriegsdampfer die Bai und glitt in See hinaus nach Nordwesten zu.

So verließ „Falcon der Großmüthige", wie er von seinen republikanischen Hofschranzen genannt wurde, allein und nicht einmal von einem einzigen Freund, ja selbst von keinem Diener begleitet, das Land, das er Jahre lang beherrscht hatte, bis es endlich in Verzweiflung zu den Waffen griff und den Tyrannen in die See hinaus jagte.

26.

Am alten Schloß.

Auf der Hacienda an der Lagune war mit der Rettung des einzigen Sohnes auch wieder Glück und Freude und damit Vertrauen zu einer besseren Zukunft eingezogen. Das freundschaftliche Verhältniß zu Rojas befreite die Familie von jeder Belästigung, ohne daß sich der alte Castilia aber

dadurch hätte abhalten lassen, für die Sache und das Heer der Reconquistadoren jedes Opfer zu bringen, das nur in seinen Kräften stand.

Viele Soldaten hatten, so lange sie in der Gegend im Quartier lagen, für ihn gearbeitet und dafür guten Lohn bekommen; der größte Theil ihrer Zeit war aber doch darauf verwendet gewesen, dem Militär selbst Mundvorrath zu erzeugen, den sie sich sonst nur schwer oder gar nicht hätten verschaffen können. Sie pflegten theils das Vieh und bekamen dadurch gute Milch, wie sie auch keinen Mangel an frischem Fleisch litten; sie bauten Gemüse im Garten und hielten den Boden von Unkraut frei, damit es gedeihen könne, und verrichteten nebenbei die in der Kaffeepflanzung nöthigen Arbeiten.

Indessen wurde die ganze Revolution zu einer Krisis gedrängt; denn so willig das Land die Kosten trug, die es sich durch die Ernährung der freiwilligen Truppen auferlegte, so nahmen doch besonders die Lebensmittel in ganz bedenklicher Weise ab, und das Schlimmste war, sie konnten nicht erneuert werden. Die Regierungstruppen hielten nämlich die Häfen in Besitz, und die Reconquistadoren machten auch, selbst von Valencia auf Port Cabello hin, nicht einmal einen Versuch, sie ihnen zu entreißen, da sie doch recht gut wußten, daß es ihnen nichts helfen würde. Falcon hatte mit seinen drei Kriegsdampfern die Herrschaft über die Meeresufer in Händen und konnte die Hafenplätze jeden Augenblick zusammenschießen, wie auch fremde Schiffe verhindern dort einzulaufen. Weshalb sollte man also diese Städte ruiniren, ohne daß sich ein Vortheil dadurch bot.

Ebenso war auch der Handel mit dem innern Land unterbrochen, denn wenn auch die in die kleinen Städte des Innern geworfenen Garnisonen der Hauptmacht entzogen blieben und sich nicht wieder mit ihr vereinigen konnten, so bedrohten sie doch alle Waarenzüge und besonders Viehtransporte, die sonst von daher regelmäßig eingetroffen waren, und machten eine weitere Zufuhr unmöglich.

Dafür gelangten aber jetzt Nachrichten aus dem Osten selbst bis hierher. Die Revolutionsarmee erfuhr bestimmt,

daß die Kunde von Monagas' Anrücken mit einem bedeutenden Heer kein Märchen sei, und Rojas sah ein, daß er, wenn er noch überhaupt eine Rolle in dieser Revolution spielen wolle, handeln müsse, um dem gefährlich werdenden Nebenbuhler den Rang abzulaufen. Der Weg von Barcelona war zu Land ein weiter; mit so vielen Menschen konnte Monagas nur kleine Tagemärsche machen, denn er mußte eine Masse von Gepäck und Munition mit sich führen; die Regenzeit hatte ebenfalls eingesetzt, und die Wege in den Gebirgen sowie in den Ebenen fingen an grundlos zu werden. Es konnten vielleicht noch Wochen darüber vergehen, bis er vor Caracas eintraf, und diese Zeit gedachte Rojas nach besten Kräften zu benutzen.

Jetzt kam plötzlich der Befehl zum Ausmarsch. Die überall vertheilten Trupps wurden zusammengezogen und zu Compagnien oder, wie man sagte, Divisionen geordnet. Sie bekamen ihre bestimmten Führer und zogen sich nun auf der Straße gen Osten hin, um sich mit den bei Kagua und in der Nachbarschaft liegenden Schwärmen zu vereinigen. Von denen hatte aber Alvarado schon den größten Theil vorgeschoben und sich dann gleich darauf, wie wir gesehen, nach Las Ajuntas, in der Nähe von Caracas, gewandt.

Der Befehl zum Abmarsch war auch an der Lagune gegeben, und mit der Abendkühle sollten sich die Truppen in Bewegung setzen. Rojas selber war schon voraus, und Castilia versprach, ihm sogleich nachzufolgen, wenn er von der Einnahme der Hauptstadt sichere Kunde erhalte. Er hatte selber dort viele, bis jetzt versäumte Geschäfte zu ordnen, durfte aber nicht wagen, Caracas zu betreten, so lange Falcon und seine Beamten noch dort herrschten, denn er wußte recht gut, daß er in demselben Augenblick, wo man ihn erkannte, auch verhaftet wäre. Freilich war das Decret, das Arvelo erlassen hatte und das allen politischen Gefangenen die Freiheit gab, noch nicht wieder aufgehoben, aber die jetzt dort regierende Militärbehörde kümmerte sich wenig genug darum. In den Gefängnissen häuften sich schon wieder theils wirklich gravirte, theils nur verdächtige oder der Regierung anscheinend gefährliche Personen, und erwarteten jetzt mit Sehn-

sucht den Angriff auf die Stadt der so lange damit zögernden Befreier.

Oberst Bermuda hatte den Befehl bekommen, die letzten Nachzügler zu sammeln, und mit ihnen dann in Eilmärschen den Vorangegangenen zu folgen. Jetzt bereitete sich auch Eloi Castilia vor, den Reconquistadoren seine Dienste anzubieten, aber er mochte nicht unter Bermuda dienen und auch nicht die Hacienda verlassen, bis dieser selber abgezogen sei. Er traute ihm nicht und glaubte volle Ursache dafür zu haben, und doch schien es fast, als ob Bermuda gerade auf seine Abreise gewartet hätte. Schon seit zwei Tagen waren keine Leute mehr eingetroffen, und Bermuda konnte getrost seine Aufgabe als erfüllt ansehen und sich dem Haupttrupp wieder anzuschließen suchen; aber trotzdem verschob er den Aufbruch so lange als nur irgend möglich. Jetzt ging es nicht länger, er mußte fort, wenn er sich nicht den Vorwürfen seines Generals aussetzen wollte, und die Leute bekamen die Ordre zu marschiren. Unter dem Befehl eines jüngeren Officiers rückten sie aus, und nur der Oberst selber war noch zurückgeblieben, um auf die Einladung des alten Castilia die letzte Mittagsmahlzeit mit ihm zu verzehren. Der alte Castilia wußte gar nichts von dem Brief, den der Oberst hinter Teja hergesandt hatte, denn auf des Freundes Bitte verschwieg es Eloi selbst seinem Vater, weil er genau wußte, daß dieser den Buben dann auch nicht länger im Hause geduldet hätte.

Rosa war unten in der Laube mit einer Arbeit beschäftigt gewesen, und Bermuda hatte nach seinem Pferd gesehen, das schon gesattelt im Hofe stand. Es war Alles daran in Ordnung und nichts fehlte, und trotzdem konnte er nicht fertig damit werden. Aber sein Blick flog immer wieder nach der Laube hinüber, und ein triumphirendes Lächeln zuckte plötzlich über seine Züge, als er sah, daß Ana den Pfad herüberkam und nach dem Hause zuging, während Rosa allein zurückblieb. Ohne jetzt nur einen Augenblick zu zögern, denn der günstige Moment kehrte vielleicht nie wieder, bog er in das kleine Dickicht von Rosen, unter den Palmen hin, ein, und stand wenige Minuten später vor der erschreckt oder wenigstens überrascht zu ihm aufschauenden Rosa am Eingang

der Laube. Sie hatte sich aber bald gefaßt, und lächelnd auf einen Sitz deutend, sagte sie:

„Nicht wahr, Sie werden ungeduldig, Herr Oberst? Das Essen wird übrigens in sehr kurzer Zeit fertig sein. Ana ist selber eben hinaufgegangen, um zu sehen, weshalb die Leute gerade heute so lange zögern."

„Señorita," sagte Bermuda, und sein Gesicht hatte eine eigenthümliche Färbung angenommen, „verzeihen Sie mir, wenn ich mit Ihnen, und noch dazu ohne Vorbereitung, in einer Angelegenheit sprechen möchte, die mir, bei meinem Abschied von hier, schwer auf der Seele liegt."

„In einer Angelegenheit?" sagte Rosa, verwirrt zu ihm aufsehend, „mich wollen Sie sprechen?"

„Ich gehe von hier," fuhr der Oberst fort, ohne die Frage weiter zu beachten, „von hier, wo ich so viele glückliche Tage verlebt hatte. Die Pflicht ruft mich und das Vaterland — aber ich kann nicht fort, ohne mich gegen Sie, Señorita — Sie, die gerade dieses Glück hervorgerufen hat, ausgesprochen zu haben."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Oberst," erwiderte Rosa, sich von ihrem Sitz erhebend. Sie wurde dabei todtenbleich und ihr scheuer Blick flog umher, als ob sie einen Ausgang suche, aber dort gerade stand der Officier, und nur der kleine schmale Tisch trennte ihn noch von ihr.

„Ich will offen und ehrlich sprechen," rief Bermuda, indem er bis zu dem Tisch herantrat und ihre Hand zu ergreifen suchte, die sie ihm aber entzog. „Rosa, ich liebe Sie recht von Herzen; wollen Sie, wenn wir diesen Krieg beendet haben, mein Weib werden? Ich bin reich," fuhr er lebendiger fort, als er sah, daß sie ihn wie mit furchtsamer Scheu anblickte, „in dem Thal der Guayra —"

Ein Schritt auf dem Kies, dicht hinter der Laube, wurde hörbar; die Blätter raschelten, und als der Oberst den Kopf danach wandte, stand Eloi, seine Brieftasche in der Hand, fast neben ihm am Eingang.

Er sah eben so bleich und erregt aus wie seine Schwester, aber kein Zug in seinem Antlitz verrieth, was in seinem Herzen vorging. Nur sein Auge funkelte von einem unna-

türlichen Glanz, und ohne ein Wort zu sagen, während der Oberst erstaunt zu ihm aufsah, öffnete er die Brieftasche und nahm ein Papier heraus.

„Señor Castilia,“ sagte Bermuda, dem dies Schweigen peinlich wurde, „ich habe es gewagt, hier bei Ihrer Schwester —“

„Sie haben es gewagt?“ erwiderte Eloi kalt, indem ein unheimliches Lächeln um seine Lippen zuckte, „und kennen Sie diesen Brief?“

Der Oberst warf erstaunt einen Blick darauf, aber zugleich wurde sein Gesicht erdfahl, und entsetzt starrte er von dem Blatt hinauf in die Augen des ihm Gegenüberstehenden. Dieser aber wandte sich ruhig von ihm ab. „Komm, Rosa,“ sagte er, bot der Schwester, die nicht wußte, was das Alles bedeute, den Arm und verließ dann mit ihr, ohne von dem Oberst weiter Notiz zu nehmen, die Laube.

„Liebst Du den Menschen?“ fragte Eloi leise, als sie sich auf kurze Strecke entfernt hatten.

„Nein, Eloi, nein!“ rief das junge Mädchen; „er war wohl immer freundlich mit uns und gut, doch ich weiß nicht, ich konnte eine Furcht und Scheu vor ihm nie bezwingen. Aber was hattest Du mit ihm? was steht in dem Papier? Er erschrak so sichtbar —“

„Laß das jetzt, mein Herz, und nur so viel kann ich Dir versichern, daß Du den Oberst Bermuda schwerlich auf dieser Hacienda wirst wiedersehen.“

„Aber ich komme heute nicht zu Tische, Eloi,“ bat Rosa, „bitte, laß mich fort, entschuldige mich. Ich kann ihm jetzt nicht gleich wieder begegnen.“

Eloi lächelte. Er nahm seine Schwester am Arm und deutete auf die Allee der Einfahrt hin. Klappernde Hufschläge wurden dort laut, und als Rosa den Kopf dahin wandte, sah sie, wie Bermuda eben, ohne selbst von ihren Eltern Abschied zu nehmen, in voller Carrière die Allee entlang und der Einfahrt zusprengte.

„Was soll das nur bedeuten?“ rief Rosa, die sich natürlich ein so außergewöhnliches Benehmen gar nicht erklären konnte, „was kann den Menschen so rasch forttreiben?“

„Sein Gewissen,“ antwortete Eloi; „sieh, wie es ihn hetzt.

Aber komm, mein Herz, laß uns den schönen Tag nicht mit einem Gedanken mehr an den Burschen trüben. Er ist fort und bleibt fort, und das wäre auch wohl Alles, was wir von ihm verlangen; nicht etwa Dank, der nur für etwas entrichtet werden konnte, das nicht einmal ihm, sondern allein der Sache galt."

„Aber was stand auf dem Papier, Eloi?"

„Wenn Du hübsch artig bist," sagte lächelnd der Bruder, „so sollst Du es nach Tische lesen, denn das Mittagessen wollen wir uns nicht damit verderben. Jetzt liegt auch kein Grund mehr vor, es unter uns geheim zu halten."

„So glaubst Du nicht, daß er zum Essen zurückkommen wird?"

Eloi schüttelte lachend den Kopf. „Nein, mein Schatz," sagte er, „so rasch ihn sein Pferd trägt, bringt er Leguas zwischen uns. Und nun komm, da oben ertönt die Glocke, und wir dürfen die Eltern nicht länger warten lassen."

Die Spannung der Einwohner von Caracas war am Morgen des 6. Mai auf das Höchste gestiegen, denn tausend wilde Gerüchte durchkreuzten die Stadt, und es schien unmöglich, darunter herauszufinden, was wahr und was erdichtet oder wenigstens übertrieben sei.

Falcon ist geflohen! war das Wichtigste. Allerdings versuchte man umsonst die Bestätigung in seiner Wohnung zu hören. Die Dienerschaft behauptete, daß er daheim, aber unwohl sei, und Bruzual leugnete selbst im Ministerrath noch die Thatsache, erklärte wenigstens, daß ihm nichts davon bekannt sei, und er müsse es doch als Designado zuerst erfahren. Aber es ist mit solchen politischen Geheimnissen nur zu häufig ein wunderliches Ding; sie liegen förmlich in der Luft und kommen über die Menschen wie spirituelle Ahnungen — Keiner weiß woher.

Bestimmter lauteten die Berichte über Rojas und Monagas. Daß Las Ajuntas besetzt sei, hatte Colina gestern zu seinem Schaden erfahren, und es kostete der Regierung

etwa fünfhundert Mann; daß aber das alte Schloß ganz dicht bei Caracas ebenfalls besetzt sei, das erzählte der Todtengräber Jedem, der es wissen wollte. Der Mann war heute Morgen von den Kirchhöfen auf seinem gewöhnlichen Weg nach Haus gegangen, denn er wohnte vor der Stadt draußen und gar nicht weit von dem alten Schloß entfernt. Dort nun hatte er eine Menge Menschen gesehen und, darauf zugehend, auch bald die blauen Bänder an den Hüten von Leuten erkannt, die emsig beschäftigt waren, Schanzen aufzuwerfen und das schon sehr feste Schloß noch schwerer zugänglich zu machen.

So viel stand also fest, daß die Reconquistadoren wirklich Ernst machten, der Stadt auf den Leib zu rücken, und daß man selbst beim Obercommando einen plötzlichen Angriff fürchtete, bewies die Vertheilung der Mannschaft, die man jetzt ganz von der Plaza wegnahm und in die Vorstädte derart verlegte, daß sie nach jeder Richtung hin einen Angriff abwehren konnte. Aber was sollte das nützen? Die Garnison der Hauptstadt war allerdings noch stark genug, um im Centrum der Stadt einer ihr selbst an Zahl überlegenen Armee kräftig die Spitze bieten und den Besitz ihr streitig machen zu können, aber sie reichte unter keiner Bedingung hin, die weit ausgedehnte Stadt an ihren Außenmauern zu vertheidigen; und dennoch schien das die Absicht Bruzual's zu sein, der sogar die Kanonen in das Regierungsgebäude schaffen und dort richten ließ, um wenigstens im schlimmsten Fall einen Stützpunkt zu haben, auf den er sich zurückziehen konnte.

Aber auch an übertriebenen Berichten fehlte es nicht. So hieß es Morgens, daß die halbe Garnison in der Nacht zu den Blauen übergegangen sei und Bruzual sich mit dem Rest nach Laguayra flüchten und dort einschiffen wolle — wohin? wußte freilich Niemand zu sagen. Erst als die Truppen wie gewöhnlich und anscheinend vollzählig aufmarschirten, widerlegte sich die Sache selber, und man glaubte zuletzt nicht einmal, daß eine einzelne Patrouille desertirt sei.

Bruzual wußte in der That an dem nämlichen Morgen noch nichts von Falcon's Flucht, ja glaubte sicher, der Prä-

sident würde wenigstens einen Versuch machen, um den Schein zu retten, und die beabsichtigte Expedition gegen das Schloß führen, das man rasch zu nehmen hoffte. Falcon hatte nicht daran gedacht, sondern einfach das Feld geräumt, ohne nachzugeben, nur um vor allen Dingen seine Schätze und seine eigene Person zu retten. Aus dem Staat mochte werden, was da wollte.

Bruzual übernahm, als am Nachmittag Falcon's Flucht nicht mehr verheimlicht werden konnte, als Alleinherrscher, ohne Kammer oder Vicepräsidenten, die Regierung. Während er aber etwa um drei Uhr Nachmittags ein Corps (und zwar diesmal nicht unter dem Neger Colina, sondern unter General Guzmann) beorderte, um mit sechshundert Mann das alte Schloß von den Feinden zu säubern, unterhielt er einen sehr eifrigen Depeschenwechsel nach Westen hin, und Boten kamen und gingen. Es hieß sogar, daß er, da Falcon die Sache im Stich gelassen habe, mit Rojas in Unterhandlung getreten sei, um den ganzen Streit vielleicht noch in Frieden beizulegen und Blutvergießen zu vermeiden. Bei dieser Verhandlung war ihm aber natürlich das Streifcorps im alten Schlosse sehr unangenehm, da es so aussah, als ob es einen Druck auf ihn ausgeübt habe, und das mußte deshalb vor allen Dingen beseitigt werden.

Kaum eine halbe Stunde von Caracas oder vielmehr von dem Centrum der Stadt entfernt, denn die Vorstadt reicht jetzt fast in einzelnen Häusern schon so weit, liegt eine alte prächtige Ruine, ein ehemaliges Schloß irgend eines spanischen Vicekönigs.

Es muß einmal ein prächtiges Gebäude gewesen sein, das auch dem Glanz der alten spanischen Herrschaft entsprach, welche Bauwerke entstehen ließ, die jetzt noch in ihren Trümmern alles Neuere, von der lässigen Nachkommenschaft Gegründete überragen. Eine breite Steintreppe hatte hinaufgeführt, hohe mächtige Räume dehnten sich nach beiden Seiten aus, und vor dem Schloß hatte man eine riesige viereckige Cisterne, wie ein Bassin, ausgemauert. Kamen dann die Regen, so trieben zwei, aus den Gebirgen kommende Bodenrinnen ihr Wasser dort gerade hinein und füllten sie

bis zum Rande, und bis tief in den Sommer noch hielt das Wasser sich darin.

Das Schloß selber lag etwa dreihundert Schritt von der Straße ab, nach dem Fuß der Silla zu auf einer niedern Anhöhe, die aber das ganze Thal wie auch die Hauptstadt überschaute, und die Aussicht von dort, mit den hohen bewaldeten und frischen Bergen im Hintergrund, war in der That entzückend. Und was für Gärten mochten früher daneben gelegen haben, die selbst in der trockensten Jahreszeit mit Hülfe der Cisterne bewässert werden konnten: Gärten mit Palmen und Bananen, mit prachtvollen Ananaspflanzungen, mit Granatbäumen und Blüthenbüschen, mit Rosen- und Orangenhecken und schattigen Kaffeedickichten. Jetzt war der Platz kahl und verlassen. Dem rohen Volk genügte es nicht, die Macht ihrer bisherigen Herren zu brechen, nein, es mußte auch zerstören, was ihnen gehört hatte, und seine Wuth an todten Gegenständen auslassen. Der Boden sogar wurde verwüstet, auf dem die Herrscher gewohnt hatten, und Feuer und Axt wütheten in den Palästen und Gärten.

Die starken Mauern allein widerstanden der Zerstörungslust der Plünderer, und nicht etwa, weil diese noch ein Andenken an die vergangene Zeit erhalten wollten, sondern einzig und allein, weil es Arbeit gekostet hätte sie nieder zu reißen, und damit war den Leuten nicht gedient.

Jetzt ragten deshalb nur noch die alten Mauern aus gebräuntem Granit hoch und düster empor — in den Sälen aber, in denen sich sonst geputzte Herren und Damen fröhlich bewegt, oder auf der Veranda draußen über den blüthenduftenden Garten hin die wunderbare Aussicht genossen hatten, wucherten kleine Schößlinge empor oder kroch giftiges Gewürm, und die Fledermaus schlug ihren Wohnsitz in den leeren Fensterhöhlen auf.

So war es dort wenigstens noch vor wenigen Tagen gewesen, doch wie verwandelte sich das Ganze in der kurzen Zeit. Die noch stehen gebliebenen Mauern des alten Bauwerks wie eine Festung betrachtend, hatte sich ein Schwarm der Reconquistadoren hineingeworfen, und in den wenigen Tagen das improvisirte Fort auch noch soviel als möglich stärker befestigt.

Das Schloß selber eignete sich seiner ganzen Lage nach vortrefflich zu einer kleinen Festung, denn nur wenige, noch dazu schmale Thüren führten in das Innere, während die Fenster (nachdem der Fußboden verfault, oder von späteren Nachzüglern der Spanier als Brennholz verbrannt war) hoch genug standen, um die darin befindlichen Personen gegen die Kugeln der Belagerer zu decken.

An den natürlichen Bergrinnen waren noch kleine Schanzen aufgeworfen, von denen aus die darin Befindlichen die Angreifer beschießen oder doch bedrohen konnten, und durch die Cisterne gedeckt, die fast die Breite des Schlosses einnahm und nicht überschritten oder durchklettert werden konnte, brauchten sie auch in der That fast nur die beiden Flanken gegen einen Angriff zu wahren.

Die Besatzung bestand allerdings nur aus ein paar hundert Mann und hatte überhaupt gar keine Ordre, sich dort um jeden Preis zu behaupten. Nur beunruhigen sollten sie den Feind und ihn glauben machen, sie wollten von dieser Seite einen Angriff auf die Stadt unterstützen. Als aber am Nachmittag ausgesandte Kundschafter meldeten, von Caracas aus rücke eine starke Truppe gegen sie an, beschloß der Commandant des Schlosses, ein junger Bursche von kaum dreiundzwanzig Jahren, ihnen trotzdem Stand zu halten. Sie wußten ja Alle, mit wie blutigen Köpfen Colina und die Seinen von Las Ajuantas heimgeschickt waren; lange durften sich die Gelben hier draußen auch nicht aufhalten, keinesfalls bis in die Nacht hinein, und sie sollten mit einem Worte nicht sagen können, daß die Blauen vor ihnen gelaufen wären.

Die Vertheidigungsmaßregeln wurden auch ganz vorzüglich getroffen, und zwar nicht allein durch den Officier, denn die Leute wußten damit selber ausgezeichnet umzugehen. Es gehörte das mit zu einem Guerillakrieg, den jeder Einzelne verstand, und jeder Platz, jeder Punkt wurde auf das Sorgfältigste benutzt, wo sie, ohne sich selber bloßzustellen, ihre Waffen auf den anrückenden Feind abfeuern konnten. Das alte Gebäude selber, die aufgeworfenen Schanzen, die natürlichen Unebenheiten des Bodens gaben ihnen dazu hin-

reichenden Schutz, und so lebendig der Platz noch kurz vorher von durcheinander wogenden Menschen geschwärmt hatte, so still und fast todt lag er jetzt, als die Feinde in einer starken Colonne in Sicht kamen und im Sturmschritt von der Straße abbogen, um das alte Schloß gerade in der Fronte anzugreifen. Der Officier, der das Corps commandirte, hatte die Cisterne gar nicht beachtet oder ihre Existenz vielleicht ganz vergessen, und erst als er vom Schloß aus die erste Salve bekam, merkte er seinen Irrthum und suchte ihn zu verbessern.

Er ließ seine Colonne in zwei Abtheilungen, die eine rechts, die andere links abschwenken und von der rechten den rechten, von der linken den linken Flügel weiter ausbreiten, um das alte Gebäude von den Seiten und von hinten zugleich anzugreifen. Aber die Vertheidiger brauchten, um diesem neuen Ansturm zu begegnen, nur im Innern ihre Plätze zu wechseln, während die Regierungstruppen den durch den Regen aufgerissenen Hang gar nicht so leicht zu passiren fanden, um ihre Operationen rasch und unmittelbar zu beginnen. Wo sich dann eine kleine Truppe von ihnen zusammen blicken ließ, fielen die Schüsse aus dem improvisirten Fort auf sie, und wenn die Venezuelaner auch keine besonderen Schützen sind, und eben so wenig tüchtige Gewehre, besonders gar keine Büchsen hatten, so richteten die auf die Haufen gezielten Kugeln doch nicht selten Schaden an. Die Regierungstruppen zählten wenigstens schon viele Todte und Verwundete, ehe von den Blauen auch nur ein Mann getroffen wurde.

Darüber war fast eine volle Stunde vergangen. Jetzt schmetterten die Trompeten und wirbelten die Trommeln den Sturmmarsch zu einem allgemeinen Angriff gegen das Schloß.

Der Venezuelaner ist, seinem Charakter nach, faul und lässig, und schon wegen des warmen Klimas bequem, aber man kann ihm nicht nachsagen, daß er feige sei, und wenn seine Leidenschaften erregt sind, wirft er sich — wie wir das bei vielen der südlichen Völker finden, mit kecker Todesverachtung der Gefahr entgegen. Den Regierungstruppen war das um so höher anzurechnen, denn für die Sache, die sie in diesem Augenblick vertheidigten, hatten sie keine Sympathie.

Aber der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf, besonders der Soldat, der, wenn einmal in eine bestimmte Jacke gesteckt, so sehr er sie auch sonst gehaßt haben mag, sich selbst für die Jacke, und damit für die Sache begeistert, und zuletzt selber eine Ehre darein setzt, nicht zu unterliegen.

Die gelben Truppen schlugen sich vortrefflich. Sie drangen selbst unter dem heftigen Feuer der Belagerten tollkühn gegen die wenigen möglichen Eingänge vor und suchten sie mit dem Bajonnet zu forciren. Auch die zahlreichen Officiere, die sie hatten, kämpften mit wirklicher Todesverachtung, und schon zweimal abgeschlagen, bereitete man einen dritten Ansturm vor. Sie hatten auch gerade durch die Thüren im Innern schon vielen Schaden angerichtet, und den Reconquistadoren an Zahl überlegen, ersetzten sie außerdem an Ausdauer, was der Feind durch das Terrain voraus hatte.

Die Angreifer waren wieder versammelt, die Todten und Verwundeten, so viel es anging, bei Seite gebracht, als ein Reiter den schmalen Pfad von der Straße heraufsprengte und dabei ein weißes Tuch um den Kopf schwenkte.

Was bedeutete das? Die Führer der Regierungstruppen zögerten. Sie hätten gern das Schloß genommen, trotzdem daß es hartnäckig vertheidigt wurde, aber sie mußten erst hören, was der Bote brachte, und die kurze Rast that ihren Truppen gut. Der Reiter kam näher.

„Wo ist der commandirende General?“

„Dort drüben steht er. Was bringt Ihr?“

„Waffenstillstand! — Es wird über den Friedensschluß berathen. Es soll kein Gewehr mehr abgefeuert werden.“

Die Soldaten waren eben warm geworden und hatten die erste Kugelscheu überwunden, sollten sie sich jetzt wieder zurückziehen und nur ihre Todten und Verwundeten mitnehmen? Es wäre fast eine Niederlage gewesen, wie sie Colina gestern erlitten hatte, und den gelben Officieren wollte das nicht in den Kopf — aber es half nichts. Die Ordre war zu bestimmt gegeben und von Bruzual wie Mig. Ant. Rojas gleichzeitig unterzeichnet; sie konnten den Unterschriften und Befehlen der beiden Heerführer nicht gut widerstreben. Der Abgesandte ritt, sein Tuch noch immer in der Luft schwenkend, auf einen

der Eingänge des alten Schlosses zu. Ein junger Officier trat heraus, nahm ihm das Papier ab und trug es in's Innere.

„Da kommen die Unseren!" tönte es von einer der Mauern nieder. Einer der Soldaten war hinaufgeklettert und hatte dort eine geschlossene Colonne von Reconquistadoren entdeckt, die, durch das Schießen angelockt, quer über den Hügel zum Entsatz der Belagerten kamen. Die Regierungstruppen wären gar nicht im Stande gewesen, diesem neuen Feind die Stirn zu bieten; jetzt sammelten sie sich unter ihren Führern, und der Befehl wurde gegeben, die Todten auf- und bis zu den nächsten Häusern mitzunehmen. Dort wurden sie hingelegt und es den dort Wohnenden überlassen, sie zu beerdigen.

Außer sich waren aber die Blauen über den Befehl. Sie hatten gesehen, daß der Feind nicht im Stande war, sie aus ihrer Feste hinaus zu werfen, ja, als die Freunde heranrückten, konnten sie selber einen Ausfall machen, und mit Wuth hätten sie sich auf die verhaßten Angreifer geworfen. Was war Rojas eingefallen, um noch Unterhandlungen mit einem Feind zu pflegen, der nur in dem Hinausziehen des Kampfes seine Rettung sah? Sollten sie etwa warten, bis die noch im Innern verstreuten Truppen herbeigerufen werden konnten, um den Kampf von Neuem in die Länge zu ziehen?

Die Blauen verließen ihre Befestigungen weder als Sieger noch als Besiegte, aber höchst unzufrieden mit den Befehlen ihres Obern, und harte Worte fielen, als von Rojas gesprochen wurde.

An der Sache ließ sich aber vor der Hand nichts mehr ändern. Der abgeschickte Friedensbote war, als er seine Botschaft ausgerichtet hatte, mit verhängten Zügeln dem nahenden Verstärkungscorps der Blauen entgegen geritten, die, als sie den Feind weichen sahen, mit Jubelgeschrei heranstürmen und ihn noch überholen wollten, ehe er die schützenden Mauern der Stadt erreichte. Auch dort hemmte der Abgesandte die Bewegung. Es war Waffenstillstand und kein Schuß durfte mehr abgefeuert werden, bis die Führer beschlossen hatten, daß der Kampf von Neuem beginnen sollte.

27.
In der Stadt.

„Waffenstillstand“ — es ist merkwürdig, welchen Eindruck dieses Wort auf die verschiedenen Parteien hervorbrachte, denn Niemand war sich so recht klar, was eigentlich damit bezweckt oder gewonnen werden sollte, die Männer vielleicht ausgenommen, die ihn abgeschlossen hatten: Bruzual und Mig. Ant. Rojas.

Welchen Vortheil konnte der Stillstand der Regierung bringen, wenn sie nicht wirklich willens war nachzugeben und die Forderungen der Revolution zu bewilligen — und dagegen wühlten natürlich die zahllosen Beamten und Generale, denn sie sahen ihre Existenz bedroht. — Oder bezweckte Rojas am Ende gar eine Art von Vergleich mit dieser Regierung abzuschließen, der dann noch eine Weile Alles beim Alten gelassen und die Revolution nur hinausgeschoben hätte? — Das konnte das Land gar nicht vertragen und das ganze Volk wäre endlich doch, in reiner Verzweiflung, dagegen aufgestanden. — Oder wartete Rojas nur auf Monagas' Ankunft, um mit diesem vereint zu wirken? Es schien das kaum so, da er die Sache ziemlich selbstständig in die Hand nahm.

Uebrigens mußte der Erfolg, dem man freilich von beiden Seiten mit Spannung entgegensah, abgewartet werden, denn die Regierung zog ihre Truppen in die Stadt zurück, während die Führer der Reconquistadoren ebenfalls Befehl bekamen, keinen weiteren Angriff zu versuchen, bis die beiden Chefs selber den Waffenstillstand für abgelaufen erklärten.

So vergingen mehrere Tage, und außer den unbestimmten Gerüchten, die im Publikum umliefen, erfuhr man nichts Genaueres. Wohl aber kamen Depeschenträger fortwährend aus einem Lager in's andere, und besondes thätig war dabei Oberst Bermuda, der als Rojas' Gesandter die Verhandlungen in Caracas selber zu führen und sehr vertraut mit Bruzual zu sein schien.

Am 9. Mai kam plötzlich Ordre, daß die Blauen Palogrande, eine der Vorstädte von Caracas, besetzen sollten, und sie rückten dort ein, was unter den Regierungstruppen schon böses Blut machte.

Am 10. Mai erschienen wieder einige hundert Mann auf dem Calvarienberg dicht bei der Stadt, und jetzt rückten eine Anzahl von Generalen auf eigene Faust aus und griffen sie an, wurden aber, ehe der Kampf entschieden werden konnte, wieder abberufen.

Am 13. erschien endlich das Programm, über welches sich beide Theile vereinigt hatten und wonach die Partei der Reconquistadoren die Regierung Bruzual's anerkannte. — Das war ein Schlag gegen die Blauen; zu gleicher Zeit aber wurde ausbedungen, daß die Regierung in Caracas ihre sämmtlichen Truppen zu entlassen hätte und Rojas es dann übernehmen würde, die in Revolution befindlichen Provinzen zu beruhigen und zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. — Das war ein Schlag gegen die Gelben, und die zahllosen Generale geriethen außer sich.

Am Sonnabend den 15. Mai hielten die Blauen mit dreitausend Mann ihren Einzug in Caracas und wurden in den Vorstädten einquartiert; die alten Truppen der Regierung dagegen mit circa siebzehnhundert Mann behielten ihre frühereu Quartiere im Mittelpunkt der Stadt, und die Bewohner von Caracas befürchteten nicht mit Unrecht eine Revolution unter der Truppe selber, die von den Generalen in der entschiedensten Weise aufgehetzt wurde.

Am nächsten Tage ließen sich fünf Generale bei Bruzual, der jetzt als Präsident angesehen wurde, melden und baten um eine Audienz. Sie waren von ihren Kameraden gewählt worden, um Aufschluß über den Stand der Dinge zu erhalten, und traten ziemlich entschieden auf. Bruzual empfing sie sehr freundlich.

„Señores," sagte er, nachdem der eine von ihnen seine Anrede gehalten und seinen Gegenstand erschöpft hatte — „was wollen Sie eigentlich? Unsere ganze Armee besteht aus etwa siebzehnhundert Mann. — Dagegen haben wir die ganze Stadt und Bevölkerung und vor der Hand etwa dreitausend

Reconquistadoren gegen uns. Monagas ist außerdem auf dem Marsch und muß in der nächsten Zeit hier mit einigen tausend Mann eintreffen. Wollen Sie das Aeußerste auf einen Kampf setzen, bei dem Sie Alles verlieren, oder höchstens eine Verzögerung unserer Niederlage gewinnen können, oder glauben Sie es mir überlassen zu dürfen —, ob ich für Ihr Bestes und dabei auch für das Wohl des Landes sorge?"

„Wir haben Ihnen bisher unbedingt vertraut, Señor," rief der Wortführer, „aber was wir hier hören und sehen, zwingt uns eine andere Meinung auf. Unser ganzes Militär soll entlassen werden — doch was geschieht nachher mit uns?"

„Meine Herren," erwiderte Bruzual ruhig, „Militär müssen wir in Venezuela unterhalten und brauchen dazu auch Generale, wenn auch vielleicht nicht so viele, als wir gegenwärtig besitzen. Aber Sie haben doch auch gesehen, daß selbst Präsident Falcon die in diesen Rang Eingetretenen zu anderen und nützlichen Zwecken verwandt hat, ohne daß ihr Einkommen dadurch geschmälert worden wäre. Ist es allein der Bestand des Heeres, an dem Sie hängen?"

„Señor," sagte der General etwas verlegen, „das Heer ist eigentlich so zu sagen das Institut, in dem wir uns am rechten Platze fühlen."

„Aber —"

„Aber," fuhr der General fort, „wenn wir die Gewißheit bekämen, daß der Staat —"

„Ihre Dienste auch noch auf andere Weise gebrauchen könnte, wie?"

„Das ist etwa das, was ich sagen wollte —"

„Gut, meine Herren," erwiderte Bruzual — „wenn ich Sie nun darüber beruhige, wollen Sie mir das Andere überlassen und mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich nur unser Bestes im Auge habe?"

„Ich für mein Theil bin damit zufrieden," erwiderte der das Wort führende General entschlossen.

„Ja — wir auch" — meinten die Anderen — „wenn man nur etwas Bestimmteres wüßte."

„Meine Herren," fuhr Bruzual fort, „daß ich geheime Verhandlungen nicht in die Zeitung setzen darf, werden Sie

mir zugeben. Die Sache ist so delicat und muß so delicat geführt werden, daß ein näheres Aussprechen darüber, was einer Veröffentlichung gleichkommen müßte, nicht möglich ist. So viel kann ich Ihnen aber sagen, daß mir Alles daran liegt, die Sache zu einem Abschluß zu bringen, ehe Monagas von Barcelona hier eintrifft — und — ich bin dazu vielleicht im Stande, wenn Sie mir beistehen. Dann aber freilich dürfen keine solchen Uebergriffe wieder vorkommen, wie der Kampf am Calvarienberg, der fast Alles in Frage gestellt hätte. Ich muß Ihr volles Vertrauen besitzen."

„Und die Blauen, die in den Vorstädten liegen? Es ist doch eigentlich eine Schmach, daß wir es dulden."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir auf diplomatischem Wege mehr erreichen, als durch Gewalt — wenigstens in Bezug auf das, was unser nächstes Ziel sein muß — eine Sicherung und Feststellung unserer Interessen, wobei wir natürlich zugleich das Beste des Landes fördern. Ich glaube, Sie stimmen mir darin bei?"

„Vollkommen, Señor," erwiderten die Generale, die weiter gar nichts als die erste Versicherung verlangten. — Was ging sie das Beste des Landes an — vom Lande hatten sie nichts zu hoffen.

Der Sturm war beschwichtigt — das Corps der Generale verhielt sich von der Zeit an ruhig, und die Verhandlungen mit Rojas konnten ihren ungestörten Gang nehmen. Ja, man hätte die Revolution als beendet ansehen können, wenn sich die Masse der Reconquistadoren so ruhig gefügt und den Waffenstillstand so gleichgültig mit angesehen hätten, als die Regierungstruppen — aber Rojas hatte es hier mit anderen Elementen zu thun, und zwar solchen, die für sich keinen Vortheil, wohl aber die Erlösung des Landes von einer Militärdespotie forderten, welche Alles zu Grunde richtete.

Monagas rückte näher, und Rojas fing nicht allein an die Truppen der Blauen aus den Vorstädten heraus zu ziehen, sondern wandte sich auch selber wieder gegen Valencia, um dort, wie er sich ausdrückte, die Revolution zu pacificiren und die sich noch bildenden Streifcorps aufzulösen. Er suchte jedenfalls die Masse der Reconquistadoren soviel als möglich von

Caracas abzurufen, und hoffte dadurch wohl seinem Nebenbuhler Monagas jede Möglichkeit zu nehmen, den Frieden wieder zu brechen und auf eigene Faust mit seinem dafür viel zu schwachen Heer die Hauptstadt zu besetzen.

Man war jetzt in beiden Lagern gespannt zu erfahren, welcher Partei sich der alte starrköpfige Monagas anschließen würde, da er gar nicht mehr im Stande schien eine eigene zu bilden. Monagas ließ sie aber nicht lange darüber in Zweifel. Schon ehe er das Thal von Caracas erreichte, eilten seine Boten voraus und überbrachten eine Erklärung, daß er den zwischen Bruzual und Mig. Ant. Rojas geschlossenen Vertrag nicht anerkenne, da er das Beste des Landes nicht darin sehen könne, daß Bruzual Dictator bleibe und Mig. Ant. Rojas vielleicht Kriegsminister würde. Er forderte unbedingte Räumung von Caracas durch die Gelben und setzte sich, als er endlich anlangte und die Hauptstadt halb umgangen hatte, oben in Petare, unweit Las Ajuntas, mit etwas über zweitausend Mann fest.

Wie ein Lauffeuer zuckte aber die Kunde durch die Lager der unzufriedenen Blauen, und Rojas wurde von ihnen aufgefordert, sich mit Monagas zu vereinigen. — War der Vertrag doch schon von der Regierungspartei gebrochen, oder vielmehr gar nicht erfüllt worden, indem sich das Heer der Gelben nicht etwa aufgelöst hatte, sondern im Gegentheil seine Stellung in der Stadt mit jedem Tag mehr befestigte — ein sicheres Zeichen, daß sie jedem Näherrücken der Blauen mit bewaffneter Hand begegnen wollten.

So standen etwa die Sachen anfangs Juni, gespannt bis zum Aeußersten, Mißtrauen überall, und Bruzual nur noch in der Hoffnung, daß er durch ein geschicktes Spiel die beiden Hauptanführer der Revolution entzweit und das ihm gefährliche Heer in zwei Theile gespalten habe.

Die Regenzeit hatte indessen in den Bergen schon tüchtig eingesetzt. Die kleinen Flüsse, die man sonst bequem durchwaten konnte, waren zu mächtigen Bergströmen angeschwollen, die Nebenstraßen in einen flüssigen Lehm verwandelt, aber zugleich grünte und blühte es auch, und das ganze wunderbar schöne Land verwandelte sich in einen Garten.

In den Kaffeepflanzungen standen für kurze Zeit die Bäume

in voller Blüthenpracht, so weiß, als ob sie beschneit wären; die Hänge, in denen bis dahin noch immer Feuerstellen sichtbar waren und ihren trüben Rauch in das Thal hinabgedrückt hatten, prangten in frischem, saftigem Grün. In den Feldern, wo eine Menschenhand gewagt hatte die Saat einzulegen, brach sich das junge Welschkorn lustig Bahn, und Schmetterlinge und Colibris gaukelten um die aufgebrochenen Blumen. — Es war Frühling in der Natur geworden, aber nicht in den Herzen der Menschen, die ihre Waffen nur fester und zorniger hielten, und trotz dem scheinbar abgeschlossenen Vertrag mit jedem Tag den Ausbruch neuer Feindseligkeiten — ja jetzt den entscheidenden und deshalb um so blutigeren Kampf erwarteten. Daß indessen Handel und Gewerbe darnieder lagen, versteht sich von selbst. Wer sollte irgend etwas unternehmen, wo man nicht der nächsten Stunde sicher war.

Den Weg, der von Chacao breit und bequem in die Hauptstadt hineinführte, kam ein Mann herab im strömenden Regen. Er hatte den Filzhut in das Gesicht, die Cobija fest um die Schultern gezogen, und schritt nach vorn gebeugt seine Bahn entlang der nicht mehr fernen Stadt zu. Er passirte wohl verschiedene Häuser, in denen Bekannte von ihm lebten, aber er kehrte trotz des Wetters nirgends ein. Still und rastlos wanderte er vorwärts, bis er die Straßen der Stadt erreichte und dort durch die vorspringenden Dächer etwas geschützt war. Hier ging er langsamer, aber ohne anzuhalten, bis er das Haus der Señora Corona erreichte. Dort vor der Thür blieb er stehen, um das Wasser von seinem Hut ablaufen zu lassen, dann klopfte er, und wenige Minuten später öffnete Juan die Thür.

„Ist die Señora zu Hause?“

„Nein,“ erwiderte der Bursche, wie er den Alten erkannte, „was wollt Ihr denn nur schon wieder?“

„Das geht Dich gar nichts an, mein Junge,“ sagte Tadeo, der sich jetzt aus seiner zugeknöpften Cobija herausschälte, „und Du lügst auch, denn bei dem Wetter ist sie nicht ausgegangen.“

„Gut — dann ist sie nicht zu sprechen,“ entgegnete der Bursche trotzig und wollte die Thür wieder zuschlagen. Tadeo

setzte aber den Fuß davor und sagte ernst und mit nur mühsam niedergehaltenem Zorn:

„Höre mich an und bringe Deiner Señora die Worte genau, die ich Dir jetzt vorspreche, denn dies ist das letzte Mal, daß ich an ihre Thür komme. Melde ihr nur, der alte Tadeo, — kannst Du den Namen behalten?“

„Ich weiß, wie Ihr heißt,“ brummte Juan mürrisch.

„Desto besser; der alte Tadeo also hätte gesagt, wenn ihn die Señora diesmal wieder von ihrer Thür schicke, dann möge sie sich auch die Folgen selber zuschreiben. Hast Du mich verstanden?“

„Es war deutlich genug,“ brummte Juan.

„Gut,“ sagte der Alte, „dann will ich hier noch zehn Minuten vor der Thür im Regen stehen bleiben. Wenn Du bis dahin nicht zurück bist, gehe ich meiner Wege; jetzt marsch!“ — und den Fuß wieder zurückziehend, ließ er den Burschen, der darauf schon lange gewartet hatte, die Thür zuschlagen und lehnte sich geduldig an die Mauer an. Es dauerte aber keine zehn Minuten, so öffnete sich die Thür wieder, und der indianische Junge, mürrisch genug, weil er sich ärgerte daß seine Autorität diesmal nichts gegolten hatte, erschien wieder am Eingang und meldete:

„Ihr sollt hereinkommen, — die Señora will Euch sprechen; aber macht's kurz, es liegt Jemand krank im Hause.“

„Jemand? wer ist das?“ fragte der Alte, indem er der, wenn auch nicht gerade höflichen Einladung Folge leistete.

„Jemand, Ihr kennt ihn doch nicht, also kann's Euch gleich sein. Caramba, Ihr trieft ja und werdet das ganze Haus unter Wasser setzen.“

„Thut mir leid,“ brummte der Alte, „kann's aber nicht ändern, denn unser Herrgott schickt den Regen, und wir müssen ihn nehmen, wie er kommt. Eine Gottesgabe ist's außerdem, denn wir haben ihn nothwendig gebraucht, und dem Steinboden hier wird es wahrscheinlich keinen Schaden bringen.“ Damit trat er in den Gang hinein, schüttelte sich dort, so gut es eben gehen wollte, ab und folgte dann dem Burschen auf die Veranda, wo er die Señora ihn erwarten sah. Juan verschwand auf ein Zeichen von ihr hinten in der Küche, und

er war mit ihr allein — aber selbst dem Alten mußte die Veränderung auffallen, die mit der Frau vorgegangen war, seit er zum letzten Mal in ihrem Hause gewesen.

Damals trug sie sich straff und stolz. Sie ging einfach gekleidet, aber sauber, und hatte besondern Fleiß auf das Ordnen ihres Haares verwandt, — hielt sie sich doch selber noch immer für eine stattliche Frau. Aber wie verändert hatten sie die wenigen Wochen, in denen Tadeo sie nicht gesehen. Das schon grau gemischte Haar war ungekämmt in einen unordentlichen Zopf zusammengedreht. Noch spät am Nachmittag trug sie ihren Morgenrock, der ihr zerknittert und lose am Körper hing, und wie unstät dabei ihr Blick herüber und hinüber flog und an keinem Punkt auch nur eine Secunde lang haftete!

Sie kam gerade aus einer der Vorderstuben, als Tadeo durch den Gang den Hof erreichte, und ohne auch nur ein Wort der Begrüßung für nöthig zu halten, fuhr sie auf ihn ein und rief:

„Quält Ihr mich auch noch? Was ist es, daß Ihr Euch an meine Fersen hängt? Was hatte ich mit dem alten Manne zu thun? Laßt ihn in seinem Grabe ruhen und mich in Frieden. Gott da oben weiß es, ich habe Sorge und Herzeleid hier auf Erden genug.“

„Ich weiß nicht, wovon Ihr redet,“ erwiderte Tadeo. „Der alte Mann ruht nicht in seinem Grabe, sondern er lebt, sonst würde ich Euch wahrlich nicht belästigt haben.“

„Er lebt?“ rief die Señora und sah Tadeo starr und wie erschreckt an.

„Seid Ihr darüber so erstaunt? — warum soll er nicht leben? — ist er doch körperlich so gesund wie wir; nur sein Geist wandert, und wenn er nicht verhungert, mag er sich noch manches Jahr seines Lebens freuen.“

„Verhungert?“ rief die Frau, die sich gewaltsam faßte, denn der Mann durfte nicht ahnen, was in ihrem Herzen vorging.

„Ja, Señora, ich bin jetzt viermal an Ihrem Hause gewesen und jedesmal abgewiesen worden, und wir haben indessen da draußen beinahe gelebt wie das Wild im Walde. Zuerst kamen die Regierungstruppen, die so lange an uns

zehrten, bis sie einsahen, daß wir selber nicht einmal genug für uns zum Leben hatten. Dann kamen die Blauen, dann die Gelben wieder. Was wir pflanzten, wurde uns zerstört. Sobald die jungen Pflanzen nur die ersten Blätter über dem Erdboden zeigten, trieben die Soldaten, welcher Partei sie auch angehörten, ihre Thiere hinein. Das letzte Huhn wurde uns genommen, das letzte Brod, und mein Weib und ich haben oft gedarbt und das Nothwendigste entbehrt, nur damit der alte Mann seinen Hunger stillen konnte. Jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich etwas herschaffen soll, und wenn Ihr Eure Hand von uns abzieht, so muß ich mich an die Regierung wenden, damit sie den Geisteskranken in ihre eigene Pflege nimmt. Ich habe gethan, was ein Mensch thun kann, und mein Wort, das ich Euch gegeben, ehrlich und treu gehalten; aber das Wort reicht nur so weit, wie Menschenkräfte überhaupt reichen. Die haben eine Grenze, und an der Grenze steh' ich jetzt."

Die Frau strich sich mit der Hand über die Stirn, während ihr Blick fest an dem Indianer haftete. Es war, als ob sie ihn um etwas fragen wollte, aber sie wußte nicht wie — sie sann und sann, und verstand darum nur undeutlich den Sinn von dem, was er sagte. Endlich, nach einer langen Pause, fragte sie leise:

„Wie geht es dem alten Manne?"

Tadeo seufzte. „Eine ganze Weile," erwiderte er, „ging es ihm gut. Er war ruhig und geduldig und wechselte nur manchmal mit seinen Träumen, denen er den ganzen Tag nachhing. Einmal putzte er sich heraus, weil er fortwährend erwartete, daß der Wagen vorfahren sollte, um ihn zu einer Gesellschaft zum Präsidenten abzuholen — dann grub er wohl eine Woche lang kleine Gräber in dem Garten, weil er behauptete, seine kleine Manuela sei gestorben und er müsse sie dort hineinlegen."

Der Stuhl, an dem die Dame stand, zitterte so stark, daß sie ihn loslassen mußte und ihre Arme fast wie fröstelnd zusammenfaltete.

„Das hat er jetzt aufgegeben," fuhr Tadeo fort, „und ist nun wieder in dem Wahn, den er schon früher einmal gehabt

hat, daß ihn der Präsident gefangen halte, weil er sein Recht von ihm fordere und es nicht bekommen könne. Die ganze Zeit war er ruhig und harmlos, jetzt aber, seit wir die vielen Durchzüge von Soldaten gehabt, scheint der böse Geist wieder über ihn zu kommen. Wenn er nur eine Trommel oder Trompete hört, fährt er in die Höhe und will hinaus, und ich und meine Frau brauchen dann alle unsere Kräfte, um ihn zurück zu halten. Neulich, wie die Blauen wieder durchzogen, mußten wir ihn sogar in seine Kammer sperren, denn er wollte mit Gewalt auf die Straße, und als sie vorüber waren, rüttelte er an den Fensterstäben und schrie, hier wäre ein Gefangener, den sie befreien sollten. Glücklicher Weise hörten sie ihn nicht mehr, und es gelang mir nach und nach, ihn zu beruhigen.

„Aber ich habe Euch doch Medicin gegeben," sagte endlich die Señora, und ihre Blicke schienen sich dabei in Tadeo's Züge hinein zu bohren, „weshalb habt Ihr ihm die nicht gegeben, oder was ist damit geschehen?"

„Geschehen, nichts," erwiderte der Indianer, „ich habe sie noch zu Hause, wollte sie aber nur im äußersten Nothfall anwenden, denn ich fürchtete, daß es ihn zu sehr angreifen würde. Er ist ja so schwach und gebrechlich, und hat sich auch die Zeit über vollkommen ruhig verhalten. Nur wie er sich zuletzt wieder einbildete, daß ihn der Präsident gefangen halte, fing er an, wie ich Euch schon gesagt habe, unruhig zu werden. Früher konnte ich auch einmal hier und da im Ort auf Arbeit gehen, und wenn ich nur ein paar Centavos verdiente. Nun ist das auch vorbei, weil ich nicht wagen kann, den Alten den ganzen Tag mit meiner schwächlichen Frau allein zu lassen. Trotzdem bin ich hier nach Caracas die vielen Male hereingelaufen und — ward jedesmal an der Thür wie ein gemeiner Bettler abgewiesen. Ich habe ein solches Leben auch satt," setzte der Indianer finster hinzu, „und Ihr müßt da eine Aenderung treffen, Señora, oder — es ist mir gleichgültig, was nachher geschieht."

Die Señora hatte schweigend und düster vor sich nieder gesehen.

„Weshalb habt Ihr ihm die Medicin nicht gegeben?"

wiederholte sie, die buschigen Brauen runzelnd, „er wäre gesund geworden und hätte Euch lange nicht so viel Sorge mehr gemacht, und glaubt mir, ich habe Sorge und Noth genug im Hause. Meine Tochter liegt schwer krank, und durch die unselige Revolution sind mir alle Hülfsquellen abgeschnitten. Aber ich sehe ein," setzte sie ruhig hinzu, „daß Ihr in dieser Zeit eine Unterstützung bedürft — da, nehmt das — ich habe jetzt selber nicht mehr; aber richtet Euch damit ein, denn es wird lange dauern, bis ich Euch wieder etwas geben kann" — und sie reichte ihm eine Unze in Gold, die der Mann nahm und dankend in die Tasche steckte. „Und nun geht," setzte sie mit einem Seufzer hinzu — „ich muß zu meinem Kind zurück -- ich darf sie nicht so lange allein lassen."

Der Mann zögerte — es war, als ob er noch Etwas auf dem Herzen habe, was er sich scheute auszusprechen. Die Señora sah ihn erwartend an.

„Nun? — wollt Ihr noch etwas?"

„Erlaubt mir eine Frage, Señora?" sagte Tadeo. „Ihr wißt, daß ich mein Wort gehalten und mich auch nie um die Familienverhältnisse Eures Hauses gekümmert habe —"

„Was soll das?" rief die Señora rasch und streng — „was gehen sie Euch an? Was wollt Ihr überhaupt mit der Frage?"

Tadeo sah eine Weile schweigend vor sich nieder, endlich sagte er:

„Es war gestern eine Señor aus dem Innern bei mir; er wohnt drüben an der Lagune von Valencia."

„Nun? und was suchte der bei Euch? Wie hieß er?"

„Castilia — Antonio Castilia. — Mein Neffe, der Felipe, kennt ihn gut und ist dort viel im Hause — es soll ein sehr reicher und vornehmer Herr sein."

Señora Corona stand da wie in den Boden gewurzelt; ihre Hand hatte krampfhaft die Lehne des nächsten Stuhles erfaßt, auf die sie sich aber nicht stützte, sondern sie eher zu sich in die Höhe zog. Ihr Antlitz war todtenfahl geworden, ihre Augen hafteten stier, aber wie leer, an dem Indianer, und es war fast, als ob sie ihn gar nicht sähe, sondern ein anderes

furchtbares Bild vor ihrer Seele erblicke. Da plötzlich strich sie mit der flachen Hand über die Stirn und die wirren Haare, und in ein heiseres, unheimliches Lachen ausbrechend, rief sie:

„Das ist recht — nur das hat mir noch gefehlt, und wenn der Teufel einmal kommt —“ sie schwieg und der Ausdruck in ihren Zügen hatte etwas Dämonisches angenommen. Aber der Indianer durfte nicht wissen, was in ihrem Herzen vorgehe. Mit dem Schlimmsten vor sich, war sie fest entschlossen dem Schlimmsten die Stirn zu bieten, und dazu mußte sie vor allen Dingen klar in der Sache sehen. Eine kurze Minute genügte, sich vollständig zu fassen, und sie sagte jetzt mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Nun also, Tadeo, was hat der sehr reiche und vornehme Herr — wie hieß er gleich?“

„Castilia, Señora.“

„Also dieser Herr Castilia von Euch denn gewollt?“

„Von mir eigentlich gar nichts,“ meinte der Indianer, „er frug mich nur nach Euch und woher Ihr stammtet.“

„Nach mir? und zu dem Zweck kam er zu Euch? Wie konnte er vermuthen, daß Ihr eine Ahnung von meiner Existenz hättet, wenn Ihr nicht Euren Schwur gebrochen und geschwatzt habt, he?“

„Señora,“ sagte der alte Indianer, die Achseln zuckend, „von dem, was ich schwatze, wird wohl schwerlich Jemand etwas erfahren. Ich verkehre mit Niemandem, der nicht zu mir kommt, und spreche auch dann nur das Nothwendigste.“

„Aber wie kam er dann zu Euch?“

„Er wird wohl erfahren haben, daß ich vom Orinoco herüber gekommen bin — die Familie meiner Frau wußte ja doch, wo sie sich verheirathet hatte, denn daraus konnte ich kein Geheimniß machen.“

„Aber woher wußte er, daß Ihr mich kennt?“

„Ich kann nicht genau sagen, Señora, ob er das überhaupt wußte; die Frage nach Euch that er, als ob er selber Euch kenne. Er fragte mich, ob ich ihm nicht sagen könne, wer Euer früherer Mann, der am Orinoco gestorben —

gewesen sei und woher er gestammt habe. Es interessire ihn das zu wissen, da er selber den Namen führe."

„Und was antwortetet Ihr ihm?"

„Ich wisse es nicht; ich habe wohl für den Herrn früher gearbeitet, aber mich nie darum gekümmert, woher er stamme, auch nie danach fragen mögen; ich glaube aber aus dem Staate Guyana."

„Gut," sagte die Señora, „und dann?"

„Dann wollte er wissen, ob die junge Dame, mit der Ihr hierher gezogen wäret, das Kind Eures früheren Mannes sei."

„Caramba!" rief die Señora, und ein trotziges Lächeln flog über ihre Züge, „der Herr erkundigte sich ja sehr genau nach meinen Familienangelegenheiten — und Ihr?"

„Guter Gott, ich habe die junge Dame selber noch nicht einmal gesehen, was konnt' ich ihm darüber sagen? Ich wußte nichts."

Die Dame sah ihn düster an. Es lag ihr noch eine andere Frage auf den Lippen, aber sie schien nicht zu wissen, wie sie die stellen solle. Endlich sagte sie in gleichgültigem Ton:

„Und wo kam er zu Euch? in Eurer Stube?"

„Ja, Señora."

„Und Ihr waret allein mit ihm?"

„Nein, meine Frau war dabei."

„Und wo war der Alte?"

„Der lag in seiner Hängematte und schlief."

„Er hat ihn gar nicht gesehen? auch nicht nach ihm gefragt?"

„Nein."

Señora Corona athmete tief auf. „Gott weiß, was er gewollt hat," sagte sie nach einer kleinen Weile, „vielleicht bloße Neugierde. Wenn er wieder kommen sollte, laßt ihn gar nicht zu Euch in's Haus hinein, sondern sagt ihm, wenn er etwas von mir wissen wolle, so solle er mich selber aufsuchen — ich würde ihm schon Rede stehen — hört Ihr?"

„Es ist gut, Señora," erwiderte Tadeo, indem er sich zum Gehen anschickte, „und Eure Tochter ist so krank? —

was fehlt ihr? Meine Frau weiß viele Mittel für allerlei Gebrechen, die sie am Orinoco kennen gelernt hat, denn da giebt es gar heilkundige Frauen —"

Es ist ein innerliches Leiden," sagte die Señora abwehrend, „ich habe einen guten Arzt und hoffe, daß sie wieder hergestellt wird. Geht jetzt, Tadeo — ich weiß, daß Ihr treu seid, und es soll Euch nicht gereuen — geht — ich muß zu meinem kranken Kind," und sich abwendend schritt sie in das Haus zurück, während Tadeo die Straße hinab eilte und vor allen Dingen in einer der Lebensmittel-Buden Eßwaaren für daheim einzukaufen suchte. Es gab in Chacao fast nichts mehr zu essen, denn was noch dort war, hatten die Blauen aufkaufen und nach Petare schaffen lassen, wo ja noch immer Monagas mit den Seinen lag.

28.

Die Versammlung der Reconquistadoren.

Das Hauptquartier der Reconquistadoren, von denen Rojas den größten Theil aus Caracas zurückgezogen hatte, war nach Los Teques verlegt worden, und etwas Bedeutendes mußte im Werke sein, denn Mig. Ant. Rojas hatte alle seine oberen Officiere dorthin zusammenberufen, um einem größeren Kriegsrath beizuwohnen. Sie fanden sich fast Alle ein, denn sie wußten, daß dieser Tag ihnen endlich die Entscheidung bringen würde. Rojas konnte eine Erklärung seiner Handlungsweise nicht länger hinausschieben, denn die ewigen geheimen Depeschen und Verträge machten das Volk schon mißtrauisch.

Monagas mit seinem Herr stand in Petare, nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt, und erklärte offen, daß der Sturz dieser Regierung in Caracas das einzige Mittel

sei, um in Venezuela wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Mig. Ant. Rojas hatte noch vor ganz kurzer Zeit das Nämliche als sein eigenes Programm aufgestellt. Weshalb zögerte er jetzt, sich dem Verbündeten anzuschließen und die Gelben, denen sie an Zahl dreifach überlegen waren, aus Stadt und Land hinaus zu jagen? War er denn noch an einen Vertrag gebunden, der von Seiten des Feindes auch in keinem Punkt gehalten worden? Bruzual entließ nicht allein keine Soldaten, sondern griff sogar in der Stadt auf, was er erwischen konnte, und steckte es unter das Heer; und war die Bevölkerung Venezuelas etwa deshalb aufgestanden und unter die Waffen getreten, um nur Falcon zu verjagen und dann Bruzual — noch dazu unter dem Namen des früheren Präsidenten — genau so weiter wirthschaften zu lassen, wie Jener es vor ihm gethan hatte?

Schon deshalb war man um so gespannter auf den heutigen Tag, denn er konnte ja nichts Anderes bringen als Rojas' Erklärung, daß er sich von dem bisher mit Bruzual eingegangenen Vertrag lossagen wolle und deshalb die Officiere um ihre Meinung befrage.

Rojas überraschte seine Leute aber mit einer andern Ansicht.

In dem großen und ziemlich geräumigen Wirthshaus des Ortes, wo auch die Diligencen, die Nachmittags in ruhigen Zeiten von Caracas abfuhren, gewöhnlich übernachteten, war jetzt das ganze Officiercorps versammelt und stand in kleinen Gruppen leise flüsternd zusammen. Unter ihnen General Alvarado, Garcia, Teja und der junge Castilia. Nur Bermuda fehlte, der sich noch, gewissermaßen als Gesandter der revolutionären Partei, in Caracas selber aufhielt und dort, wie es hieß, auf das Freundlichste von Bruzual behandelt wurde.

Die Hauptmasse der Officiere bestand übrigens aus Mischlingsracen: Mestizen, Indianern und Halbindianern, d. h. eine Vermischung von Mestizen und Indianern. Es waren prächtige muskulöse Gestalten, schlank und doch kräftig gewachsen, mit Feuer und Leben in den Adern und in jeder Bewegung ihres Körpers. Sie hatten Alle, ohne Ausnahme,

schwarzes lockiges Haar und schwarze blitzende Augen, zu denen die bronzene Haut vortrefflich paßte, und selbst die Hellfarbigeren unter ihnen, die Mischlinge von Mestizen und Weißen, die nur eine kaum merklich dunklere Färbung zeigten, als die Abkömmlinge rein spanischen Blutes, glichen den Anderen darin, und man fand oft bildhübsche, edle Gestalten unter ihnen.

Die ganze weiß Race war am wenigsten unter ihnen vertreten; Teja als Alt-Spanier gehörte natürlich zu diesen, Castilia und noch einige andere Creolen, sie verschwanden jedoch in der Masse.

Rojas war noch nicht erschienen, und es blieb den jungen Leuten Zeit, ihre Meinungen unter einander auszutauschen. Aber es herrschte kaum eine Verschiedenheit unter ihnen, und nur eine Mestize, Santos mit Namen und Adjutant von Rojas, schien von den Anderen abzuweichen, indem er äußerte, er glaube, die Revolution habe lange genug gedauert und das Land sehne sich nach Frieden. Durch einen neuen Kampf aber, der wieder Hunderte von Menschenleben nutzlos hinopferte, würde eine wirkliche Einigung nur hinausgeschoben, die Gemüther noch mehr gegen einander erbittert.

„Caramba, Amigo," sagte Eloi Castilia, der des eben eingetroffenen Teja Arm nahm und ihn etwas bei Seite führte, „haben Sie gehört, was uns Señor Santos da predigte?"

„Nun — und was weiter? Es ist seine eigene Meinung, und Jeder hat ein Recht dazu, wie Sie wissen."

„Aber ich glaube gerade, daß es nicht allein seine eigene Meinung ist, die er da ausspricht, sondern die des Generals. Er ist sein Adjutant, und ich würde mich jetzt gar nicht wundern, wenn uns Rojas ähnliche Vorschläge machte."

„Er wird sich hüten," meinte Teja, „denn er muß wissen, daß er damit bei uns nicht durchdringt."

„Aber er weiß das wahrscheinlich nicht, oder hofft wenigstens uns eines Besseren zu belehren. Sie werden sehen, daß ich Recht habe. — Die ganze Versammlung kam mir gleich von Anfang an merkwürdig vor, denn so viel weiß Rojas doch jedenfalls, daß er uns nicht um seine Zustimmung zu

fragen braucht, wenn es hieße, er wolle gegen den gemeinsamen Feind anrücken."

„Warten wir das ab," erwiderte Teja — „da kommt er selber, und wir werden nun nicht mehr lange über seine Pläne in Zweifel bleiben. — Kommen Sie hierherüber, da können wir am besten hören, was er sagt. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich bin selber neugierig geworden."

Rojas betrat den Saal. Es war das vordere breite und ziemlich lange Gastzimmer, in dem ein mächtiger Tisch den Platz eigentlich beschränkte. Der Tisch ließ sich aber nicht hinausschaffen, und die Officiere mußten deshalb zusehen, wie sie sich alle unterbrachten. Der General aber, nach beiden Seiten freundlich grüßend, nahm den obern Platz ein und begann, während lautloses Schweigen in der Versammlung herrschte, ohne Weiteres seine Anrede:

„Señores, ich glaube nicht, daß ich Ihnen noch zu sagen brauche, zu welchem frohen Zweck wir heute hier versammelt sind."

„Sehen Sie? er will losschlagen," flüsterte Teja dem Freund zu.

„Warten wir es ab," war die einzige Antwort, die er erhielt, und Rojas fuhr fort:

„Die Revolution ist vorüber, der Friede völlig hergestellt, und wir können nun wieder mit der Hoffnung in unsere Heimath zurückkehren, daß wir das Land von seinem Unterdrücker befreit und ihm Frieden und Ordnung wiedergegeben haben."

„Wie gefällt Ihnen das?" flüsterte Castilia, und von Einzelnen wurden leise, aber sehr erstaunte Carachos gehört, denn auf diese Wendung war allerdings Niemand vorbereitet gewesen — Santos vielleicht ausgenommen. Rojas aber sprach unbeirrt weiter:

„Der tapfere Monagas ist noch mit einigen tausend Mann von Barcelona herübergekommen, um uns zu unterstützen, aber er traf zu spät ein. Wir hatten schon gesiegt und den Feind gezwungen, unsere Bedingungen anzunehmen. Präsident Falcon floh vor dem Andringen unserer Schaaren, und der wackere und ehrenhafte General Bruzual, der jetzt an

der Spitze der Regierung steht, wird Alles, was in seinen Kräften liegt, thun, um das durch den unglückseligen Bürgerkrieg heruntergekommene und ausgesogene Land wieder aufzurichten. Meine Bitte an Sie, Señores, indem ich Ihnen noch vorher den Dank des Landes für Ihren Muth, Ihre bewiesene Tapferkeit und Aufopferung ausspreche, geht jetzt dahin, mich in den nächsten nöthigen Schritten mit demselben Eifer, den Sie im Kampf gezeigt haben, auch im Frieden zu unterstützen."

Eine kurze Unterbrechung fand hier statt, denn einige erst später eingetroffene Officiere — unter Ihnen José Gonzales und Hierra — betraten eben den Saal und reihten sich schweigend den Gefährten an.

„Die Soldaten," fuhr Rojas fort, „deren Arbeitskraft dem Land entzogen wurde, haben, wenn auch unfreiwillig, dasselbe ausgesogen. Unsere erste Bemühung muß sein, dieses größte Uebel zu heben. Aber dazu giebt es nur ein Mittel, und das ist, die Soldaten in ihre Heimath zu entlassen. Ich erkläre deshalb als General en chef der Reconquistadoren die Armee derselben von diesem Augenblick an für aufgelöst und entlassen, und ich ersuche Sie nun, zu Ihren verschiedenen Divisionen zurückzukehren, um die Waffen der entlassenen Leute in Empfang zu nehmen und dürfen zu sorgen, daß keine Unordnungen vorkommen, auch die Mannschaften sich nicht länger als nöthig in der Nachbarschaft herumtreiben, sondern ohne Zögern in ihre verschiedene Heimath aufbrechen. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie nöthig ihre Arbeit überall gebraucht wird, und je eher wir sie derselben zurückgeben können, desto besser. Außerdem," setzte er hinzu, während Todtenstille in dem weiten Raum herrschte, daß man hätte eine Stecknadel können zu Boden fallen hören, „ist Obrist Santos, mein Adjutant, beauftragt, irgend welche Zahlungen an Löhnungen seitens der Soldaten, die von ihren Officieren befürwortet werden, zu berücksichtigen und zu befriedigen. Spreche ich dann noch einen persönlichen Wunsch speciell gegen Sie aus, so ist es nur der, daß auch Sie, Señores, die Waffen niederlegen und zu Ihren friedlichen Beschäftigungen zurückkehren wollen. Gehen Sie den Leuten mit

einem guten Beispiel voran, und wie Sie mir bisher vertrauten, wo es nothwendig war den Boden mit Blut zu düngen, so vertrauen Sie mir auch jetzt, da wir siegreich errungen, was wir erstrebt, an General Bruzual's Seite auch das von Stürmen umhergeschüttelte Staatsschiff wieder in den Hafen der Ruhe einzulenken."

Er schwieg, und nichts regte sich in dem weiten Saal wohl eine volle Minute lang.

„General," begann da plötzlich Eloi Castilia, und Aller Blicke wandten sich auf ihn — „ich hatte erwartet, daß einer der hier anwesenden Generale oder wenigstens älteren Officiere das Wort ergreifen würde. Ich sehe aber, daß dem nicht so ist; darum gestatten Sie denn mir — vielleicht dem Jüngsten von Allen im Dienst, wenn auch nicht an Jahren — eine Frage, und zwar im Namen meiner Freunde — und, wenn ich nicht sehr irre, im Namen des ganzen Officiercorps an Sie zu richten."

„Und welche Frage ist das?"

„Diese — ob Sie wirklich glauben, daß das Land damit, daß es General Bruzual gegen General Falcon eintauschte, während der Erstere dasselbe System beibehielt und die gelben Truppen nicht entwaffnete — auch nur annähernd das erreicht habe, was wir erstrebten, und ob wir jetzt die Waffen niederlegen und unsere blauen Bänder von den Hüten reißen sollen, damit die „Gelben" wieder die volle Macht in Händen haben?"

„Señor," antwortete Rojas, indem sich seine Brauen finster zusammenzogen — „was Sie da sagen, ist weniger eine Frage, als ein direct ausgesprochener Protest gegen die von mir verfügten Maßregeln. Was die darin enthaltene Frage aber betrifft, so kann ich sie aus vollem Herzen mit Ja beantworten. — Ich glaube in der That, daß wir Alles, was wir erstrebten, erreicht haben, und würde es für Sünde halten, das Land noch länger mit einer nutzlosen Armee zu drücken und auszusaugen. — Das ist meine Antwort!"

„Und ist das auch Ihre Meinung, meine Herren?" wandte sich Castilia plötzlich an die versammelten Officiere — „General Alvarado — Sie Alle, die Sie Heimath und Familie

verlassen haben, um Ihr Vaterland wieder frei und glücklich zu machen, stimmen Sie dem zu, was Ihnen General Miguel Antonio Rojas eben gesagt hat?"

Nur ein Laut klang in diesem Augenblick durch den Saal — nur ein einziges kurzes Wort, aber so entschieden, daß es gar keinen Zweifel lassen konnte — „Nein!" — Rojas und Santos waren die Einzigen von Allen, die es nicht ausgesprochen hatten.

Ueber Rojas' Antlitz zuckte ein halb verlegenes, halb trotziges Lächeln.

„Caramba, meine Herren," sagte er, „das klingt fast wie eine kleine Revolution in der Revolution, wenn es eben etwas Anderes ausdrücken sollte, als Ihre eigene Meinung — aber auch als solche bedauere ich diese Auffassung. Glauben Sie mir, ich weiß Ihren Kriegsmuth besser zu schätzen als irgend ein Anderer, denn ich bin Zeuge gewesen, wie Viele von Ihnen der Gefahr mit lachendem Antlitz und kühnem Herzen entgegen gingen. Der Muth aber an unrechter Stelle wirkt gefährlich für den Muthigen selber und — gefährdet unnützer Weise auch Andere, und das darf nicht geschehen. Sie haben meine Befehle als Chef der Armee vernommen, und ich erwarte und verlange von Ihnen, daß Sie denselben rasch und pünktlich nachkommen."

„Ich muß um Entschuldigung bitten, General," rief in diesem Augenblick, als es schon anfing unruhig im Saal zu werden, José Gonzales. „Ich selber mit noch fünf anderen Officieren bekam die Ordre, hier einzutreffen, etwas spät und wir ritten von Las Ajuntas in einem Galopp hierher — und sind doch nicht mehr zur rechten Zeit gekommen. Dürfte ich Sie bitten uns den Befehl zu wiederholen?,"

Rojas wollte antworten, ehe er aber zu Wort kommen konnte, rief ein Indianer von der andern Seite:

„Wir sollen die Waffen niederlegen und die Soldaten der Blauen nach Hause schicken, damit Bruzual mit den Gelben nach Gefallen in Caracas wirthschaften kann.„

„Señor!" rief Rojas emporfahrend — aber jetzt brach von allen Seiten der Sturm gegen ihn los, und wie erst Einer gesprochen hatte, wollten jetzt Alle reden.

„Rebellion!“ schrie Rojas, indem er seinen Degen zog und damit auf den Tisch schlug — „Rebellion im Heer!“

„Halt, General!“ rief da General Alvarado, während die Uebrigen ihm bereitwillig das Wort ließen. „Durch das, was Sie uns eben verkündeten, haben Sie selber die Stelle als Oberbefehlshaber der Reconquistadoren freiwillig niedergelegt. Sie lösen die Armee, die Sie befehligten, auf, aber beim ewigen Gott! Sie können sie nicht zwingen, die Waffen an den Feind abzuliefern. General Monagas steht im Feld, um mit Ihnen vereint unsere Rechte zu erobern. Treten Sie zurück — gut, keinem Menschen wird es einfallen, Ihnen den Oberbefehl aufzudrängen, aber — Sie haben Ihren Einfluß zu hoch angeschlagen, wenn Sie glaubten, es bedürfe nur eines Wortes von Ihnen, um Monagas zu isoliren und Bruzual freie Hand in Caracas zu lassen.“

„General Alvarado!“ rief Rojas in größter Aufregung — „wissen Sie, welche Strafe nach den Kriegsgesetzen darauf steht, wenn ein unterer Officier seinem Vorgesetzten —“

„Halt, Señor,“ unterbrach ihn Alvarado — „Sie sind mein Vorgesetzter nicht mehr. Sie haben sich selber von uns losgesagt; wir erkennen Sie nicht mehr an. Hier aber stehe ich und erkläre, daß ich noch heutigen Tages meine Division hinüber zu Monagas führe und sie, wie mich, ihm zur Disposition stelle. Wer von Euch Allen ist gleichen Sinnes?“

„Ich! Wir — wir Alle — wir Alle!“ tönte es von allen Seiten zugleich, und die Officiere drängten herzu, um Alvarado die Hände zu schütteln. — Rojas stand allein mit Santos am andern Ende des Saales, bleich vor innerlich kochender Wuth — und doch konnte er allein gegen Alle nichts ausrichten.

„Señores!“ rief er, sich an die letzte Hoffnung klammernd — „Sie dürfen die Soldaten nicht gewaltsam wieder in den Kampf führen, oder Sie begehen dasselbe Verbrechen an unserer Constitution, welches Sie mit Recht dem Präsidenten Falcon vorgeworfen haben: Kein Bürger Venezuelas darf zum Militairdienst, unter welchem Vorwand auch immer, gezwungen werden.“

„Es klingt fast komisch, General,“ erwiderte Alvarado, „daß Ihnen gerade dies Gesetz plötzlich einfällt — aber Sie

haben Recht. Keiner unserer Leute soll gezwungen werden, auch nur eine Stunde länger unter den Reconquistadoren zu dienen, als er selber dienen will. Señores — ich habe den größten Theil meiner Division hier in Los Teques — die Anderen finden wir auf dem Wege. Oberst Teja, haben Sie die Güte, Generalmarsch schagen zu lassen, General Rojas soll selber Zeuge sein, was die Soldaten zu unserer Absicht sagen. Sind Sie damit einverstanden, General?"

Rojas sah finster vor sich nieder — er fühlte, seine Macht war gebrochen, aber er kannte auch die Unlust der Soldaten, länger zu dienen. Die Möglichkeit, jetzt und gleich nach Hause zurück zu kommen, mußte einen gewaltigen Einfluß auf sie ausüben, und gab eine Abtheilung das Zeichen, machte sie den Anfang zur Auflösung, dann wußte er auch, daß die Uebrigen nicht würden zu halten sein. — Er nickte als Zeichen der Zustimmung, und jetzt strömten die Officiere aus dem Saal hinaus, um der Musterung, der sie selber mit der größten Spannung entgegensahen, beizuwohnen.

Indessen wirbelten draußen die Trommeln, und von allen Seiten eilten die Soldaten herbei, um sich aufzustellen — natürlich glaubte Jeder, es werde Generalmarsch geschlagen, um sie nach Caracas zurück zu führen, und lachend und jubelnd verkehrte die muntere Schaar, die hier vortrefflich verpflegt war, mit einander. Die Officiere hatten sich indessen sämmtlich auf dem Platze vor dem Regierungsgebäude versammelt und Rojas mit seinem Adjutanten in eifrigem Gespräch folgte ihnen.

An Soldaten standen etwa fünfhundert Mann aufmarschirt, und eine wunderliche Mannschaft war es allerdings, wenn man sie so betrachtete. Uniformen hatten sie gar nicht und Kopfbedeckungen von der verschiedensten Art, aber sie trugen jetzt sämmtlich das breite blaue Band und waren jedenfalls ein entschieden anständigerer Menschenschlag als die Truppen, denen man nur zu häufig in den Straßen von Caracas unter den „Gelben" begegnete.

Teja hatte die Colonne geordnet und schon mit einigen Leuten während der Aufstellung gesprochen. Ein Flüstern lief durch die Reihen, und erst als Rojas endlich, von den übrigen

Officieren gefolgt, vortrat, wurde Alles still. Die Leute standen viel ruhiger in Reih' und Glied, als sie je in ihrem Leben gestanden.

Die Officiere hatten indessen ebenfalls untereinander geflüstert und verlangt, daß Alvarado direct die Ansprache an die Soldaten halten solle. Dieser aber weigerte sich und zog es vor, daß Rojas zuerst reden solle. Rojas konnte ihm dann wenigstens keine Vorwürfe machen. — Rojas schien das auch als selbstverständlich angenommen zu haben, denn wie nur die Truppen sämmtlich aufmarschirt standen, trat er vor und sagte mit seiner nicht gerade tiefen, aber klangvollen Stimme, die weithin über den Markt schallte:

„Soldaten der Reconquistadoren! Ihr habt die Waffen ergriffen zur Vertheidigung Eures Vaterlandes und um einen Präsidenten zu stürzen, der gegen die Constitution unseres Landes das Volk bedrückte und den Wohlstand Venezuelas untergrub. Ihr habt Euren Zweck erreicht. Präsident Falcon ist geflohen, um nie mehr nach Venezuela zurückzukehren. General Bruzual, vom Ministerium des Landes zum Designado ernannt, hat die Regierung übernommen und mit mir, dem General en chef der revolutionären Armee, einen Vertrag abgeschlossen, der uns Frieden und Ruhe sichert. Die Revolution — der Krieg — ist beendet. Ihr könnt von diesem Augenblick an ruhig in Eure Heimath zurückkehren und Eure Felder bestellen oder Eure Heerden hüten. Ich — der General en chef der Armee, entlasse Euch, und kein Mensch hat, unserer Constitution nach, das Recht, Euch gewaltsam zurück zu halten oder zum Militärdienst zu zwingen — Ihr wißt, daß der frühere Präsident Monagas, der die Constitution mit Füßen trat, der die Abgeordneten des Landes im Franciskanerkloster zusammenschießen ließ, und einst in einem Indianerdorf die Bewohner in die Kirche lockte, um diese dann anzuzünden und den ganzen Stamm zu vernichten — Ihr wißt, sage ich, daß Monagas von Barcelona herübergekommen ist, um auf's Neue das Land mit Blut zu überschwemmen. Laßt ihn nur versuchen, ob er im Stande ist, die Bewohner von Venezuela für seine eigenen ehrgeizigen Pläne zu gewinnen. Ihr aber liefert Eure Waffen ab, Leute; was Euch

der Staat noch an Löhnung schuldet, soll Euch heut Abend durch Oberst Santos ausgezahlt werden — und dann geht ruhig und friedlich nach Hause. Der Krieg ist vorüber, und Gott gebe, daß wir nie wieder genöthigt sind, in einem verderblichen Bruderkampf ein Gewehr oder eine Lanze in die Hand zu nehmen!"

Er schwieg, aber kein Laut — kein fröhliches und donnerndes Hurrah, wie er es erwartet haben mochte, antwortete ihm. Die Soldaten standen so fest und regungslos in Reih' und Glied, als ob sie aus Stein gehauen wären, aber ein leises Flüstern lief durch die Reihen der Officiere. Alvarado wartete noch mehrere Minuten — er wußte recht gut, daß er keine Gefahr dabei lief. — Dann aber trat er vor, und indem er den Hut gegen die Soldaten schwenkte, rief er:

„Kameraden! General Miguel Antonio Rojas hat sich, indem er Euch aus dem Dienst entläßt, von Euch losgesagt. Eure Löhnung muß Euch natürlich werden, sonst habt Ihr nichts mehr mit dem alten Commando zu thun — Ihr seid freie Menschen! Jetzt frage ich Euch: Glaubt Ihr, daß General Bruzual, Falcon's rechte Hand, der sich mit seinen gelben Truppen fest verschanzt hat in Caracas, während er, trotz aller Verträge, keinen einzigen seiner Soldaten entließ, der Mann ist, der unserem Lande wieder Frieden und Ruhe geben wird? — Ich glaube es nicht. General Monagas, der mit seinen Reconquistadoren von Barcelona herüber gekommen ist, hat erklärt, daß er auf jede Stellung im Staate verzichte, aber diese Regierung, ob sie nun Falcon oder Bruzual heißt, wolle er stürzen, damit die Abgeordneten des Volkes wieder frei in Caracas tagen können. Dann erst ist meiner Meinung nach ein Frieden in Venezuela gesichert. Jetzt kann es General Bruzual jeden Augenblick einfallen, seine Werbecorps wieder durch das Land zu schicken und die Leute wie Schlachtvieh einfangen zu lassen. So lange er am Ruder ist, hat er noch nichts Anderes gethan. Nehmen wir jetzt die Stadt und werfen die alten Anhänger Falcon's und seine bezahlten Generale hinaus, so haben wir den Frieden in unserer Hand. Gehen wir jetzt nach Hause und liefern an den Feind die Waffen ab, dann sind wir hülflos in seine Hand gegeben.

Ich breche noch heute auf, um meine Dienste dem General Monagas zur Verfügung zu stellen. Wer von Euch geht mit?"

Wie mit einem Schlage schwenkten sämmtliche Officiere ihre Mützen und Hüte, die Soldaten hoben ihre Waffen in die Höhe, und mit einem donnernden Hurrahgeschrei rief es von allen Seiten: „Wir! wir! wir Alle! Alle! Alle! Hurrah Monagas — Nieder mit Bruzual — Tod den Verräthern!"

„Gott, die Union und Freiheit!" rief Alvarado, seinen Säbel aus der Scheide reißend und in der Luft schwenkend, und mit einem wahren Jubelgebrüll wurde der Schlachtruf der Reconquistadoren beantwortet.

„So wollt Ihr auf's Neue das Land mit blutigem Krieg überziehen," schrie jetzt Rojas in dem letzten Versuch zu Worte zu kommen, „und die bekämpfen, die gerade beschäftigt sind, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen?"

„Das lügt Ihr!" rief plötzlich José Gonzales, nicht mehr im Stande, sich zu mäßigen. „Ruhe und Ordnung? — Die besten Bürger sind aus Caracas verbannt oder geflohen, nur die Fremden haben dort noch Sicherheit, und auch nur so lange, als es Bruzual beliebt. — Die Gefängnisse sind voll von politischen Angeklagten. Vorwärts, Kameraden, bis wir die gelbe Bande aus dem Lande verjagt haben; dann wissen wir, daß wir endlich auf Ruhe hoffen können. Bis dahin aber nieder mit Jedem, der Euch zum Verrath an Eurem Vaterland verleiten will!"

„Hurrah Monagas!" brüllten die Soldaten wieder, und Rojas mußte wohl einsehen, daß jeder Versuch, die Mannschaft auf's Neue anzureden, nutzlos, wenn nicht gefährlich für ihn selber sein würde. Er zog sich mit Santos zurück und wollte gleich darauf mit seinem Adjutanten Los Teques verlassen, aber Alvarado kam ihm zuvor.

Er hatte vorhin versprochen, der Mannschaft heute die schuldige Löhnung auszuzahlen — also war er doch im Besitz des Geldes — das durfte er nicht mit fortnehmen, und die davon unterrichteten Soldaten sammelten sich schon drohend um sein Quartier. Böse Worte liefen dabei von Mund zu Mund: „Rojas hat sich von den Gelben kaufen lassen,

Bermuda ist schon ganz in Caracas geblieben und trägt ein gelbes Band um die Mütze — Rojas wollte uns nur weg haben, damit Bruzual nachher über Monagas herfallen und Falcon wieder zurückholen könnte" — und mehr dergleichen Reden, die schon zu Excessen auszuarten drohten. Da warfen sich aber die Officiere in's Mittel. Die Löhnung wurde ausgezahlt, dann bestiegen Rojas und Santos, von einem indianischen Diener begleitet, ihre Pferde, und fort sprengten sie, schon gegen Abend, auf der breiten Straße hin, die nach Victoria führt.

Wilder Jubel herrschte aber unter dem ganzen Corps, dem auch heut Abend so ziemlich alle Freiheit gelassen wurde. Von ihrer Heimath und Beschäftigung so lange fortgerissen, waren Alle durch das Zögern und Warten, zu dem sie Rojas' Politik in den letzten Wochen verdammte, fast zur Verzweiflung getrieben, und ihr Unmuth ward von Tag zu Tag gesteigert. Jetzt war dem auf einmal ein Ende gemacht. Daß Monagas gleich losschlagen würde, wenn sie sich mit ihm vereinigten, wußten sie Alle gut genug, und da sie nicht zweifelten, daß ihnen ein rascher Sieg über die eingeschlossenen und demoralisirten Truppen der Gelben werden mußte, so jubelten sie der Entscheidung schon jetzt entgegen.

Auch unter den Officieren herrschte ein lebendiger, fröhlicher Ton. Viele waren hier seit langer Zeit zum ersten Mal wieder zusammengetroffen, um jetzt vereint dem Feind entgegen zu ziehen und ihn für immer unschädlich zu machen. José und Eloi wie auch Teja konnten sich hier begrüßen und einander ihre indeß erlebten Schicksale erzählen, und Teja ging mit hochgerötheten Wangen, aber ohne ein Wort zu sprechen, mit Eloi vor dem Gasthause auf und ab, als dieser ihm einen kurzen Bericht über den Tag gab, an dem Bermuda von ihnen und der Hacienda so raschen Abschied nahm.

„Er war ein Verräther vom ersten Augenblick an," sagte Teja endlich, als Eloi geendet hatte, „und Rojas hielt ihn, weil er selber doppelte Gedanken im Herzen trug. Es sollte

mich gar nicht wundern, wenn wir ihn jetzt in Caracas als zweitausend und ersten General der Gelben wieder anträfen. Gebe dann nur Gott, daß er mir im Kampf begegnet."

„Und glauben Sie, daß es Bruzual zu einem Kampf wird kommen lassen? Muß er nicht das Verzweifelte seiner Lage einsehen, wenn wir uns Alle jetzt mit Monagas vereinigen und ihn mit unserem Heer erdrücken können?"

„Bruzual ist ehrgeizig und in diesem Augenblick factischer Präsident in Caracas. So leicht giebt er seine Würde nicht auf, und alle die Leute, die nur von ihm eine Besoldung erhoffen können, stehen natürlich zu ihm."

„Aber er kann und darf die Hauptstadt nicht den Gefahren eines verzweifelten Kampfes aussetzen."

„Er kann und darf Alles, was er will," erwiderte der junge Spanier, „und, lieber Freund, ich muß Ihnen gestehen, ich habe, seit ich hier im Land bin, einen sehr schlechten Begriff von der Vaterlandsliebe bekommen. Vaterland? — bah — sie betrachten hier das Vaterland Alle wie einen Schwamm, den sie so lange drücken, als er noch irgend etwas hergiebt — und so lange lieben sie es. Sagen Sie selber, ob Caracas nicht in den letzten Jahren ein Sammelplatz von Blutsaugern war — und hat Falcon, Bruzual, Montes, Oleaga und wie sie Alle heißen auch nur einen Funken von ächter Vaterlandsliebe gezeigt? Ja, nehmen Sie diesen Rojas selber, der erst anscheinend nur für das Vaterland das Schwert ergriff, und sich jetzt um das nämliche Vaterland wenig kümmert, so wie ihm von der andern Seite ein persönlicher Vortheil geboten wird. Wenn Jemand in der Welt Ursache hätte, sein Vaterland wirklich zu lieben, so wäre es ein Venezuelaner, denn das Land ist so wunderbar schön; aber leider ist das Gegentheil der Fall. Ich gebe mich deshalb auch gar keinen Phantasien hin und erwarte nichts von der Begeisterung des Volks — nur die Noth kann das Volk zwingen. Jetzt brennt den Venezuelanern das Feuer auf den Nägeln, und das können sie nicht länger vertragen. Deshalb ist auch kein Rückschritt mehr möglich, und Rojas war ein Thor, daß er sich bei diesem Stand der Dinge nicht auf der sichern Seite hielt. Jetzt hat er seine Rolle ausgespielt und kann nach Hause gehen.

Aber fort mit all' den unerquicklichen Gedanken! Erzählen Sie mir lieber von daheim. Wie geht es bei Ihnen, Eloi? Alles wohl?"

„Alles — Gott sei Dank — die geringe Sorge abgerechnet, die sie jetzt meinetwegen haben."

„Und Señor Bermuda hat also wirklich gewagt, sein Spiel zu Ende zu spielen — es ist wunderbar. Wußte denn die Señorita von dem Brief?"

„Nein, damals noch nicht, aber sie hat den Herrn nie leiden mögen und, wie sie mir nachher gestand, immer eine gewisse Scheu vor ihm empfunden. Doch daß ich es nicht vergesse, mir sind von Haus aus, besonders für Sie, die freundlichsten Grüße von Allen aufgetragen — selbst von den Kindern."

Ein glückliches Lächeln flog über Teja's Züge.

„Und wenn wir diesen Kampf beendet haben, lassen Sie die Eltern einladen, uns doch wieder in unserer stillen Einsamkeit da draußen zu besuchen. Sie müssen schon ein paar Wochen darauf verwenden, Teja. Dann können wir uns auch in Ruhe und im Glück selbst der traurigen Stunden und Tage erinnern."

„Ich komme," antwortete Teja, ihm die Hand reichend, „Sie können sich fest darauf verlassen. Aber was ich Sie fragen wollte, kennen Sie den jungen Mann, der dort mit José spricht? Er sieht merkwürdig bleich aus, und die Augen liegen ihm so tief in den Höhlen — er muß krank sein."

„Ich weiß es nicht — es ist der junge Hierra aus Caracas, dessen Vater ebenfalls in der Verbannung lebt — aber vorwärts, Freund! Wir dürfen jetzt keine Zeit mehr versäumen, und morgen hoffentlich können wir den gelben Herren nach Caracas die Meldung hineinsenden, daß ihre Intriguen gescheitert sind und die vereinten Heere der Reconquistadoren vor ihren Thoren stehen."

29.

Die Schlacht bei Chacao.

Die Bewohner von Caracas hatten die letzte Zeit in einer recht trüben Stimmung verlebt, denn sie konnten es sich nicht verhehlen, daß dieser unnatürliche Zustand, mit zwei feindlichen Armeen in Waffen, und doch angeblich in Frieden, nicht lange dauern werde, sondern zuletzt ein gewaltsames Ende nehmen müsse. Dadurch aber, daß Rojas einen Vertrag mit Bruzual abschloß, spaltete er die Revolutionspartei in zwei Theile, und was man jetzt befürchtete, war, daß sich die Reconquistadoren des Westens unter Rojas passiv verhalten würden, während Monagas nicht genug Mannschaft besaß, um allein den Kampf bis in die Straßen von Caracas zu tragen. So lange aber dieses Provisorium, und damit die Ungewißheit und Unsicherheit in der Stadt und im ganzen Lande dauerte, war auch natürlich an keine Ruhe, an kein Vertrauen zu denken. Viel weniger erschreckend als komisch wirkte indessen ein letzter Erlaß Falcon's, worin der weggelaufene Präsident in aller Form gegen Alles protestirte und sich den Präsidentenstuhl von Caracas vorbehielt.

Daß Falcon nie wieder zurückkehrte, davor war man sicher, aber man sah auch kein Ende des jetzigen Provisoriums, und der Zustand der Stadt, die sich fast schlimmer als in einer Belagerung befand, wurde von Tag zu Tage immer drückender.

Da kam die Nachricht, daß sich das westliche Heer von Rojas losgesagt habe und zu Monagas übergegangen wäre. Die letzten Truppen der Blauen, die noch, vollkommen nutzlos, in den Vorstädten gelegen hatten, verschwanden nun daraus und eilten nach Petare, um sich Monagas zur Verfügung zu stellen. Die von Las Ajuntas und Los Teques, wie alle in der Nachbarschaft zerstreuten Corps stießen ebenfalls zu ihm, so daß er jetzt plötzlich ein Heer von mindestens fünftausend Mann befehligte, während Bruzual kaum sieb-

zehnhundert Mann aufstellen konnte, und selbst diese noch fast jeden Tag durch Desertionen geschwächt sah.

Bruzual mußte von dem Augenblick an, wo er die Nachricht von der Vereinigung der Reconquistadoren erhielt, wissen, daß er sich nicht halten konnte, aber — es ist so süß Präsident zu sein, und was blieb ihm überhaupt für eine Wahl? Dankte er ab, so verstand es sich von selber, daß seine Rolle in Venezuela ausgespielt war; hielt er sich aber, so gab es doch immer noch die eine Hoffnung, daß er, mit seinen gutbewaffneten Leuten, in dem verschanzten Caracas dem Feind eine empfindliche Niederlage beibringen konnte, und welche Aenderung hatte nicht vielleicht ein einziger Sieg zur Folge.

Hartnäckig von Natur, entschloß er sich auch in seiner Stellung zu verharren und Monagas trotzig die Stirn zu bieten.

Die Stadt jubelte über die Vereinigung der Reconquistadoren, und Bruzual wurde in seinem Haß gegen die rebellischen Bewohner zum Aeußersten getrieben. Er legte Zwangsanleihen auf und nannte sie nicht einmal mehr Anleihen, denn er wußte vorher, daß er sie nie zurückbezahlen würde. Vorzugsweise wurden die Geschäfte damit bedacht, deren revolutionären Charakter er kannte oder zu kennen glaubte, wie z. B. Gonzales, Hierra und manche Andere. Aber zuletzt schonte er auch nicht einmal mehr die stets treugebliebenen Anhänger Falcon's. Es mußte Geld herbeigeschafft werden, und — sei es auch nur, um Reisegeld für die Generale zu bekommen.

Die Soldaten durften thun, was sie wollten. Sie brachen die Läden der Leute auf, die mit Lebensmitteln und Spirituosen handelten, nahmen Waffen, Sättel, ja selbst Thiere weg, wo sie dieselben bekommen konnten, und fingen schon an, nicht einmal mehr die Fremden zu respectiren. Die nächste Regierung mochte dann zusehen, wie sie mit den Ansprüchen der Beschädigten fertig wurde.

Das diplomatische Corps machte jetzt einen letzten verzweifelten Versuch, den ganzen Streit noch gütlich beizulegen. Sie wollten wenigstens Bruzual Gelegenheit geben, sich ehrenvoll aus der Affaire zu ziehen, und eine Zusammenkunft

wurde auf der Hacienda eines Deutschen, des Herrn Röhl — in dem sogenannten Sanssouci bestimmt, wo sich die beiden feindlichen Heerführer, Bruzual und Monagas, treffen sollten.

Die Hacienda lag vor Chacao auf dem Weg nach Las Ajuntas und war einer der reizendsten Punkte um Caracas.

Hohe, riesige Laubbäume, von einem Umfang, wie sie selten angetroffen werden, dabei schlank und prächtig gewachsen, beschatteten die Einfahrt in die Kaffeeplantage und führten durch eine breite Allee dem freundlichen, geschmackvoll angelegten Wohnhaus zu.

Dort sollten sich die beiden Männer, die jetzt über das Leben von vielen Hunderten ihrer Mitmenschen zu entscheiden hatten, treffen, und die Diplomatie glaubte schon gesiegt zu haben, wie sie es häufig thut, wenn sie überhaupt zu Wort gelassen wird. Es war aber hier ein unfügsames Material, mit dem sie es zu thun bekam, denn Monagas wie Bruzual sahen sich ziemlich kalt und förmlich an, und hielten sich auch während der ganzen Verhandlung von einander entfernt. Sie kannten sich allerdings Beide von früherer Zeit her, waren aber nie besondere Freunde gewesen, und die jetzige Begegnung konnte natürlich nicht dazu dienen, sie einander näher zu bringen.

Bruzual erklärte, daß er der vom Ministerium erwählte Designado sei und, mit dieser Gewalt in der Abwesenheit des Präsidenten bekleidet, schon einen Vertrag mit dem General en chef der Reconquistadoren abgeschlossen habe, wonach die Revolution hätte beseitigt werden und Ruhe in's Land zurückkehren können, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, dem Wunsch des Volkes gerecht zu werden. Das sei aber nicht geschehen, sondern Monagas sei wieder mit Bewaffneten in's Land gerückt und habe ihm dadurch die Möglichkeit genommen, seinen Versprechungen nachzukommen. Wolle Monagas abziehen und seine Truppen entlassen, dann verpflichte er sich, in vier Wochen die Ruhe im ganzen Lande herzustellen, und weiter verlange doch auch Monagas, seiner eigenen Aussage nach, nichts.

Monagas war ein großer, stattlicher Mann mit einem,

wenn auch nicht gerade edlen, aber doch ausdrucksvollen und beinahe schönen Gesicht. Die fünfundachtzig Jahre, die er auf dem Rücken trug, mochten im Stande sein, sein lockiges Haar zu bleichen, aber sie konnten seine hohe Gestalt nicht beugen. Nur das sonst feurige und sprechende Auge hatte etwas Unstätes. Es irrte fortwährend umher und sah den, mit dem er sprach, nur auf Secunden an, um dann wieder seitwärts und über ihn hin zu schweifen.

Er hatte Bruzual's kurze, aber ziemlich entschiedene Rede ruhig angehört, jetzt stand er auf und sagte, während ein trotziges Lächeln um seine Lippen spielte:

„Meine Herren, Sie haben es gut gemeint, uns Beide hier zusammen zu bringen. Daß ein Versöhnungs- oder Ausgleichungsversuch unmöglich sein würde, wußte ich vorher, und wenn eine Ausgleichung der einzige Grund gewesen wäre, uns hierher zu rufen, würde ich gar nicht gekommen sein. Ich bin Ihnen aber dankbar für die Gelegenheit, die Sie mir geben, mich kurz und offen gegen den General oder Designado Bruzual auszusprechen, und ich will sie benutzen.

„Ich brauche die Ursache der Revolution nicht noch einmal hervor zu heben, sie ist bekannt genug: ihr Zweck aber war, Falcon und sein System zu stürzen. Deshalb bin ich mit meinen Truppen von Barcelona herübergekommen, deshalb hat sich mir des General Rojas Heer, als er selber der Sache abtrünnig wurde, angeschlossen. So war ich hier vor Ihnen stehe, Señores, so wahr werde ich meine Absicht durchführen. Hat von heute an in drei Tagen General Bruzual die Regierungstruppen aufgelöst, entwaffnet und entlassen, und ist er bereit, einem vom Volke zu wählenden neuen Ministerium die Regierungsgewalt zu übertragen, so will ich friedlich mit meinen Reconquistadoren in die Stadt einrücken und verpflichte mich, die Ruhe so lange aufrecht zu erhalten, bis ein neuer Präsident gewählt ist. Ich erkläre hierbei feierlich, daß ich selber auf diese Ehre verzichte und wie vordem als einfacher Bürger nach Barcelona zurückkehre. Weigert sich General Bruzual dessen," setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „so rücke ich nicht friedlich, sondern mit bewaffneter Hand in Caracas ein — aber eben so rasch — und treibe die jetzige

Regierung aus der Stadt. Der Señor hat die Wahl, welche von beiden Arten er vorzieht."

Bruzual sprang von seinem Sitze auf.

„Glauben die Herren auch jetzt noch, daß ein Vergleich zwischen uns und den Rebellen möglich ist?" rief er heftig aus — „ich meinestheils verzichte darauf und erkläre dem Señor Monagas, daß ich heute so wenig wie in drei Tagen ihm gestatten werde, der Hauptstadt Caracas auch nur zu nahen. Er will das Land in den Krieg stürzen, um seinen eigenen ehrsüchtigen Plänen zu dienen, so mag er denn die Verantwortung aller Folgen allein tragen" — und von seinem Adjutanten gefolgt, verließ er das Haus, warf sich auf sein Pferd und sprengte in die Stadt zurück.

Caracas dröhnte und zitterte einmal wieder vom kriegerischen Lärm, und diesmal wahrlich nicht zum bloßen Schein, denn Bruzual schien entschlossen, den Feind, ehe er noch alle seine Kräfte zusammenziehen konnte, anzugreifen und zu vernichten. Noch waren, wie er recht gut wußte, lange nicht alle Heerhaufen der Reconquistadoren zu Monagas gestoßen. Ueberall in den kleinen Plätzen lagen sie zerstreut, und die dem Südländer eigene Indolenz verhinderte sie, rasch und ohne Säumen den allerdings entschieden genug gegebenen Befehlen ihres jetzigen Oberbefehlshabers zu gehorchen. Es hatte nun einmal so lange gedauert und kam wohl nicht auf die paar Stunden an, und doch suchte gerade Bruzual diese „paar Stunden" zu einem letzten, man könnte sagen verzweifelten Schlag zu benutzen.

Noch in der Nacht wurden die Officiere zusammengerufen, um den Feldzugsplan mit ihnen zu verabreden. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch war Alles auf den Beinen — aller Orten wurden Patronen gemacht, um genügende Munition zu haben, nach der man ja immer in die Stadt zurückschicken konnte, und in früher Morgenstunde schon sammelten sich die geordneten Schaaren und rückten über Mariperez hinaus, gegen Chacao zu, um durch dieses hin Los dos Caminos

zu erreichen und dort den Feind direct in Petare anzugreifen. Aus Caracas waren fast alle Truppen herausgezogen und nur wenige zurückgeblieben, um die Regierungsgebäude und die Munitionsvorräthe zu bewachen, damit es nicht den rebellischen Bewohnern der Hauptstadt etwa einfallen könnte, sich dieser Hülfsquellen zu bemächtigen. Bruzual rechnete allerdings viel auf die Theilnahmlosigkeit der Städter an solchen Kämpfen, aber er durfte doch nicht eine solche Möglichkeit außer Acht lassen.

Uebrigens war die Straße, auf der Bruzual vorrücken mußte, insofern gefährlich, als rechts und links eine Menge Hacienden mit ihren Kaffeepflanzungen und Fruchtdickichten lagen. Der Feind, wenn er das Terrain benutzen wollte, fand überall einen günstigen Hinterhalt, wo er sich decken, ja weite Strecken, wo er sich unbemerkt vorwärts bewegen konnte, um dem Gegner in die Flanke zu fallen, oder ihn gar zu umgehen. Es mußte deshalb jede Vorsicht gebraucht werden, um sich dagegen sicher zu stellen, denn Bruzual wußte, daß er es mit einem schlauen und muthigen Gegner zu thun hatte. Deshalb rückte das Heer aber auch nur langsam vorwärts und vertheilte außerdem noch rechts und links starke Patrouillen, die sich später vereinigen sollten, um, wenn man auf den Feind traf, für sich selbst einen Flankenangriff zu machen.

Colina befehligte die eine von diesen Vorpostenketten, und General Guzmann, ebenfalls ein tüchtiger Soldat, die andere, während Bruzual in eigener Person das Centrum commandirte und die Hauptbewegung leitete.

Am Mittag erreichten sie Chacao, rasteten dort und rückten dann gegen Los dos Caminos vor. Colina war freilich dafür gewesen, sich in Eilmärschen direct auf den Feind zu werfen und ihn zu einer entscheidenden Schlacht zu treiben. Bruzual hatte aber seit der letzten Schlappe, die Colina erlitten, alles Vertrauen zu ihm verloren, und da vorausgesandte Kundschafter meldeten, daß Monagas nicht die Absicht zu haben scheine, sie in Petare zu erwarten, sondern schon selber im Vorrücken begriffen wäre, hielt er es für gerathen und vortheilhafter, sich seine eigene Stellung zu



Zu Weihnachten empfohlen!

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Karl Gutzkow's gesammelte Werke.

Erste vollständige Gesammtausgabe. Erste Serie.
12 Bde. 8. à Band broch. 4 Mark 25 Pf., eleg. geb. 5 Mark 25 Pf.
Einzelpreis pro Band 6 Mark, eleg. geb. 7 Mark.

Inhalt:

- I. Aus der Knabenzeit.
- II—IV. Kleine Romane und Erzählungen.
- V. VI. Blasedow und seine Söhne. Satyrischer Roman.
- VII. Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874.
- VIII. Säcularbilder.
- IX. Oeffentliche Charaktere.
- X. Zur Geschichte unserer Zeit.
- XI. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien.
- XII. Börne's Leben. — Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Theaterschulen.

☞ **Vorstehende Werke eines unserer hervorragendsten Geister sind hierdurch dem deutschen Publikum angelegentlichst empfohlen.**

Narciß.

Trauerspiel.
Von
A. E. Brachvogel.

Vierte Auflage. Wohlfeile Volksausgabe.
8. broch. 1 Mark 20 Pf., in eleg. Mosaikband 2 Mark 25 Pf.
Min.-Ausg. geb. 3 Mark 20 Pf.

Die Erde, ihr Bau und organisches Leben.

Versuch einer Physiologie des Erdkörpers.
Nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt für Gebildete aller Stände
von **Prof. Friedrich Körner.**
2 Bde. 8. broch. 10 Mark, in einem eleg. Lwdbd. 11 Mark 50 Pf.
Auch in 10 Lieferungen à 1 Mark.

Die Luft, ihr Wesen, Leben und Wirken,

mit Beziehung auf die geographische Verbreitung der Pflanzen, Thiere und Menschenrassen.
Auf Grundlage der zuverlässigsten Forschungen dargestellt
von **Prof. Friedrich Körner.**
Ergänzungsband zu „Die Erde“ ꝛc.
gr. 8. broch. 4 Mark, eleg. geb. 5 Mark 50 Pf.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

52. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



wählen und das Heer zu dem Zweck auf Chacao zurück zu-
ziehen. Das Terrain war dort freilich nicht besonders coupirt,
aber die vielen Gebüsche und Pflanzungen gaben überall
Deckung, während die äußeren Häuser selbst kleine Festungen
bildeten, aus denen man die anrückenden Colonnen gleich mit
einem vernichtenden Feuer empfangen konnte.

So brach die Nacht an; da es aber nicht regnete, ließ
Bruzual die Leute im Freien und gleich an den ihnen ange-
wiesenen Plätzen schlafen, denn wurden sie auch nur durch
einen Plänklerangriff in der Nacht gestört, so konnte sonst
das ganze Lager in Unordnung gerathen. Bruzual traute
den Leuten nicht mehr Disciplin zu, als sie wirklich besaßen,
und das war außerordentlich wenig.

Der kleine Ort Chacao befand sich indessen, wie sich denken
läßt, in furchtbarer Aufregung; denn während man bis jetzt
geglaubt hatte, daß die entscheidende Schlacht vor und in
Caracas geschlagen werden würde, so zeigten jetzt alle Anstalten
Bruzual's, daß er gesonnen sei, den Schauplatz der Tragödie
gerade hierher zu verlegen. Wurde er zurückgedrängt, so war
es sogar möglich, daß sich die Gelben noch in jedem Hause
zu halten suchten, und daß dann der ganze Ort zerstört wurde,
schien unausbleiblich.

Die unglücklichen Bewohner des südlichen Theils des
Städtchens, in deren Wohnungen man schon Vertheidigungs-
anstalten getroffen hatte, flohen mit dem Wenigen, was sie
noch retten konnten, theils in die nördlichen Häuser, theils
gleich hinein in die Kaffeewälder, als die sicherste Zuflucht.
Dorthin schaffte man auch viele Kinder und Frauen. Wer
noch nach Caracas hinein konnte, floh so rasch ihn seine Füße
trugen, denn in der Hauptstadt hielt man sich noch sicherer,
als hier in den leichten und vereinzelten Gebäuden, die oft so
dünne Wände hatten, daß sie nicht einmal einer Flintenkugel
genügenden Widerstand leisteten.

Tadeo Vasquez hätte sich auch gern mit seiner Frau in
Sicherheit gebracht, aber sie konnten den alten Perdido
nicht verlassen, der, seitdem die Soldaten eingerückt waren,
wieder eine merkwürdige Unruhe zeigte. — So wenig er sonst
zu hören schien und selten auf das achtete, was man zu ihm

sprach, so brauchte jetzt nur in weiter Ferne ein Trommelwirbel oder ein Trompetensignal zu ertönen, und er horchte hoch auf und sah scheu umher.

„Was für Soldaten sind das?“ hatte er Tadeo gefragt, als die Truppen an dem Nachmittag durchzogen. Es war lange her, seitdem er eine Frage an ihn gerichtet, und der Indianer sah ihn erstaunt an.

„Regierungstruppen,“ antwortete er freundlich, „die Soldaten des Präsidenten Falcon sind es, Perdido, die sich mit Monagas schlagen wollen.“

„Des Präsidenten?“ rief Perdido, der nur das eine Wort aufzufangen schien, und scheu blickte er umher, als ob er einen Weg zur Flucht suche — „sie kommen doch nicht hier zu uns herein?“

„Hoffentlich nicht; fürchtest Du Dich vor ihnen?“

Der Alte hörte schon gar nicht mehr auf Tadeo, sondern kauerte sich zitternd in eine Ecke und murmelte leise vor sich hin: „Er hat sie umgebracht — er hat sie umgebracht — oh, wenn doch erst die anderen Soldaten kämen!“

Tadeo fragte ihn jetzt, wen er meine, erhielt aber keine Antwort, und es war überhaupt schwer zu sagen, welchem Wahn Perdido sich jetzt gerade wieder überließ. In seinem Hirn jagten sich wildverworrene Bilder, und ob er eins oder das andere festhielt und darüber brütete, wer hätte es ergründen können?

Die Nacht war angebrochen und mit ihr die Angst der unglücklichen Bewohner, denn was sollte ihnen der nächste Tag bringen — der nächste Morgen vielleicht schon? Am Himmel ballten sich drohende Wolken zusammen, und von der Silla und den benachbarten Bergrücken herüber rollte der Donner. Dann und wann rissen die Wolkenschleier auseinander und zeigten für Minuten den blauen, gestirnten Himmel dahinter, wie er so friedlich auf die Erde niederlachte, — aber bald verschwand das wieder und tiefe Nacht bedeckte das Thal, daß man die Hand nicht vor den Augen erkennen konnte.

In solcher Nacht brauchten die Truppen aber nicht zu fürchten, angegriffen zu werden, oder fürchteten es wenigstens

nicht. Kleine Vorpostenschwärme waren auf der Straße und gegen Los dos Caminos vorgeschoben worden, unter deren Schutz man sich gesichert hielt, und an rasch entzündeten Lagerfeuern verbrachten die Truppen die Nacht. Sie waren fröhlich und guter Dinge, denn sie hatten einem armen Teufel von Materialwaarenhändler, der noch ein paar Fäßchen Aquardiente und Wein, wie etwas gesalzenes Fleisch versteckt gehalten, den Laden erbrochen und ihm Alles weggenommen. Als der aber zu Bruzual lief und Schutz oder Ersatz bei ihm suchte, fuhr ihn der General zornig an und sagte ihm, er hätte Strafe obendrein verdient, daß er die Lebensmittel nicht freiwillig abgeliefert habe, da er doch wisse, daß die Armee selbst am Nothwendigsten Mangel leide, oder habe er vielleicht die Fässer für die Rebellen aufgehoben?

Es war zwölf Uhr, ehe sich die Leute zum Schlafen niederlegten, und selbst dann noch unterbrach der ewige Anruf der Wachen die Ruhe. Jetzt — es ging schon auf den Morgen — sprengte ein Reiter die Straße herab und wurde von dem Posten draußen angerufen.

„Wo ist der General?“

„Hier — was soll er?“

„Sie kommen, General!“ rief der Reiter, vom Pferde springend und das Thier am Zügel nehmend, „da drüben wird's lebendig. Auf dem Weg klappert's von Pferdehufen, und die ganze Armee muß im Anmarsch sein.“

„Thorheit, Mann! Ihr habt eine Patrouille gehört und seid davongelaufen. Sonst hätten doch unsere Vorposten schon Lärm gemacht.“

„Die sind gefangen genommen oder desertirt,“ antwortete der Andere trocken. „Als ich vorhin an der Stelle vorüberkam, wo sie gestanden, war kein Mensch mehr zu sehen; rechts davon aber riefen mich Soldaten an, und als ich antwortete „Patria“, war auf einmal Alles still, und an beiden Seiten konnte ich dunkle Gestalten erkennen, die durch die Büsche sprangen. Da setzte ich meinem Thier die Sporen ein und bin hierher gejagt, was es laufen konnte.“

„Wie viel Uhr ist's?“ frug Bruzual ruhig.

„Vier Uhr vorbei, General; es geht stark auf Fünf.“

„General Guzmann, lassen Sie die Leute antreten! Jeder auf seinen Posten, und daß er den behauptet, bis der Tag anbricht. Wir dürfen uns nicht verlocken lassen, aus unserer Position heraus zu gehen. Vorwärts — es ist keine Zeit mehr zu verlieren."

Die Signale ertönten, und im Nu war das Heer auf den Füßen, denn die Soldaten wußten gut genug, mit welchem Feind sie es hier zu thun hatten und daß sie hier nicht lässig sein durften. Als sie aber in Schlachtordnung aufgestellt waren und einen Angriff jeden Augenblick erwarteten, schien es fast, als ob sich der Kundschafter doch geirrt habe. Oder lagerte Monagas ebenfalls in der Nähe und wartete nur auf das Tageslicht, um den Angriff zu beginnen? Das blieb das Wahrscheinlichste; — und wie langsam verging ihnen die Stunde, bis sich im Osten der erste Schimmer des nahenden Tages zeigte.

Die Grillen hatten die ganze Nacht gezirpt und die Chicharra*) manchmal einen solchen Lärm mit Rasseln und Pfeifen gemacht, daß die Soldaten in der Nähe sie verwünschten, weil es nicht möglich war, vor ihnen etwas Anderes zu hören. Jetzt begann die Nachtschwalbe ihren melancholischen Ruf, immer das erste Zeichen des nahenden Tages — jetzt die Chicharra wieder — horch! was war das? — ein fremdartiger Ton in all' dem monotonen Lärm, horch! da noch einmal. Ein Trompetenstoß, der scheinbar noch aus weiter Ferne herüberdrang.

„Sie kommen!" Leise geflüstert lief der Ruf durch die Reihen von Mund zu Mund. Es war, als ob es Jeder wiederholen müsse, um es sich selber gewissermaßen zuzurufen. „Sie kommen!" Und sie kamen in der That, aber nicht aus so weiter Ferne, als der Ton vorher verkündet hatte. — Vor ihnen, von Chacao nach Süden führend, lag die dunkle Straße, aber ein noch dunklerer Körper wälzte sich darauf heran, lang=

---

*) Chicharra, eine merkwürdige Gattung von Grillen, die ihr Zirpen zu einem solchen grell pfeifenden Ton steigert, daß Einem die Ohren dabei gellen. Die Venezuelaner behaupten, das kleine Thier strenge sich bei diesem Lärm so an, daß es zuweilen dabei platze und vom Baum herunterstürze.

sam, aber sicher näher kommend — Todtenstille herrschte — Keiner wagte zu athmen, denn er wußte, daß der nächste Augenblick schon das unheimliche Schweigen brechen könne. Heller im Osten lichteten sich die Wolken, dunkler wurde der breite Streifen, der sich heranwälzte, und schien fast schon mit dem Schatten der nächsten Bäume zu verschmelzen.

„Quien vive?“ tönte da der helle Ruf der äußern Schildwache durch die Nacht hinaus. Ein Augenblick lautloser Stille folgte. Da plötzlich wie aus tausend Kehlen tönte die Antwort herüber: „Dios, Union y Libertad!“ Und zu gleicher Zeit schmetterten die Trompeten der Reconquistadoren zum Angriff und blitzten deutlich sichtbar an dem dunkeln Morgen — die Feuerstrahlen aus den abgeschossenen Gewehren. Vorwärts! Die düsteren Schaaren, die wie ein Schatten den Weg überzogen, drängten hervor, warfen sich auf den Feind und suchten ihn in verzweifeltem Ansturm zurückzuwerfen.

Es war ein wilder, unheimlicher und mit gegenseitiger Erbitterung geführter Kampf in dem Dämmerlicht von Chacao — aber so tapfer die Blauen auch den Feind angriffen, die Gelben, in ihrer halb gedeckten Position, hielten wacker Stand und wichen und wankten nicht vor diesem ersten Anprall.

Die Angreifer kämpften freilich mit dem Nachtheil, daß sie sich in der Dunkelheit auf der, wenn auch breiten Straße und dicht daneben halten mußten und sich nicht ausdehnen und ihre volle Kraft entwickeln konnten. Monagas hatte aber geglaubt, er würde den Feind trotzdem, und wenn auch nur eine kurze Strecke, zurückdrängen können, wodurch er gleich von Anfang an muthlos gemacht werden sollte. So wenig Sympathien die Gelben aber auch für ihre Sache selber haben mochten, die Selbsterhaltung zwang sie hier Stand zu halten, und es wurde von beiden Seiten mit einer ungeheuern Erbitterung gefochten. Heller und heller brach der Tag an — die Wolken rötheten sich, und jetzt hob sich im Osten die glühende Sonnenscheibe empor und beschien den Bruderkampf der beiden Heere.

Es war eine wunderbar schöne Scenerie, mit einer Beleuchtung, wie sie sich selten und dann auch nur für Momente in

dieser Jahreszeit findet. Der westliche und südliche Himmel blieben dicht umzogen, und dunkle, fast schwarze Wolken lagerten darüber. Nur im Nordosten rissen die Schleier auseinander, zeigten dort ein Stück des blauen Himmels und in feenhafter Pracht, mitten in der Oeffnung, die Doppelkuppe der von der Morgensonne rosig übergossenen Silla. Rings, mit saftigem Grün bedeckt, lagen die Berge und hier das Thal, ein Fruchtgarten, wie man ihn sich nicht schöner und blühender denken konnte, mit wehenden Palmen und breitblätterigen Bananen, mit blütheduftenden Orangen und Rosenhecken. Aber aus den Rosenhecken stieg der blaue Pulverdampf empor — blutende Leichen entstellten den Rasen, und die Leidenschaften der Menschen wütheten in einem Paradiese.

Monagas sah bald, daß er auf diese Weise und an dieser Stelle, die sich Bruzual selber zur Vertheidigung ausgesucht hatte, nur langsam zum Zweck kommen und viele Menschen einbüßen würde. Sobald deshalb das Tageslicht die Gegenstände umher und besonders das Terrain deutlicher erkennen ließ, flankte er seine mit guten Gewehren versehenen Schützen aus, während er etwa tausend mit Lanzen bewaffnete Soldaten, denen nur eine kleinere Anzahl Schützen beigegeben war, den Hauptsturm gerade auf das Centrum führen ließ.

Das Alles geschah in unglaublich kurzer Zeit, und während José mit Hierra, unter General Napo, einem treuen Anhänger von Monagas, auf den linken Flügel beordert wurden, hatte Alvarado, und unter ihm Teja und Eloi Castilia, den rechten bekommen und flogen im Sturmschritt um das Dorf herum, damit sie den Feind in die Flanke nehmen konnten. — Aber sie fanden ihn nicht unvorbereitet, ja Bruzual hatte gerade darauf gewartet und danach seine Dispositionen getroffen.

Dem rechten Flügel begegnete General Colina mit den Kerntruppen — dem linken General Guzmann. — Colina, der seine letzte Scharte auszuwetzen hatte, brach mit solcher Gewalt aus seiner Deckung, einer kleinen Kaffeepflanzung hervor, daß er den Feind nicht allein zum Stehen brachte, sondern sogar zurückdrängte, und diesen Augenblick wollte Bruzual benutzen, um seine ganze Macht auf das Centrum zu

werfen, die Armee der Reconquistadoren dadurch von einander zu reißen und dann mit der Feuerwaffe nach beiden Seiten hin in ihre Reihen hineinzufalleu. — Der ganze Plan scheiterte aber sowohl an dem furchtbaren Ungestüm, mit dem sich die Lanzenträger gegen die Gelben warfen, um handgemein mit ihnen zu werden, und nicht länger ihren Kugeln ausgesetzt zu sein, als auch an der für diesen Plan ungünstigen Beschaffenheit des Terrains.

Der Boden zeigte sich hier vollkommen eben, ohne die leiseste Erhöhung, und deshalb, noch dazu mit dem Gebüsch rechts und links, in welches die Blauen hineinsprangen, war es nicht möglich, daß die hinteren Reihen der Truppen ihre Gewehre auch nur gebrauchen konnten, während die vorderen Reihen den ganzen Anprall auszuhalten hatten. Die Schützen hinter den letzteren standen eben so niedrig wie sie selber und konnten in dem furchtbaren, hin und her wogenden Kampfe, der jetzt schon Fuß an Fuß geführt wurde, gar nichts nützen, während die vorderen Reihen keine Zeit mehr behielten, wieder zu laden, und auf ihr Bajonnet angewiesen blieben. Darin aber waren ihnen die Blauen mit ihren leichten Lanzen weit überlegen, und das Centrum der Gelben, anstatt vorzudringen und die Feinde zurück zu schieben und zu trennen, wurde selber hinein in das Dorf geworfen, wo es sich nun wieder hinter Gebüschen und Häusern festzusetzen suchte.

Colina selber mußte sich zurückziehen, wenn er nicht abgeschnitten werden wollte, und Monagas hatte zu dem Zweck schon eine Abtheilung seiner Lanzenreiter ausgesandt, die ihn dicht am Dorfe überholten und noch etwa fünfzehn oder zwanzig Gefangene machten.

Originell war die Art, in der mit den Gefangenen verfahren wurde. Man schoß sie nicht etwa nieder oder schleppte sie gebunden oder unter Escorte weg — Gott bewahre — sowie sie zur Hauptmasse geführt waren, mußten sie nur ihre Uniformjacken ausziehen und ihre Mützen hergeben. Von denen riß man dann das gelbe Band ab und band ihnen ein blaues darum, so daß sie nicht mehr von den Reconquistadoren zu unterscheiden waren, und reihte sie dann augenblicklich wie-

der unter die Truppen ein. Die Meisten schienen auch damit einverstanden, denn die hoffnungslose Lage der Regierung in Caracas konnte ihnen kein Geheimniß sein. Einzelne aber weigerten sich doch, gegen ihre früheren Kameraden zu kämpfen. Diese mußten dann ihre Gewehre und Patrontaschen abgeben und erhielte die Erlaubniß, zurück in das Land und, wenn sie wollten, nach Hause zu gehen.

Bruzual machte noch einen verzweifelten Versuch, den Feind, der schon anfing sich in Chacao festzusetzen, wieder hinaus zu werfen, aber es gelang ihm nicht. Er verlor, wenn auch langsam, doch nach und nach immer mehr Boden und sah sich bald sogar genöthigt, nur noch auf seine Vertheidigung zu denken.

Der Himmel droben hatte sich unterdessen wieder dunkel und drohend umzogen. Der Gipfel der Silla war längst verschwunden; der Wind fing an in den Palmenwipfeln zu rauschen und die dürren Blätter, welche die trockene Jahreszeit noch an den Bäumen zurückgelassen, herunter zu schütteln. Jetzt fielen einzelne schwere Tropfen, und urplötzlich öffneten sich die Schleusen des Himmels und der Regen schüttete auf den Boden nieder.

Es war fast, als ob beide feindliche Heere bei dem Beginn des Regens das Bedürfniß einer momentanen Ruhe gefühlt hätten. Das Schießen wurde eingestellt, die Soldaten mußten nach ihren Patrontaschen sehen, damit diese trocken blieben, und man benutzte zugleich die wenigen Minuten, um die Verwundeten aus dem Wege zu schaffen und wenigstens unter den Schutz eines belaubten Baumes oder in ein Haus zu bringen.

Der linke Flügel der von Bruzual aus vorgeschobenen Flanke war vollständig von Alvarado zurück und in's Dorf geworfen worden, und die Leute hatten sich dort, als der Regen begann, kaum wieder festgesetzt. Einzelne mit einer leichten Wunde liefen auch wohl in den von dem Kampf noch nicht berührten nördlichen Theile des Orts hinein, um sich einen Trunk Wasser oder, wo möglich, einen Schluck Branntwein zu holen, den sie aber jetzt freilich von den

Bewohnern erbitten mußten und doch fast alle Thüren und Fenster fest verschlossen fanden.

Tadeo hatte einen unruhigen Morgen verlebt, und nicht etwa der Kampf, der seinem Hause noch ziemlich fern lag, machte ihm zu schaffen, sondern weit mehr der alte unglückliche Mann, der bei dem Knall der ersten Schüsse emporgefahren war und dann hinaus wollte, weil er behauptete, seine Befreier kämen.

Welche wirren Bilder sich wieder in seinem Gehirn formten, war schwer zu sagen, aber er sprach jetzt davon, daß ihn der Präsident gefangen gehalten hätte, weil er sich vor ihm fürchte, und daß nun General Paëz mit seinem Heere anrücke, um ihn zu befreien. Eine alte Revolution, an die kein Mensch mehr dachte, ging ihm im Kopf herum und er warf Zeit und Personen wirr durcheinander, so daß Tadeo's Frau, da er sich immer ungeberdiger zeigte, endlich selber besorgt wurde.

„Du hast ja die Medicin von Caracas mitgebracht, Tadeo," bat sie ihren Mann — „so gieb sie ihm doch lieber. Wenn die Schlacht sich hierher zieht, wird es am Ende noch schlimmer mit ihm, und wir wissen uns nicht mehr zu helfen."

„Ich weiß nicht," sagte der Indianer, „ich habe mich bis jetzt immer gescheut, ihm das Mittel zu geben. Wenn es ihn nur nicht noch schlimmer macht — oder gar krank. Jetzt ist er doch wenigstens gesund und hat uns die letzten Wochen wenig genug belästigt."

„Aber die Señora muß doch das wissen," meinte seine Frau, „oder sie würde es Dir gewiß nicht gegeben haben. Hat sie Dir nicht gesagt, daß es ihn beruhigen würde?"

„Das hat sie," erwiderte Tadeo, „und wenn Du meinst, daß es ihm gut thun wird, will ich es ihm zurecht machen. Wo ist das kleine Fläschchen mit Branntwein, das wir uns zu dem Zweck noch aufgehoben haben?"

„Hier unter dem Brett hab' ich's versteckt gehalten, sonst hätten sie's ja lange gefunden und uns weggenommen. Oh santisima, sind das Menschen!"

„Der Kampf scheint beendet zu sein," sagte Tadeo, der hinaushorchte, „ich höre kein Schießen weiter."

„Das Wetter wird sie auseinander getrieben haben. Es

gießt ja. was vom Himmel herunter will, und hat gerade zu einer bösen Zeit angefangen. Nun regnet's auch bis spät am Nachmittag. —"

„Ich fürchte, ich fürchte," seufzte Tadoeo, „Bruzual hat die Reconquistadoren zurück und hinaus geworfen und wird sich nun hier in den Häusern festsetzen wollen — oh du lieber Gott, sollte es denn nicht einmal Friede in dem unglückseligen Lande werden."

„Haben sie den Präsidenten gefangen?" fragte Perdido, der aus seinem daranstoßenden Zimmer den Kopf in die Thür steckte — „ich höre kein Schießen mehr!"

„Es wird gleich wieder losgehen, Perdido," antwortete Tadeo, der jetzt an dem Tisch stand, die erhaltene Medicin in eine Tasse ausleerte und diese dann aus einem kleinen, bis jetzt versteckt gehaltenen Eau de Cologne-Fläschchen mit Branntwein vollfüllte — „hier hab' ich aber etwas für Dich zu trinken, das Dir gut thun soll — komm einmal herein und nimm das — aber auf einen Schluck. Es schmeckt nicht schlecht — es ist Aguardiente." Er winkte dabei dem Alten, näher zu kommen. Der aber horchte hoch auf, denn draußen an der Thür wurde gerüttelt, und in demselben Augenblick begann auch schon wieder das Feuern, und zwar mit erneuter Stärke.

Tadeo stellte die Tasse auf den Tisch und sprang nach dem Fenster, um zu sehen, wer draußen wäre, aber die nicht mehr feste Thür gab nach und er hörte draußen Stimmen, die sich der Stube näherten.

„Paysano!" rief einer von den zwei Soldaten, der den Kopf in die Thür steckte — „um Gottes willen einen Schluck Wasser; wir verschmachten bald, und mein Kamerad hier ist verwundet."

„Das sind die Soldaten vom Präsidenten," rief Perdido und glitt scheu in seine Stube zurück, deren Thür er hinter sich in's Schloß drückte.

„Wasser!" stöhnte jetzt auch der andere Soldat und drängte sich in die Stube hinein — „mir klebt die Zunge am Gaumen — oder einen Schluck Branntwein — um Gottes willen."

„Ja, den sucht Ihr hier umsonst," seufzte die Frau, die

nach der Ecke gegangen war, wo ein steinernes Gefäß mit Wasser stand, „aber zu trinken sollt Ihr haben — das schlägt man keinem Christenmenschen ab — nicht einmal einem wilden Indianer.“

„Um Gottes willen, sie kommen die Straße herunter!“ rief Tadeo, als ein paar Reiter vorüber jagten und einzelne Fußsoldaten folgten — „das Schießen kommt näher.“

„Caracho — wir müssen wieder hinaus,“ fluchte der eine Soldat und war zum Tisch getreten, wo er die Tasse sah und sie, ehe es Tadeo bemerkte, aufnahm und daran roch.

„Kamerad!“ rief er aber gleich darauf erstaunt und froh aus — „da ist Aguardiente — der Kerl sagt, er hat keinen“ — und er setzte die Tasse an die Lippen.

„Um der Jungfrau willen!“ rief Tadeo, der sich rasch und erschreckt nach ihnen umwandte — „das ist die Medicin für den alten Mann!“

„Halbpart, Bruder!“ rief der andere Soldat, ohne auf den Einwurf zu achten, als der erste schon das Gefäß an den Mund setzte — „trink nicht Alles.“

„Da — nimm den Rest!“ rief der erste wieder, nachdem er getrunken und ihm das Gefäß hinhielt — „pfui Teufel, das schmeckt schlecht und brennt in den Eingeweiden! Fort!“

Tadeo sprang hinzu, um ihm die Tasse zu entreißen und wenigstens den Rest zu retten, aber der zweite hatte diesen schon hinunter geschüttet, warf die Tasse auf den Tisch zurück, daß sie zerbrach, und sprang dann seinem Gefährten nach auf die Straße.

„Tadeo! — sieh den Soldaten an!“ schrie da seine Frau, die am Fenster stand und hinausschauen konnte — „was ist das?“

Der erste Soldat hatte kaum die Mitte der Straße erreicht, als er stehen blieb und zu taumeln anfing, das Gewehr entfiel seiner Hand, und laut aufbrüllend stürzte er zu Boden.

Andere flohen vorbei! „Bist Du getroffen, Compañero?“

Der zweite Soldat wollte seinem Gefährten zu Hülfe eilen — da packte es auch ihn — „Gift!“ schrie er, zeigte nach dem Hause herüber und wollte, sein Gewehr aufgreifend, zurück, aber keine zwei Schritte that er, da knickte er in die Kniee.

„Hülfe! Hülfe!“ schrie er. „Ich brenne — Gift! Gift! dort! — dort!“

Reiter und Fußvolk stürmten vorüber, ohne darauf zu achten; die Trompeter riefen wieder zum Sammeln und der Feind drängte nach. Schon schlugen die Kugeln die Straße entlang, und einer der Reiter stürzte getroffen vor Tadeo's Haus vom Pferd. Noch einmal stellten sich die Leute — eine Salve knatterte und durch die Straßen brachen die Flüchtigen, und nachstürmten Monagas' Lanzenträger mit wildem Jubelgeschrei, die Bahn reinfegend von den Gelben, — die ausgenommen, die schon tödtlich getroffen am Boden lagen.

30.

Der Sturm auf Caracas.

Draußen in der Straße wüthete der Kampf, und die Kugeln flogen herüber und hinüber. Dicht vor Tadeo's Haus versuchten die Gelben noch einmal Stand zu halten, aber die wilden Lanzenträger warfen sie mit gellendem Jauchzen zurück, denn jetzt waren sie ihnen sogar in der Waffe überlegen, da die Gewehre der Regierungstruppen im Regen nicht mehr losgingen. Rechts und links vor Chacao aber drückten die Generale Alvarado und Napo nach und suchten noch vor Bruzual die Hauptstadt zu erreichen, um die Gelben vielleicht ganz von Caracas abzuschneiden und hier zu vernichten.

Tadeo stand am Fenster, die Gitterstäbe mit beiden Händen gefaßt, die Augen stier und unverwandt auf die Stelle geheftet, wo die beiden Soldaten zusammengebrochen waren und jetzt von den über ihnen Kämpfenden, von Freund und Feind, unter die Füße getreten wurden. Er sah weder den Kampf, der unmittelbar vor ihm tobte, noch die Gefahr, der er selber dabei ausgesetzt war — er hörte nicht das Knallen der Gewehre, noch das Pfeifen der Kugeln, nicht das Jubelgeschrei der Sieger und das Wehegeheul der Verwundeten — Gift!

— Gift! war der einzige Gedanke, der ihn erfaßt hatte. Gift, das sie ihm für ihn gegeben hatte, um ihn zum Mörder zu machen.

Seine Frau ergriff ihn endlich und zog ihn vom Fenster fort.

„Perdido!“ schrie sie ihm in's Ohr. „Er ist außer sich! er tobt und wüthet — um Gottes willen! was machen wir mit ihm?“

Tadeo starrte umher; es war, als ob er aus einem Traum erwache, und jetzt erst hörte er, daß der sonst so stille alte Mann ein wahres Jubelgeheul ausstieß und sich wie rasend geberdete.

„Da sind sie!“ schrie er, „da kommen die Rächer — nieder mit dem Präsidenten. Hurrah, hurrah, Paëz hoch — Paëz! Paëz!“

Die Soldaten draußen hörten ihn. — „Ja wohl, Kamerad — jetzt wird Friede!“ riefen sie ihm zu, das Wort mißdeutend.*) „Her zu uns, wir jagen die Schurken aus dem Land hinaus.“

Perdido hörte die Aufforderung, und ohne sich lange zu besinnen, wollte er, gerade als Tadeo gegen die Thür sprang, sein Zimmer verlassen und wahrscheinlich hinaus auf die Straße eilen, um sich den Soldaten anzuschließen. Tadeo behielt eben noch Zeit, die Thür zu seinem Zimmer zuzuwerfen und den Riegel vorzuschieben. Wenn er aber geglaubt, den alten Mann dadurch unschädlich zu machen, so hatte er sich geirrt, denn Perdido, durch das Jubelgeschrei der Sieger da draußen zur Raserei entflammt, fühlte sich kaum seiner Freiheit beraubt, als er zuerst an der Thür rüttelte und sie aufzureißen suchte, dann aber, als er fand, daß er das nicht vermochte, zum Fenster sprang und hinausschrie:

„Kameraden! zu Hülfe! — der Präsident hält mich gefangen, er hat meine Tochter, meine Manuela ermordet. — Es lebe die Freiheit! Nieder mit dem Präsidenten! zu Hülfe!“

„Caracho!“ schrieen ein paar von den Soldaten, die sich gerade in der Nähe befanden — „da sitzt ein politischer Ge-

---

*) Paëz, ein früherer berühmter General Venezuelas, der gegen Monagas kämpfte; — paz, der Friede.

fangener. Heraus mit ihm — Hurrah!" und durch die noch offene Hausthür in Tadeo's Zimmer stürmend, riefen sie nach dem vermeintlichen Opfer der Tyrannei.

„Señores," sagte Tadeo in Todesangst — „der Mann ist wahnsinnig!"

„Zu Hülfe! zu Hülfe!" schrie Perdido in seinem Zimmer — „der Präsident hält mich gefangen."

Tadeo, der an die Thür sprang, wurde bei Seite geworfen, der Riegel zurückgerissen, und Perdido, seine weißen Haare wild um die Stirn flatternd, stürzte hinaus auf die Straße, griff dort eine der umherliegenden Lanzen auf, und warf sich jauchzend mitten hinein in die Schaar der Verfolger.

Tadeo wollte ihm nach, aber die nächsten Soldaten, die wirklich glaubten, daß er der Kerkermeister des alten Mannes wäre, stießen ihn zurück — ja einer von ihnen hieb sogar im Zorn mit der Lanzenspitze nach ihm, traf aber glücklicher Weise nur den obern Thürbalken, und der arme Tadeo prallte scheu zurück. Die zunächst Kommenden wußten schon gar nicht, was vorgefallen war, und achteten nicht auf ihn.

Tadeo stand in der Thür seines Hauses wie in einem Traum. Der eigenen Gefahr gar nicht achtend, ja sie kaum begreifend, starrte er die Straße hinab, in den fluthenden Regen hinaus, in dem sich jetzt der Kampf nach Caracas wälzte. Mehr und mehr Soldaten drängten nach, die breite Straße war voll von ihnen. Trompeten schmetterten dazwischen ihre Signale — Officiere suchten sich mit ihren Pferden durch die Massen zu pressen und Jeder schien eifrig nur nach vorn drängen zu wollen, um Theil an der entscheidenden Schlacht zu nehmen.

Jetzt endlich war die größte Menge vorüber und Tadeo noch immer unentschlossen, ob er dem armen Verlorenen nicht folgen und ihn wieder aufsuchen solle. — Aber wo ihn jetzt in dem Gedränge und Wirrwarr finden? wohin war er geschoben und lag er nicht vielleicht schon unter den Todten oder Verwundeten am Boden? Die gelben Truppen waren nämlich noch keineswegs besiegt. Sie wichen wohl, aber sie machten auch jeden Fußbreit streitig, und ihre Kugeln fielen noch immer auf Chacao und tödteten noch manchen von den Blauen.

Hinterher kamen die Nachzügler: Verwundete und leichter Verwundete, die jene führten und unter Dach und Fach zu bringen suchten. Zwei Mann trugen einen armen Teufel, dem eine Kugel das Bein zerschmettert oder wenigstens zum Gebrauch untauglich gemacht hatte. Fast alle Häuser waren verschlossen und die Bewohner antworteten auch auf kein Klopfen. Als die Soldaten Tadeo in der Thür stehen sahen, wandten sie sich gegen ihn.

„Paysano“ (Landsmann), sagte der erste, der den Verwundeten so trug, daß er das kranke Bein soviel als möglich stützte — „könnt Ihr einem Unglücklichen ein Obdach in Eurem Hause geben?“

Tadeo wandte sich langsam und sah den Sprecher starr an.

„Tadeo?“ rief dieser mit dem größten Erstaunen, durfte aber seine Last nicht loslassen.

Der Indianer starrte ihn an, als ob er einen Geist erblicke; was er in der letzten Stunde erlebt hatte, war zu viel selbst für die zähe Constitution eines Indianers. Er hob den einen Arm und öffnete die Lippen, dann brach er, wo er stand, bewußtlos, ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zu sich kam, lag er in seiner Stube in der Hängematte, in die sie ihn hineingelegt hatten, der Raum aber ringsumher war mit Verwundeten angefüllt, die man hier in das einzige offene Haus hineingeschafft hatte, um sie nur aus dem Regen unter Dach zu bringen. An der Hängematte aber stand der Soldat und legte ihm Tücher um mit kaltem Wasser, das ihm die Frau herbeibrachte. Endlich schlug er die Augen auf, schloß sie aber wieder, als er die vielen Gestalten um sich her sah.

„Tadeo,“ sagte da eine von ihm lange nicht gehörte und doch so bekannte Stimme, und rasch und erschreckt sah der so Gerufene auf und in ein über ihn gebeugtes, bronzefarbenes Antlitz. — Wieder schloß er die Augen.

„Es ist nicht möglich,“ murmelte er leise vor sich hin — „Todte stehen nicht aus dem Grabe auf —“

„Aber ich bin ja nicht todt, Tadeo,“ sagte die Stimme wieder, „und nie todt gewesen. Der Stich, den Du mir damals gegeben hast, hatte mir nur die Rippe gestreift und war

nichts als ein Hautriß gewesen, der lange geheilt ist und kaum geblutet hat.“

„Pablo,“ stöhnte Tadeo und streckte die Hand aus, die der Soldat ergriff und herzlich drückte.

„Mein Bruder, mein lieber, guter Bruder!“ rief er — „hast Du Dich denn um mich gequält?“

„Um Dich gequält?“ fragte Tadeo, indem er sich in der Hängematte emporrichtete — „ist nicht mein ganzes Leben deshalb eine Hölle gewesen und kann ein Mensch für eine schlechte Handlung mehr gestraft werden, als ich gestraft bin? — Aber Du lebst — oh, Gott der Allmächtige sei dafür gepriesen, denn kein Bruderblut klebt an meinen Händen. Ich bin nicht Kain, den der Herr verflucht und in die Welt hinausgestoßen hat.“

„Aber, Bruder — was für Gedanken hast Du Dir gemacht?“ rief Pablo, während die Frau mit gefalteten Händen daneben stand und ihr die großen, hellen Thränen an den Wangen herabliefen. — „Wer hat Dir das Alles in den Kopf gesetzt!“

„Und woher kommst Du jetzt?“

„Von Barcelona mit Monagas.“

„Und wo warst Du die ewig lange Zeit? Ich mußte Dich ja todt glauben. Wohin flohst Du an jenem unglückseligen Abend, wo ich in blinder Leidenschaft, von Wein berauscht, mit dem Messer nach Dir stieß?“

„Die Anderen schleppten Dich damals fort,“ erzählte Pablo, „und ich selber wollte nach Hause gehen und am nächsten Tag das Mißverständniß aufklären — aber die Wunde schmerzte mich. — Die Haut hattest Du mir aufgerissen und das Messer war auf der Rippe hingefahren, was recht weh that, wenn es auch nicht gefährlich sein mochte. Señora Castilia verband mich.“

„Castilia?“ fragte Tadeo leise.

„Sie war so gut und freundlich mit mir, sie sagte mir aber, daß sie fürchte, Du wärest zu böse auf mich und würdest mir wieder nach dem Leben trachten. Ich solle fortgehen, sie wolle mir Geld und Briefe nach Cumana geben, und wenn

die Sache ausgeglichen wäre, solle ich wieder zurückkommen, sie wolle mir schreiben."

„Señora Corona?" rief Tadeo erschrocken.

„Nein, Castilia," sagte Pablo.

„Ja, ganz recht — und dann?" fragte Tadeo, der der Erzählung jetzt mit der gespanntesten Erwartung folgte.

„Ich kam nach Cumana," fuhr Pablo fort, „und wurde dort von dem Herrn, dem ich den Brief gegeben hatte, freundlich aufgenommen — aber schon in der nächsten Nacht holte man mich aus meiner Hütte und schleppte mich auf ein Kriegsschiff, wo ich Jahre lang dienen mußte. Wie es mir endlich gelang zu entfliehen, hatte ich kein Geld und arbeitete noch etwa zwei Jahre in Barcelona, um mir etwas zu verdienen, und als ich dann an den Orinoco zurückkehrte, um Euch Alle aufzusuchen, waret Ihr verschwunden — fortgegangen, und Niemand konnte mir genau sagen wohin. „Nach dem Norden" war das Einzige, was ich erfuhr, und nach dem Norden zog ich dann wieder, zuerst nach Laguyara, dann nach Porto Cabello, und zuletzt wieder zurück nach Barcelona, immer in der Hoffnung Dich zu finden, bis ich Dir heute endlich zufällig begegne."

Tadeo saß auf seiner Hängematte — er hatte die Füße auf dem Boden, stützte die Ellbogen auf die Kniee und barg sein Gesicht in den beiden Händen. Dabei nickte er fortwährend mit dem Kopf leise vor sich hin, als ob er Alles begriffe — Alles — und es eben zusammenfüge zu einem geordneten Ganzen. Seine Brust hob sich schwer, und wie erstaunt sah er endlich auf, als ihn das Wimmern der Verwundeten rings umher zur Besinnung und zur Gegenwart zurückrief.

„Woher um Gottes willen kommen die Leute alle?"

„Es sind Verwundete — in dem Wetter draußen konnten wir sie nicht liegen lassen. Kannst Du sie nicht im Hause behalten?"

„Gewiß, oh gewiß — wenn ich nur irgend welche Pflege für sie hätte — aber die Nachbarn werden schon helfen," sagte Tadeo — „meine Frau wird für sie sorgen, so gut es eben geht, — aber jetzt," fuhr er fort und sprang in die Höhe — „muß ich hinaus — hinaus."

„Wohin, Tadeo?"

„In die Stadt."

„Nach Caracas? Aber, Mensch, hörst Du nicht das Gewehrfeuer? Die ganze Straße ist mit Kämpfenden bedeckt, und wenn die Gelben die Stadt erreichen, werden sie jedes Haus zu einer Festung machen."

„Ich muß zu ihr!" rief Tadeo, und seine Augen hatten einen wilden, unheimlichen Glanz angenommen.

„Zu ihr? — zu wem?"

„Zu dieser Señora, oh Du mein Gott!" rief er, indem er in die Höhe fuhr, und barg das Gesicht wieder in den Händen. „Wenn ich mir denke, daß ein Weib, ein böses, verbrecherisches Weib den Frieden eines ganzen Menschenlebens so untergraben, so zerstören konnte! —"

„Ich begreife Dich nicht, Tadeo."

„Komm mit mir," antwortete dieser entschlossen, „ich erzähle Dir Alles unterwegs."

„Und Du willst fort von hier, Tadeo?" rief die Frau in Todesangst, „willst mich jetzt hier mit allen den Kranken und Verwundeten in dem Elend allein lassen!"

Tadeo sank in die Hängematte zurück. „Es geht nicht, Pablo," stöhnte er leise vor sich hin, „und doch, der arme alte Mann ist allein draußen in Sturm und Wetter — wahnsinnig und verlassen."

„Gott wird ihn schützen," tröstete die Frau, „wie er ihn hier vor dem Gift bewahrt hat. Er hält die von Seiner Hand geschlagenen unter seinem besondern Schutz. Laß uns jetzt für die unglücklichen Menschen sorgen, denen wir noch helfen können."

„Und wo finde ich Dich wieder, Tadeo?" rief Pablo, der jetzt auch sein Gewehr aufgegriffen hatte. „Ich muß fort und dabei sein, wenn wir den Feind aus der Stadt hinausjagen. Kommst Du nach Caracas?"

„Sobald ich hier in Chacao genügende Hülfe für meine Frau gefunden habe. Entweder Du findest mich hier, oder ich suche Dich in der Hauptstadt auf. Bei welchem Corps stehst Du? — damit ich Dich erfragen kann."

„Bei Monagas' Schützen; den Pablo kennen sie Alle —

und Gott zum Gruß, Tadeo — auf baldiges — recht baldiges Wiedersehen.“

Weiter tobte der Kampf und artete fast in eine Flucht der Regierungstruppen aus, bis sich diese noch einmal bei dem kleinen Dorf Mariperez festsetzten. Aber es geschah das mehr, um ihren vollständigen Rückzug nach Caracas zu decken, als in der Hoffnung, den siegreichen und unaufhaltsam vordringenden Feind zurückzuwerfen. Nur Caracas wollten sie vertheidigen, und Bruzual schien damals noch nicht daran zu denken es aufzugeben, er würde sich sonst mit seinen Truppen, wie das in solchen Fällen stets geschieht, auf die Plaza zurückgezogen und sich darauf beschränkt haben, die dort befestigten Gebäude zu vertheidigen, bis er über seinen Abzug capituliren konnte. Das that er aber nicht, sondern dieses Mal das Ungeschickteste, was er überhaupt thun konnte. Er besetzte nämlich, sobald das schon demoralisirte Heer Caracas erreichte, sämmtliche Vorstädte, und bekam solcher Art eine Vertheidigungslinie, die er nicht einmal mit einer dreifach so starken Macht hätte behaupten können.

Sobald die „gelben“ Truppen die Stadt erreicht hatten, sammelten Monagas' Signale wohl die Reconquistadoren außer Schußweite, aber nur, um sie unmittelbar danach zu einem vereinten Ansturm zu ordnen. Den beschloß er aber von drei Seiten zugleich auszuführen, um den Feind, dessen Schwäche er genau genug durch Ueberläufer kannte, so weit als möglich auseinander zu halten.

Die Regierungstruppen hatten besonders die Straßeneingänge besetzt, da sie glaubten, daß sich die ziemlich starken Gartenmauern, welche die Stadt rings einschlossen, schon selber vertheidigen würden. Diese boten freilich den Stürmenden wie den Vertheidigern gleiche Nachtheile, da sie einestheils zu hoch und unbequem zum Ueberklettern waren, und andererseits auch den im Innern Befindlichen keine Möglichkeit zeigten, einen Feind zu treffen, ja nur zu sehen, bis er sie wirklich erklommen hatte. Außerdem besaßen die Belagerten aber, wie gesagt, nicht einmal Mannschaft genug, um sich in einer

solchen Linie aufzustellen, und nur einzelne Posten wurden weit zerstreut in dem Innern der Gärten gelassen, um den Alarm geben zu können, wenn der Feind versuchen sollte, an der einen oder andern Stelle durchzubrechen.

General Alvarado hatte hier wieder, wie draußen in Chacao, den rechten Flügel bekommen und eigentlich die tüchtigsten Soldaten unter sich, wenn sie den übrigen auch, besonders den von Barcelona gekommenen, an der Zahl der Feuerwaffen nachstanden. In dem furchtbaren Regenguß aber, der jetzt schon Stunden lang auf die übersättigte Erde niederströmte, waren viele Gewehre, bei den blauen wie gelben Truppen, zum Gebrauch untauglich geworden. Das Militär, führte sämmtlich jene schlechten, erbärmlichen Zündhütchen mit inwendig weißer, sichtbarer Masse, die dann beim geringsten Naßwerden, oft schon bei großer Feuchtigkeit der Luft, zu einem Brei wurde, sich in die Pistons hineinklebte und die Gewehre hartnäckig versagen machte. Die Behandlung eines Gewehrs verstehen die südamerikanischen Soldaten außerdem schlecht genug, und ehe sie sich deshalb lange mit ihren Pistons und Zündhütchen herumquälten und doch nichts zu Stande brachten, gebrauchten sie lieber das Bajonnet oder auch den Kolben als Angriffswaffe.

Die kurze Ruhezeit benutzten die Reconquistadoren, um ihre Musketen wieder so viel als möglich in Stand zu setzen, und dabei half den unter Alvarado's Befehl Stehenden besonders Teja, der, mit einem guten Pistonzieher versehen, überall aushalf. Die Leute mußten dann den alten Schuß herausbrennen und wieder frisch laden, und da der Regen endlich am Nachmittag nachgelassen hatte, machte er die meisten von ihnen wieder schußfähig.

Jetzt ertönten die Signale zum Angriff. Monagas, trotz seiner fünfundachtzig Jahre, war nicht der Mann, dem Feind auch nur eine Stunde Ruhe zu gönnen, und was Mig. Ant. Rojas in seiner thatenlosen Unentschlossenheit versäumt, holte er jetzt reichlich mit raschem und entschiedenem Handeln nach. Hier freilich half ihm seine Tüchtigkeit als General nichts mehr, denn er konnte dem Heer keine bestimmten Bahnen anweisen. Es war keine regelrechte Belagerung, die begonnen werden

sollte, kein Sturm auf eine bestimmte Bresche, mit einer Pionier-Compagnie zur Hülfe und einer Reserve zur Deckung, sondern er mußte sich allein auf die Geschicklichkeit und den Muth seiner Leute verlassen.

„Nehmt die Stadt, Señores," hatte er einfach den Generalen gesagt, die er noch kurz zuvor um sich versammelt hatte — „und ich will sehen, wer zuerst hinein kommt. Vorwärts! meine Herren, die Zeit ist kostbar, und diese Nacht müssen wir in Caracas schlafen."

Die zuversichtlich ausgesprochene Hoffnung des Schlafens in Caracas war wohl ein wenig optimistisch, aber sie wirkte jedenfalls ermuthigend und anfeuernd auf die Officiere. Sobald nur die Signale ertönten, kam Leben in die ganze ausgedehnte Linie der Angreifer, die sich jetzt im Sturmschritt gegen die Stadt warfen, wo der Feind kaum seine Plätze zur Vertheidigung eingenommen und wohl geglaubt hatte, es würde ihm wenigstens an dem Abend noch Ruhe gegönnt werden. Die Armee der Gelben sollte aber keine Ruhe noch Rast mehr bekommen, denn ein Mann hatte die Sache des Vaterlandes in die Hand genommen, der — wie auch seine Vergangenheit sein mochte — jetzt nicht mehr zu bestechen oder durch Versprechungen von Ehrenstellen und hohem Rang hinzuhalten war. Monagas hatte gesagt, er habe das Schwert noch einmal ergriffen, um sein Vaterland zu befreien und einen guten Namen zurück zu lassen, wenn ihn der Tod abriefe, und selbst seine Feinde müssen ihm zugestehen, daß er Wort gehalten.

Vorwärts stürmten die Schaaren. Jedem einzelnen General war es überlassen worden, sich den besten Angriffspunkt zu wählen und seinem eigenen Urtheil im Bestimmen der Führer zu folgen, und rasch genug waren die Truppen vertheilt, und der erste Sturm begann bald an allen Punkten zu gleicher Zeit.

Teja und Castilia hatten sich wieder zusammengehalten, und kurz vorher, ehe die Trompeten ertönten, musterte der Erstere noch einmal flüchtig seine Leute und war erstaunt, mitten zwischen ihnen einen alten Mann mit schneeweißen Haaren und bloßem Kopf zu sehen, der, eine Lanze in der Hand, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, mit in Reih' und Glied stand.

„Caramba, alter Freund," sagte er, indem er sich zu ihm wandte — „das hier ist kein Platz für Euch — das überlaßt jüngeren Leuten. Ihr seht noch dazu krank und elend aus — woher kommt Ihr?"

Der Alte gab keine Antwort, sah auch den Redenden gar nicht an, sondern immer nur nach den Häusern der Stadt hinüber, als ob er die Zeit des Angriffs nicht erwarten könne.

„Er spricht nicht, Señor," antwortete einer der Soldaten — „die einzige Antwort, die er uns bis jetzt noch gegeben hat, war auf die Frage, wie er hieße. Er nennt sich Perdido."

„Ein ominöser Name," sagte Teja nachdenklich. „Aber woher kommt er? Ich habe ihn doch heute Morgen noch nicht gesehen!"

„Die Gelben hatten ihn in Chacao gefangen — wir brachen in das Haus und machten ihn frei, und seit der Zeit hat er sich wacker zu uns gehalten und war immer der Erste, wenn es auf den Feind losging. Er ist noch rüstig genug auf den Füßen."

In diesem Augenblick erklangen die Trompeten. Es war keine Zeit zum Fragen, und der Befehl zum Sturm lief durch die Reihen.

„Vorwärts, Kameraden!"

Ein einziger Jubelschrei, der bald in ein richtiges indianisches Schlachtgeheul ausartete, antwortete ihm, und jetzt war an kein Halten mehr zu denken. — Wild und ungeordnet stürmten die Schaaren gegen die Häuser, und größere Trupps hielten sich nur zusammen, wo sie sich der Mündung einer Straße näherten, weil sie wußten, daß da Einzelne doch nichts ausrichten konnten.

Teja, der den Angriff wenigstens in etwas leiten mußte, war mit Castilia einige Schritte zurückgeblieben, um sich mit den Bodenverhältnissen genauer bekannt zu machen. Rechts lag die Einmündung in die Straße, wo sich ein Trupp Gelber versammelt hatte. Diese feuerten auch einige, aber keinen Schaden anrichtende Schüsse heraus, in der eitlen Hoffnung vielleicht, den siegesgewissen Feind damit abzuschrecken. Links

davon dehnte sich eine lange gleichförmige Gartenmauer hin, die hier eine ganze Reihe von Häusern einschloß und, etwa zwölf Fuß hoch, nicht leicht zu überklettern war. An einzelnen Stellen aber entdeckte der junge Officier Oeffnungen, aus denen jetzt das noch von dem letzten Regen zurückgehaltene Wasser vorquoll. Sie zeigten sich vielleicht groß genug, um einen schmächtigen Mann hindurch zu lassen. Aber was dann, wenn er sich wirklich im Innern befand? Das ganze Corps konnte ihm auf diese langsame Art nicht folgen, und wurden sie dabei von dem Feind überrascht, so waren die Eingedrungenen, ohne daß man ihnen von außen irgend welche Hülfe leisten konnte, verloren.

Samuel Brown, der riesige Neger, der Castilia's Bekanntschaft, als seines früheren Mitgefangenen, erneuert hatte, sprang jetzt ohne Weiteres an die Mauer hinan, lehnte sein Gewehr an und zog aus seinem Gürtel das nämliche Brecheisen, das er mit aus dem Gefängniß genommen und seit der Zeit noch nicht wieder abgelegt hatte.

„Caracho!“ rief er lachend, „ich habe mir doch immer gedacht, daß ich das Ding noch einmal brauchen könnte. — Wollen einmal sehen, ob es so gut zum Ein- wie zum Ausbrechen ist“ — und mit seiner riesigen Kraft warf er sich gegen die Mauer und stieß in die Zwischenräume der schon verwitterten Ziegel, bis er gleich über dem Ausfluß den ersten Stein losgebrochen hatte und dann rasch an den zweiten ging.

Rechts davon wüthete der Kampf — der größte Trupp der Abtheilung hatte sich gegen die Straße geworfen und suchte den Eingang zu erzwingen, traf aber hier gerade auf einen hartnäckigen und unerwarteten Widerstand. Die Regierungstruppen hatten nämlich zufällig den Stall und die Remisen eines Karrenführers aufgefunden, holten nun die sämmtlichen leeren Karren heraus, warfen sie um und stellten dadurch, mit anderem Geräth und Balken und was sie sonst fanden, eine ziemlich feste Barrikade her. Hinter dieser hervor fügten sie den Angreifern nicht geringen Schaden zu und schlugen einen zweimaligen Ansturm erfolgreich zurück.

Samuel arbeitete mit einer wahren Wuth an den Steinen,

denn gelang es ihnen, hier hinein zu brechen, so konnten sie leicht den Feinden, welche den Straßeneingang verbarrikadirt hatten, in den Rücken kommen, und dann waren sie die Ersten in der Stadt. Einige Soldaten sprangen jetzt hinzu und halfen das Steinwerk aus dem Wege schaffen, und in kaum einer Viertelstunde hatten sie ein Loch geschaffen, durch das ein Mann mit Bequemlichkeit hindurchschlüpfen konnte. Da gerade mußte aber ein Posten von den Gelben in den Garten geschickt sein, um die Mauern hier zu überwachen, und wie er den Feind an der Arbeit fand, feuerte er sein Gewehr gerade in das Loch hinein und schrie dabei um Succurs. Die Kugel schlug auch dem Neger das Eisen aus der Hand, ohne glücklicher Weise einen weiteren Schaden anzurichten, aber jetzt war Gefahr im Verzug, wenn sie nicht ihre ganze Arbeit wollten umsonst gethan und die Zeit vergeudet haben. —

„Mir nach!" schrie Teja, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, welcher Gefahr er dort begegnen könne, schlüpfte er durch die Bresche in den innern Raum. Dicht auf dem Fuß folgte ihm Castilia, und wie sein Schatten glitt der alte Perdido hinter den Beiden drein.

„Caracho!" brummte der Neger, als ihn der Alte bei Seite schob und wie eine Schlange an ihm vorüber schoß. „Soll ich etwa hier allein zurückbleiben — wo zum Teufel ist das Eisen geblieben?" — Aber „vorwärts! vorwärts!" drängten die Uebrigen, denen er die Bahn versperrte, „hinein damit!"

Der Neger faßte nur noch mit der linken Hand sein Gewehr, und seinen breiten Körper durch die Höhlung pressend, stieß er zugleich einen wilden Fluch aus, denn aus der Hinterthür eines Hauses, die sie mit den Kolben eingestoßen hatten, sprangen mehrere Soldaten von den Gelben in den Garten und fielen gerade über die beiden Officiere her. Möglich, daß ihre Gewehre schon abgeschossen oder bei früheren Versuchen nicht losgegangen waren, aber sie versuchten gar nicht jetzt damit zu schießen, sondern sprangen mit gefälltem Bajonnet auf die beiden Officiere ein. Noch befanden sich erst wenige Feinde daselbst, sie glaubten jedenfalls, daß sie gerade zur

rechten Zeit gekommen wären, um erst die Eingedrungenen zu überwältigen, und dann ein paar Mann an die Mauer zu stellen und jeden neuen Versuch des Durchbrechens zu vereiteln.

Teja warf den Blick scheu zurück — der Neger verstopfte noch die Oeffnung und es war auf augenblickliche Hülfe kaum zu rechnen; aber die Gefahr verliert ihr Lähmendes, sobald sie wirklich über uns hereinbricht. So den gegen ihn geführten Stoß mit dem Bajonnet des einen Burschen rasch mit dem Degen abwehrend, schoß er ihm mit der linken Hand, in der er den Revolver hielt, eine Kugel durch die Brust und sprang dann nach vorn, um Eloi beizustehen, der von drei Anderen angegriffen war. Einen von diesen hatte Eloi ebenfalls kampfunfähig gemacht, aber die Mehrzahl war gegen ihn, und aus der Hinterthür drängten noch mehr Gelbe heraus, so rasch es der enge Raum gestattete.

Einer stieß jetzt mit dem Bajonnet nach Eloi — dieser parirte allerdings den Stoß, aber während er mit dem Säbel nachhieb, rannte ein Zweiter mit der gefällten Waffe auf ihn ein, und um Castilia wäre es geschehen gewesen, wenn nicht der alte Perdido ihm geholfen hätte.

Bleich wie ein Geist, die weißen, nassen, langen Haare um die Stirn schlagend, die Füße bloß, der hagere Körper nur mit Hemd und Hose bekleidet, die Augen stier und geisterhaft in ihren Höhlen, flog er mit einem lauten Aufschrei in großen Sätzen über den Boden hin und rannte dem Soldaten, der Eloi bedrohte, seine Lanze so zwischen die Rippen hinein, daß dieser ohne einen Laut zu Boden stürzte.

Andere aber drängten herbei, Teja rang mit dem Einen, Perdido hatte einen Zweiten niedergestoßen, und wieder sah sich Castilia von Dreien zu gleicher Zeit angegriffen, als der riesige Neger endlich auf dem Kampfplatz erschien und gar nicht daran denkend, daß sein Gewehr geladen sei, es umdrehte und mit dem Kolben zwischen die Feinde hineinmähte. Der Kolben brach an der ersten Hirnschale, die er traf, morsch entzwei, wie der getroffene Schädel, aber der Lauf allein war noch Waffe genug, und Samuel wüthete damit unter den Angreifern. Drei oder vier Wunden hatte er auch bekommen,

aber während Eloi und Teja ihn wacker unterstützten, räumte er mit dem alten Perdido zusammen so unter den eindringenden Soldaten auf, daß diese wenigstens nicht die Ueberzahl bekommen konnten. Und jetzt sprangen auch die anderen von den Blauen herein — erst einer, jetzt noch iner und noch einer — mehr und mehr folgten. Es war schon kein Gedanke mehr, daß sie von den Gelben vertrieben werden konnten, sondern diese hatten sogar die Hofthür zu vertheidigen, um nur die Blauen nicht auf die innere Straße zu lassen. Aber sobald nur mehrere der letzteren auf dem Kampfplatz erschienen, half ihnen auch das nichts mehr, denn andere Thüren führten ebenfalls auf die Straße hinaus. Der Neger, indem er mit einem frisch aufgerissenen Bajonnetgewehr um sich stieß, preßte nach, einer der Soldaten hieb ihn mit dem Seitengewehr über den Kopf — er fühlte es kaum, — rechts und links faßte er die Feinde, und während er diese in das Haus zurückdrängte, schob er die Bahn frei, so daß ihm die Anderen folgen und den Eingang erzwingen konnten.

Jetzt waren sie in dem Hause, während ein anderer Theil der Blauen sich schon in das Nebengebäude preßte — Jammern und Wehegeschrei ertönte im Innern des Gebäudes, aber wer kümmerte sich darum? Es sollte ja den Leuten hier auch kein Leid geschehen — nur hindurch wollten sie, in's Freie, und dorthin stürmten sie jetzt, aus zwei Thüren zugleich hinaus auf die Straße.

Die Sonne ging unter — die Nacht brach an, aber kein „Schlaf in Caracas", wie es Monagas versprochen hatte. Die auf die Straße dringenden Blauen räumten im Nu die Barrikaden, die bis dahin noch hartnäckigen Widerstand geleistet hatten, denn als die Gelben auch Feinde im Rücken sahen, konnten sie sich nicht länger halten. Ein Theil blieb zwar noch für kurze Zeit in der bisher behaupteten Stellung, bis sie, von den Ihrigen abgeschnitten, sich von allen Seiten umzingelt sahen. Sie vertheidigten sich aber nicht mehr und wurden ohne Weiteres entwaffnet und hinaus aus der Stadt geschickt. Man konnte sie hier nicht gebrauchen, denn die Reconquistadoren hatten Mannschaft genug, um den Rest der

Regierungstruppen auch ohne die Ueberläufer zu werfen oder einzuschließen.

Ein wüthender, fast verzweifelter Kampf begann jetzt in den Straßen der Stadt selber, der in der Nacht nur wenig unterbrochen wurde. Nur als gegen Mitternacht wieder ein furchtbarer Regenschauer fiel, wurde auf kurze Zeit stillschweigend ein Waffenstillstand geschlossen, konnte man den Gegner doch nicht einmal mehr sehen. Die Natur selber setzte dem Brudermord eine Grenze.

Die armen Soldaten waren schlimm daran. Bis auf die Haut durchnäßt, kalt, hungrig, durstig, viele von ihnen verwundet, sanken sie in den Straßen nieder, um wenigstens durch eine Stunde Schlaf die zum Tod erschöpften Glieder zu stärken. Die armen Teufel hatten am Tage nicht einmal das Nothwendigste gehabt, um ihre Kräfte aufrecht zu erhalten, und die Verzweiflung trieb sie endlich zu einem Act äußerster Nothwehr, indem sie die Läden aufbrachen, in denen sie Lebensmittel und Spirituosen — und am liebsten Beides — wußten. Gegen wen sollten sie auch Rücksichten nehmen? Sie waren zum Militärdienst mit Gewalt gezwungen worden; sie hatten Löhnung versprochen, aber nie ausgezahlt erhalten, es war ihnen nicht einmal das gereicht worden, was sie zum Leben nothwendig brauchten, und unter solchen Bedingungen sollten sie noch kämpfen und naß, verwundet und hungrig in der kalten Straße liegen?

Es klingt schlimm, wenn es heißt: „Das rohe Soldatenvolk hat die Häuser friedlicher Bürger erbrochen, und geplündert, was sie an Lebensbedürfnissen finden konnten", aber wer von uns Allen, die wir in civilisirter Weise auferzogen sind, hätte es nicht gethan, wenn es sich um seine Selbsterhaltung handelte? Die Leute mußten irgend etwas zum Leben haben, die Regierung lieferte ihnen aber nichts und konnte ihnen nichts liefern, denn sie verfügte selbst nicht mehr über die geringsten Mittel. Die Bürger, bei denen geplündert wurde, kamen allerdings unverschuldet zu Schaden, aber waren sie nicht noch immer viel besser daran, als die armen Teufel, von denen sie, wie sie es nannten, bestohlen wurden? Sie brauchten doch nicht ihre gesunden Glieder den feindlichen

Kugeln und Bajonnetten preiszugeben, und Alles, was sie verloren, wog noch nicht den zehnten Theil von dem auf, was diese preisgaben und geben mußten.

Besser, weit besser hatten es in den äußeren Stadttheilen die Reconquistadoren, die von den Bewohnern mit vollem Recht als Befreier begrüßt wurden. So weit sie den äußern Theil der Stadt inne hatten, wurden sie als Gäste der Einwohner betrachtet, und was diese an Lebensmitteln auftreiben konnten, und wenn es das Letzte und Einzige gewesen wäre, was sie im Hause hatten, wurde herbeigeschleppt und den draußen lagernden Leuten gebracht; ja diese selbst holte man in die Häuser, um sie nur in etwas gegen das rauhe, stürmische Wetter zu schützen. Auch die Verwundeten fanden überall sorgliche Pflege, und Teja besonders hatte darauf bestanden, daß Castilia, der aus zwei Wunden blutete, den Schutz einer Familie suche, um sich dort wenigstens verbinden zu lassen.

Dort hinein führte ihn Samuel Brown, der Neger, und half ihm sogar den Verband umlegen. Wie er aber noch damit beschäftigt war, schwamm es ihm selber vor den Augen. Er wollte sich auf einen Tisch stützen, doch er riß den Tisch mit um und brach mitten in der Stube bewußtlos zusammen.

Man trug ihn auf eine Matte, untersuchte ihn und fand, daß er einen Hieb über den Kopf, einen Schuß durch den Schenkel und zwei Bajonnetstiche, den einen über die Rippen hin, den andern durch das Bein erhalten hatte. Aber nur der Blutverlust mußte den baumstarken Neger geworfen haben, denn als er wieder zu sich kam, sich verbunden fand und eine halbe Flasche spanischen Wein auf einen Zug geleert hatte, lachte er zu der Zumuthung, daß er sich jetzt hinlegen sollte, um sich pflegen zu lassen — und noch dazu nur wegen so ein paar Schrammen.

Vergebens aber sah sich Teja nach dem alten Mann mit den weißen Haaren um, der eigentlich Castilia's Leben gerettet hatte. Der Alte war verschwunden und Keiner von den Leuten wollte ihn gesehen haben, nachdem sie das Innere der Stadt betreten hatten. Aber sie Alle hatten auch zu viel mit sich selber zu thun, um nach einem Einzelnen zu fragen. Vielleicht war er, von irgend einer Kugel getroffen in der Straße

liegen geblieben, vielleicht hatte er ebenfalls in einem Hause Schutz und Ruhe gesucht nach der übermäßigen Anstrengung. Sie Alle brauchten die und warfen sich, wo sie standen, auf den Boden nieder, um die Glieder doch etwas nach dem schweren und blutigen Tag ausruhen zu lassen.

31.

Der Sieg der Reconquistadoren.

Indessen aber war in der Stadt selber eine Veränderung vorgegangen, denn Bruzual mochte doch wohl eingesehen haben, daß er die Vorstädte nicht länger halten konnte. Ohne deshalb den Feind auf die beabsichtigte Bewegung aufmerksam zu machen, zog er seine Truppen durch abgeschickte Boten, die sich aber keiner Signale bedienen durften, mehr und mehr zusammen nach der Plaza zu. Er gab zwar die nächsten Straßen noch nicht auf, aber er vertheidigte sie nur noch an den Eingängen, wo er sie mit dem Kern des Heeres leicht unterstützen und dadurch um so wirksamer seinen eigenen letzten Zufluchtsort, das Regierungsgebände, schützen konnte. Daß selbst dies Letzte hoffnungslos und nur ein Aufschieben der Katastrophe sein mußte, wollte er nicht einsehen, oder seinen Generalen wenigstens nicht gestehen. Oder glaubte er wirklich noch, Monagas von seiner Siegesbahn zurückzuscheuchen? Jedenfalls hatte er im Regierungsgebäude selber jede Anstalt zu einer verzweifelten Gegenwehr getroffen, und selbst die wenigen Kanonen, die Caracas besaß, waren dort aufgefahren und gerichtet worden, um die Plaza damit zu beschießen.

Monagas hatte übrigens den Rückzug der Regierungstruppen nicht unbeobachtet gelassen, aber seine Leute bedurften einer kurzen Ruhe, und nur darauf trachtete er, daß Bruzual und die Gelben fortwährend alarmirt und in steter Erwartung

eines Angriffs gehalten wurden. Bald mußte von der, bald von jener Seite eine kleine Patrouille vorrücken und ihre Gewehre abfeuern, bald ertönten hier, bald dort in der Stadt Signale, als ob die verschiedenen Schaaren wieder gesammelt werden sollten, und das konnte er allerdings mit einem kleinen Theil seiner Leute in's Werk setzen. Der Rest aber wurde gar nicht gestört, denn daß die Regierungstruppen wieder die Plaza verlassen und einen Angriff auf die Vorstädte machen würden, brauchten sie nicht zu fürchten. Nur die Möglichkeit war da, daß die Feinde versuchen konnten nach Laguayra durchzubrechen, um die See zu erreichen, und die Ausgänge dorthin wurden deshalb besetzt und gut bewacht. Aber die Gelben machten nicht einmal diesen letzten Versuch, sich dem siegreichen Angriff zu entziehen, waren auch vielleicht zu erschöpft.

Mit Tagesanbruch begann der Kampf von Neuem, und zwar jetzt noch durch frische Truppen der Blauen verstärkt, die über den Calvarienberg herunter ihren Eingang erzwungen hatten. Bruzual versuchte nun endlich mit Monagas einen Vertrag abzuschließen und schickte einen Parlamentair an ihn ab, aber der alte General ließ sich auf nichts Derartiges mehr ein. Er wußte gut genug, daß er den Feind in seinen Händen hatte, und wollte den furchtbaren Zustand, in dem sich Caracas befand, auch nicht um eine Stunde verlängern. Unbedingte Unterwerfung war die einzige Forderung, die er aufstellte; Uebergabe auf Gnade und Ungnade, und wenn Bruzual sich dem nicht fügen wolle, ein Kampf bis auf's Messer.

Jetzt dämmerte der Tag, und mit dem helleren Licht, das sich noch wie scheu über den Himmel stahl, wurde der Angriff der Reconquistadoren wieder heftiger. Heller und heller wurde es, und einen wunderbaren und höchst eigenthümlichen Anblick boten die Straßen der Stadt, die sowohl, durch welche sich der Kampf wälzte, als auch die noch nicht davon berührten.

Eigentlich haben nur die Consuln der verschiedenen Länder das Recht, die Flagge ihres Landes aufzuziehen, und das war bisher die Hauptursache, weshalb sich so viele, besonders *deutsche* Kaufleute um das Consulat irgend eines kleinen Staates bewarben. Der kleine Ehrgeiz des Titels wegen schien das Wenigste. Nutzen hatten sie sonst gar keinen, und nur

manchmal Schererei mit ihren Landsleuten, die sich nicht selten einbilden, die Consuln wären nur deshalb in eine überseeische Stadt gesetzt worden, um ihnen persönlich aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen. Einen großen Vortheil aber boten die Flaggen in den stets wiederkehrenden Revolutionen jener Länder, denn die verschiedenen Parteien, von denen doch jede an's Ruder zu kommen hoffte, respectirten gewöhnlich die also aufgesteckten Flaggen, weil sie von früher her wußten, daß sie an Frankreich, England, Amerika und auch Spanien schon schwere Entschädigungen hatten leisten müssen. Ueber die deutschen Flaggen aber waren sie immer in Zweifel und wußten nie, welchem Lande sie angehörten — ging es den Deutschen doch manchmal selber so. Mancher deutsche Consul entzog sich also nur durch das Aufstecken der Flagge den größten Unannehmlichkeiten und persönlichen Verlusten, denn daß ihm der Staat, den er repräsentirte, nicht wieder zu seinem Recht verholfen hätte, wußte er gut genug.

Nun war aber in Venezuela, und besonders in Caracas, vor kaum zwei Monaten, und zwar am 1. April, die Entfaltung der norddeutschen Farben mit großem Enthusiasmus gefeiert worden und fast jeder deutsche Einwohner, welchem Lande er auch angehörte, hatte sich eine schwarz-weiß-rothe Flagge angeschafft und sie damals aufgesteckt. Diese Flaggen wurden jetzt sämmtlich wieder hervorgeholt, und während die übrigen Consulate, so lange der Straßenkampf währte, ihre Landesfarben wehen ließen, prangten die Hauptstraßen der Stadt, besonders aber die Calle del Comercio, wo sehr viele Deutsche ihre Läden haben, in einem wahren Schmuck von schwarz-weiß-rothen Fahnen.

General Colina, voll Grimm und Wuth darüber, daß er geschlagen wurde, wo er sich nur blicken ließ, hatte einen Theil seiner Leute ausgewählt, um mit diesen den weiter oben kämpfenden Blauen in die Flanke zu fallen. Monagas selber war dort mitten im Kugelregen, und wenn es ihm gelang, diesen abzuschneiden und gefangen zu nehmen, so hätten die Gelben damit schon den halben Sieg errungen. Wie ein Wetter, mit gefälltem Bajonnet stürmte die wilde, pulvergeschwärzte und zur Verzweiflung getriebene Schaar die mit den Flaggen ge-

schmückte Straße hinab — aber nicht weit — sie waren nicht unbemerkt geblieben. — Nur eine Querstraße weiter oben kam eben General Napo mit den Seinen herbei, um den Feind auch dort zu umgehen, und jetzt pfiffen die Kugeln herüber und hinüber und das Kampfesgeheul der Streitenden ertönte von allen Seiten.

Colina wollte sich nicht werfen lassen. Die Blauen waren nicht stärker als er selber, und wenn er sie jetzt zurücktrieb, hatte er freie Bahn. Unter seinen Leuten war auch die überwiegende Mehrzahl Neger, und in wildem Ingrimm warfen sich diese dem Feind entgegen. Aber sie konnten keinen Fußbreit Raum gewinnen, denn die Blauen fochten mit der nämlichen Erbitterung und noch mit dem Gefühl, daß sie siegen mußten, während es bei den Gelben nur noch ein Aufflackern letzter Verzweiflung war.

„Das ist Colina!“ rief José dem an seiner Seite kämpfenden Hierra zu — „wenn wir den schwarzen Teufel fassen könnten!“

„Vorwärts!“ zischte Hierra zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, und den Revolver in der linken Hand, den Säbel in der Rechten, warf er sich rücksichtslos mitten in den Feind hinein und gegen Colina an. Von beiden Seiten drangen Feinde gegen Hierra an, aber seine scharfe Waffe hieb sich Bahn. Er blutete schon aus tiefen Wunden — er fühlte und achtete es nicht; vorwärts drängte er, und die Seinen preßten jetzt so wild und mit so wüthendem Geschrei hinter ihm drein, daß der Feind anfing zurück zu weichen.

„Hierra!“ rief José, in Angst um den Freund, dem er wegen der dazwischen drängenden Soldaten nicht so rasch folgen konnte — „halt an, wir stehen zu Dir — nicht zu weit!“ Hierra sah und hörte nicht; das Antlitz todtenbleich, die Augen stier auf den Neger geheftet, hieb er sich durch. Dicht vor Colina traf ihn aber der volle Stoß eines Bajonnets, zwei Läufe seines Revolvers schoß er noch auf den Neger ab, aber schon flimmerte und dunkelte es ihm vor den Augen — er brach zusmamen, und mit einem Wuthschrei hieb sich José, von den Seinen dicht gefolgt, zu ihm durch.

Jetzt war aber auch kein Halten mehr unter den Gelben. Einem solchen Angriff hatten sie weder Muth noch Kräfte

mehr die Stirn zu bieten. Colina selbst wurde schon von feindlichen Bajonneten bedroht und mußte fliehen, um nicht in ihre Gewalt zu gerathen.

Zwar stürmte noch ein ganzer Zug Gelber zum Succurs heran, aber aus den Seitenstraßen drängten, durch das Schießen angelockt, auch die Blauen zum Beistand herbei; einen Theil des Feindes schnitten sie noch ab und nahmen ihn gefangen, die Uebrigen flohen unaufhaltsam der Plaza zu, und auch dort angegriffen und geschlagen, warfen sie sich endlich in die Kathedrale, um diese als letztes verzweifeltes Bollwerk zu benutzen.

General Napo war mit seinen Leuten, den Feind und seinen Sieg verfolgend, die Straße hinuntergerückt; mitten im Weg aber, unter todten und verwundeten Freunden und Feinden, kniete José, den sterbenden Hierra in seinen Armen haltend.

„Hierra, mein lieber, lieber Hierra, weshalb stürztest Du Dich auch so wild und tollkühn in ihre Bajonnete — hörst Du mich noch?"

Hierra schlug die Augen auf und blickte zu dem Freund empor.

„José? — das ist brav von Dir — sind sie geflohen?"

„Die Unseren jagen sie die Straße hinab."

Ein leichtes Lächeln flog um des Sterbenden Lippen.

„Grüß meine Mutter!" — sein Kopf sank zurück — er war todt.

José sah sich in Verzweiflung nach einem ihm befreundeten Hause in der Nähe um, und pochte endlich an einem so lange, bis man ihm, freilich erst nach vorsichtiger Anfrage, öffnete. Dahinein trug er den todten Freund, und jetzt mit fremdem und dem eigenen Blute bedeckt, stürmte er wieder die Straße hinab, um sich den Seinen zu neuem Kampfe anzuschließen.

Eine kurze Zeit war hier Waffenstillstand, denn Monagas hatte dem General antragen lassen, die Kathedrale als neutral zu betrachten. Die Soldaten sollten das Gotteshaus verlassen und sich in irgend einem andern Gebäude festsetzen dürfen, ohne dabei von den Reconquistadoren belästigt zu werden.

Die Kathedrale, erst seit einigen Monaten neu restaurirt und mit dem Geld von Einheimischen und Fremden, von Ka=

tholiken und Protestanten in einfacher, aber würdiger Weise ausgebaut und geschmückt, war der Stolz der Bewohner von Caracas, und mit Recht, denn sie konnte sich jedem andern Bauwerk Südamerikas getrost an die Seite stellen. Monagas wie alle seine Officiere wollten sie deshalb gerne schonen. Bruzual aber, in nichtswürdig kleinlicher Rache, denn er selber beschäftigte sich in derselben Stunde mit der Vorbereitung zu seiner eigenen Flucht, verweigerte solche Schonung. „Sie sollten die Kathedrale nehmen, wenn sie könnten!“ war seine Antwort. Ob er vielleicht hoffte, daß die Reconquistadoren das Heiligthum unter jeder Bedingung schonen und noch mit ihm unterhandeln würden? Doch darin hatte er sich geirrt, denn Monagas dachte nicht daran, das schon umstellte Wild wieder laufen zu lassen. Er hatte geschworen, den Erbfeind aus dem Land zu jagen und die Regierung gründlich zu stürzen, das aber konnte nur geschehen, wenn er ihr letztes Bollwerk brach und ihr jede Hoffnung und Stütze nahm. „Vorwärts!“ Wieder wirbelten die Trommeln und riefen die Trompeten zum Sturm, und mit einem wahren Feuereifer gingen die Blauen an ihre Arbeit.

An der Vorderseite der Kirche konnten sie sich freilich keinen Erfolg versprechen, denn die im Regierungsgebäude aufgestellten Kanonen bestrichen den Platz, und die mußten vorher genommen werden. Zu gleicher Zeit warfen sich aber die Reconquistadoren in die hinten an die Kirche stoßenden Gebäude, gewannen von da aus die Fenster und trieben, nach einem furchtbar blutigen Kampf im Heiligthum selber, die Gelben hinaus.

Bruzual war um diese Zeit schon verschwunden, aber Colina, in all' dem Haß und Ingrimm seiner Race, ließ noch bis zuletzt mit seinen Kanonen auf die Kathedrale feuern, sandte Kugeln durch die gemalten Fenster und zerschoß unter Anderem auch das schöne neusilberne Crucifix, das auf dem Altar stand. Aber damit erwachte auch der Grimm der Blauen zu voller Höhe. Die meisten Regierungssoldaten waren schon in die Seitenstraßen hineingeflohen, hatten ihre Waffen und Abzeichen weggeworfen, liefen zu dem Feind über und ergaben sich als Gefangene. Ein kleiner Theil aber be-

fand sich noch mit der Regierung im Regierungsgebäude, und diese verlangten jetzt, daß Bruzual der Metzelei ein Ende machen solle — aber wo war Bruzual? Man suchte ihn überall, kein Mensch hatte ihn, seitdem die Blauen anfingen die Kathedrale zu stürmen, gesehen, und diese ließen den Herren im Regierungsgebäude keine längere Zeit mehr zum Besinnen.

Die Besatzung desselben bestand fast allein aus Falcon'schen Generalen und Officieren, denn die gemeinen Soldaten hatten fast alle die Waffen weggeworfen. Der größte Theil dieser Officiere würde auch vielleicht die Waffen gestreckt haben, wenn die Regierung nicht so ganz den Kopf verloren hätte, denn an einen wirklichen Widerstand war ja doch kaum noch zu denken. Die Blauen hätten das ganze Gebäude selbst ohne Kampf recht bequem in vierundzwanzig Stunden aushungern können, aber das ließ ihre Ungeduld nicht zu. Ihr Blut war einmal aufgeregt, draußen auf der Plaza und in den Straßen lagen ihre Kameraden verwundet oder todt, und sie wollten zur Sühnung der Gefallenen jetzt wenigstens einen vollständigen Sieg, und darin unterstützte sie Monagas auch.

„Vorwärts, Landsleute!" rief er ihnen zu, wie er zwischen ihnen herumritt und sie zum Kampf anfeuerte — „vorwärts, meine Burschen! Das dort ist das letzte Nest noch, was Ihr auszunehmen habt, und dann könnt Ihr ausruhen und Eure Heimath wieder aufsuchen, aus der Euch hinfort keine gelbe Bande mehr hinaustreiben soll. — Vorwärts und seht, daß Ihr mir den Herrn Bruzual lebendig fangt. Ich möchte den Herrn gern einmal in die Kathedrale führen und ihn fragen, was er von seiner Arbeit denkt. Vorwärts!"

Die Soldaten brauchten keine weitere Aufforderung, und wenn auch keine rechte Ordnung mehr unter ihnen herrschte, da sich hier Leute aus allen Provinzen zusammengefunden und schon die Kathedrale gemeinschaftlich gestürmt hatten — so schadete das nichts. Sie Alle trugen doch das blaue Band der Revolution um ihre Hüte, und Officiere hatten sich bald an ihre Spitze gestellt, um sie zu führen.

Teja war einer der Ersten, und selbst Castilia ließ sich nicht länger zurückhalten. Eine Weile wohl blieb er erschöpft

liegen, um sich etwas auszuruhen; wie aber die Trompeten wieder zum Angriff tönten, war er einer der Ersten unter den Stürmenden. Teja, an dessen Seite er sich hielt, bat ihn sich zu schonen, erhielt aber zur Antwort nur ein: „Vorwärts, Kamerad! — so lange noch einer der Schurken ein gelbes Band um seine Mütze trägt, habe ich geschworen, den Degen nicht aus der Hand zu legen. Vorwärts! nachher können wir rasten!“

Ein weiteres Gespräch war unmöglich geworden, denn direct gegen das Regierungsgebäude sprangen sie an, und einzelne Schüsse fielen auch noch von dort heraus — mehr aber wohl, um die Stürmenden abzuschrecken, als ihnen ernstlichen Widerstand entgegen zu stellen, denn die Hälfte der dort Belagerten war unentschlossen, ob sie sich überhaupt länger vertheidigen sollten.

Die unten befindliche Hauptthür war von innen dermaßen verbarrikadirt, daß es unmöglich gewesen wäre, sie ohne großen Zeitverlust zu sprengen, aber dessen bedurfte es auch nicht. — Leitern hatten die Angreifer jetzt genug, noch von dem Sturm der Kathedrale her, und wenn auch die unteren Fenster vergittert waren und vertheidigt wurden, so trieb doch eine tüchtige Salve die an den Fenstern Stehenden hinter die schützenden Mauern, und an zehn, zwölf Stellen zugleich klommen die Blauen empor und warfen sich oben in den großen Saal, wo sie allerdings keinen Widerstand, sondern nur noch die zurückgebliebenen Minister fanden. Um diese kümmerte sich aber Niemand, nur in die Gänge und verschiedenen Stuben vertheilten sich die Stürmenden jetzt, um dort den letzten Rest der Officiere gefangen zu nehmen und Monagas zu überliefern. Was der dann mit ihnen vornahm, ging sie nichts an. Die Belagerten schienen aber an Widerstand, der auch nutzlos gewesen wäre, nicht mehr zu denken. Nur ein Schuß fiel in dem ganzen Gebäude, nachdem es die Blauen erstiegen, und selbst der nur im Einzelkampf.

Teja und Castilia hatten die nächste Thür aufgestoßen und betraten einen der Säle, in dem sich noch etwa zwanzig Officiere befanden.

„Señores!“ sagte der Erstere, indem er gegen sie vortrat

und den Degen senkte — „Sie sind meine Gefangenen — versuchen Sie keinen Widerstand, denn Ihre Sache ist verloren.“

Die Officiere schwiegen — keiner regte sich, als ein junger Bursche von gelber Hautfarbe, mit häßlich markirtem Gesicht und stumpfer Nase, nach vorn sprang. Er hielt seinen Revolver noch in der Hand und schrie, als er sich gegen Castilia anwarf:

„Das ist der Spion! Das ist der Schuft, der den Benito erschossen hat,“ und ohne sich zu besinnen, hob er den Arm, der Schuß blitzte und Castilia fühlte an der Schulter einen Schmerz. Ehe aber noch einer der Anderen auf ihn zuspringen konnte oder seine eigenen Kameraden im Stande waren ihn zu hindern, kam mit einem mächtigen Satz Samuel Brown auf ihn los — sein Gewehr ließ er fallen, er brauchte es nicht und es war ihm nur im Wege — mit seiner linken Hand aber erfaßte er den rechten Arm des frechen Burschen, daß dieser mit einem lauten Aufschrei den Revolver fallen ließ — der Neger hatte ihm den Arm gebrochen — und griff jetzt mit der rechten Hand ihm nach der Kehle, während er in wirklich dämonischer Wuth schrie:

„Und kennst Du mich noch? Caracho! — kennst Du den General Samuel Brown, den Du verhöhnt und mit dem Degenkorb in's Gesicht geschlagen hast? Heh! kennst Du mich?“

Der Unglückliche wurde braun und blau im Gesicht, und Teja selber sprang hinzu, um ihn von dem tödtlichen Griff zu befreien — Samuel aber schob ihn wie ein Kind zurück und schüttelte sein Opfer, ohne im Geringsten in seinem Griff nachzulassen. Dabei blitzten seine in Wuth glühenden Augen so wild umher, ob irgend Jemand da sei, der ihm seine Beute streitig machen wolle, daß Niemand wagte ihm entgegen zu treten.

„Señores, das ist Mord!“ schrie einer der gelben Generale, als er sah, daß der Officier die Arme schlaff am Körper sinken ließ — „wollen Sie das dulden?“

Castilia selber, Teja und Samuel's Kameraden sprangen hinzu, um den Rasenden zu bewegen, den Unglücklichen los

zu lassen. Ja, sie ergriffen seinen Arm, um ihn selbst gewaltsam fortzuziehen. Er lachte, denn seinen Griff brachten sie nicht los. Wie eiserne Klammern hatten sich seine Finger in den Hals des Feindes gepreßt, und als er sich jetzt mit einem gewaltsamen Ruck von Allen, die ihn hielten, frei machte, hob er den Körper des gelben Officiers, wie er ihn am Halse hielt, mit dem einen Arm empor und schleuderte ihn dann verächtlich auf den Boden nieder. Der so Mißhandelte fühlte freilich nichts mehr davon; es war vorbei mit ihm.

Daß diese Zwischenscene keinen besonders beruhigenden Eindruck auf die gefangenen Officiere machen konnte, läßt sich denken. Wohl hatte der feige Mensch, der wie ein Meuchelmörder seine Pistole auf einen nichts Arges Ahnenden abgefeuert, seine Strafe in furchtbarer Art und Schnelle erhalten, aber konnte das nicht das Zeichen zu einem Angriff auf sie selber werden? Schon zogen die Meisten von ihnen wieder ihre Revolver, um sich auf einen, wenn auch verzweifelten Kampf vorzubereiten. Aber obgleich sich der Saal mehr und mehr mit Soldaten der Blauen füllte, schien man doch nicht daran zu denken, etwas gegen die Officiere zu unternehmen, und als jetzt General Alvarado das Gemach durchschritt, trat General Guzmann von den Gelben vor, reichte ihm seinen Degen und sagte finster:

„Señor, die Regierung hat uns im Stich gelassen, und wir selber haben nicht den geringsten Grund, den jetzt beendeten Krieg noch einmal hier zu erneuern. Wir sind Ihre Gefangenen."

„Meine Herren!" erwiderte Alvarado sehr artig — „liefern Sie Ihre Waffen ab und verweilen Sie dann noch kurze Zeit hier, bis wir Monagas Bericht erstattet haben. Sie werden aber keinenfalls zurückgehalten werden, denn unser Krieg galt nicht den Einzelnen."

Wie sich die ganze Revolution nur gegen das herrschende System gerichtet hatte, so schien auch jetzt, unmittelbar nach dem Sieg, jeder Groll gegen die einzelnen Personen, wenn sie auch selbst viel Unheil über das Land gebracht hatten, verschwunden. Man betrachtete sie als beseitigt, als nicht mehr gefährlich; man wußte, sie konnten keinen Widerstand mehr

leisten, wenn sie es auch vielleicht gewollt hätten, und kümmerte sich deshalb nicht mehr um sie. Nur nach Bruzual ließ Monagas suchen, aber obgleich man das ganze Gebäude von oben bis unten hin durchstöberte, so war er doch nirgends zu finden. Er schien wie in den Boden hinein versunken, und selbst die Minister wußten nicht einmal, was aus ihrem Designado geworden war.

Desto schlimmer wirthschafteten freilich die Soldaten in dem Regierungsgebäude selber, das man ihnen vollkommen preisgab, oder wo man ihnen wenigstens keinen Einhalt that. In den Sälen tanzten sie herum, die Actenstöße, die sie vorfanden und die von den Gelben dazu benutzt worden waren, Thüren und Balkone zu verbarrikadiren, schleuderten sie aus den Fenstern auf die Plaza hinab und trieben sonst noch allen Uebermuth. Und indessen läuteten die Glocken der mißhandelten Kathedrale den Sieg der Freiheit ein, der der Stadt wie dem Land den lange und heißersehnten Frieden wiedergeben sollte.

Auch die Straßen belebten sich jetzt. Das Schießen hatte aufgehört. Einzelne Trupps der Blauen zogen singend und jubelnd vorüber; hier und da öffnete sich ein Fenster, dort eine Thür, und neugierige, aber immer noch schüchterne Menschen schauten hervor, und wollten der ungewohnten Ruhe noch immer nicht trauen. Sie hatten auch Ursache scheu zu sein, denn die Kugeln waren ihnen in den letzten Stunden toll genug um die Köpfe gezischt, so daß die Mütter in Angst und Sorge nicht einmal wußten, wo sie ihre Kinder verbergen sollten. Die Häuser dort sind alle niedrig gebaut, einstöckig und wohl mit Mauern an den Seiten umgeben, aber mit weiten Hofräumen, zu denen die luftigen Gemächer führen, während die hohen breiten Fenster und eben solche Thüren den feindlichen Kugeln überall den Zutritt gestatteten.

Jetzt krochen die Einwohner aus ihren Verstecken wieder hervor. Erst wurden die Burschen hinausgeschickt, um zu sehen, ob die Luft rein sei, dann kamen die Familienväter und öffneten vorsichtig ein Fenster — jetzt endlich, als kein Schuß mehr fiel, kamen auch die Mütter und Töchter, denen bald die Kinder folgten, denn jauchzend verkündeten ja jetzt die

draußen Vorüberziehenden den Sieg der Reconquistadoren und die vollen Töne der Glocken bestätigten die frohe Kunde.

Noch hingen auch die von den Kugeln durchlöcherten Flaggen in den Straßen, und dort in Caracas war es, wo unsere — jetzt noch norddeutsche, aber hoffentlich bald deutsche Flagge ihre erste Feuertaufe, wenn auch in sehr passiver Weise, erhielt. Deutsche Fahnen hingen dort aus, die mehr als zwanzig Kugellöcher aufzuweisen hatten, und sollten sie früher zur Abwehr raublustiger Banden dienen, jetzt blieben sie ausgesteckt, um den Sieg der Revolution über ein unerträglich gewordenes Regiment zu feiern.

Von der Plaza fort, zwecklos — ziellos, seine Lanze noch in der Hand, aber sonst unverwundet aus all' dem Gemetzel entkommen, schritt ein alter Mann mit schneeweißen, wirren Haaren, im bloßen Kopf und mit bloßen Füßen, die Straße entlang. Seine dünnen Kattunlappen, die er als Kleidung trug, hingen ihm in Fetzen vom Leibe, die Lanze selber war bis zum halben Schaft mit geronnenem Blut bedeckt und das große dunkle Auge glühte unter den zusammengezogenen Brauen. Die Leute, die ihm auf der Straße begegneten, wichen ihm scheu aus, und die in den Fenstern zogen sich erst furchtsam von den weiten Gittern zurück und sahen ihm dann nach, so lange sie ihm nur mit den Augen folgen konnten.

Ein paar Bekannte, das heißt Soldaten, die mit ihm von Chacao hereingekommen waren und ihn da bemerkt hatten und denen er jetzt begegnete, nickten ihm zu und riefen ihn an. Er antwortete ihnen gar nicht — er sah sie wohl kaum, und schritt nur still und in sich gekehrt die Straßen entlang, in denen er sich nicht zurecht fand, sondern bald links, bald rechts einbog, ohne zu wissen, wohin sie eigentlich führten.

Vor einem der Häuser, an denen er vorbei passirte, hatte sich eine Anzahl von Menschen versammelt. Es mußte dort im Innern etwas vorgehen, die Thür stand offen und sie schauten den Gang hinab, als ob sie von dorther etwas erwarteten. Dies Zusammentreten der Leute mußte dem Alten aufgefallen sein — er blieb stehen und suchte ebenfalls einen Blick in das Innere zu gewinnen, aber er konnte dort nichts

erkennen. Der Gang war leer, und nur hinten im Hof sah er Leute hin und wieder gehen.

„Wer wohnt hier?“ fragte Perdido, und sah einen der neben ihm Stehenden so starr an, daß dieser einen Schritt von ihm zurückwich; die blutige Lanze in der Hand des alten Mannes mochte ihm wohl Achtung einflößen. Es war aber einer der Freiheitskämpfer, und er antwortete artig:

„Señora Corona, Señor.“

„Corona?“ wiederholte der Alte und sah den Sprecher erstaunt an. „Sonderbar — Corona“ — und sein Blick schweifte in's Leere, als ob alte, schon halbvergessene Bilder daran vorüberzögen. —

„Und was ist da drinnen geschehen?“ frug er nach einer langen Weile.

„Die Tochter der alten Frau soll begraben werden,“ lautete die Antwort — „sie ist schon vorgestern gestorben, aber so lange der Kampf hier in den Straßen dauerte, oder die Blauen vor den Thoren lagen, konnten sie sie nicht auf den Kirchhof tragen lassen. Jetzt aber sind die Leute gekommen, und sie werden sie nun wohl bald hinausbringen. Gehört Ihr zu den Reconquistadoren, Señor?“

Der alte Mann gab ihm keine Antwort, nur in den Gang schaute er hinein und sagte dann, aber nur zu sich selber und nicht mit dem Andern redend:

„Ja, ich weiß es, es ist Manuela, ich muß ja auch hinein und sie begleiten, denn sie wissen sonst gar nicht, wohin sie sie legen sollen. Es ist nur gut, daß ich das Grab schon so lange gegraben habe. — Der Eine, der meinen Bruder todtstechen wollte, war der Präsident — was für rothes Blut er hatte,“ fuhr er fort, als er an seiner Lanze hinaufschaute. „Nun, jetzt ist Alles vorbei, und wir wollen das arme Kind nur begraben — laßt mich einmal da vorbei, Campañero.“

Der Mann, der die Worte gehört hatte und schon an dem Blick des Alten sah, daß es bei ihm im Hirn nicht Alles in Ordnung sein könne, machte ihm scheu Platz. Durch die Uebrigen drängte er sich auch ohne Weiters hindurch und schritt jetzt, seine Lanze noch immer in der Hand, den Gang hin, der ihn in den Hofraum führte.

32.

Nach dem Sieg.

Im Hause der Señora Corona hatte die Zeit, in der wir es nicht betreten, eine große Veränderung, und zwar nicht zum Besseren bewirkt. Das sonst so lebendige Haus lag still und verödet, denn Isabel — vielleicht das schönste Mädchen in Caracas — war plötzlich erkrankt, und Doctor Ignacio kam fast nicht von ihrem Bette fort. Niemand erfuhr aber genau, woran sie leide. Ein Herzfehler, hatte die Señora gesagt — ein Schlaganfall, äußerte sich der Doctor gegen einige Personen, und Juan erzählte den Leuten, die ihn danach frugen, sie sei gefallen und habe sich den Kopf schwer verletzt. Alle diese widersprechenden Nachrichten aber brachten die Damen ihrer früheren Bekanntschaft — denn in der allerletzten Zeit hatte sie sehr wenig gesellschaftlichen Umgang gehabt — fast zur Verzweiflung, weil man eben so gar nichts Sicheres erfahren konnte, und es doch so sehr gern wissen wollte. — Besuche wurden schon nicht mehr vorgelassen.

Doctor Ignacio schien anfangs die Sache außerordentlich leicht zu nehmen: ein Unwohlsein, das sich bald wieder heben würde, — als aber Tag für Tag verging und noch keine Besserung in dem Befinden der Kranken eintrat und der Doctor immer selber in die deutsche Apotheke ging, um seine Recepte bereiten zu lassen, fingen die Nachbarn an zu ahnen, daß der Fall nicht ohne Bedenken wäre, und als der Tod endlich erfolgte, lauteten die Berichte aus dem Haus insofern einstimmig, als der Doctor so wie Juan versicherten, die Señorita sei an einem Herzschlag gestorben. Die alte Señora selber bekam freilich Niemand zu sehen; sie ließ Niemand zu sich und betrat von dem Augenblick an eben so wenig mehr die Straße.

Und welche Veränderung war mit der alten Frau selber vorgegangen! Sonst war sie etwas corpulent, das seidene

Kleid, das sie gewöhnlich auch im Hause trug, saß straff und adrett; ihr Haar war vom frühen Morgen an geordnet, ihr Gang fest und bestimmt. Den Kopf ein wenig zurück-, die Oberlippe mit dem kleinen Schnurrbart etwas aufgeworfen, ging sie in ihrem Haus umher, als ob sie ein ganzes Reich zu regieren hätte. Wenn sie sprach, geschah es stets in einem bestimmten, fast befehlenden Ton, und ihre Meinung äußerte sie, als ob ein Widersprechen selbst undenkbar sei. Sie hielt auch dabei viel auf Sauberkeit, und ihr ganzes Haus war ein Muster von fast peinlicher Ordnung und Reinlichkeit — und jetzt?

Hohlwangig, mit stieren, glanzlosen Augen ging sie umher, die schon ergrauenden Haare wirr und ungekämmt um den Kopf hängend, das alte graue Seidenkleid zerdrückt und schmutzig, und ihre Stimme fast zu einem Flüstern herabgesunken. So schlich sie durch das Haus, in dem sie sonst geherrscht hatte, und Juan selber ging ihr scheu aus dem Weg, wo er sie nahen sah, so unheimlich, so widernatürlich kam sie ihm vor — ja er fürchtete sich fast vor ihr.

Unablässig frug sie aber nach dem einzelnen Fortschreiten der Revolution und was aus Falcon und seiner Regierung geworden sei. Falcon war geflohen, das hatte sie gleich am nächsten Morgen erfahren, aber in der Sorge um das kranke Kind fast gar nicht beachtet. Wohin? Niemand wußte es — jedenfalls nach seiner Insel, die er angekauft hatte, und von der er niemals nach Venezuela zurückkehren würde — folgte ihm doch der Fluch des ganzen Landes! — Aber die Blauen rückten näher und näher an die Stadt — sie schickte zu Bruzual, um Genaueres zu hören, bekam aber keine Antwort — jetzt kamen die Gerüchte, daß das Heer der Regierung geschlagen und auf der Flucht sei, und starr und theilnahmlos saß sie da und hörte es an, denn neben ihr lag ihr todtes Kind. Und wenn die Welt in Trümmern gegangen wäre, es hätte ihr keinen Seufzer abgelockt.

Isabel war todt — bleich und kalt, mit jungfräulichen Myrten bekränzt, lag sie in ihrem Sarg, die Züge starr, aber doch noch engelschön selbst im Tode. Auf den marmorbleichen Wangen ruhten die langen schwarzen Wimpern, die sonst ihre

hellen Augensterne beschatteten — die sanft geschwellten Lippen hatte selbst der Tod nicht entstellen können, und die zarten, fast durchsichtigen Finger waren auf der Brust gefaltet. Sonst aber umhüllte ein großes weißes Tuch ihre Gestalt, von den Füßen bis zum Kinn hinauf, und nur ein schmales silbernes Crucifix lag ihr oben auf der Brust, daß es fast so aussah, als ob sie es mit den Fingern hielte.

Señora Corona stand daneben und schien in den wenigen Tagen um viele, viele Jahre älter geworden zu sein — hinter dem Bette waren zwei fremde Männer beschäftigt, den Sargdeckel zurecht zu machen und ihn dann aufzulegen.

Perdido ging mit ruhigen, geräuschlosen Schritten den Gang entlang, und als er den Hof und die Veranda erreichte, wo er sich unmittelbar vor dieser Gruppe befand, blieb er stehen und betrachtete sie mit ruhigen Blicken. Die Señora hatte ihm gerade den Rücken zugekehrt und sein Nahen nicht gehört; erst als sie bemerkte, daß die Leute den Kopf dorthin wandten, drehte sie sich um, und den fremden verwahrlosten Menschen bemerkend und gerade nicht in der Stimmung höflich zu sein, sagte sie finster:

„Was wollt Ihr hier und woher kommt Ihr? Wißt Ihr nicht, daß Ihr kein fremdes Haus uneingeladen betreten dürft?"

Der Alte sah die Frau starr, aber vollkommen ruhig an. Jetzt schweifte sein Blick von ihr ab zu der Leiche, an der er haftete, und mit völlig leidenschaftsloser Stimme und ohne den Vorwurf auch nur zu beachten, ja vielleicht ohne ihn zu hören oder zu verstehen, sagte er:

„Arme Manuela, wie bleich sie aussieht! Aber weshalb hast Du es mich nicht wissen lassen, Teodora? Ich mußte so lange umhersuchen, bis ich Euch gefunden. Jetzt laß uns nur gehen: ich habe das Grab schon gegraben und wir können sie gleich hineinlegen."

Die Señora stand vor ihm und starrte ihn an, die Augen traten ihr aus den Höhlen heraus, ihr Antlitz sah fast noch leichenhafter aus als das des todten Kindes; ihre ganze Gestalt zitterte und sie griff nach der Lehne des neben ihr stehenden Schaukelstuhls, um sich daran zu halten.

Perdido achtete gar nicht auf sie; seine Lanze noch immer in der Hand, trat er der Leiche näher und sah ihr starr in's Gesicht, dann schüttelte er langsam den Kopf und strich sich mit der rechten Hand über Stirn und Augen.

„Aber das ist sie ja gar nicht," sagte er endlich, „ich habe Dich nach Manuela gefragt, Teodora; wo ist das Kind?"

Die Frau hob den einen Arm empor, aber es war nicht, als ob eigene Willenskraft sie zu der Bewegung veranlasse, als wäre der Arm von einer unsichtbaren Gewalt gehoben, so streckte sie ihn aus und deutete auf die Todte.

Der alte Mann schüttelte stärker mit dem Kopf.

„Nach dem Kind frag' ich. — Wie hab' ich mich die langen Jahre danach gesehnt, es wieder einmal auf meinem Knie zu schaukeln und den dunkeln Lockenkopf an meine Brust zu lehnen — und immer vergebens, bis mir der kleine Vogel, der hinter unserem Garten sein Lied singt, erzählte, daß sie gestorben wäre und ich sie dort im Garten begraben solle. Dann hab' ich das kleine Grab für sie ausgeworfen — zuerst neben dem Orangenbaum, aber das gefiel mir nicht, weil es die Sonne nicht erreichen konnte, dann ganz im Freien, aber dort war es im Sommer zu heiß für sie, und zuletzt unter dem einzelnen Rosenbusch, den ich gepflanzt habe, und wo sie ruhen soll, bis ich mich selber zu ihr lege."

Die Dame hielt noch immer die Arme ausgestreckt, sie stand wie in Stein gehauen und nur ihr Auge folgte den Bewegungen des Alten. Auch die mit dem Sargdeckel beschäftigten Männer standen lautlos bei der Scene, denn daß der alte Mann ein Recht habe hier zu sein, sahen sie an dem sonderbaren Benehmen der sonst so strengen Señora. Wer aber war es und wo kam er her?

Der Alte war indessen bis zu dem Kopf der Todten geschritten. Leise und behutsam streckte er jetzt die rechte Hand aus und ergriff mit zwei Fingern den Zipfel des Tuches, das bis an ihr Kinn reichte. Er hob es etwas auf und betrachtete die Leiche still und schweigend, bis sein Blick auf eine kleine, kaum zollbreite und ungeheilte Wunde fiel, die sie am Hals trug. Wieder schüttelte er den Kopf und legte den

einen Finger in die Wunde, als ob er sich selber davon überzeugen wolle.

„Hast Du ihr weh gethan, Teodora?“ fragte er.

Die Frau wollte antworten, sie öffnete wenigstens die Lippen, aber kein Laut kam hervor, und mit einem dumpfen Stöhnen sank sie ohnmächtig zur Erde nieder.

Der Wahnsinnige, ohne darauf zu achten, legte das Tuch wieder auf die Leiche, drehte sich ab und schritt dann langsam die Veranda entlang, um das Haus wieder zu verlassen.

Noch während der Kampf in den Straßen von Caracas wüthete, ja wie es nur bekannt geworden war, daß Mig. Ant. Rojas von der Falcon'schen Partei gewonnen und deshalb von allen seinen Truppen verlassen sei, zweifelte Niemand im ganzen Land mehr daran, welcher Seite der Sieg bleiben müsse. Monagas, mit einer Armee von fünftausend Mann und der ganzen Bevölkerung hinter sich, konnte nicht unterliegen, und es mußte sich nur noch um Tage handeln, in denen die Hauptstadt von der jetzigen Regierung und ihrer Polizei gesäubert wurde. Im Land aber befanden sich eine Menge von Männern, deren Familien zum großen Theil in Caracas wohnten und die so lange getrennt von ihnen gelebt hatten. Andere wieder, welche in Geschäftsverbindung mit der Hauptstadt standen, der sie sich als anerkannte Unionisten nicht persönlich nahen durften, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, von Falcon'schen Spionen verrathen und eingekerkert zu werden, drängte es ebenso, die unterbrochenen Verbindungen wieder anzuknüpfen, und so kam es denn, daß eine große Zahl von Leuten dem siegreich vorrückenden Heer der Blauen fast auf den Fersen folgte und nur die Vorsicht vielleicht gebrauchte, draußen in den vor der Stadt liegenden Dörfern die bestimmte Siegesnachricht abzuwarten.

Kaum aber ertönten in der Stadt die feierlichen Klänge der Kathedrale, und einzelne Reiter flogen als Boten nach allen Richtungen hinaus, als sich die Straßen belebten und Hunderte mit Jubel im Herzen der arg mißhandelten Hauptstadt des Landes entgegeneilten.

Wohl boten die Straßen noch einen traurigen und schmerzvollen Anblick, denn viele Unglückliche lagen dort und flehten um Hülfe, um einen Trunk Wasser, aber die Männer und Frauen aus den Dörfern und Vorstädten eilten herbei, und linderten die Noth der Armen, wo sie nur irgend konnten. Auch war der Verlust an Menschenleben nicht gering. Mehr als fünfhundert Todte und Verwundete lagen allein in den Straßen von Caracas, denn beide Parteien hatten sowohl mit großer Erbitterung als Tapferkeit gefochten, und nur zu bewundern war die Mäßigung der Sieger nach beendigtem Kampfe. Nicht eine einzige Grausamkeit fiel vor; der Haß der Reconquistadoren gegen ihren Unterdrücker, der fast das ganze Land unter Waffen gerufen hatte, schien mit der Niederlage und Vernichtung desselben total verschwunden, und die Verwundeten wurden in den Häusern, in die man sie zunächst hineingeschafft hatte, mit der nämlichen Sorgfalt und Aufopferung gepflegt, ob sie nun ein gelbes oder blaues Band als Abzeichen trugen.

Welch' furchtbare Grausamkeiten waren in der letzten Revolution, als sich Godos und Federale entgegenstanden, verübt, wie viele hundert arme gefangene Soldaten auf die scheußlichste Weise niedergehauen, erschossen oder erdrosselt worden, denn beide Parteien wütheten damals wie Bestien, nicht wie menschliche Wesen gegen einander. Von dem Allen fiel jetzt nichts vor, denn die Revolution hatte nur einzig und allein der Falcon'schen Wirthschaft ein Ende machen wollen, und von dem Moment an, wo sie das erreicht hatte, betrachtete sie auch den Kampf als abgeschlossen. Selbst der Negergeneral Colina, der Verhaßteste vielleicht von Allen im ganzen weiten Lande, wurde geschont, und man kümmerte sich nicht weiter um die Gefangenen, nachdem die Regierungstruppen entwaffnet und entlassen waren.

In Chacao, wo eigentlich der Kampf am ärgsten gewüthet hatte, waren äußerlich wenigstens die Spuren schon vollkommen wieder verwischt worden. Die Todten hatte man hinaus auf das Feld gebracht und gemeinsam beerdigt, die Verwundeten in die Häuser geschafft, um sie dort zu pflegen, bis sie von ihren Verwandten abgeholt werden oder selber den Platz verlassen konnten, und ebenso war durch die späteren schweren

Regengüsse das Blut vollständig aus der Hauptstraße hinweggewaschen worden. Im Innern der Häuser sah es aber freilich desto trauriger aus, und jedes der kleinen Gebäude, aus dem die Bewohner nicht vorher geflohen waren und es dann verschlossen hatten, schien in ein Lazareth verwandelt zu sein.

Allerdings fehlte es an tausend nöthigen Dingen, an weichen Lagerstätten, an Verbandzeug, ja oft selbst an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen für die vielen unglücklichen Gäste; aber man suchte sich doch zu helfen, so gut es gehen wollte, und von den benachbarten Ortschaften, wie selbst aus Caracas heraus, kam bald Unterstützung.

Zwei Reiter, der eine auf einem starken hochbeinigen Maulthier, der andere auf einem kleinen aber kräftigen Esel, der wacker hinter dem Maulthier hergaloppirte, kamen den schmalen Weg herangeritten, der von Westen nach Chacao herüberführte, und erst in der Hauptstraße zügelte der erste — Señor Castilia von der Lagune — sein Thier ein, und seinen Diener erwartend, der noch ein Stück zurückgeblieben war, sagte er:

„Wo ist das Haus, Felipe? rechts oder links?“

„Links hinein, Señor, nur noch eine kleine Strecke weit, sobald wir um die Biegung dort kommen, haben wir es vor uns.“

Die Beiden verfolgten noch etwa zweihundert Schritt ihren Weg, bis Felipe voransprengte, rechts einbog und vor einem kleinen, aber freundlichen Haus absprang, sein Thier stehen ließ und zu dem Maulthier des Señors trat. Das nahm er am Zügel, bis der Herr abgestiegen war, hielt dann den Zügel mit dem linken Armstumpf, führte mit der rechten Hand seinen eigenen Esel und leitete beide Thiere an der Hecke hinauf bis zu einem jungen Orangenbaum, wo er sie mit großer Geschicklichkeit und nur mit der einen Hand befestigte. Jetzt erst schritt er seinem Begleiter voran zu dem Hause, an dessen Thür er pochte.

Die Frau öffnete. „Ave Maria, Felipe!“ rief sie, als sie ihren Neffen sah. „Du kommst wie gerufen und findest uns hier in großem Herzeleid, das ganze Haus obendrein ein Lazareth, — herein mein Junge — aber wer ist der Herr?“

„Ist Tadeo zu Hause, Tante?“ fragte Felipe, ohne vorher

die Frage zu beantworten oder der Aufforderung Folge zu leisten.

„Ja, Felipe," lautete die Antwort, „aber so todmüde war er, daß er seit etwa drei Stunden draußen auf der Veranda liegt und schläft. Der arme Perdido ist uns in dem Kriegslärm davongelaufen, und den hat er gesucht. Bis an die Stadt ging er, als sie noch drinnen schossen, und hat sich überall unter den Todten und Verwundeten nach ihm umgesehen. Dann ist er zurückgekommen, weil er mich nicht so lange allein lassen wollte, aber er konnte nicht mehr auf den Füßen stehen. Seit sechsunddreißig Stunden hatte er ja auch nicht geschlafen!"

„Der Mann, den Ihr Perdido nennt, ist entflohen?" rief jetzt Castilia, der in peinlicher Spannung dem Bericht gelauscht hatte, „wohin?"

„Ja, die heilige Jungfrau weiß es," seufzte die Frau; „als die Gelben geschlagen waren und die Blauen hier mit Schreien und Schießen vorbeistürmten, da wurde er so unruhig, daß ihn der Tadeo in sein Zimmer schloß, aber wahrscheinlich hat er von da aus um Hülfe gerufen, und ob sie nun glaubten, daß wir ihn gefangen hielten, denn sie konnten ja nicht wissen, daß der arme Mensch verrückt sei, genug, die Soldaten stürmten zu uns in's Haus, brachen seine Thür ein und ließen ihn heraus. — Wir konnten es nicht hindern, oder sie hätten uns selber ein Leid angethan."

„Und dann?"

„Ja da draußen griff er eine Lanze auf, die dort am Boden lag — Lanzen und Gewehre gab es ja überall genug — und stürmte mit den Blauen hinter den Gelben her. Der arme alte Mann, wer weiß, wo er jetzt in seinem Blute liegt!"

„Und können wir Tadeo nicht sprechen?" frug Castilia bewegt.

„Er hat erst eine kleine Weile geschlafen," sagte die Frau zögernd.

„Laß mich nur zu ihm, Tante," sagte aber Felipe, indem er ohne Weiteres das Haus betrat, „es ist gerade wegen des Perdido, daß wir hergekommen sind, und unglücklich genug, daß wir ihn nicht treffen. Aber jetzt kann's nichts helfen; in dieser Zeit darf man auch keine Minute versäumen."

Felipe wie Castilia betraten das Haus, und ein trauriger Anblick bot sich ihnen hier. Neun verwundete Menschen lagen auf dem Boden ausgestreckt, und nicht einmal alle auf Matten. Für die Meisten hatte die Frau nasses Laub und junge Zweige zusammentragen müssen, um ihnen ein dürftiges Lager zu bereiten, und das einzige Labsal, was sie ihnen bieten konnte, war ein Trunk Wasser, mit einer Calabasse aus einem irdenen Krug geschöpft. — Und doch hatte sie ihr Möglichstes gethan und alle Kräfte aufgeboten, um nur die Wunden zu verbinden, und dazu auch Unterstützung bei ein paar alten Nachbarinnen gefunden.

Die Männer schritten hier hindurch. Wenn ihnen auch das Herz wehe that, helfen konnten sie doch nicht Allen, wenigstens nicht jetzt, und erreichten gleich darauf die Veranda, wo Tadeo auf den bloßen Steinen, ohne Kopfkissen, ohne Matte, lang ausgestreckt auf dem Rücken lag und wie ein Todter schlief. Felipe machte aber nicht die geringsten Umstände mit ihm, sondern faßte ihn an der Schulter und schüttelte ihn so lange, bis er ihn munter hatte. Tadeo richtete sich endlich mit einem gemurmelten Caracho halb in die Höhe und blickte erstaunt um sich, und der Erste, auf den sein Blick traf, war Castilia, den er nicht gleich wieder erkannte. Was wollte der fremde Mann von ihm, und weshalb ließ er ihn nicht schlafen? Er war doch so müde.

„Tadeo," sagte der Einarmige, „hier der Herr ist Señor Castilia von der Lagune; er möchte Dich um Einiges aus Angostura fragen. Gieb ihm getreue Antwort, es soll Dein Schaden nicht sein; er glaubt, daß der Perdido ein naher Verwandter von ihm ist, und kam hierher, um ihn aufzusuchen. Unglücklicher Weise ist Perdido fort, aber wir finden ihn gewiß in der Stadt wieder. Komm, steh auf, Tadeo, der Herr wird Dir auch Geld geben, daß Du, während Du mit uns gehst, Deinen Kranken hier im Hause Pflege verschaffen kannst und daß Ihr selber 'was zu leben habt."

„Purisima," rief Tadeo seufzend, „nicht einmal für Geld ist hier in Chacao etwas zu bekommen."

„Dann kaufen wir es in der Stadt und schicken es mit einem Boten hinaus. Ich bin ja dort gut genug bekannt —

komm, Onkel! spring in die Höhe und raff' Dich ein bischen zusammen. Wenn Alles so ist, wie der Herr hier glaubt, so bist Du die Sorge um den Perdido los."

„Und Ihr dürft Euch noch versichert halten, Freund," fügte Castilia hinzu, „daß ich Euch das, was Ihr an dem Unglücklichen gethan habt, lohnen werde, wie es in meinen Kräften steht. Ich bin reich und will Euch gern Alles vergüten, was Ihr die Zeit über ertragen habt, so weit das mit Geld und gutem Willen möglich ist."

Tadeo war aufgestanden, aber ein düsterer Ausdruck lag auf seinen Zügen, und er sagte bitter:

„Mir das vergüten, was ich ausgestanden habe, und mit Geld? Kein Mensch wäre dazu im Stande, und wenn er alles Gold besäße, was im amerikanischen Boden ruht. Aber nicht Ihr seid daran schuld," setzte er seufzend hinzu, „nicht der arme Perdido, und was ich gethan habe, ich that es gern für ihn — aber ein Teufel von einem Weib, ein Scheusal, wie Gottes Erde kaum ein zweites trägt."

„Die Señora Corona?" fragte Felipe.

„Caracho," murmelte Tadeo zwischen den zusammengebissenen Zähnen, „nicht allein, daß sie mich glauben ließ ein Mörder gewesen zu sein, wo ich es nicht war, und mir mein ganzes Leben durch ihre Lügen vergiftete, nein, mit ihrem Gift wollte sie mich noch zum wirklichen Mörder machen, zum Mörder an dem unglücklichen alten Mann."

„Großer, allmächtiger Gott!" rief Castilia entsetzt.

„Kommt," sagte Tadeo, sich emporraffend, „ich habe genug geschlafen, und Du hast Recht, Felipe: von Caracas aus sind wir eher im Stande, den Unglücklichen hier einige Hülfe zu schicken, während wir nach dem Verlorenen suchen. Wohl wäre ihm, wenn wir ihn unter den Leichen fänden, denn er hat Schweres genug sein Leben lang ertragen, und ich fürchte jetzt fast, daß auch darin dieses Weib die Hand im Spiele hatte. Sie kennen am Orinoco ein Gift, das — zu wenig genommen, einen Menschen wahnsinnig macht, während etwas mehr ihn tödtet."

„Es wäre zu furchtbar!" rief Castilia aus; „aber kennt Ihr den Vornamen des Unglücklichen?"

„Soll ich ihn nicht kennen, und bin über zwanzig Jahre in seinem Hause gewesen! Er wurde dort nie anders als Don Carlos genannt."

„Und seine Frau hieß als Mädchen!"

„Teodora Corona."

„Er ist es — bei den Leiden Christi — er ist es!" rief Castilia erschüttert, indem er sein Antlitz in den Händen barg, — „daß ich nie eine Kunde von ihm erhielt, und doch so nah dem Orte wohnte, wo er litt und — darbte, während ich im Ueberfluß schwelgte. Perdido nannte sich der Aermste, oh, er hatte Recht, er hatte Recht, er mußte sich für verloren halten, da sich sein eigener Bruder nicht um ihn kümmerte."

„Sein Bruder?" rief Tadeo erstaunt aus, und Felipe nickte ihm schweigend zu.

„Und hat er nie nach mir gefragt?" fuhr Castilia wieder empor, „nie nach mir verlangt? Er kennt ja doch hier die Gegend und wußte, wo seine Heimath lag."

Tadeo schüttelte mit dem Kopf. „Er wußte nie, wo er sich befand, und glaubte sich noch immer am Orinoco — aber kommt — das Alles erzähle ich Euch unterwegs, Señor. Jenes Geheimniß, wofür das teuflische Weib meine Zunge zu binden wußte — existirt nicht mehr, und damit, daß sie mich selber zum Mörder machen wollte, ist auch das letzte Mitleid für sie aus meinem Herzen geschwunden. Kommt — unterwegs sollt Ihr Alles erfahren, was mich — was sie, was ihn betrifft."

„Und ihre Tochter lebt?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Indianer — „ein junges Mädchen hat sie im Hause bei sich — sie war krank, als ich zuletzt die Señora sah, aber sie sagte mir, es sei nur eine Pflegetochter und Manuela gestorben. Sie wird auch anders genannt, aber das Weib ist voll Lug und Trug und Schlechtigkeit — ich glaube, daß es ihre wirkliche Tochter ist. Doch kommt, wir haben keine Zeit zu verlieren, denn lebt Perdido noch, so weiß man nicht, wohin er dann in seinem Irrsinn wandert."

Felipe holte jetzt seinen Esel in die Umzäunung, sattelte ihn dort ab, nahm den Zaum herunter und ließ ihn laufen. Er

wollte in der Stadt nicht damit belästigt sein, war ja doch auch die Gefahr vorbei, daß ihn die „Gelben" holen konnten. Dann nahm er Castilia's Maulthier am Zügel, da Castilia selber mit Tadeo zu Fuß gehen wollte, und unterwegs nun erzählte der Indianer dem aufmerksam zuhorchenden alten Herrn die ganze traurige Geschichte jener Zeit, von der Castilia selber ja auch Manches leider schon erfahren hatte. Sein Bruder und seine Schwägerin hatten in Angostura uneinig gelebt, und Don Carlos hielt seine Frau in vielleicht nicht ungegründetem Verdacht, ihm untreu zu sein. — Bittere Vorwürfe folgten, dann plötzlich erkrankte er, und mit dem Mißtrauen gegen seine Frau wollte er sich von ihr trennen — es war zu spät, seine Krankheit griff mehr um sich, als die Eheleute noch nicht geschieden waren, und die Frau beanspruchte das Recht, für ihren Mann zu sorgen. Man sagte, daß einer der Richter in Angostura sie sehr protegirt hätte, und er — Tadeo — überkam den Auftrag, den Kranken zu pflegen. Tadeo war damals noch in jüngeren Jahren und trank gern — im Trunk stieß er einst mit dem Messer nach seinem Bruder, und wie ihm Señora Castilia dann sagte, hätte er ihn erstochen, aber sie allein wüßte um das Geheimniß, er sollte seiner Strafe entgehen, wenn er ihr von da an treu dienen wolle. Mit einem Wort, durch ihr Mitwissen an dem Verbrechen des Mordes hielt sie ihn in ihrer Gewalt und machte ihn zu ihrem Sclaven, bis sie von Angostura fort nach dem Norden zog.

Carlos Castilia lebte weiter, aber in harmlosem Wahnsinn, und da die Señora ihm, dem Tadeo, eine kleine Summe zurückgelassen hatte, mit der er und bei seiner gewöhnlichen Arbeit recht gut leben konnte, so schien für ihn und den Alten hinreichend gesorgt. Tadeo aber ließ die Angst, daß der, wie er glaubte, von ihm verübte Mord doch noch verrathen werden könne, nicht ruhen. Er hatte ein Mädchen aus der Provinz Caracas geheirathet, und da sich diese in ihre Heimath zurücksehnte, zog er mit ihr in ihren Geburtsort. Dann kam die Erzählung, wie er die Señora zufällig wieder in Caracas gesehen hatte, wo sie aber unter ihrem Mädchennamen lebte, wie er sie zuletzt, durch dringende Noth gezwungen, aufgesucht,

und von ihr Hülfe und — das Gift erhalten habe. Dann kam alles Andere bis auf den Augenblick, wo er die furchtbare Wirkung der angeblichen Medicin an den beiden Soldaten erlebte und Perdido von ihm fort in den Kampf hinaus geflohen sei, während er selber gleich darauf den lange von ihm selbst ermordet geglaubten Bruder wiederfand.

Castilia schritt schweigend nebenher und unterbrach ihn mit keinem Wort. Jene unglückliche Ehe hatte damals den Sohn mit den Eltern, die ihre Einwilligung nicht dazu geben wollten, entzweit; Carlos aber, von der Schönheit seiner Geliebten geblendet, achtete auf keine Vorstellungen und ging mit ihr nach Angostura, von wo aus er nicht einmal wieder nach Hause schrieb. Nur durch Freunde erhielten seine Verwandten dann und wann, aber auch natürlich ganz unvollständige Nachrichten, und als Antonio den Bruder später selber aufsuchen wollte, war die Familie verschollen, und kein Mensch wußte ihm anzugeben, wohin sie sich gewandt hatte.

Daß in Caracas eine Señora Corona und zwar in ziemlich auffallender Weise lebte, hatte er wohl oft gehört, nie aber eine Ahnung gehabt, daß es dieselbe sei, die sein Bruder in der Provinz Cumana kennen gelernt und geheirathet hatte.

Als sie endlich die Stadt erreichten, besorgten sie rasch die nöthigen Einkäufe für Chacao. Felipe, der hier überall bekannt war, hatte auch bald einen zuverlässigen Mann aufgetrieben, der diese an Ort und Stelle schaffte, und nun vor allen Dingen suchten sie Gonzales' Haus auf, um Don Pedro eines Theils zu veranlassen, mit ihnen zu gehen, wie auch vielleicht dort Nachricht von Eloi zu hören und wie es dem Sohne gehe. Wenn irgend wohin, hatte er sich jedenfalls an Gonzales' Haus gewandt, und große Sorge um den Sohn erfüllte die Brust des Vaters, denn zu viele Opfer waren in dieser Schlacht gefallen, als daß er hoffen durfte, diesen gerade ganz unverletzt zu finden.

An der Schwelle schon begegnete ihm José, und wie er nur in dessen Antlitz sah, wurde ihm die Gewißheit, daß er nicht umsonst gefürchtet habe.

„Eloi?“ rief er mit zitternder Stimme, José's Arm ergreifend.

„Hat eine ganze Menge Wunden," antwortete lächelnd José, „und liegt hier im Hause, aber außer jeder Gefahr und in guter Pflege. Sorgen Sie sich nicht um ihn, er hat sich wacker geschlagen."

„Mein armer Junge!"

„Andere sind schwerer betroffen," seufzte José, „der junge Hierra ist geblieben und mancher wackere Mann mit ihm, aber wir haben der Natternbrut doch den Kopf zertreten."

„Und wo liegt Eloi?"

„Kommen Sie, Sie sollen sich selber überzeugen. Er ist in besten Händen."

In einem kleinen freundlichen Zimmer des Hauses, schattig und kühl, von jeder nur erdenklichen Bequemlichkeit, von jedem Comfort umgeben, lag Eloi. Der Arzt war gerade mit dem letzten Verband fertig, und an seinem Bett saß José's Mutter und Schwester, die eine, um die Pflege zu übernehmen, und Beatriz gerade beschäftigt, ihm den zuerst umgelegten Verband um die Stirn wieder mit frischem Wasser zu kühlen. Welch ein Unterschied gegen die Unglücklichen, die draußen in Chacao oder selbst in den Vorstädten in dürftige Hütten gebracht und kaum nur unter Dach und Fach geschafft waren, um in den nassen, blutigen Kleidern mit verstümmelten und zerfetzten Gliedern ihren Wunden sowohl wie einer schlechten Behandlung Trotz zu bieten!

Aber nur wie ein vorübergehender Gedanke fiel dieser Vergleich dem alten Vater ein, als er das freundliche Gemach betrat; der nächste Augenblick schon gehörte allein der Sorge um den Sohn. Eloi streckte ihm lächelnd den rechten unverwundeten Arm entgegen.

„Keine Angst, Vater," rief er ihm zu, „ich bin in guten, lieben Händen hier, und die paar Kratzer, die ich bekommen habe, werden bald heilen. Es ist keine Wunde von allen gefährlich."

„Und hast Du so viel bekommen, Eloi?"

„Fünf, Vater, ich habe kein Glück. José ist fast ohne Wunden davongekommen. Aber ich darf mich auch nicht beklagen, es ist Anderen noch viel schlechter als mir ergangen, und zweimal war ich selber nahe genug am Tode. Einmal

rettete der nämliche Neger, mit dem ich aus dem Gefängniß entfloh, ein ander Mal ein alter Mann mit schneeweißen wirren Haaren mein Leben."

„Wie wird sich die Mutter um Dich sorgen!"

„Wenn sie erfährt, wie gut ich's hier habe, gewiß nicht," erwiderte der junge Mann und sah zu seiner Pflegerin empor. „Die Hauptsache ist, wir haben unser Blut nicht umsonst vergossen. Der Erbfeind ist zersprengt oder aus dem Land gejagt, und meine Wunden, Vater, werden viel rascher heilen als die, welche er dem Staat geschlagen hat. Doch die Zeit macht Alles wieder gut, und glücklichen, recht glücklichen Zeiten gehen wir hoffentlich entgegen."

Castilia sah wohl ein, daß er sich unter diesen Verhältnissen nicht um den Sohn zu quälen brauchte, er hätte selbst im elterlichen Hause nicht besser aufgehoben sein können. Als er nun den Damen für die Liebe und Sorgfalt gedankt hatte, die sie dem armen Verwundeten zuwandten, drängte es ihn wieder, seinen alten Freund Gonzales aufzusuchen, um mit diesem das Weitere zu bereden.

Der alte Herr war in den Lagerräumen nebenan, um dort, was er konnte, für die Verwundeten in der Stadt heraus zu geben und sie in ihrer Pflege zu unterstützen. Er war wie José augenblicklich bereit, Castilia zu begleiten, um seinen verlorenen Bruder aufzusuchen. Dem Sohn hatte Castilia absichtlich nichts davon gesagt, um ihn nicht aufzuregen. Und ohne zu wissen, wohin sie sich zuerst wenden sollten, eilten sie in die Stadt hinein.

33.

Die Vergeltung.

Die Plaza, über die sie jetzt hinschritten, bot ein wildes und doch malerisches Bild — denn wie hatten die Menschen hier in ihrer Leidenschaft gewüthet.

Das Regierungsgebäude war von den gelben Truppen, da man nicht viel anderes Material zur Hand hatte, größtentheils, wie vorher erwähnt, mit den dort in Masse vorräthigen Actenstößen verbarrikadirt worden, und diese nachher von den Blauen, als sie den Platz nahmen und das Papier im Wege fanden, über die Balkone hinab auf die Plaza geworfen. Dort zerrte es das Volk auseinander und trieb seinen Muthwillen damit.

Ueber das Fach der internationalen Verträge mußten die Soldaten ebenfalls gerathen sein. Eine Menge davon, manche auf Pergament kunstvoll aufgezeichnet, trieben sich auf der Straße umher. Verträge, die mit England, Frankreich, Spanien, Amerika, Brasilien und anderen Ländern abgeschlossen waren, lagen in Stücken zerfetzt auf dem Pflaster, und die Straßenjungen rissen und prügelten sich um einzelne Fetzen.

Todte Menschen und Pferde gab es noch rings umher, denn zuerst hatte man die Verwundeten unterbringen müssen. Auch der erzbischöfliche Palast war der Verwüstung nicht entgangen, denn auch dort hatten die Regierungstruppen, in letzter Verzweiflung, Schutz gesucht und Thüren wie Balkone verbarrikadirt, so daß der Erzbischof aus seinem eigenen Hause flüchten mußte. Die Kirche hatte überhaupt im Gegensatz zu anderen südamerikanischen Staaten gar nichts mit der Revolution zu thun gehabt und sich vollkommen fern von der ganzen Bewegung gehalten. Sie hatte vielleicht, wenn irgend welches, noch mehr Interesse für die Revolution als für Falcon gezeigt, denn Falcon brauchte Alles, was er von dem Volke erpreßte, allein für sich, während der Wohlstand des ganzen Landes ruinirt und dadurch auch natürlich die Einnahme der Kirche geschmälert wurde.

Eine eigene wilde und doch auch traurige Gruppe bildete mitten auf der Plaza eine kleine Heerde Schlachtvieh mit vielen Kühen dazwischen, die von den Gelben im Hofe des Regierungsgebäudes zusammengetrieben waren, um ihnen, im Fall einer längeren Belagerung, zur Nahrung zu dienen. Viele dieser armen Thiere waren von einschlagenden Kugeln verwundet worden, und scheu und erschreckt von dem sie umgebenden Lärmen drängten sie einander und suchten dann und wann einen Weg zur Flucht, der ihnen aber überall abgeschnitten wurde.

Castilia wollte den Ort nicht gleich wieder verlassen, denn so viele Menschen trieben sich darauf herum, daß ja auch die Möglichkeit blieb, sein unglücklicher Bruder hätte gerade hierher seinen Weg gefunden. So genau aber auch Tadeo und Felipe den weiten Platz absuchten, so konnten sie doch nirgends eine Spur von ihm entdecken. —

Felipe mischte sich jetzt unter die Soldaten von Alvarado's Corps, von denen er viele kannte, und frug nach dem Alten, den er ihnen beschrieb. Einige hatten ihn gesehen, ja, wie sie behaupteten, sogar noch in der Stadt, und so viel sie wußten, sei er nicht verwundet, wo er aber jetzt stecke, wer konnte das sagen? Disciplin herrschte gar nicht unter den Blauen, da die meisten nicht einmal einer bestimmten Compagnie angehörten, und wäre auch zum Sammeln geblasen worden, so blieb es immer sehr unwahrscheinlich, daß der alte wahnsinnige Mann dem Rufe folgen würde.

Tadeo fand aber seinen Bruder wieder, der beim Sturm auf die Kathedrale thätig gewesen und glücklicher Weise ohne Wunde davongekommen war. Da man nun den Soldaten völlig freie Hand ließ, was sie gerade jetzt mit sich anfangen wollten, denn dadurch allein konnten sie sich die seit lange entbehrten Lebensmittel verschaffen, die man ihnen überall willig gab, so schlenderte Pablo ruhig mit Tadeo die Plaza entlang, bis sie wieder, ohne von Perdido auch nur eine Spur gefunden zu haben, zu der Stelle zurückkehrten, auf welcher Castilia und die beiden Gonzales sie in peinlicher Spannung erwarteten.

Und was nun? Felipe machte den Vorschlag, daß sie sich durch die Stadt vertheilen sollten, um mehrere Stellen zugleich abzusuchen, aber nur er und Tadeo kannten den Unglücklichen, und wenn sie auch noch einige von den Soldaten angeworben hätten, die ihn gesehen haben wollten, so war auf die Leute doch gerade in dieser Zeit kein Verlaß. Sie tranken und aßen, wo sie nur irgend etwas bekommen konnten, und vielen von ihnen waren die starken und ungewohnten Getränke, die sie sich in den leeren Magen gegossen, schon in den Kopf gestiegen. Aber wenigstens Tadeo und Felipe sollten verschiedene Districte absuchen, und da der gewandte Felipe erklärte, er würde schon noch einige

Leute auftreiben, die ihm suchen halfen, um den Alten dann, wenn man ihm irgendwo begegne, nach Gonzales' Haus zu schaffen, so schlossen sich die Anderen Tadeo an und schritten langsam die nächste Straße hinunter, wo sich noch eine Menge von Menschen versammelt hatte.

Dort lag Señora Corona's Haus, und schwerer schlug José's Herz, als er des Abends gedachte, an dem er Zeuge jener furchtbaren Scene mit Hierra gewesen. Was war jetzt geschehen? Hatte Isabel den Präsidenten wirklich auf seiner Flucht begleitet? Isabel, jener Dämon in eines Engels Gestalt, der seinen armen Freund in einen verzweifelten Tod getrieben. — Weshalb fiel er dem Freund eigentlich damals in den Arm? Falcon verdiente den Tod hundertfach, denn wie viele Menschen bluteten gerade jetzt für eine Sache, der er selber, als Anstifter und Leiter, wie eine erbärmliche Memme den Rücken gewandt hatte?

Langsam ging José hinter seinen Begleitern die Straße hinab — die Anderen waren schon vorüber, aber sein Blick haftete noch auf dem Hause, dessen Thür er zu seinem Erstaunen offen sah. Das Haus der Señora Corona offen? — Was konnte da vorgefallen sein? Er blieb — unschlüssig, ob er es nicht betreten solle — stehen, als er vor dem noch hellen Hintergrund des Hofes einen einzelnen Mann den Gang herunterkommen sah, der sonderbarer Weise eine Stange oder Lanze in der Hand trug. — Wer in aller Welt konnte das sein? — Jetzt trat er heraus — ein alter Mann mit weißen wirren Haaren, todtenbleich, seine Hände von Blut geröthet und eine Lanze in der Hand — war so nicht der Verlorene beschrieben?

Mit wenig Sätzen hatte er die Vorangehenden eingeholt.

„Tadeo, wer ist das, der dort geht?“

Der Alte hatte sich umgewandt und schritt von ihnen fort der Plaza zu; Tadeo warf aber kaum einen Blick auf ihn, als er rasch und fast erschreckt ausrief: „Perdido!“ — und flüchtigen Laufes hinter dem Unglücklichen herrannte.

„Großer Gott!“ rief Castilia, als er die Gestalt betrachtete und mit gefalteten Händen auf der Straße stehen blieb — „wäre es möglich und denkbar!“

„Aber, Perdido, wo bist Du nur gewesen?“ rief Tadeo, indem er den alten Mann einholte und seinen Arm ergriff, „wie viel Angst haben wir um Dich ausgestanden.“

Perdido blieb stehen und sah Tadeo mit den großen Augen an. Er erkannte ihn augenblicklich, und mit der Hand zurückzeigend, sagte er:

„Wo ich gewesen bin, Tadeo? — Bei meiner kleinen Manuela, die da drinnen bleich und kalt auf der Bahre liegt, und bei Teodora war ich.“

„Bei ihr?“ rief Tadeo erschreckt.

„Nun ja, bei ihr,“ antwortete Perdido, der heute merkwürdig klar auf alle Fragen hörte, „wo denn sonst? Ich habe es Dir ja schon immer gesagt; daß sie todt wäre, aber Du wolltest es nie glauben.“

„Wer? — sie?“

„Die Manuela — ich will mir nur Freunde holen, daß wir sie hinaustragen unter den Rosenstrauch, wo ich ihr das Grab gegraben. Dann komme ich wieder. Du kannst mir auch helfen, Tadeo,“ setzte er hinzu. „Du weißt am besten, wie lieb ich das Kind gehabt habe; aber wer sind die fremden Menschen?“ fuhr er fort, als Castilia mit den Anderen ihn jetzt erreicht hatte und neben ihm stehen blieb, „wollen sie mir helfen?“

„Ja, Carlos,“ sagte Castilia, indem er, die Augen voll Thränen, auf ihn zuging und seine mit geronnenem Blut bedeckte Hand ergriff, „w i r wollen Dir helfen, verlaß Dich darauf, so sicher, als Du hülflos und verlassen von den Deinen bis jetzt in der Welt gestanden hast.“

„Carlos?“ flüsterte der Alte und sah den Redenden stier an — „wer hieß doch gleich Carlos? Der Name kommt mir so bekannt, so merkwürdig bekannt vor — aber ich muß fort,“ setzte er, wie sich besinnend, hinzu, „wir haben ja den Präsidenten noch nicht gefangen, der mir meine kleine Manuela ermordet hat. — Jetzt geht der Kampf erst wieder an. Hei, wie wir die Hunde gejagt haben! Dem Einen, der meinen Bruder tödten wollte, habe ich die Lanze bis hierher in den Leib gerannt — sieh nur, wie roth sie ist!“

„Deinen Bruder?“

„Ei, der war mit dabei — Seite an Seite haben wir gekämpft.“

„Eloi!“ rief Castilia aus — „aber wobei sollten wir Dir helfen?“

„Ja so — hätt' ich das doch bald vergessen,“ erwiderte Perdido, indem er Tadeo's Arm ergriff — „komm — kommt Alle mit herein, wir wollen die Manuela hinaus unter den Rosenbusch tragen,“ und ohne sich weiter an einen der Anderen zu kehren, lief er zurück und in das kaum verlassene Haus wieder hinein.

„Wohin will er?“ rief Castilia besorgt.

„Dort lebt sein Weib,“ sagte Tadeo. „Der Himmel weiß, wie er das Haus gefunden hat, denn seit sie dort wohnt, war er nie mit einem Fuß in Caracas.“

„Sein Weib?“ rief Castilio mit blitzenden Augen, „dann folgt mir, Tadeo — das ist der rechte Augenblick, ihr zu begegnen. Kommt Alle, Alle, und wir wollen sehen, welche Stirn sie hat, solchen Zeugen entgegen zu treten.

Wie Señora Corona ohnmächtig zu Boden stürzte, war ihr Diener Juan, der sich seit der Erscheinung des Alten scheu zur Seite gehalten hatte, vorgesprungen, um ihr zu Hülfe zu kommen. Furchtsam warf er dabei den Blick zu dem entsetzlichen Menschen empor, den er nicht kannte und dessen Einfluß auf seine sonst so starke Herrin er nicht begriff; aber Perdido achtete nicht auf ihn, sah ihn vielleicht gar nicht, und als er den Hof verlassen hatte, that Juan sein Aeußerstes, um die Señora wieder zum Leben zurück zu rufen.

Die Señora hatte starke Nerven, und ehe nur einer der anderen Diener Wasser bringen konnte, schlug sie schon wieder die Augen auf und sah Juan starr an. Einen Augenblick brauchte sie, um sich zu besinnen, dann aber, sich auf ihre Hand stützend und vom Boden fast ohne Hülfe Juan's aufstehend, sagte sie:

„Mir wurde plötzlich so merkwürdig unwohl, gieb mir ein Glas Wasser, Juan. Wo ist der Mann?“

„Fort, Señora. Wer war das?“

„Er sah gräßlich aus,“ antwortete die Señora schaudernd. „Ein Wahnsinniger jedenfalls, der mit der noch blutigen Lanze seinen Weg hier herein gefunden hat. Sind meine Sachen alle gepackt, Juan?“

„Alle, Señora — wir könnten in einer Stunde fort. Die Karren, die nach Laguayra gehen, werden mit Dunkelwerden hier sein.“

„Es ist gut, morgen früh folgen wir nach; beendet Ihr Eure Arbeit, die Träger müssen gleich kommen, daß wir die Leiche der Erde übergeben können.“

Die beiden jungen Leute, zu denen sie dies sagte, Arbeiter aus der Stadt, die den Sarg am Morgen gebracht hatten und nun gekommen waren, um ihn zuzuschrauben, blieben ganz erstaunte Zeugen dieser Scene. Aber was bedeutete das Alles? — sie konnten es nicht begreifen. Es wurde ihnen selber unheimlich in dem Hause, und sie suchten ihre Arbeit so rasch als möglich abzufertigen. Sie nahmen den Deckel und legten ihn auf den Sarg, aber während Juan die Thränen an den Backen niederliefen, stand die Mutter starr und kalt daneben und sah den Sarg schließen, ohne nur noch einen letzten Kuß auf die Lippen des Kindes zu drücken. Das Zuschrauben begann, aber der eine Schraubenzieher paßte nicht recht. Die Leute mußten einen andern unter ihrem Handwerkszeug suchen. Die Señora, die sich wieder vollständig erholt hatte, stand daneben, aber ihre Augen hafteten nicht an der letzten Behausung ihrer Tochter, sondern bohrten sich in die Steine der Veranda. Vor ihrem Geist flogen die Schatten der letzten furchtbaren Begegnung vorüber, und zornig schwoll die Ader auf ihrer Stirn an und die buschigen Brauen runzelten sich finster.

„Ave Maria!“ rief da Juan, der auf's Neue die Gestalt des furchtbaren Fremden vor sich auftauchen sah. — „Geben Sie Acht, Señora.“

Señora Corona sah rasch empor, aber keine Angst oder Bestürzung lag mehr in dem festen und entschlossenen Ausdruck ihrer Züge.

„Was wollt Ihr?“ redete sie den alten Mann hart an — „was sucht Ihr hier, und wer hat Euch erlaubt, dies Haus

der Trauer zu betreten? — Fort! oder ich rufe die Leute auf der Straße zu Hülfe."

Perdido hörte sie gar nicht. Wie ein Schatten — die Lanze noch immer in der Hand — glitt er zu dem Sarg hinan, und ein Wink von ihm war genügend, die beiden jungen Arbeiter davon zurück zu scheuchen.

„Sie hat ja da drinnen keine Luft," sagte er leise, während er die eben nur eingesteckten Schrauben herausnahm und zu Boden warf, „wozu den dunkeln häßlichen Deckel? Wir tragen sie frei hinaus in die Abendluft, daß sie die Sterne noch zum letzten Mal am Himmel und die dunkeln Wolkenstreifen daran vorüberziehen sieht. Hast Du Abschied von ihr genommen, Teodora?"

„Fort mit Euch!" rief aber jetzt die Señora, die der Zorn übermannte. „Hinaus mit Dir, Juan, rufe mir die Leute von der Straße zu Hülfe, Polizei, Bürger, wen Du findest. Ich will doch sehen, ob eine einzelne Frau hier nicht in ihrem eigenen Hause Schutz finden kann."

Juan gehorchte rasch dem Befehl. Wie eine Schlange glitt er um den Alten herum, sprang über die Veranda und in den Gang hinein, als er unten von der Straße her mehrere fremde Gestalten in die Thür treten sah. Die kamen zur rechten Zeit, da war Hülfe, ehe er sie selbst herbei zu holen brauchte, und jetzt wurden sie auch den unheimlichen Gesellen mit seiner blutigen Lanze und den dunkeln, rastlos umhersuchenden Augen los.

Perdido hatte indessen, ohne daß die beiden Arbeiter ihn zu hindern wagten, den Deckel gefaßt und wollte ihn eben wieder vom Sarge heben, als die Señora hinzusprang, und, ihre Hand darauf legend, ausrief:

„Fort von hier, Teufel! oder wer Du bist, lege nicht die Hand an dies Heiligthum, oder, bei der heiligen Jungfrau! ich thue, was mich reut."

„Was Dich reut, Teodora?" sagte Perdido, indem er seine Lanze an die Wand lehnte und ihr fest in's Auge sah — „komm, hilf mir, daß wir das Kind zur Ruhe bringen."

„Hier ist Hülfe, Señora!" rief Juan, indem er wieder

auf den Hof trat, „da kommen eine ganze Menge Leute, und Soldaten sind auch dabei.“

Aus dem Gang kamen sie herauf — Tadeo voran mit José an seiner Seite, der alte Herr Gonzales und ein Fremder, den die Señora gar nicht kannte — und dann ein indianischer Soldat — war denn die ganze Hölle heute gegen sie losgelassen — Pablo! und Tadeo mit ihm.

José hatte, mit bitterem Groll im Herzen, das Haus betreten. Hier war es, wo er seine erste Liebe begraben, wo dieselbe Kokette seinen Freund in den Tod getrieben hatte, und jetzt — als er den Hof betrat, fiel sein Blick auf den Sarg, und das Blut erstarrte ihm in den Adern, als in diesem Augenblick der alte Mann den Deckel, als ob es eine Feder wäre, leicht emporhob, und er Isabellens bleiche, engelschöne Züge darunter erkannte.

„Isabel!“ rief er, und alle die alten Erinnerungen lebten in seinem Herzen mit erneuter Schärfe wieder auf — „oh, was ist geschehen, daß Du so jung — so schön — sterben mußtest!“

Die Señora schleuderte einen Blick voll Haß und Wuth auf den sie freilich gar nicht beachtenden jungen Mann. War *er* es nicht gewesen, der all' dies Elend über sie heraufbeschworen hatte? Aber andere Schreckbilder traten ihr entgegen: entsetzt schweifte ihr Auge im Kreis umher und haftete zuletzt auf dem, vor dem ihr Herz am meisten zagte — Castilia. Dieser begegnete still und fest ihrem Blick, dann sagte er mit seiner ruhigen, tiefen Stimme, indem er auf den unglücklichen Bruder deutete:

„Señora Castilia — kennen Sie diesen Mann?“

Die Dame zuckte, wie von einer Natter gestochen, zusammen.

„Und wer sind Sie, der mich mit einem lang vergessenen und verhaßten Namen anreden darf?“

„Ein Mann, der diesen selben Namen trägt und schon vor langen Jahren den Tag verfluchte, an dem jener Unglückliche Sie zum Weibe nahm: Antonio Castilia, Ihres Gatten Bruder.“

„Meines Gatten — was weiß ich von ihm?“ rief die

Frau schaudernd. „Was wollt Ihr Alle von mir? Ist kein Gesetz, keine Polizei mehr im Lande, die eine alleinstehende Frau vor Einbruch und Wahnsinnigen schützt?“

„Und kennen Sie den, Señora?“ rief da Tadeo, indem er Pablo's Arm ergriff und ihn ihr gegenüberstellte; „wissen Sie, wie Sie mit Lug und Trug mich zu Ihrem Sclaven gemacht haben? Und soll ich Ihnen das Fläschchen bringen, in das Sie Gift für den unglücklichen Mann gethan? Gift, das zwei Soldaten mir gewaltsam wegnahmen, die elend vor meinem Hanse daran verdarben?“

Die Señora sprach kein Wort weiter, ihr Antlitz deckte Todtenblässe, und scheu, vernichtet sah sie zu dem alten Herrn Castilia auf, der ernst und streng wie ein Rächer ihr gegenüberstand.

Eine merkwürdige Veränderung war indessen mit dem „Verlorenen“ vorgegangen. Der alte Mann hatte eine ganze Weile neben dem Sarg gestanden und still und starr das todte Mädchen angesehen. Er sprach kein Wort, er hörte auch nichts von den Anklagen, die gegen jenes Weib, die Mutter seines Kindes, geschleudert wurden. Ganz im Anschauen der Leiche war er und blieb er versunken. Da plötzlich faltete er die Hände, barg sein Antlitz darin, sank an dem Sarg auf die Kniee nieder, lehnte seine Stirn daran und schluchzte laut.

„Oh heilige Jungfrau,“ rief Tadeo, der bei dem Anblick all' seinen Haß und Zorn vergaß, „er weint, er hat noch nie geweint!“

Der alte Herr Gonzales hatte bisher der Scene schweigend zugesehen, jetzt endlich trat er mit seiner gewöhnlichen rücksichtsvollen Artigkeit vor und sagte:

„Señora, ich glaube der gegenwärtige Augenblick ist für Alle peinlich, und je mehr wir ihn abkürzen, desto besser. Daß wir sämmtlich hier die Ehre haben Sie genau zu kennen, dessen kann ich Sie versichern und hier noch Einiges vielleicht ergänzen, was die anderen Herren nicht wissen mögen: daß Sie nämlich unserem weggelaufenen Präsidenten als Spion gedient, — daß Sie unter der Hand kleine heimliche Geschäfte machten, — daß Sie Ihre eigene Tochter verkuppelten und, kurz und gut, in allen Verbrechen eine traurige Fertig-

keit erlangt zu haben scheinen. Hätten wir jetzt im Lande eine Polizei, so würde es das Einfachste sein, Sie derselben als Giftmischerin zu übergeben; da Sie aber, wie Sie fühlen müssen, einer ehrenwerthen Familie dadurch noch mehr Schande machen könnten, so wird es das Beste sein, — und ich glaube Freund Castilia ist darin mit mir einverstanden — Sie lieber laufen zu lassen. Ich erinnere Sie aber daran, daß wir in spätestens drei Tagen wieder eine organisirte Polizei haben werden, und möchte Ihnen rathen, sich dann nicht mehr hier treffen zu lassen. — Was sind das für Leute?" wandte er sich an Tadeo, der neben ihm stand, als sechs Männer den Gang heraufkamen und am Eingange des Hofes stehen blieben.

„Wir sind hierher bestellt, Señor, um die Leiche abzuholen. Es wird spät und die höchste Zeit, daß wir sie hinaustragen. Der Geistliche erwartet uns schon."

„Armes Kind," sagte Castilia, indem er einen mitleidsvollen Blick auf die holden Züge der Todten warf, „welch ein Fluch für Dich, von einer solchen Mutter durch das Leben geführt zu sein; aber laßt uns sie begleiten, Gonzales; es ist meines Bruders Kind, und der Unglückliche verläßt den Sarg doch nicht eher, bis sie ihn in die Grube gesenkt haben."

José gab den Arbeitern ein Zeichen, den Sarg zu schließen. Der alte Mann ließ es ruhig geschehen, er rührte und regte sich nicht. Endlich, als Alles bereit war, faßte ihn Castilia am Arm und hob ihn leise auf. Er ließ Alles mit sich machen und folgte willenlos wie ein Kind.

Die Männer hoben den Sarg auf und schritten damit dem Ausgang zu, und jetzt war es, als ob das Gefühl der Mutter noch einmal in dem verstockten Herzen erwachte. Sie trat ein paar Schritte vor, als ob sie dem Sarg folgen oder ihn zurückhalten wolle. Da traf sie Castilia's Blick, und scheu bebte sie zurück, blieb zitternd auf dem Hof stehen und folgte nur dem Sarg, so lange sie konnte, mit den thränenleeren Augen.

Drüben auf der Plaza hatte sich das Volk wieder in größerer Zahl zusammengefunden, denn das Gerücht ging, daß

man die bis jetzt gefangen gehaltenen Officiere, da Bruzual nirgends aufzufinden und, wie sich später herausstellte, allein, wie alle seine Vorgänger, nach Laguayra geflohen war, einfach entlassen wolle. Was sollte man mit so vielen Gefangenen machen, und eine Gefahr war von ihnen nicht mehr zu befürchten.

Monagas hatte sie oben im Regierungsgebäude ihrer Haft nach einer kurzen und nicht unfreundlichen Ansprache enthoben und ihnen volle Freiheit gelassen, in der Provinz entweder zu bleiben — vorausgesetzt nämlich, daß sie sich ruhig verhielten — oder nach irgend einem andern Theil des Reiches überzusiedeln. Gleich nachher fand aber unten auf der Plaza noch eine andere Feier oder Festlichkeit statt, bei der von dem jetzigen General en chef José Tadeo Monagas eine Anzahl von Soldaten, die sich besonders in der letzten Schlacht ausgezeichnet hatten, zu Officieren ernannt werden sollten.

Teja stand unten mitten im Kreise, in welchen die Aspiranten eingeführt werden sollten, als außerhalb desselben einige der gelben, eben entlassenen Officiere, aber ohne Waffen vorübergingen.

„Caramba," rief der Spanier überrascht, indem er sich rasch umdrehte, „das ist ja ein unerwartetes Vergnügen, Oberst Bermuda, Sie unter den Herren der gelben Partei zu sehen. Sind Sie nur aus Versehen darunter gerathen?"

Bermuda sah über die Achsel nach Teja hinüber und wollte vorübergehen, aber so leicht entkam er seinem Gegner nicht.

„Halt, Señor," rief Oberst Teja, indem er aus der Reihe sprang und zu dem ihn jetzt in stolzer Haltung erwartenden Bermuda hintrat — „ich bin Ihnen noch, ehe wir wieder scheiden, Dank für einen gewissen Brief schuldig, den Sie die Güte hatten, mir hier nach Caracas her nachzusenden."

„Was wünschen Sie, Señor?" fragte Bermuda kalt.

Teja bog sich zu ihm hinüber und sagte leise: „Ihnen den Hals zu brechen, mein werther Herr. Bestimmen Sie mir auf morgen früh eine Stunde, wo ich mit Ihnen draußen am alten Schloß zusammentreffen kann."

„Ist es Ihnen um Sonnenaufgang genehm?" frug Bermuda ruhig.

Teja verbeugte sich, und sein Gegner schritt stolz vorüber.

Jetzt traten die Soldaten, die sich als besonders tapfer ausgezeichnet hatten, in den Ring, und unter ihnen stand auch unser alter Freund Samuel Brown, zeigte sich übrigens nicht im Geringsten befangen, sondern hatte beide Riesenhände, so weit das möglich war, in seine engen Hosentaschen gezwängt und machte ein ganz vergnügtes Gesicht.

Endlich kam die Reihe an ihn. Monagas las seinen Namen selber ab und sagte dann:

„Samuel Brown, Du bist mir von verschiedenen Seiten warm empfohlen worden. Du warst einer der Ersten im Innern der Stadt und hast zwei Officieren im Kampf durch Deine Tapferkeit das Leben gerettet. Ich ernenne Dich hiermit —“

„Seien Sie so gut und warten Sie noch einen Augenblick, General,“ unterbrach ihn jetzt der riesige Schwarze, indem er schmunzelnd vor sich nieder sah. „Daß ich tüchtig dreingeschlagen habe, will ich nicht leugnen, ich hatte auch die Knochen dazu; was aber das Officierwerden betrifft, so — wollen wir das doch lieber vor der Hand sein lassen, denn ich bin schon einmal General gewesen.“

„General?“ sagte Monagas erstaunt, indem er die rohe, ungeschlachte Gestalt lächelnd betrachtete.

„Ja wohl, General,“ erwiderte Samuel — „aber nicht lange und — es war auch gerade kein Vergnügen. Jedenfalls hab' ich ein Haar darin gefunden und denke gar nicht daran, noch einmal den Officier zu spielen. Geht's wieder mit den Gelben los, General, dann rufen Sie mich, und der Samuel schultert dann seine Muskete mit so gutem Willen wie vorher. Wenn's aber nicht nöthig ist, wollen wir doch lieber das Soldatenspielen lassen. Ich habe eine alte Mutter in Laguayra, die ich ernähren muß und um die ich mich die letzten Monate verwünscht wenig kümmern konnte. Meine Liebhaberei ist aber das Land, und da will ich sehen, daß ich wieder Arbeit bekomme und mir so viel verdiene, um mir ein Stückchen Land selber zu kaufen. Mit einem großen Titel arbeitet sich's aber schlecht und man hat immer zu vielen

Durst — nichts für ungut, General — das war so meine Meinung von der Sache."

„Und ein gesunder Kern liegt darin," erwiderte Monagas freundlich; „wenn ich Dir in irgend etwas behülflich sein kann, Kamerad, dann komm zu mir und Du sollst Deinen Mann in mir finden."

Samuel wurde über die freundliche Anrede etwas verlegen und zog sich, die Hände noch immer in den Taschen, unter die Uebrigen zurück. Dort mußte er sie aber herausthun, denn Teja reichte ihm etwas leichtsinnig die seine hin, die der Neger denn auch herzlich drückte.

„Samuel, alter Bursche," sagte Teja, „ich habe Euch den Dienst, den Ihr mir geleistet habt, nicht vergessen. Wenn Ihr Bauer werden wollt, weiß ich ein gutes Plätzchen für Euch. Wo habt Ihr Eure Mutter?"

„In Laguayra — aber wo wäre der Platz, Señor?"

„An der Lagune — aber wie steht's mit Eurer Kasse?"

„Na," meinte Samuel verlegen, „etwas Löhnung werden wir doch für das bischen Klopfen bekommen."

„Es ist besser, wenn Ihr nicht darauf wartet," fuhr Teja lachend fort. „Da nehmt das vor der Hand auf Abschlag, Ihr könnt es mir später von Eurer Löhnung wiedergeben," setzte er rasch hinzu, als er sah, daß sich der Neger weigern wollte, es anzunehmen, „und jetzt macht, daß Ihr nach Laguayra hinunter kommt, und holt die Mutter herauf. Nachher sprechen wir weiter darüber."

„Hm, das wäre mir recht," rief Samuel; „in Laguayra möchte ich doch nicht bleiben, denn das Lumpenvolk da würde mich ewig General nennen, bis ich ein paar von ihnen die Knochen entzweischlüge. Und wo soll's nachher hingehen?"

„Davon sprechen wir später, ich muß noch erst mit einem Freund darüber reden. Ihr findet mich im Hause von Pedro Gonzales, oder könnt mich wenigstens dort erfragen."

„Gut," sagte Samuel vergnügt lachend, und die drei Finger seiner Hände wieder in die Taschen schiebend, schlenderte er, lustig vor sich hin pfeifend, über die Plaza hinüber.

34.

Schluß.

Zwei Monate waren verflossen, und das Land begann die Wohlthat des Friedens zu spüren, wenn sich auch die Partei der Gelben noch so lange als möglich dagegen sträubte. Bruzual war wirklich nach Laguayra entkommen, obgleich Militärposten der Blauen den Weg besetzt hielten; aber wer achtete auf den Einzelnen, und schaden konnte er doch, wie man glaubte, nicht mehr.

Direct that er das auch nicht, indirect aber jedenfalls. Er nahm zuerst die zweihundert Mann Truppen, die in Laguayra lagen, auf die vor der Stadt liegenden Dampfer, und schien sogar die Absicht zu haben, den Hafen zu blokiren, um der jetzigen Regierung so viel Verlegenheit als möglich zu bereiten. Aber glücklicher Weise fehlte es ihm an Kohlen, die er nirgends an der Küste mehr bekommen konnte, und er warf sich nun, um einen vollkommen nutzlosen, ja sogar verbrecherischen Widerstand zu versuchen, nach Porto Cabello, unterhalb Valencia, wo er mit seinen Erpressungen gerade so begann, wie er in Caracas aufgehört hatte.

Monagas aber, der alte Haudegen, ließ ihm auch dort nur so lange Zeit, als er selber brauchte, mit einer ausgewählten Truppe seiner Blauen zu Lande und durch Valencia hinüber zu marschiren. Dann griff er die Gelben an und trieb sie wieder hinaus auf die See, und nun blieb ihnen vor der Hand keine andere Wahl, als an die äußerste westliche Grenze des Staates, nach Maracaibo zu flüchten, wo sie, wenn auch dort angegriffen, rasch in das indianische Territorium oder selbst nach Neu-Granada hinüber konnten. Daß man jetzt keine Zeit hatte, sich dort mit ihnen abzugeben, wußten sie und waren deshalb vor der Hand wenigstens sicher.

Uebrigens strafte sich jetzt die zu große Nachsicht gegen die Führer insofern, als sie noch im Besitz der drei venezuelanischen

Kriegsdampfer blieben. Man brauchte Bruzual nicht entwischen zu lassen und konnte ihn, mit einiger Vorsicht, recht gut in Caracas oder auf der Flucht gefangen nehmen, wonach er dann die Dampfer wohl hätte herausgeben müssen. So aber war er entkommen, und wenn er auch mit seinen Kriegsschiffen keinen Schaden mehr thun konnte, blieb es doch immer ein großer Verlust für den Staat, dem die Schiffe doch gehörten.

Die Soldaten der Regierung, die man in Caracas gefangen genommen hatte, waren alle entwaffnet und in ihre Heimath entlassen worden. Ein Theil von ihnen, an ein müßiges Leben die langen Jahre gewöhnt, trat zu den Blauen über, aber der Staat brauchte jetzt sehr wenig Soldaten und hatte doch eine Masse der Falcon'schen Generale zu füttern, die man nicht gut einfach entlassen konnte, weil man dann nur zu bald eine neue Revolution voraussehen durfte. Tausende von Entlassenen aber breiteten sich jetzt doch über das Land aus, um ihren Arbeiten nachzugehen, die sie nur gezwungen hatten verlassen müssen, und die Hacienden belebten sich mit fleißigen Leuten. Das bis dahin glücklich versteckte Vieh wurde wieder hervorgetrieben, und die Natur, nur einigermaßen von Menschenhand unterstützt, füllte bald die lange leeren Speicher mit neuen Schätzen.

Es ward endlich doch Ruhe im Lande; die Garnison, die noch in Calabozo lag, ging, als sie sich von einer Abtheilung der Blauen bedroht sah und die Nachrichten aus dem Norden hörte, ohne einen Schwertstreich zu den Reconquistadoren über, und nur Pedro Manuel Rojas, der noch mit einer kleinen Garnison am Apure in San Fernando lag, schien eine Zeit lang unentschieden, was er thun solle, mußte sich aber auch zuletzt fügen. In Guyana hatte der dortige Präsident, Juan Bautista Dalla Costa, die Garnison der Gelben, von der aber schon die Meisten desertirt waren, aufgelöst und den Commandanten mit den Officieren nach Hause geschickt, sowie die ganze Provinz Guyana neutral erklärt, bis sich wieder eine Regierung in Caracas gebildet haben würde.

Man sah jetzt der Zukunft mit Vertrauen entgegen, und wenn auch der neue Finanzminister noch in diesen ersten Monaten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um,

fast ohne Mittel, den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Forderungen zu begegnen, so befriedigte er doch zum Theil die Gläubiger, man sah wenigstens den guten Willen, und wie nur erst einmal wieder Schiffe einliefen, um den Bedarf an Waaren zu decken, so bekam die Regierung auch wieder größere Einnahmen und damit freie Hand, allen Seiten gerecht zu werden.

Es war im September des Jahres 1868. Die Regenzeit schüttete noch ihre segensreichen Schauer nieder, und obgleich sie in diesem Sommer lange nicht so heftig auftrat als in manchen anderen Jahren, so blühte und grünte das Land doch überall in herrlicher Pracht.

Wenn sie aber schon die sonst kahlen Berge um Caracas her in ein Blumenfeld verwandelt und mit dem saftigsten Grün bedeckt hatte, so schien sie an der Lagune von Valencia einen wahren Zaubergarten geschaffen zu haben. In paradiesischer Schöne lag das weite Thal, und auf den Hacienden nicht allein herrschte fröhliches Leben, nein, auch die Wege zeigten wieder reges Treiben, die kleinen Städtchen, die sonst von Soldaten wimmelten und von den Bürgern fast verlassen waren, hatten wieder ihre Verkaufsläden und Fenster geöffnet, und Abends konnte man — ein fast vergessener Laut, das fröhliche Blöken der Kühe hören, die zum Melken kamen.

Und welches heitere, glückliche Leben herrschte bei den guten Menschen auf der Hacienda an der Lagune — war doch Glück und Liebe dort eingekehrt, durch welche die beiden Familien Castilia und Gonzales eng verbunden werden sollten.

Eloi, schon seit vierzehn Tagen wieder vollständig von seinen überhaupt nicht gefährlichen Wunden genesen, hatte Beatriz, des alten Gonzales holdes Töchterlein, so lieb gewonnen, daß er in Caracas an demselben Tage um ihre Hand anhielt, als José um Ana's Hand auf der Hacienda warb, und heute sollte dort draußen die Verlobung der glücklichen Paare gefeiert werden.

Die Hacienda hatte aber in der Zeit noch einen Bewohner bekommen, der sich rasch in das neue Leben hineingefunden, und zwar den alten Perdido, Antonio's Bruder, der von dem Augenblick an, wo er seine Tochter zu Grabe geleitete,

weich und nachgebend geworden war und sich leiten ließ, wie man ihn haben wollte.

Möglich, daß jener Augenblick an dem Sarg des Kindes, wo sich die ersten Thränen wieder Bahn brachen, eine Art Krisis herbeigeführt hatte, die ihn, wenn auch nicht vollkommen heilte, doch seinen Zustand milderte. Von Tadeo geführt, ließ er Alles mit sich machen, ließ sich waschen und neu kleiden, und folgte dann dem Bruder hinaus nach der Lagune, wo er sich anfangs freilich unter allen den ihm fremden Menschen scheu und zurückgezogen hielt; aber die Kinder im Haus gewannen ihn bald dem Leben zurück.

Antonio Castilia hatte mit Tadeo verabredet, daß dessen Bruder Pablo das kleine Grundstück in Chacao als Eigenthum überkam, während Tadeo selber von seinem neuen Beschützer einen weit größeren und besser gelegenen Platz an der Lagune mit einem freundlichen kleinen Hause erhielt und dort ungestört wirthschaften konnte. Ein ähnlicher Platz lag dicht daneben, aber der dafür bestimmte Eigenthümer fehlte noch, obgleich er schon vor längerer Zeit versprochen hatte einzutreffen.

Jetzt saß der alte Don Carlos — wie Perdido im Hause wieder genannt wurde — den größten Theil des Tages oben unter dem Vorbau an der steinernen Treppe, glücklich wenn eines der Kinder zu ihm kam und sich mit ihm beschäftigte, und die Kinder hatten ihn seines liebevollen Betragens wegen alle gern. Nur wenn wirklich Fremde eintrafen, zog er sich scheu in sein Zimmer zurück, obgleich er den täglich im Haus Verkehrenden nie auswich. Besonders aber war es wirklich rührend zu sehen, wie er manchmal vor Eloi stehen blieb, ihm das Haar aus dem Gesicht strich und ihn leise „Antonio“ nannte. Es war augenscheinlich, er sah in dem jungen Mann des eigenen Bruders Züge, wie er ihn früher gekannt und noch immer unverändert im Gedächtniß trug. Er wurde sich wohl auch seines jetzigen Zustandes nie recht klar bewußt, aber er war freundlich und gut, und Alle thaten dem „Onkel Carlos“ zu Liebe, was sie nur irgend konnten.

Ein Gast im Hause seit einigen Tagen war Oberst Teja, der jetzt seinen Abschied genommen und gegen den alten Ca-

stilia die Absicht ausgesprochen hatte, sich in Venezuela anzukaufen. Nachdem er mit Monagas noch die Gelben aus Porto Cabello verjagt und auf ihre Schiffe getrieben, ging er zurück nach Caracas und Laguayra, wo er seine Gelder von daheim erwartete. Jetzt, mit dem letzten Dampfer, waren diese eingetroffen, und wie er sagte, sei er nur herausgekommen um der Familie, die ihn so freundlich aufgenommen habe, seinen Abschiedsbesuch zu machen, da er aller Wahrscheinlichkeit nach weiter in das Innere gehen würde.

„Und weshalb wollen Sie sich nicht in unserer Nähe ansiedeln?“ frug ihn Castilia. „Sie wissen, wie mein Sohn an Ihnen hängt, wie gerngesehen Sie bei unserer ganzen Familie sind, also da hätten Sie doch gleich eine Nachbarschaft. Besseres Land finden Sie in ganz Venezuela nicht, und billig können Sie in jetziger Zeit ebenfalls hier kaufen, denn viele Leute hat der Krieg so heruntergebracht, daß sie wenigstens einen Theil ihrer Hacienden verkaufen müssen, um sich wieder etwas empor zu bringen.“

Teja gab aber ausweichende Antworten. Er wolle sich doch lieber erst auch das übrige Land ansehen; er möchte sich nicht gleich auf der Stelle an dem ersten Platz festsetzen, der ihm gut gefallen u. s. w., und Señor Castilia hörte natürlich auf, in ihn zu dringen.

Das Wetter war den ganzen Tag unsicher gewesen, zuweilen kam der blaue, klare Himmel heraus, und dann zogen wieder dunkle Wolken darüber hin; im Norden aber stand eine schwere, feste Wand und versprach einen der jetzt gewöhnlichen Abendgüsse.

Es war bald Mittagszeit, und Rosa ging in den Garten hinunter, um noch ein frisches Blumenbouquet für die Tafel zu schneiden. Es war das ihr tägliches Geschäft, denn Niemand arrangirte die Blüthen mit so viel Geschmack und so reizend als sie.

Teja war in der Umzäunung gewesen, wo die Pferde standen und unter einem breiten Schuppen Schutz gegen Regen fanden. Er kam durch den Garten und traf dort, vielleicht zufällig, mit Rosa zusammen; eigentlich hätte er einen nähe-

ren Weg durch das Orangendickicht gehabt, das zwischen dort und dem Hause lag.

„Señorita, darf ich Ihnen helfen?“ sagte er, als er in dem schmalen Weg herankam und gegrüßt hatte, als ob er vorübergehen wollte. „Sie müssen sich überhaupt eilen, denn wir bekommen bald Regen.“

„Ich glaube noch nicht,“ erwiderte Rosa und war dabei, ohne eigentliche Veranlassung, denn die Worte klangen harmlos genug, blutroth geworden.

Teja trat zu der Hecke hinüber und suchte einige der schönsten und noch nicht durch den Regen geschädigten Rosen aus. Es war fast, als ob er etwas sagen wolle, aber das Athmen wurde ihm so schwer, daß er kein Wort über die Lippen brachte.

„A propos, Señor,“ fragte das junge Mädchen, der entweder das Schweigen peinlich wurde, oder die sich auch vor dem Reden fürchtete, „Sie haben uns ja noch kein Wort davon gesagt, wie Ihr Duell mit Oberst Bermuda ausgefallen ist. Don José erzählte uns nur, daß Sie ihn gefordert hätten, war aber am nächsten Tag von Caracas abgereist und hörte nichts weiter darüber.“

„Das hatte ich auch, mein Fräulein,“ erwiderte der junge Mann etwas verlegen, denn er trug jetzt ganz andere Dinge im Kopf als Oberst Bermuda — „das Rendezvous sollte am alten Schloß bei Caracas sein — Sie kennen wohl den Platz, nicht wahr?“

„Ei gewiß kenn' ich ihn.“

„Wir wollten uns mit oder nach Sonnenaufgang dort treffen — ich bin auch über drei Stunden dort geblieben.“

„Und er kam nicht?“ rief Rosa rasch uud drehte sich nach ihm um.

„Das Wetter wird ihm wohl zu schlecht gewesen sein,“ meinte Teja, „denn es regnete stark, und später — hatte er wohl keine Zeit mehr, denn Bruzual war ihm so rasch mit den Schiffen durchgegangen, daß er zu Pferde nach Porto Cabello reiten mußte. Er ist hier vorbeigekommen. Hat er nicht bei Ihnen vorgesprochen?“

„Nein, das nicht,“ — und eine leise zornige Bewegung kräuselte ihre Lippe ein wenig.

„Señorita," fuhr jetzt Teja fort, der das Rosenpflücken ganz vergessen zu haben schien, aber mit so leiser Stimme und ohne das Mädchen anzusehen, daß ihn Rosa kaum verstehen konnte, und doch mußte sie es gehört haben, denn sie wurde noch viel röther als vorher — „ich weiß, daß Bermuda gewagt hat, um Ihre Hand anzuhalten."

Rosa schwieg — sie konnte in dem Augenblick nichts Gescheidteres thun.

„Was würden Sie nun sagen, wenn — wenn es noch Jemand gäbe, der —" er athmete tief auf — „der eben so unverschämt wäre wie Bermuda."

Rosa schien es selber nicht zu wissen, sie wandte sich halb ab, und ihr Herz klopfte fast hörbar in der Brust — dadurch aber, daß sie ihn nicht mehr ansah, bekam Teja Muth. — Im Nu hatte er die gepflückten Blumen fallen lassen, und des Mädchens Hand ergreifend, sagte er mit zitternder, herzlicher Stimme: „Rosa, ich bin Ihnen von ganzer Seele gut, und wenn Sie mich nicht fortschicken wollen, wäre ich der glücklichste Mensch unter Venezuelas schönen Himmel."

„Aber wer schickt Sie denn fort?" fragte Rosa — sie wußte kaum was sie sprach, und trotzdem war es genug. Zugleich hatte Teja auch schon seinen Arm um sie geschlagen und preßte sie in seliger Lust an seine Brust.

„Aber, Señor!" rief Rosa erschreckt aus.

„Ob ich es mir denn nicht gedacht habe!" rief plötzlich der alte Castilia, der in diesem Augenblick an einem andern dicht daran hinführenden Weg vorüber wollte und die Gruppe bemerkt hatte — ihn hatten die beiden jungen Leute natürlich gar nicht gehört. Teja ließ im Nu das Mädchen los, und über die kleine Hecke springend und des alten Herrn Hand ergreifend, rief er mit herzlicher Stimme:

„Mein lieber Vater — sind Sie mir böse, wenn ich mir hier in Ihrer Nähe meine Heimath suche?"

„Komischer Mensch," erwiderte Castilia, indem er ihn kopfschüttelnd betrachtete. „Daß Sie dem Mädchen da gut waren, das weiß jede Magd im ganzen Hause, und daß Rosa Ihnen gut war, ebenfalls."

„Aber, Papa!“ rief Rosà erschreckt, „ich hab' es ja selber nicht gewußt.“

„Das soll manchmal so vorkommen,“ meinte der alte Herr, „und diesem jungen Menschen hab' ich's unter den Fuß gegeben — so deutlich, als man es nur anständiger Weise thun kann, und ihm zugeredet, sich hier in der Nähe anzukaufen, damit wir später Alle beisammen wären. Aber Gott bewahre — er muß erst das Land kennen lernen, vielleicht findet er dann bei Calabozo oder Apure oder sonst in einer entlegenen Gegend, mitten in den dürren Llanos, einen Punkt, der ihm besser gefällt als die Lagune von Valencia — wie Señor?“

„Aber, bester Vater, konnt' ich mich denn entscheiden, bis ich wußte, wie mir Rosa gesinnt war? Mit jungen Damen ist in dieser Hinsicht nicht zu spaßen — und darf ich sie die Meine nennen?“

„Wenn Sie die geringste Rücksicht auf Ihre Braut nehmen,“ sagte da Señor Castilia mit einem Anflug von Humor, denn er fühlte, daß ihm selber die Thränen in die Augen kamen, und drückte die Hand des jungen Mannes, die er in der seinen hielt, „so machen Sie, daß Sie dieselbe noch vor dem Regen unter Dach und Fach bringen. In fünf Minuten wird es in Strömen vom Himmel gießen.“

Rosa war schon um die kleine Hecke geflogen und lag an ihres Vaters Brust — er preßte seine Lippen in zärtlicher Liebe auf ihr Haupt, dann aber schob er sie von sich, denn ein paar große schwere Tropfen schlugen nieder und der Wind begann mächtig in den Wipfeln zu rauschen.

Teja war wieder zurückgesprungen und hatte seine gepflückten Rosen aufgegriffen — die durfte er nicht zurücklassen, denn sie sollten ihm ja helfen, die Erinnerung an den schönsten Augenblick seines Lebens zu bewahren — dann aber Rosa's Arm ergreifend, eilte er mit ihr im Triumph dem Hause zu — und in das Zimmer der Mutter. Señor Castilia konnte ihnen gar nicht so rasch folgen. Wie Bleikugeln so schwer schlugen indessen schon die Tropfen auf die Blätter und den Boden — verschwanden plötzlich wieder auf eine halbe Minute — und dann rauschte es nieder, daß man fast nicht mehr wußte, fielen die Tropfen von oben nieder oder

sprangen sie aus dem Boden selber herauf, so hoch spritzten sie in die Höhe und verwandelten den ganzen Gartenplatz in kaum einer Viertelstunde in einen kleinen See.

Aber was hinderte das die glücklichen Menschen da oben in dem Herrenhaus der Hacienda! Den beiden Brautpaaren war es allerdings schon in den letzten Tagen nicht entgangen, daß sich Oberst Teja und Rosa herzlich lieb hatten, aber Jedes schien sich auch gescheut zu haben, ein Wort darüber zu äußern.

Nur an Onkel Carlos ging dieser Jubel ziemlich still vorüber. Auch sein Antlitz heiterte sich wohl auf, als er so viele glückliche Menschen um sich sah; das Lachen war aber seinem Ohr die langen Jahre hindurch ein ungewohnter Laut geworden; nur als auch Eloi zu ihm kam und ihm die Hand drückte, machte er sich los von ihm, nahm sein Gesicht zwischen beide Hände, sah ihm lange in die Augen und sagte dann, indem er ihm freundlich zunickte: „Antonio.“ Dann setzte er sich wieder in seinen Stuhl auf der Veranda, und sah zu, wie der Regen auf die Erde niederpeitschte.

Mitten in dem Jubel der ganzen Familie, die jetzt endlich zum Essen gerufen war — und heute saß Teja neben Rosa — rief plötzlich der alte Castilia, der seinen Platz so hatte, daß er die ganze Allee überschauen konnte: „Hallo, was ist das? Kommt da Besuch, oder wer fährt da in den Hof herein?“

Alle Köpfe drehten sich um, aber erst als das Fuhrwerk die dichten Bäume hinter sich hatte und die Palmenallee erreichte, konnten sie erkennen, daß es ein von einem einzelnen Maulthier gezogener Karren war, auf dem zwei Kisten standen und zwei menschliche Wesen saßen, während ein breitschultriger Neger nebenher ging und das Maulthier trieb. Daß Alle gerade so aussahen, als ob sie eben aus einem Fluß herausgefischt wären, versteht sich von selbst. Das dünne Kattunzeug, das sie trugen, klebte ihnen fest an den Körpern, und es bedurfte einiger Zeit, bis die Familie herausbekam, wer sich da nahe.

„Das ist unser neuer Nachbar Samuel!“ rief Señor Castilia, der sich zuerst über die Ankömmlinge klar zu werden schien. „Er kommt, um in sein neues Besitzthum einzuziehen — hat sich hübsches Wetter dazu ausgesucht!“

„Und der Eine auf dem Wagen da oben muß Felipe sein," rief Teja, „ich kann den Armstumpf erkennen. Was sitzt aber da neben ihm — ein Kind?"

„Samuel wollte seine Mutter mitbringen, aber ich sehe sie nicht auf dem Wagen," meinte Señora Castilia.

„Vielleicht kommt noch ein anderer Karren hinterdrein," erwiderte ihr Gatte, „die sind aber schön naß geworden. Sinto, spring in die Küche hinunter, laß ein tüchtiges Feuer anmachen, daß sie sich wieder trocknen können, und sorge dafür, daß sie reichlich zu essen bekommen. — Da nimm auch die Flasche Wein mit; das wird ihnen besonders gut thun. Nach dem Essen kommen wir hinunter, um sie zu begrüßen."

Das Mittagsmahl war beendet — und ein glücklicheres wohl noch nie in dem alten Gebäude verlebt worden. — Als endlich Castilia aufstand, um seine neuen Gäste unten in der Halle zu begrüßen, erhoben sich Alle von ihren Sitzen, und beschlossen, ihn zu begleiten. Die Damen wollten doch auch den neuen Nachbar kennen lernen, dem sie ja eigentlich ihr ganzes Glück verdankten. Nicht allein Eloi's, nein auch Teja's Leben hatte er ja gerettet, wie ihnen dieser eben bei Tisch erzählt. Sie fanden unten in der Küche eine fröhliche Gesellschaft versammelt, so fröhlich in der That, daß die ganze Küche von dem Lachen der Dienstboten zitterte. Die Leute hatten sich um ein kleines, wunderliches Wesen versammelt, aus dem die Damen im ersten Augenblick gar nicht klug werden konnten, was es eigentlich sei, ein alter Mann, ein Knabe oder eine Frau. Dieses etwa vier Fuß hohe räthselhafte Geschöpf war in ein kurzes, noch ganz nasses braunes Kattunröckchen gekleidet, das ihm etwa bis zum Knie herunterging, hatte graue Haare und eine tiefe Baßstimme, aber so lebhafte Bewegungen wie ein Kind, und schien sich an der warmen Flamme, und mit einem schon halb geleerten Wasserglas voll Wein vor sich und einer kleinen kurzen Pfeife im Munde, so vortrefflich zu befinden, daß es lauter Schnurren erzählte, über welche die Leute jedesmal in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Dicht daneben aber saß Samuel, sein breites Gesicht vor Vergnügen schmunzelnd, während seine Blicke mit innigem Behagen, ja mit Zärtlichkeit auf der kleinen wunderlichen

Gestalt an seiner Seite hafteten. Nur manchmal, wenn sie es gar zu arg trieb und vor Ausgelassenheit vom Stuhl aufsprang und zu hüpfen anfing, legte Samuel ihr seine breite Hand wie ein Centnergewicht vorsichtig auf die Schulter und drückte sie wieder auf ihren Stuhl.

Als die Herrschaft unten in der Küche erschien, legte sich allerdings der Lärm, und Samuel, der rasch aufsprang, schüttelte erst die ihm gebotenen Hände von Eloi, Teja und José, dann ging er auf den alten Herrn Castilia zu und sagte treuherzig:

„Nun, Señor — da sind wir — und das kleine Bischen Mutter hier habe ich ebenfalls mitgebracht, wie Sie es gewollt haben. Anfangs war es mir freilich nicht so ganz recht, ein so großes Geschenk von Ihnen anzunehmen, aber zuletzt dachte ich: Sie haben's einmal — das Stückchen Land wird Ihnen nicht besonders weh thun, und gute — Nachbarschaft wollen wir schon halten."

„Da können Sie sich auf meinen Sohn verlassen," fuhr jetzt die kleine alte Frau dazwischen, indem sie, unter dem Arm des Riesen vorgleitend, so geschwind wie ein Wiesel auf und nieder knixte. „Ein braver Mensch ist's, das hat er an mir armen alten Frau bewiesen, die er auf Händen trägt, und in der Welt geachtet ist er auch, — die Gelben hatten ihn schon zum General gemacht, aber er hielt es unter der Würde —"

Sie kam nicht weiter. Samuel hatte ihr leise seine Hand auf den Kopf gelegt, und wie er das Gewicht sinken ließ, war es, als ob er die alte Frau bis zur Hälfte ihrer natürlichen Größe in den Erdboden hineingedrückt hätte. Sie wurde so klein, daß der Saum ihres kurzen Röckchens den Boden berührte.

„Samuel," sagte Castilia freundlich — „das Wenige, was ich Euch gebe, zahlt noch nicht den tausendsten Theil meiner Schuld an Euch ab; aber auch ich bin überzeugt, wir werden gute Nachbarschaft halten. Und nun trocknet Euch vor allen Dingen und ruht Euch ordentlich von der Fahrt mit Eurer Mutter aus, und morgen früh könnt Ihr Euer kleines Besitzthum in Augenschein nehmen. Es wird Euch schon ge-

fallen; das Häuschen ist freundlich und bequem, und der Boden fruchtbar und gut.

Ana war an José's Arm vorgetreten und hatte zu dem Neger halb in Zweifel, halb erstaunt aufgeschaut. Jetzt rief sie aus:

„Nein, ich irre mich gewiß nicht; das ist ja mein alter Reisegefährte aus der Diligence von Laguayra nach Caracas."

Der Neger sah sie erstaunt an.

„Das ist wohl möglich, Señorita," sagte er nach einer kleinen Weile, und es war fast, als ob er dabei erröthen wollte, wenn die Haut nur die Farbe durchgelassen hätte, „ich bin freilich einmal mit einer jungen Dame in der Diligence gefahren, habe aber ihr Gesicht in der ganzen Zeit nur wenig zu sehen bekommen, und — die Erinnerung daran ist auch für Sie vielleicht angenehmer als für mich."

Ana lächelte. Samuel fuhr aber gutmüthig fort: „Ich habe mich dabei wahrscheinlich nicht so betragen, wie es sich für einen Caballero schickt — ich — hatte ein bischen viel im Kopfe und — mußte nachher auch die ganze Nacht auf der Straße schlafen. Aber das ist jetzt vorbei, und wenn Sie das gerade waren, so denk' ich, ist noch Alles zum Besten für uns ausgeschlagen. Sie sind mir doch nicht böse?"

„Sie haben mir zweimal den Bruder gerettet," erwiderte Ana mit tiefer Bewegung, indem sie Samuel die Hand hinüberreichte, „glauben Sie uns Allen, daß wir Ihnen ewig dankbar dafür sind."

Samuel nahm die Hand, aber äußerst vorsichtig. Er legte sie in seine hohle Linke und streichelte mit der Rechten sanft darüber hin, dann nickte er ihr freundlich zu, und als seine Mutter herumfahren und auch noch ihren Spruch — und wahrscheinlich eine Lobpreisung Samuel's — anbringen wollte, hob er sie unter den Armen wie ein Kind in die Höhe, drehte sich mit ihr herum und setzte sie wieder auf ihren Stuhl.

Die Revolution war beendet, und das Volk wollte Monagas aller Orten zum Präsidenten wählen, aber die Nachsicht gegen Bruzual trug jetzt ihre bösen Früchte.

Als sich dieser letzte General der Gelben in Porto Cabello festgesetzt hatte, folgte ihm, wie schon erwähnt, der alte Monagas mit jugendlicher Frische und trieb ihn wieder auf seine Schiffe, aber er selber hatte sich dabei wohl zu viel auf seine Kraft verlassen. Er erkrankte schon in Porto Cabello gefährlich und starb bald darauf in Caracas — er hat sein Wort gehalten.

Was er früher in Venezuela — wie schwer es auch gewesen — gesündigt hatte, ist vergessen; er hat seinen Namen reingewaschen von jeder Schmach, und José Tadeo Monagas wird von jetzt an in der venezuelanischen Geschichte als ein Mann gelten, der sein Vaterland liebte und es von dem ärgsten Druck befreite.

Soll ich noch sagen, wie glücklich die jungen Paare von jetzt an alle in der Nähe des Castilia'schen Stammsitzes lebten? Es ist kaum nöthig; die Hochzeiten wurden auf Einen Tag gefeiert, und wie sich die Liebenden im Unglück gefunden hatten, schien ihnen das Glück jetzt, das ihnen ein Paradies zum Wohnplatz gegeben, fortan um so freundlicher zu lächeln.

E n d e.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.